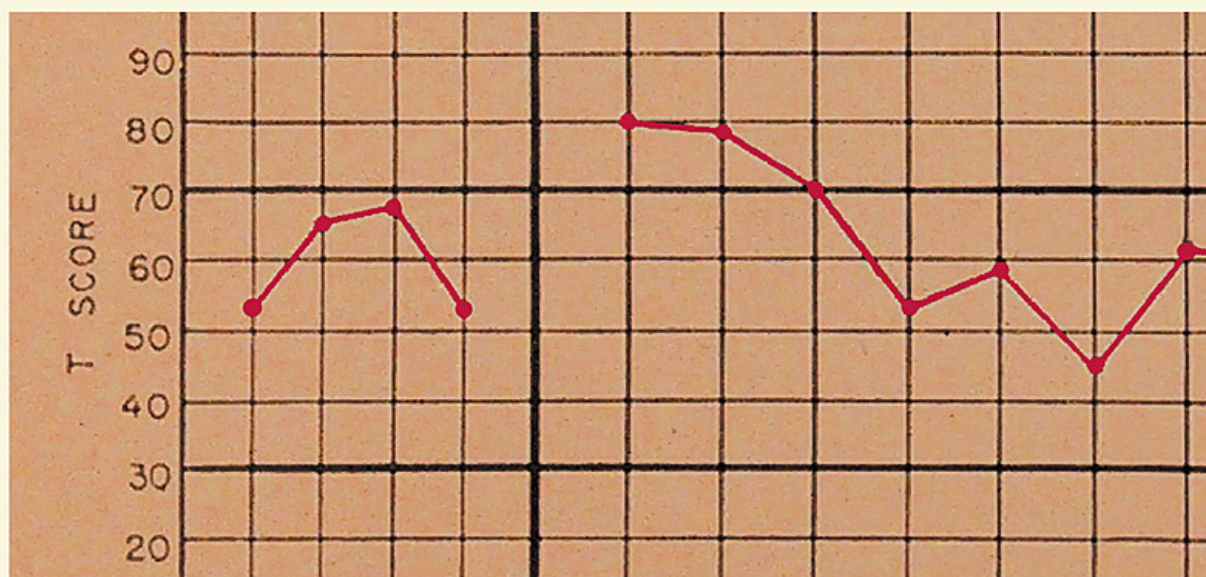


David Keller

Person und Form

Eine Medien- und Wissensgeschichte
der Persönlichkeitsdiagnostik



*Historische
Wissensforschung 16*

Mohr Siebeck

Historische Wissensforschung

16

Herausgegeben von
Caroline Arni, Stephan Gregory, Bernhard Kleeberg,
Andreas Langenohl, Robert Suter † und Simon Teuscher



David Keller

Person und Form

Eine Medien- und Wissensgeschichte
der Persönlichkeitsdiagnostik

Mohr Siebeck

David Keller, Studium der Psychologie, Kulturwissenschaft und Kunstgeschichte an der Universität Potsdam, der Humboldt-Universität zu Berlin und der University of British Columbia in Vancouver, Kanada. Dissertation im Fach Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Während der Promotionsphase wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung der Universität zu Lübeck und Mitglied des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck. Gegenwärtig tätig als Universitätsdozent (Schwerpunkt Geschichte, Theorie und Ethik der Psychologie und Psychotherapie) sowie als psychologischer Psychotherapeut (Schwerpunkt psychosoziale Versorgung Geflüchteter und transkulturelle Psychotherapie).
orcid.org/0000-0002-1535-0535

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung der 2019 an der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Kulturwissenschaft verteidigten Dissertation. Sie wurde im Jahr 2021 ausgezeichnet mit dem Max-Dessoir-Preis der Fachgruppe Geschichte der Psychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.



Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

ISBN 978-3-16-161063-9 / eISBN 978-3-16-161064-6

DOI 10.1628/978-3-16-161064-6

ISSN 2199-3645 / eISSN 2199-3645X (Historische Wissensforschung)

© 2021 David Keller. www.mohrsiebeck.com

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

„Dieses Werk ist lizenziert unter der Lizenz ‚Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International‘ (CC BY-SA 4.0). Eine vollständige Version des Lizenztextes findet sich unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>“.



Die Bedingungen der Creative Commons-Lizenz gelten ausschließlich für die vom Autor der Publikation erstellten Texte und Abbildungen. Die Wiederverwendung von Material aus anderen mit entsprechender Angabe gekennzeichneten Quellen wie Abbildungen, Fotografien oder Textauszüge kann weitere Nutzungsgenehmigungen durch den betreffenden Rechteinhaber erfordern.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Rottenburg/N. aus der Minion gesetzt, von Gulde Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Großbuchbinderei Spinner in Ottersweier gebunden.

Printed in Germany.

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsnachweise	IX
1 Einleitung	1
1.1 Aufbau und Quellen der Studie	5
1.2 Theoretische und methodische Verortung	9
1.2.1 Objekte und Praktiken des Wissens	9
1.2.2 Wissen über die Psyche	12
1.2.3 Person und Form	14
1.3 Person, ›Charakter‹, ›Persönlichkeit‹ – eine ideengeschichtliche Skizze	16
1.3.1 Der Mensch als Individuum und Subjekt	17
1.3.2 Persona und Persönlichkeit – Rolle und Form	20
1.3.3 Charakter und Temperament – Material und Stoff	25
1.3.4 Kulturelle Aufladungen und Rezeptionsweisen	29
2 Der Ausdruck der ›Persönlichkeit‹	33
2.1 Experimente in Berlin	36
2.2 »The Expression of Personality«	53
2.2.1 Epistemisch-mediale Praktiken	56
2.2.2 Populäre Vorstellungen und fachspezifische Rezeptionsweisen ...	67
2.3 »Diagrams of the Unconscious«	72
2.3.1 Epistemisch-mediale Praktiken	74
2.3.2 Rezeption in der Medienöffentlichkeit und im Fachdiskurs	83
2.4 Fazit	87
3 Der Körper als Medium des Psychischen	91
3.1 Der Körper als Abdruck und Spur / Handschrift	95
3.1.1 Marker von Identität und Medium psychischer Merkmale	96
3.1.2 Graphologische Analysen und Schriftexperimente in Nordamerika	113

3.2	Der Klang des Körpers / Stimme und Sprechweise	128
3.2.1	Die Stimme im Umkreis von Ausdruckspsychologie und Charakterologie	132
3.2.2	Stimm-Studien jenseits des Atlantik	141
3.2.3	Fazit	149
3.3	Der Ausdruck des Körpers / Mimik und Pantomimik	152
3.3.1	Mimik und ›Charakter‹ in der Heerespsychologie	153
3.3.2	Das Gesicht zwischen populärer Diagnostik und wissenschaftlicher Psychologie	173
3.4	Die Form des Körpers / Tektonik und Konstitution	180
3.4.1	Die Psyche des pyknischen Körpers – Kretschmers Konstitutionstypologie	181
3.4.2	Endomorphe Wesensarten – Sheldons Konstitutionspsychologie	191
3.5	Fazit	213
4	Projektionen der ›Persönlichkeit‹	219
4.1	Der Inhalt einer blauen Pappschachtel	221
4.1.1	Der TAT und die Harvard Psychological Clinic	224
4.1.2	Der TAT im Kontext – Genealogie und Vorbedingungen	228
4.2	Ein Röntgenbild der Seele	240
4.2.1	Zur Konstruktion des TAT – Bildwelten und Bildgeschichten	240
4.2.2	Diagnostik mit dem TAT – vom Bild zur Narration zur Diagnose	253
4.3	Projektive Psychodiagnostik: Diskurs und Medialität	256
4.3.1	Projektion – begriffs- und mediengeschichtliche Aspekte	256
4.3.2	Projektive Tests – Konsolidierung und Kritik	262
4.4	Fazit	268
5	Die Metrik der ›Persönlichkeit‹	271
5.1	»A Multiphasic Personality Schedule«	275
5.2	Mentale Tests und Psychometrie	279
5.3	›Intelligenz‹-Messungen	285
5.4	›Persönlichkeit‹ als Testobjekt	296
5.5	Technologien der Psyche auf Papier	309
5.6	Fallstricke der Selbstauskunft	312
5.7	Die Materialisierung der multiphasischen ›Persönlichkeit‹	320
5.8	Fazit	326

6	Faktoren der ›Persönlichkeit‹	329
6.1	Experimente an einer Londoner Klinik	330
6.1.1	Neurosen am Mill Hill Emergency Hospital	332
6.1.2	Personen als Faktoren	338
6.1.3	›Dimensions of Personality‹	350
6.1.4	Konturen eines neuen Forschungsprogramms	356
6.1.5	Medien, Objekte, Prozeduren	364
6.2	Urbana: Experimente an einer Universität in Illinois	371
6.2.1	Die Konturierung eines Experimentalsystems	375
6.2.2	›The Description and Measurement of Personality‹	380
6.2.3	Medienverbände und Datenkoppelungen	388
6.2.4	Maschinenträume der ›objektiven‹ Messung	395
6.3	Fazit	403
7	Ausblick und Fazit: ›Persönlichkeit‹ im neurowissenschaftlichen Blickregime	407
7.1	Bilder der ›gestörten Persönlichkeit‹	413
7.2	Das mediale Dispositiv der neurowissenschaftlichen Persönlichkeitsforschung	418
7.3	Das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ – Formen, Praktiken, Medien	422
8	Nachwort und Danksagung	427
	Quellen- und Literaturverzeichnis	429
	Archive	429
	Gedruckte Literatur	429
	Personen- und Sachregister	475

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Emil Ludwig, »Die Durchleuchtung der Seele«, in: *Berliner Illustrierte Zeitung* 35, Nr. 10 (1926), 299.
- Abb. 2.1: Rudolf Arnheim, »Experimentell-psychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem. Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. IV«, in: Max Wertheimer (Hrsg.), *Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften* 11 (1928), 127.
- Abb. 2.2: Ebenda, 131.
- Abb. 2.3: Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Zweyter Versuch. Mit vielen Kupfertafeln*, Leipzig/Winterthur 1776, 99. Deutsches Textarchiv, http://www.deutschestextarchiv.de/lavater_fragmente02_1776/127 (letzter Abruf: 29. August 2021).
- Abb. 2.4 und 2.5: AHAP, Werner Wolff Papers, M4856 Folder 1. The Drs. Nicholas and Dorothy Cummings Center for the History of Psychology, The University of Akron.
- Abb. 2.6 und 2.7: Ebenda Folder 2. The Drs. Nicholas and Dorothy Cummings Center for the History of Psychology, The University of Akron.
- Abb. 2.8: Ebenda, M4876 Folder 1. The Drs. Nicholas and Dorothy Cummings Center for the History of Psychology, The University of Akron.
- Abb. 3.1: Cesare Lombroso, *Grafologia*, Milano 1895, 154–155. Widener Library, Harvard University: <https://nrs.harvard.edu/urn-3:FHCL:1194405> (letzter Abruf: 29. August 2021).
- Abb. 3.2: Rudolf Köster, *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Handschriftproben*, Leipzig 1903, 118–119.
- Abb. 3.3: Ludwig Klages, *Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik*, Leipzig 1910, 86.
- Abb. 3.4: Albert J. Smith, *Applied Graphology*, Anzeige, American Heritage Center, University of Wyoming, June E. Downey Papers, Box 3, Folder 10.
- Abb. 3.5: June E. Downey, *Downey Individual Will-Temperament Test*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1921. American Heritage Center, University of Wyoming, June E. Downey Papers, Box 6, Folder 4. Anonymisiert.
- Abb. 3.6: Dewitt B. Lucas' *Ideal Graphological Chart*. American Heritage Center, University of Wyoming, June E. Downey Papers. Box 3, Folder 10.
- Abb. 3.7: Philipp Lersch, *Gesicht und Seele. Grundlinien einer mimischen Diagnostik*, München 1932, Tafel IV.
- Abb. 3.8: Ebenda, Tafel X.
- Abb. 3.9: Hermann Strehle, *Analyse des Gebarens. Erforschung des Ausdrucks der Körperbewegung*, München 1935, Tafel I, 201.
- Abb. 3.10: Ebenda, 207.
- Abb. 3.11: Katherine M. H. Blackford, »Learn How to Read these Faces«, 1915, in: *The American Magazine*, January 1 (1915), V79; 80.

- Abb. 3.12: Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Siebte und Achte verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1929, 18.
- Abb. 3.13 bis 3.15: National Anthropological Archives, Smithsonian Institution, William H. Sheldon Papers.
- Abb. 4.1: Szymon Hens, *Phantasieprüfung mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken*, Zürich 1917, Klecks 2.
- Abb. 4.2: Marion Post Wolcott, *Old Mountain Cabin Made of Hand Hewn Logs Near Jackson, Breathitt County, Kentucky*, 1940. Library of Congress, Prints and Photographs Division, Farm Security Administration/Office of War Information Black-and-White Negatives. Digital ID: fsa 8c13613 <http://hdl.loc.gov/loc.pnp/fsa.8c13613> (letzter Abruf: 29. August 2021).
- Abb. 4.3: Arnold Böcklin, *Drache in einer Felsenschlucht*, 1870, Bayrische Staatsgemälde-Sammlungen, Schack-Galerie, München: Andree 238 B P M. Bernd W. Lindemann/Kunstmuseum Basel (Hrsg.), *Arnold Böcklin. Eine Retrospektive*, Heidelberg 2001, Katalog 214, Bild 215.
- Abb. 4.4: Cecial Calvert Beall, »Illustration«, in: *Collier's*, March 23 (1940), 12. Mit freundlicher Genehmigung von *Collier's*. Walt Reed Illustration Archive, Modern Graphic History Library, Washington University in St. Louis, Missouri, USA, https://library.artstor.org/public/SS7731863_7731863_12527338 (letzter Abruf: 29. August 2021).
- Abb. 4.5: Kurt Struve, »Ablaufformen des Deutens bei 14–15jährigen Schulkindern«, in: *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* 37 (1930), 212.
- Abb. 5.1: Das *Minnesota Multiphasic Personality Inventory*. The Psychological Corporation, *The Minnesota Multiphasic Personality Inventory*, New York 1943. University of Minnesota Archives, Starke R. Hathaway Papers.
- Abb. 5.2: A. Binet/Th. Simon, »XII. Méthodes nouvelles pour le diagnostic du niveau intellectuel des anormaux«, in: *L'Année psychologique* 11 (1905), 205.
- Abb. 5.3: Robert S. Woodworth, *Personal Data Sheet*, Chicago 1924. Mit Genehmigung von Stoelting, Co.
- Abb. 5.4: Robert G. Bernreuter, *The Personality Inventory*, Stanford (California) 1931. Copyright 1931 by the Board of Trustees of the Leland Stanford Jr. University. Copyright renewed 1958 by Robert G. Bernreuter. American Heritage Center, University of Wyoming, June E. Downey Papers, Box 7, Folder 4. Anonymisiert. Reproduktion mit Genehmigung des Archivs und Stanford UP.
- Abb. 5.5: N. N., »The Minnesota MULTIPHASIC. It is One of the Most-Used Personality Tests in the World«, in: *The Minnesotan*, May (1952), 4. University of Minnesota Archives, Starke R. Hathaway Papers.
- Abb. 6.1: H. J. Eysenck, »Types of Personality: A Factorial Study of Seven Hundred Neurotics«, in: *British Journal of Psychiatry* 90 (1944), Figure 1, 855. Copyright 2018, Cambridge University Press. Reproduktion mit Genehmigung.
- Abb. 6.2: Louis L. Thurstone, *Multiple-Factor-Analysis. A Development and Expansion of The Vectors of Mind, Fourth Impression*, Chicago 1953, Abb. 1, 125. Reproduktion mit Genehmigung von University of Chicago Press.

- Abb. 6.3: Hans J. Eysenck, *Dimensions of Personality, Fifth Impression*, London 1947/1962, Fig. 2, 29. Copyright 1947 from *Dimensions of Personality* by Hans Jügen Eysenck. Reproduced by Permission of Taylor and Francis Group, LLC, a Division of Informa PLC.
- Abb. 6.4
und 6.5: Raymond B. Cattell, *The Description and Measurement of Personality*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1946, 83, 109.
- Abb. 6.6: Photo Courtesy of the University of Illinois at Urbana-Champaign Archives, image 4427: <https://archives.library.illinois.edu/archon/?p=digitalibrary/digitalcontent&id=4853> (letzter Abruf: 29. August 2021). RS 39/2/20, Box RES-3, Folder RES-3, 1952. Copyright by the University of Illinois.
- Abb. 7: Astrid Bjørnebekk/Anders M. Fjell/Kristne B. Walhovd/Håkon Grydeland/Svenn Torgersen/Lars T. Westlye, »Neuronal Correlates of the Five Factor Model (FFM) of Human Personality: Multimodal Imaging in a Large Healthy Sample«, in: *NeuroImage* 65 (2013), 199. <https://doi.org/10.1016/j.neuroimage.2012.10.009>. Copyright by Elsevier.

1 Einleitung

Im März 1926 wurden die Leserinnen und Leser der zehnten Ausgabe der *Berliner Illustrierten* mit einem Artikel überrascht, der bereits im Titel vollmundig von einer »Durchleuchtung der Seele« kündete. Der Schriftsteller Emil Ludwig berichtete darin begeistert von einem schwarzen Metallkasten, der, über Drähte mit der Kopfhaut verbunden, eine präzise Persönlichkeitsdiagnose im Medium der Elektrizität erlauben sollte (Abb. 1).¹ Die Apparatur war über einen Zeitraum von 17 Jahren von dem ukrainischen Arzt Zachar Bißky entwickelt und als »Diagnoskopie« der wissenschaftlichen Fachwelt, aber auch der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt worden.² Nachdem sich Ludwig als Testperson zur Verfügung gestellt und damit das Wunderwirken des Geräts am eigenen Leib erfahren hatte, war für ihn der Befund eindeutig: Zachar Bißky ließ sich mühelos in eine Reihe mit Geistesgrößen der Naturwissenschaft und Technik stellen wie Bunsen und Helmholtz, Edison und Marconi, Curie und Röntgen. Mit der Diagnoskopie schien für Ludwig eine neue Wissenschaft vom ›Charakter‹ eingeläutet, die nicht nur apparativ und elektrotechnisch vorging, sondern auch noch eindeutige numerische Ergebnisse erzeugte.³ »Was aber fand ich? Ein Bildnis meines inneren Wesens, fast gleich dem Bildnis, das ich im Herzen trug. Hier lag, in einer ziffernreichen Kurve, die Linie meines Charakters vor mir da«, musste er mit Blick auf den Befundbogen feststellen, der ihm im Anschluss ausgehändigt wurde.⁴

Ludwigs Bericht ist nur ein Beispiel aus der populären Presse, die in der Mitte der 1920er Jahre Bißkys Erfindung mehrfach begeistert behandelt hatte.⁵ Auch von Vertretern aus der Medizin, Psychologie und Arbeitswissenschaft war die Apparatur mit Interesse aufgenommen worden. Die über Induktionsstrom ab-

¹ Siehe Emil Ludwig, »Die Durchleuchtung der Seele«, in: *Berliner Illustrierte Zeitung* 35 Nr. 10 (1926), 299–306.

² Siehe Zachar Bißky, *Die Diagnoskopie. Eine neue Methode zur medizinischen, psychologischen und forensischen Diagnostik*, Karlsruhe/Berlin-Charlottenburg 1926.

³ Zur Konjunktur der Apparatur in der Weimarer Republik und ihrem baldigen Verschwinden, siehe Cornelius Borck, *Hirnströme – Eine Kulturgeschichte der Elektroenzephalographie*, Göttingen 2005, 92–101 sowie ders., »Electricity as a Medium of Psychic Life: Electrotechnical Adventures into Psychodiagnosis in Weimar Germany«, in: *Science in Context* 14 (2001), 565–590.

⁴ Siehe Ludwig, *Durchleuchtung*, 301.

⁵ Beispielsweise gab es Berichte in der *Frankfurter Zeitung*, der *Vossischen Zeitung* und auch im *Berliner Börsenkurier*. Siehe ebenso Adolf A. Friedländer, »Die Biskysche Diagnoskopie«, in: *Die Umschau* 30 (1926), 1053–1055.

Die Durchleuchtung der Seele.

Von Emil Ludwig.

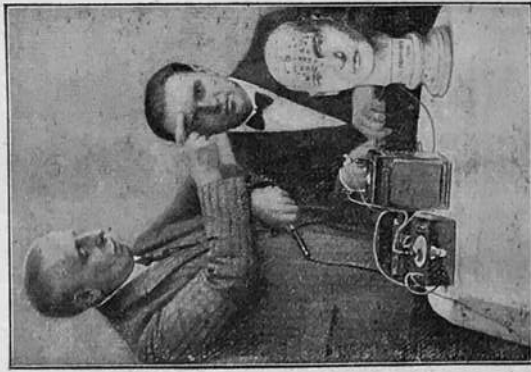
Breitern wird sich der Politiker eines Glückes bewußt, wenn er entscheidende Dinge im Weltleben erfährt, bevor sie der Tag und die Menge gepflücken. Größer ist das Erlebnis dessen, der Entschwerden im Geistesleben betwonen darf, ehe das der Schleier sich hebt. Um eine große Sache ist dies Jahrhundert reicher.

Ärzte und Kriminalisten, Physiker und Psychiater werden davon berichten, ein Strom der Steppis wird im zweiten Anlauf sich gehennet, der Fachmann jeder Art wird sich getroffen, verwirrt und schließlic übermächtig fühlen. Was mich betrifft, so kann ich nur als Schüler der menschlichen Seele und würde keineswegs darüber sprechen, hätte ich nicht die ein- zige Probe auf dies Exempel gemacht, der ich ver- traue. Nach dem, was ich sah, brauche ich mich vor keinem Abstrich zu schützen. Neben Burton und Sel- hols, neben Colson und Marconi, neben Curie und Königen tritt der Name Sachar Biskop. Mit ihm be- ginnt eine neue Wissenschaft. Er hat die Analyse des menschlichen Charakters, den wir anderen nur durch Intuition auseinanderzulegen suchen, mit Zahlen, untrüglich, er hat sie mit einem Apparate durchgeführt.

Da alles an dieser Sache empirisch ist, da keine Theorie zugrunde liegt oder gar präventiert wird, rede ich gleichfalls nur von meiner Erfahrung.

In einem leeren Zimmer, irgendwo in Berlin, werde ich vor einen mittelgroßen, vierkantigen Metall- kasten geführt, in dem man mit einem Akkumulator, einen Akkumulator und einen Schalter zeigt. Daneben auf dem Tisch steht ein Gipstopf, mit vielen nume- rierten Kreisen, roten und schwarzen, bedeckt; ich be- merke Zahlen bis 50, wohl auch mehr; manche stehen in der Mitte kleiner Kreise, die auch a, b, c anlagen. Drei Männer, die Apparat und Kopf erklären, zwei deutsche Techniker, ein Schweizer Arzt, fachliche Herren, bedeuten mir: die roten Zahlen sagen

diejenigen Reizstellen der menschlichen Kopfhaut an, die bestimmten Organen des Körpers entsprechen, werden also somatische genannt; die schwarzen sind die psycholo- gischen Reizstellen, die also, aus deren Reaktion



Praktische Anwendung der Diagnostikopie Sachar Biskop.

auf einen bestimmten elektrischen Strom sich die Eigenschaften der Seele erschließen. Diese sind es, die mich allein oder zunächst fesseln; sie will ich prüfen.

Die meisten Menschen, mit vielem, nur mit der beipflichtigen Mahnung nicht beschäftigt, sich selbst zu erkennen, werden diesen Apparat mit feierlichem Be- gehren aufsuchen, um von ihm Wahrheiten über sich selbst zu erfahren; die wenigen, die sich beobachtet und erkannt zu haben glauben, sind die wahren Kon- trollure dieser erkaunlichen Maschine. Wenn sich ein Kenner der menschlichen Seele in seiner Auto- diagnose durch die Funktionen dieses kleinen Eisen- kastens annähernd befähigt fühlt, so hat er den Kasten, er hat den besten Schüssel mit seinen zu- nächst komisch wirkenden Nummern nachgeprüft; nicht sich. Freilich, er darf nicht eitel sein und mit dem Apparate nicht aus Selbstsucht freieren; denn zeigt er meine Schwächen nicht an, so ist er ein Schmeichler, und ich gehe meiner Wege.

Wie aber, wenn der untersuchende Herr mich kennt? Hat er erfahren, ich läme heute früh, hat er vielleicht von einem meiner Brüder gehört? Hat er nicht rasch je einen meiner wenigen Freunde und zahlreichen Feinde aufgespürt, aus deren Urteilen er eine Mittel- linie konstatieren und seinen Apparat nachsprechen lassen könnte? Alle Quellen der Beeinflussung ver- liegen, denn was jetzt an meinem Kopfe festgelegt wird, kann ich von einem Punkt zum anderen mit eigenen Ohren kontrollieren.

Zunächst wird, indem ich eine der beiden Elet- troden mit beiden Händen ansetze, in einer halben Minute festgelegt, welche Stromstärke ich ohne Schmerz und Gefühl vertrage; auf dieses Maximum der Sensibilität, bei jedem Menschen verschieden, wird der Apparat eingestellt. Dann hängt mir der Unter- sucher einen doppelten Telefonhörer um den Kopf, daß beide Aufscheln an meinem Ohre sitzen. Diesbe- zügliche Darstellung der Reaktionen, in Gestalt der- selben Telefonnummern, hört der Untersucher. Dieser nähert nun die zweite Elektrode, in eine kleine

Abb. 1: Der Biskopsche Apparat im Einsatz.

laufende Testung sollte nicht nur einer besseren Selbsterkenntnis dienlich sein, um ein präzises Bild über eigene Fähigkeiten und Merkmale zu erhalten, sondern bot gerade für Kontexte wie die Schule, die Berufsberatung, die Kriminalistik und die Klinik interessantes Potenzial.⁶ Insbesondere psychotechnisch ausgerichtete Psychologen nahmen das Gerät in eigenen Studien in den Blick, um sein wissenschaftliches Fundament und seine Praxistauglichkeit zu überprüfen – auch vor dem Hintergrund, dass die Apparatur und der ihr zugrunde liegende Lokalisationsgedanke psychischer Merkmale an die schon lange in Misskredit geratene und als Pseudowissenschaft entlarvte Praxis der Phrenologie erinnerte.⁷ Von einigen hoch gehandelt, von anderen mit Argwohn betrachtet, konnte der Apparat jedoch seinen Anspruch, einer neuen Psychodiagnostik den Weg zu ebnen, nicht einlösen. So schnell, wie die Diagnostik in Erscheinung getreten war, verschwand sie wieder aus der öffentlichen Wahrnehmung und dem wissenschaftlichen Diskurs.

Heute eher eine Anekdote aus der Geschichte kurios anmutender medizinischer Apparaturen, zeugt der Auftritt des Bißkyschen Geräts von der anhaltenden Faszination in der Moderne, der ›Seele‹ mittels instrumenteller und apparativer Praktiken doch noch habhaft zu werden.⁸ Konkret waren es ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ eines Menschen, die von dem Gerät durchleuchtet,

⁶ Zum Beispiel J. M. Verweyen, »Die Bedeutung des Biskyschen Apparates«, in: *Zeitschrift für Menschenkunde* 1 (1925/1926), 45–49.

⁷ Siehe L. Gomberg, »Die Eignungsprüfung mit dem Radiodiagnoskop von Dr. Bißky«, in: *Betriebswissenschaftliche Rundschau* 1 (1924), 161–164; Robert Werner Schulte, »Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften«, in: *Psychologie und Medizin* 1 (1925), 62–94. Fritz Giese, Psychologe an der Technischen Hochschule Stuttgart, war zu ernüchternden Ergebnissen bei der Prüfung der Gerätschaft gekommen, empfahl aber weitere Nachprüfungen, weil »ihr Grundprinzip vor allem theoretisch eine verheißungsvolle Neuerung der Elektroforschung« darstellte. Siehe Fritz Giese, »Elektrodiagnostik des Characters«, in: *Bericht über den neunten Kongreß für experimentelle Psychologie in München vom 21.–25. April 1925*, Jena 1926, 162–164, hier 164. Siehe auch Fr. W. Walter, »Über die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften (›Diagnostik‹) nach Bißky«, in: *Jahrbuch der Charakterologie* 4 (1927), 299–324. Zu der Frage nach der Grenze zwischen legitimem und nicht-legitimem Wissen innerhalb der Psychologie siehe Thomas Hardy Leahey/Grace Evans Leahey, *Psychology's Occult Doubles. Psychology and the Problem of Pseudoscience*, Chicago 1983, hier vor allem 34 f.

⁸ In Nordamerika gab es mit dem Auftreten des »Psychograph« – einem Gerät, das nach phrenologischer Manier über einen Metallhelm 32 Punkte auf der Schädeloberfläche mit einer fünfstufigen Skala vermaß – ein ähnliches Phänomen, das jedoch primär in der Populärkultur rezipiert wurde. 1905 patentiert, gründete sein Entwickler Henry C. Lavery in den späten 1920er Jahren mit dem Geschäftsmann Frank P. White in Minneapolis eine eigene Firma, um das Gerät mit verbesserten technischen Merkmalen zu vertreiben. Innerhalb kurzer Zeit zog der »Psychograph« so in den öffentlichen Raum der amerikanischen Unterhaltungs- und Konsumkultur ein, beispielsweise in Einkaufsgeschäfte oder Theaterfoyers. Getestete erhielten einen Ausdruck mit ihrem Persönlichkeitsprofil sowie eine Handreichung zur optimalen beruflichen Passung. Siehe Guenter B. Risse, »Vocational Guidance During the Depression: Phrenology versus Applied Psychology«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 12 (1976), 130–140, hier 131–135.

dingfest gemacht und schließlich vermessen werden sollten. Als kulturell präsente, aber inhaltlich diffus bestimmte Kategorien, mit denen auf das Innerste des Menschen, seine charakteristischen Merkmale und Eigenheiten abgezielt werden konnte, gerieten beide Konzepte im frühen 20. Jahrhundert in das Visier jener Humanwissenschaften, die auf die Psyche des Menschen abhoben – allen voran die Psychologie und Psychiatrie. Das populäre Wissen über ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ bildete dabei für die in den Spezialdiskursen der psychologischen Wissenschaften entwickelten Vorstellungen eine zentrale Voraussetzung und Folie. Die im psychologischen Labor, in der Klinik oder in Feldstudien entwickelten Ansätze wirkten auch, zum Beispiel im Zuge der wachsenden medialen Präsenz psychologischer Themen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wieder auf den allgemeinen populären Diskurs zurück.⁹ Sie stellten damit Angebote und Wahrnehmungsweisen parat, sich selbst und andere mit diesem Wissen ›psychologisch‹ zu betrachten.

Angelegt als eine Medien- und Wissensgeschichte, untersucht die vorliegende Studie den Einzug von ›Persönlichkeit‹ als epistemisches Konstrukt in die psychologischen Wissenschaften. Dabei steht vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts jene Zeit im Zentrum, die gerade für die Institutionalisierung und Professionalisierung psychologischen Wissens in der westlichen Welt besonders relevant war.¹⁰ Psychische Dispositionen und Merkmale, die das Wesen des Menschen, seine charakteristische(n) Eigenart(en) fassen sollten, nahmen in dieser Periode die Form von Wissensdingen an, die es unter einer wechselnden Konzeptualisierung zu beschreiben, zu diagnostizieren und erklären galt – wobei sich die Rede von ›Persönlichkeit‹ als zentrales Konzept herausbilden konnte. In seiner charakteristischen Über- und Unterbestimmtheit entwickelte ›Persönlichkeit‹ dabei eine besondere Anziehungskraft und Produktivität; zugleich war ihre Fassung als epistemisches Objekt stets durch Herausforderungen, wenn nicht Momente des Scheiterns, geprägt: Wie ließ sich etwas, das auf zentrale, gewissermaßen dauerhafte Qualitäten eines Menschen abzielte, überhaupt wissenschaftlich adressieren, zugänglich machen und in eine Kontur bringen?

Im Sinne einer Historischen Epistemologie,¹¹ die ihr Augenmerk auf die materielle Kultur legt, widmet sich die Arbeit dem Verhältnis zwischen der theo-

⁹ Der Begriff des »Spezialdiskurses« wird hier in Anlehnung an Jürgen Link verwendet, der damit die wissenschaftlichen Diskurse spezifischer Disziplinen bezeichnet. Sie sind darauf angelegt, bestimmte Objekte und eindeutiges Wissen regelhaft hervorzubringen. Der »Interdiskurs« bildet dabei eine Sphäre, in der das spezialisierte Wissen, zum Beispiel durch mediale Darstellungen, popularisiert wird und hybride Formen annimmt. Siehe Jürgen Link, »Kulturwissenschaft, Interdiskurs, Kulturrevolution«, in: *KultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 45/46 (2003), 10–23.

¹⁰ Siehe dazu die klassische Studie von Kurt Danziger, *Naming the Mind. How Psychology Found its Language*, London 1997.

¹¹ Hier verstanden im Sinne Hans-Jörg Rheinbergers, dessen Augenmerk auf den his-

retischen Reflexion über den kulturellen Terminus ›Persönlichkeit‹ und seiner empirisch-instrumentellen Erschließung. Aus dieser Perspektive lässt sich die Geschichte der Diagnose von ›Persönlichkeit‹ als Suchbewegung rekonstruieren, bei der – stimuliert durch den allgemeinen kulturellen Kontext, aber auch technische oder wissenschaftliche Entwicklungen – verschiedene Medien-, Zeichen- und Aufschreibesysteme hinsichtlich ihres diagnostischen Potenzials über das verborgene Innenleben der Psyche erprobt, modifiziert und etabliert, oder aber auch für untauglich erklärt wurden. Techniken der sinnlichen Konkretion, insbesondere der Visualisierung, kam hierbei eine zentrale Bedeutung zu. Mit ihrem Fokus auf die Praktiken, Testverfahren und Aufzeichnungssysteme, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Zuge kamen, nimmt die Arbeit zugleich ihre normierenden und normalisierenden Effekte für ein Wissen über ›Persönlichkeit‹ in den Blick. Sie zeichnet in diesem Zuge nach, wie gesellschaftlich verbreitete, historisch und kulturell situierte Konzepte von Subjektivität, Personalität und Individualität in den Testverfahren und Diagnose-techniken wirkmächtig wurden und eine stabile Form finden konnten. Über die Betrachtung dieser materiellen und medialen Dimension des wissenschaftlich motivierten Zugriffs auf ›Persönlichkeit‹ werden epistemische Ordnungen und Denkstile sichtbar, an die sich im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederum spezifische Auffassungen von validem Wissen, Objektivität und Wissenschaftlichkeit koppelten.

1.1 Aufbau und Quellen der Studie

Die Arbeit leitet im ersten Kapitel mit einer Skizze der theoretisch-methodischen Perspektive ein, die sich auf neuere Entwicklungen aus der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Historischen Wissenschaftsforschung stützt. Den Analysefokus bilden dabei Praktiken der Herstellung von Wissen unter besonderer Berücksichtigung ihrer medialen und materiellen Aspekte. In der Form einer interdisziplinären Ideengeschichte zeichnet der zweite Teil des ersten Kapitels den sich wandelnden Sinn- und Bedeutungsgehalt des Begriffsgefüges ›Person‹, ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ in seinen Grundzügen bis zum 20. Jahrhundert nach. Als Vorarbeit gedacht, wird dabei der konzeptuelle Horizont herausgearbeitet, vor dessen Hintergrund ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ zu einem epistemischen Objekt der psychologischen Wissenschaften werden konnten.

Den Kern der Arbeit bilden fünf historische Fallstudien, die sich verschiedenen Aspekten einer Medien- und Wissensgeschichte der Persönlichkeitsdiagnostik widmen. Sie stützen sich dazu auf ein breites Spektrum von Quellen,

torischen Voraussetzungen und Mitteln liegt, »mit denen Dinge zu Objekten des Wissens gemacht werden«. Siehe ders., *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007, 11.

die für die Analyse miteinander verwoben werden. Neben populären Veröffentlichungen wie Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie publizierten Studien, Experimenten, Übersichtsartikeln, Handbucheinträgen und monographischen Arbeiten zählen vor allem Archivmaterialien in der Form personalisierter Nachlässe, Testverfahren, Apparaturen und Stimulusmaterial dazu. Die Fallstudien stammen alle aus der formativen Phase der Erforschung von ›Persönlichkeit‹, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an verschiedenen Orten und in unterschiedlichen Kontexten an Kontur gewann und auf vielfältige Weise bespielt wurde. In dieser Phase experimentierten die Protagonistinnen und Protagonisten dieses Feldes mit unterschiedlichen medialen und epistemischen Praktiken, um ihr Wissensobjekt zugänglich zu machen. Angesiedelt an einem prekären Ort, der sich zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften bewegte und der je nach Situierung mal mehr in die eine, mal mehr in die andere Richtung tendierte, wurden diese Erkundungen wiederum von spezifischen wissenschaftskulturellen Vorgaben strukturiert. Indem die Fallstudien wissensstiftende Praktiken in ihrem konkreten Vollzug in den Blick nehmen, folgen sie jedoch keiner klassischen disziplinären Geschichtsschreibung. Vielmehr geben sie den Blick frei für eine vielschichtige Praxis, die erst infolge einer zunehmenden epistemologischen Verschiebung und Scharfstellung zur Herausbildung einer bestimmten Form von ›Persönlichkeit‹ als Wissensobjekt führte, an der wiederum die Medien und Techniken ihrer Adressierung entscheidenden Anteil hatten.

Die erste Fallstudie untersucht unter dem Titel *Der Ausdruck der ›Persönlichkeit‹* das Forschungsprogramm des Gestaltpsychologen Werner Wolff. Angesiedelt am Berliner Institut für Psychologie, entwickelte Wolff Mitte der 1920er Jahre eine diagnostische Praxis, die auf expressive Körpermedien und ihre apparative Fixierung setzte. Wolff knüpfte dabei an physiognomische Denkfiguren an, die in den 1920er Jahren in der deutschsprachigen Psychologie auf großen Zuspruch stießen, bettete diese Überlegungen jedoch in ein experimentalwissenschaftliches, von gestalt- und tiefenpsychologischen Motiven geprägtes Forschungsformat ein. Ausgehend von Werner Wolffs Immigration in die Vereinigten Staaten Ende der 1930er Jahre, rekonstruiert das Kapitel die epistemische Funktion des von ihm erprobten Medienverbundes. Die Fallstudie, die sich auf nun erstmals ausgewertetes Archivmaterial stützt, zeigt auf, wie Wolff über eine hybride mediale Praxis zu einer neuen Epistemologie der Persönlichkeitsdiagnostik vordringen wollte, dabei aber einen Weg einschlug, der mit der wissenschaftskulturellen Ordnung der nordamerikanischen *scientific community* brach und deshalb keine nachhaltige Resonanz fand.

Die zweite Fallstudie knüpft mit dem Titel *Der Körper als Medium des Psychischen* an den Fall Werner Wolff an, indem sie die wechselvolle Stellung des menschlichen Körpers in der Geschichte der Psychodiagnostik rekonstruiert. Als Übersicht angelegt, die sich auf verschiedene Beispiele und Entwicklungen stützt, analysiert das Kapitel für die Zeit vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis

zum Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die verschiedenen Zugriffsweisen auf den menschlichen Körper, die von den psychologischen Wissenschaften diessseits und jenseits des Atlantik erprobt wurden. Getragen von der populären Auffassung, dass sich ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ unmittelbar im menschlichen Körper niederschlagen, wurde der Körper hierbei in verschiedene Bedeutungsareale zergliedert, mit Blick auf seine Spuren und Formen untersucht und vor allem über technische Medien an psychologisch-psychiatrische Episteme gekoppelt. Das Kapitel arbeitet dabei heraus, wie differente Wissenskulturen im deutschsprachigen und nordamerikanischen Kontext letztlich zu unterschiedlichen Zugriffen auf den Körper führten und diesem als vermeintlich sinnliche Konkretion psychischer Merkmale damit auch unterschiedliche Bedeutung für die Diagnostik zusprachen.

Im Mittelpunkt der dritten Fallstudie steht die Geschichte ›projektiver‹ Testverfahren, die ausgehend von dem ab den 1930er Jahren an der Harvard Psychological Clinic von Henry A. Murray und seinem Kollegium entwickelte *Thematic Apperception Test* rekonstruiert wird. Aufbauend auf einer dichten Beschreibung seiner Komponenten, wird der Test in seiner Funktionsweise als komplexes mediales Dispositiv untersucht, dem die Fähigkeit zugeschrieben wurde, bildgebenden Verfahren analog Zugang zu latenten Ebenen der ›Persönlichkeit‹ zu gewähren. Bei dem *TAT* war es die visuelle Suggestivkraft der Tafeln, die durch die geschickte Instruktion, Geschichten zu ihnen zu erzählen, im Einklang mit bestehenden kulturellen Wahrnehmungsschemata den Schlüssel seines Erfolgs ausmachte – bei hochgradig normativ aufgeladenen Stimuli aus spezifischen Bildkulturen. Das Kapitel zeigt, dass gerade die Medialität projektiver Verfahren einen neuen Möglichkeitsraum psychologischer Erkenntnis eröffnen sollte und vielfach populäre Anknüpfungspunkte bot. Vor dem Hintergrund geltender wissenskultureller Prämissen erwies sich diese Medialität aber genauso als epistemische Herausforderung, die im Fachdiskurs fundamentale Fragen aufwarf.

Die vierte Fallstudie setzt mit dem an der University of Minnesota entwickelten *Multiphasic Personality Inventory* an der Biographie eines wissenschaftlichen Instruments an. Ausgehend von der Genese dieses Tests, der für die Erfassung der ›normalen‹, insbesondere aber auch der ›pathologischen Persönlichkeit‹ ab den späten 1930er Jahren an der Universitätsklinik in Minneapolis entwickelt wurde und sich zu einem besonders erfolgreichen Verfahren entwickeln konnte, rekonstruiert das Kapitel unter dem Titel *Die Metrik der ›Persönlichkeit‹* die historische Entwicklung eines psychometrischen Zugriffs auf psychische Merkmale, der sein Formpendant im Papier-und-Bleistift-Test fand. Auch wenn diese Art von Persönlichkeitstests innerhalb der psychologischen Wissenschaften durchaus kritisch rezipiert wurde, konnten sich die Verfahren vor allem im angloamerikanischen Kontext als Instrumente der Wahl etablieren. Ihrer spezifischen materiellen und medialen Verfasstheit, die neben einer ökonomischen Distribution und Auswertung auch eine Fixierung der Ergebnisse

in anschaulicher Profilform ermöglichte, kam bei dieser Erfolgsgeschichte eine Schlüsselrolle zu.

Unter dem Titel *Faktoren der ›Persönlichkeit‹* untersucht die fünfte Fallstudie die wissenschaftlichen Praktiken von Hans Jürgen Eysenck am Maudsley Hospital in London und Raymond B. Cattell an der University of Illinois in Champaign-Urbana in den 1940er und frühen 1950er Jahren. Im Rückgriff auf avancierte statistische Analyseverfahren wurden in den Laboren in London und Illinois Experimentalsysteme konstruiert, die das epistemische Objekt ›Persönlichkeit‹ als hierarchisch organisiertes Modell multipler, zunehmend abstrakterer Elemente konfigurierten. Eysenck und Cattell hoben dabei auf die Konzeption ›objektiver‹, insbesondere apparativ gestützter Testreihen ab, die über die Koppelung mit statistischen Informationen indirekten Aufschluss über die ›Persönlichkeit‹ geben sollten, indem sie diese in der Datenmatrix aufscheinen ließen. Ihr Vorhaben einer datengetriebenen Forschung konnten die beiden Wissenschaftler nur im Rückgriff auf elektrische (Eysenck) beziehungsweise elektronische (Cattell) Rechenmaschinen realisieren, in die umfangreiche Testbatterien eingespeist und vergleichsweise ökonomisch ausgewertet werden konnten. Eysencks und Cattells investigative Praktiken werden im Kapitel als Exempel eines Szientifizierungswillens gelesen, der in der Mitte des 20. Jahrhunderts die Erforschung von ›Persönlichkeit‹ eindeutig in das Terrain einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Wissenskultur überführen sollte, um ihren prekären epistemischen Status zu korrigieren.

Als Ausblick und Fazit angelegt, wendet das letzte Kapitel den Blick auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart. Im Zentrum steht hierbei die instrumentelle Adressierung von ›Persönlichkeit‹ mithilfe von bildgebenden Verfahren, die seit den ausgehenden 1990er Jahren im Rahmen psychologisch-psychiatrischer Forschungsprogramme einen enormen Bedeutungszuwachs verzeichnen konnten. Ausgehend von zwei Publikationen, die sich einerseits dem neuronalen Substrat von Persönlichkeitsfaktoren, andererseits zerebralen Auffälligkeiten bei der ›Narzisstischen Persönlichkeitsstörung‹ widmen, wird hier die Formwerdung von ›Persönlichkeit‹ im medientechnischen Dispositiv neurowissenschaftlicher Experimentalsysteme untersucht. Gekoppelt an psychometrisch abgeleitete Fragebogen-Medien und psychiatrische Interview-Verfahren, heben diese Technologien der Bildgebung auf die visuelle Repräsentation von ›Persönlichkeit‹ im Gehirn ab. Die technischen Bilder, die im Zuge einer ganzen Kaskade von Handlungsabfolgen und komplizierten Rechenschritten produziert werden, werden hinsichtlich ihrer Effekte und Implikationen für unsere Vorstellung von der ›normalen‹ und der ›gestörten Persönlichkeit‹ untersucht.

Bei ›Persönlichkeit‹, so wird durch die historische Rekonstruktion deutlich, handelt es sich um ein schillerndes und voraussetzungsreiches Imaginäres, dessen Präsenz von den psychologischen Wissenschaften durch mediale Praktiken immer wieder hergestellt werden muss(te). Das, was das Ureigenste und

Charakteristischste des Menschen ausmachen soll, erscheint unter dieser Perspektive als Form- und Medienproblem, in dem der Entzug und seine potenzielle Unverfügbarkeit immer mitverhandelt werden.

1.2 Theoretische und methodische Verortung

1.2.1 Objekte und Praktiken des Wissens

Praxeologisch ausgerichtete Ansätze innerhalb der Historischen Wissenschaftsforschung und den Science and Technology Studies haben sich mittlerweile in zahlreichen Fallstudien mit den Prozessen der Hervorbringung und Ausformung einzelner Forschungsgegenstände beschäftigt.¹² In diesem Zuge ist auch die spezifische Verfasstheit jener ›Objekte‹ in den Blick genommen worden, die den Bezugspunkt entsprechender wissenschaftlicher Bemühungen bilden – hier vor allem mit einem Fokus auf die naturwissenschaftliche Forschungspraxis.¹³ Der Wissenschaftshistoriker Hans-Jörg Rheinberger spricht von »epistemischen Dingen«, die als materiell fundierte Gegenstände einen zentralen Platz im Forschungszusammenhang einnehmen, sich aber immer durch eine strukturelle Offenheit und irreduzible Vagheit auszeichnen.¹⁴ Epistemische Dinge sind Gegenstand der Wissensproduktion, indem sie das Zu-Erkennende markieren, aber auch Motoren zukünftiger Entwicklungen, weil sie über das bereits Erkannte hinausgehen.¹⁵ Als nicht vollends geklärte, sondern immer in die Zukunft verweisende Wissensdinge provozieren sie neue Fragen und Hypothesen.¹⁶ Die Bedingung für die Hervorbringung und »den Auftritt«¹⁷ epistemischer Dinge bilden in Rheinbergers Analyse wiederum Experimentalsysteme, die ihr Zuhause in einzelnen Laboratorien finden. Sie lassen sich als heterogene, hybride und strukturell offene Arrangements verstehen, in denen die wissenschaftlichen Objekte und technischen Bedingungen ihrer Hervorbringung miteinander ver-

¹² Stellvertretend für eine ganze Reihe von Publikationen seien hier genannt Andrew Pickering (Hrsg.), *Science as Practice and Culture*, Chicago 1992; Bruno Latour/Steve Woolgar, *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills 1979; Michael Lynch, *Scientific Practice and Ordinary Action: Ethnomethodology and Social Studies of Science*, New York/Cambridge 1993.

¹³ Siehe vor allem Hans-Jörg Rheinberger, *Toward a History of Epistemic Things. Synthesizing Proteins in the Test Tube*, Stanford 1997 sowie Karin Knorr-Cetina, »Objectual Practice«, in: Massimo Mazzotti (Hrsg.), *Knowledge as Social Order: Rethinking the Sociology of Barry Barnes*, Aldershot 2008, 83–97.

¹⁴ Siehe Rheinberger, *Toward a History*, 28–29.

¹⁵ Vergleiche ebenda.

¹⁶ Vergleiche ebenda, 32.

¹⁷ Siehe Hans-Jörg Rheinberger, *Experiment – Differenz – Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Marburg 1992, 73.

flochten sind.¹⁸ Aufgrund ihrer strukturellen Offenheit erlauben sie die flexible Rekombination einzelner Bestandteile. Sie dienen der Beantwortung, aber auch der Produktion neuer Fragen und sind somit dynamische Gefüge der Hervorbringung, Neuausrichtung, aber auch der Infragestellung von Wissen. Als Rahmen der Forschungspraxis kommen in ihnen Instrumente, Testverfahren, praktische Fertigkeiten, räumliche Bedingungen und die Objekte zusammen, die im Fokus des investigativen Interesses stehen.¹⁹

Ähnlich argumentiert die Wissenschaftssoziologin Karin Knorr-Cetina, die auf Basis ihrer ethnographischen Untersuchungen in verschiedenen Laboren die Gegenstände wissenschaftlicher Auseinandersetzungen als »epistemic objects« fasst und dabei ihre fundamentale Unvollständigkeit beziehungsweise Uneinholbarkeit betont.²⁰ Nur Objekte, die aus der Perspektive der wissenschaftlichen *community* nicht den Zustand geklärter Identität erreichen, bleiben demnach für die Forschung interessant und provozieren neue Fragen. »Epistemic objects« fehlt es damit an Ganzheit, Solidität und Dinghaftigkeit, die ihnen aber in der Alltagswahrnehmung und -konversation zukommen.²¹ Da sie sich in einem permanenten Prozess der materiellen Fixierung befinden, sind sie immer partiell; auch ihre Merkmale und Eigenschaften unterliegen einem ständigen Fluss.²² Dieser Umstand führt dazu, dass epistemische Objekte nicht nur diachron, sondern auch synchron verschiedene Erscheinungsformen aufweisen können. Mag die Praxis der Bezeichnung und Namengebung eine Fixierung der Identität suggerieren, so weisen epistemische Objekte dennoch Unbestimmtheiten auf, die durch die Bezeichnung zunächst in den Hintergrund treten und verschwimmen.²³

Während Rheinberger den Begriff des epistemischen Dings im Rahmen seiner Studien zur Geschichte der molekularbiologischen Forschung entwickelte und Knorr-Cetina insbesondere naturwissenschaftliche Wissensformen im Blick hatte, liegt mit »psychological objects« ein Konzept vor, das unmittelbar auf die psychologische Forschung und Praxis abhebt. Der Psychologiehistoriker Kurt Danziger bezeichnet damit nicht nur Kategorien von Objekten, sondern auch Personengruppen, die aus psychologischen Interventionen hervorgehen.²⁴ Da es sich nicht um natürliche Kategorien, sondern um Produkte aktiver For-

¹⁸ Siehe Rheinberger, *Toward a History*, 2.

¹⁹ Siehe dazu auch Hans-Jörg Rheinberger, »Experimentalsysteme, In-vitro-Kulturen, Modellorganismen«, in: Birgit Griesbeck/Marcus Krause/Nicolas Pethes/Katja Sabisch (Hrsg.), *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2009, 394–404.

²⁰ Siehe Knorr-Cetina, *Objectual Practice*, 89.

²¹ Siehe ebenda.

²² Siehe ebenda.

²³ Vergleiche ebenda, 91–92.

²⁴ Siehe Kurt Danziger, »Psychological Objects, Practice, and History«, in: *Annals of Theoretical Psychology* 8 (1993), 15–47, hier 23 f.

suchungsbemühungen handelt, können diese Objekte historisch rekonstruiert, ihre Transformation und auch ihr Verschwinden nachgezeichnet werden. Um »psychological objects« hervorzubringen, bedarf es eines Arsenal an verschiedenen Interventionen und Maßnahmen, die Danziger unter dem Stichwort der »investigative practices«²⁵ fasst: Beispielsweise müssen Apparate gebaut, Mess- und Testsysteme arrangiert, Versuchspersonen gewonnen und instruiert sowie Verfahren der Datenregistrierung und -auswertung entwickelt werden.²⁶ Da es sich hierbei um sozial konstituierte Praktiken handelt, haben die Forschungsstrategien letztlich »artefaktischen« Charakter:²⁷ Ihre Existenz setzt wiederum bestimmte Prozeduren voraus, die durch vorherrschende disziplinäre Vorstellungen, institutionelle Strukturen und Ressourcen reguliert werden.

Analog zu diesen Positionen haben in den letzten Jahren zahlreiche Arbeiten aus der Kultur- und Medienwissenschaft, der Wissenschaftsgeschichte sowie den Science and Technology Studies darauf hingewiesen, dass Forschungsinstrumente nicht als neutrale technische Mittler von Wissen angesehen werden können. So sind theoretische und konzeptuelle Überlegungen bereits in die Instrumente eingelagert, und auch ihr jeweiliges materielles und mediales Format beeinflusst die Konfiguration der Daten. Mit Gaston Bachelard gesprochen, werden die Phänomene gewissermaßen in die Form der Instrumente gepasst, die im Rahmen von Experimentalanordnungen zum Einsatz kommen. Diese erscheinen somit als *théories matérialisées*.²⁸ Gerade für die psychologischen Wissenschaften ist auf das komplexe Wechselverhältnis zwischen formulierten Theorien, eingesetzten Praktiken, entwickelten Instrumenten und produzierten Daten hingewiesen worden.²⁹ So ist die Funktionsweise entsprechender Instrumente immer von gewissen theoretischen Vorannahmen und Überzeugungen durchdrungen, genauso wie die interessierenden Phänomene, die über entsprechende Verfahren zugänglich gemacht werden sollen. In den generierten Daten selbst schlagen sich wiederum theoretische Vorstellungen hinsichtlich der Funktionsweise der Instrumente nieder.

Blickt man auf die materielle Kultur der psychologischen Wissenschaften, so ist zumindest ihre instrumentelle Basis im Rahmen einiger Studien näher untersucht geworden.³⁰ Der Psychologiehistoriker Horst Gundlach versteht unter

²⁵ Siehe Kurt Danziger, *Constructing the Subject: Historical Origins of Psychological Research*, Cambridge 1990, hier 4 f. und 118 f.

²⁶ Siehe Danziger, *Psychological Objects*, 27.

²⁷ Siehe ebenda, 33. Danziger spricht in diesem Zusammenhang von »artifactual«.

²⁸ Siehe Gaston Bachelard, *Le nouvel esprit scientifique*, Paris 1937, 12.

²⁹ Siehe Thomas Sturm/Mitchell G. Ash, »Roles of Instruments in Psychological Research«, in: *History of Psychology* 8 (2005), 3–34, hier 27–28.

³⁰ Siehe dazu beispielsweise Andreas Mayer, »Lost Objects: From the Laboratories of Hypnosis to the Psychoanalytic Setting«, in: *Science in Context* 19 (2006), 37–64; Henning Schmidgen: »Münsterberg's Photoplays: Instruments and Models in His Laboratories at Freiburg and Harvard (1891–1893)«, in: *The Virtual Laboratory* (2008), <http://vlp.mpiwg->

einem psychologischen Instrument dabei »an association of some material object and a process-generating rule, or a somehow materialized procedural rule, which for psychological research, teaching, or practice, represents or adapts a part of the rational knowledge of a particular society at a particular time, that knowledge possibly but not necessarily being psychological.«³¹ Allgemein formuliert, kann von einem psychologischen Instrument immer dann gesprochen werden, wenn Materialien und Medien mit bestimmten Handlungsregeln oder -prozessen für konkrete Zielstellungen arrangiert werden, die wiederum mit spezifischen, historisch situierten Wissensbeständen einer Gesellschaft verwoben sind. Eine solche abstrakte, breit angesetzte Definition öffnet zugleich den Blick dafür, dass Instrumente in der psychologischen Forschung diverse Formen, Funktionen und Rollen annehmen können. Sie sind nicht darauf beschränkt, Daten zur Überprüfung von Theorien zu generieren.³² Neben Apparaturen, physikalischen oder technologisch avancierten Geräten fallen damit auch Papier- und Bleistift-Tests, Fragebögen, Interview-Leitfäden, aber auch formalisierte Analysemethoden wie die Inferenzstatistik oder mathematische Modellierungen darunter.³³ Die Geschichte des Einsatzes von Instrumenten in der psychologischen Forschung geht somit nicht in der Geschichte der experimentellen Psychologie auf, wie auch der Einsatz von Instrumenten nicht an eine definierte Experimentalpraxis gebunden ist.³⁴ Daraus leitet sich zugleich ab, dass sich die Geschichte einer experimentell und instrumentell verfahrenen Untersuchung der Psyche nicht mit der Geschichte der Psychologie als institutionalisierter, primär im Labor operierenden Wissenschaft deckt, sondern längere historische Vorläufer hat.³⁵

1.2.2 Wissen über die Psyche

Wissen über die Psyche ist in der westlichen Hemisphäre in diversen Formaten produziert worden, ohne sich auf spezifische Orte einer designierten wissenschaftlichen Praxis zu beschränken.³⁶ In seiner Gestalt heterogen und ohne

berlin.mpg.de/references?id=art71 (Letzter Zugriff: 21. März 2021). Eine konkrete Auseinandersetzung mit einzelnen instrumentellen Arrangements liefern Henning Schmidgen, »Zur Genealogie der Reaktionsversuche in der experimentellen Psychologie«, in: Christoph Meinel (Hrsg.), *Instrument – Experiment. Historische Studien*, Berlin 2000, 168–179 sowie Serge Nicolas/Bernard Andrieu/Jean-Claude Croizet/Rasyid B. Sanitioso/Jeremy Trevelyan Burman, »Sick? Or Slow? On the Origins of Intelligence as a Psychological Object«, in: *Intelligence* 41 (2013), 699–711.

³¹ Siehe Horst Gundlach, »What is a Psychological Instrument?«, in: Mitchell G. Ash/Thomas Sturm (Hrsg.), *Psychology's Territories. Historical and Contemporary Perspectives from Different Disciplines*, Mahwah (New Jersey) 2007, 195–224, hier 217.

³² Siehe Sturm/Ash, *Roles of Instruments*, hier 8 f.

³³ Siehe ebenda, 15.

³⁴ Siehe ebenda, 14.

³⁵ Siehe ebenda, 10.

³⁶ Siehe zu diesem Punkt auch Mitchell G. Ash, »Psychological Thought and Practice:

klare Demarkationslinien, ist dieses Wissen somit durch verschiedene Systeme, Ordnungen und Bereiche geformt worden. Je nach Kontext und Herstellungszusammenhang, haben sich mit diesem Wissen wiederum unterschiedliche Geltungsansprüche und Funktionalitäten verbunden. Legt eine genuin wissenschaftsgeschichtliche Perspektive den Schwerpunkt auf die historische Genese von Theorien, Methoden und Praktiken einzelner, meist eng umschriebener Disziplinen, ist es das Anliegen wissenschaftsgeschichtlicher Ansätze, den Betrachtungsrahmen über eine plurale Wissenskonzeption zu erweitern und damit auch an kulturgeschichtliche Positionen anzuknüpfen.³⁷ Die vorliegende Studie greift diese Perspektive auf, indem sie an einem heterogenen Terrain der Herstellung von Wissen über die Psyche ansetzt, das allmählich im ausgehenden 19. Jahrhundert entstand. Tradierte und populäre Vorstellungen über das, was ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ ausmachten, trafen in diesem Feld auf humanwissenschaftliche Zugänge, die sich schließlich im frühen 20. Jahrhundert zu eigenständigen Disziplinen und Professionen entwickelten. Ohne stabile Grenzen, berührten sich in diesen Wissensarten verschiedene Quellen, Diskursformen und Denktraditionen. Trotz der jeweiligen Akzentuierungen und inhaltlichen Zurichtungen behielten ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ dabei eine gewisse Kohärenz und Struktur, die ihre kommunikative Einbindung und Bezugnahme ermöglichten. Als »boundary object« konnten sie somit zwischen verschiedenen Kontexten und Wissenszweigen zirkulieren.³⁸

Auch wenn die historischen Fallstudien, die im Folgenden den Schwerpunkt bilden, sich den »psychologischen Wissenschaften«³⁹ zuordnen lassen, fügen sie

Historical and Interdisciplinary Perspectives«, in: Mitchell G. Ash/Thomas Sturm (Hrsg.), *Psychology's Territories*, Mahwah (New Jersey) 2007, 1–27, insbesondere 4–5.

³⁷ Siehe dazu Daniel Speich Chassé/David Gugerli, »Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung«, in: *Traverse* 1 (2012), 85–100; genauso Philipp Sarasin, »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011), 159–172.

³⁸ Das Konzept geht auf die Soziologin Susan Leigh Star und den Wissenschaftsphilosophen James R. Griesemer zurück. In ihrer Definition heißt es: »Boundary objects are objects which are both plastic enough to adapt to local needs and constraints of the several parties employing them, yet robust enough to maintain a common identity across sites. They are weakly structured in common use, and become strongly structured in individual-site use. They may be abstract or concrete. They have different meanings in different social worlds but their structure is common enough to more than one world to make them recognizable, a means of translation.« Siehe Susan Leigh Star/James R. Griesemer, »Institutional Ecology, ›Translations‹ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939«, in: *Social Studies of Science* 19 (1989), 387–420, hier 393.

³⁹ Die Pluralform »psychologische Wissenschaften« wird hier verwendet, um auf die Heterogenität dieses Forschungs- und Praxisfeldes abzuheben, das im Verlauf des 20. Jahrhunderts allmählich entstand, um die Psyche mittels verschiedenster Verfahren und vor dem Hintergrund unterschiedlicher Methodologien in den Blick zu nehmen. Der Soziologe Nikolas Rose spricht in diesem Zusammenhang von »psychosciences«. Siehe Nikolas Rose, *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1998, 2. Eine Vorge-

sich nicht zu einer klassischen Disziplingeschichte zusammen: Unterschiedlich institutionell angebunden und profiliert, mal im Kern der universitären Forschung, mal an ihren Randbereichen verortet, unterscheiden sie sich nicht nur deutlich in den materialen und medialen Praktiken der Hervorbringung von Wissen über die Psyche, sondern auch mit Blick auf die Wissenskulturen, die ihnen zugrunde liegen. In ihrer Rahmenfunktion definieren diese Standards, Regeln und Konventionen, sodass spezifische Möglichkeitsräume theoretischen und praktischen Wissens entstehen.⁴⁰ Das Hauptkriterium, nach dem die einzelnen Fallstudien ausgewählt wurden, bildet deshalb nicht ihre empirische Bewährung, die sich selbst wiederum historisieren ließe, sondern der spezifisch kultivierte Zugriff auf das Wissensobjekt anhand verschiedener Prüfverfahren. Mit dieser historischen Perspektive steht nicht der vermeintliche Wahrheitsgehalt dieses Wissens zur Debatte, sondern die Frage der Genese bestimmter Vorstellungen legitimen beziehungsweise illegitimen Wissens.

1.2.3 Person und Form

Eine Geschichte der Humanwissenschaften ist, gerade wenn es um den empirischen Zugriff auf den Menschen als Wissensobjekt geht, immer auch eine Geschichte ihrer Medien.⁴¹ Eingebunden in und verschaltet mit verschiedenen Medienverbänden, war und ist es Anspruch und Anliegen der Wissenschaften vom Menschen, ihr zu Erkennendes in eine dechiffrierbare, wenn nicht transparente Größe zu überführen.⁴² Die eingesetzten Medien konstituieren den Menschen dabei immer aktiv mit: Sie definieren den Möglichkeitsraum dessen, was über ihn in einer bestimmten zeitlichen und räumlichen Konstellation gewusst und gesagt werden kann.⁴³

Als wissenshistorische Studie, die um die Medialität der Persönlichkeitsdiagnostik kreist, setzt die vorliegende Arbeit an den Kategorien ›Person‹ und ›Form‹ an. Damit ›Person‹ und ›Persönlichkeit‹ zu Objekten der psychologischen Wissenschaften werden konnten, bedurfte es ihrer Übersetzung in sinnlich erfahrbare Formen und Konkretionen. Form wird in dieser Arbeit nicht im Sinne spezifischer Denktraditionen der philosophischen Ästhetik verwendet, sondern als

schichte zu den »Wissenschaften von der Seele« hat vorgelegt Fernando Vidal, *The Sciences of the Soul. The Early Modern Origins of Psychology*, Chicago 2011.

⁴⁰ Vergleiche Hans Jörg Sandkühler, »Wissenskulturen. Zum Status und zur Funktion eines epistemologischen Konzepts«, in: ders. (Hrsg.), *Wissen. Wissenskulturen und die Kontextualität des Wissens*, Frankfurt am Main 2014, 59–72.

⁴¹ Für eine Ausformulierung dieser Position – hier im Sinne eines Kittlerschen Medienapriori – siehe Stefan Rieger, *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt am Main 2000.

⁴² Vergleiche ebenda, 18.

⁴³ Vergleiche ebenda, 42.

analytische Kategorie, die sich auf die sinnlich wahrnehmbare äußere Gestalt von Dingen, Objekten und Menschen bezieht.⁴⁴ Sie bezeichnet damit eine auf spezifische Weise gestaltete Materie. Als feste Kopplung von Elementen ist Form eng mit dem Begriff des Mediums verbunden. Medien können nicht formlos operieren, sondern bestehen schon immer aus spezifisch strukturierten Elementen.⁴⁵ Form und Medium bedingen sich damit wechselseitig, wobei Medien einen »Raum kombinatorischer Möglichkeiten, also Formbildungen potentialiteter«⁴⁶ eröffnen. Die Form, in der das Medium kondensiert ist, wird jedoch nicht als stabil und unveränderlich aufgefasst, sondern ist mit einem Zeitindex versehen.⁴⁷ Mit dieser Perspektive, die eine »Medialisierung der Form«⁴⁸ erlaubt und die Konfiguration von Material neu in den Blick nimmt, soll zugleich von dingontologischen Festschreibungen Abstand genommen werden.⁴⁹ Während sich der Medienbegriff vor allem eignet, um die unterschiedliche Gestalt annehmende materielle Basis investigativer Praktiken in der Geschichte der Persönlichkeitsdiagnostik und ihre Effekte auf das dabei produzierte Wissen in den Blick zu nehmen, soll das Konzept der Form helfen, die konkrete Beschaffenheit, Struktur und spezifische phänomenologische Qualität dieser Medien zu erfassen.⁵⁰ Mit seiner konstitutiven Unschärfe bietet der Formbegriff dabei besonderes Potenzial, um die hier zu untersuchenden Phänomene der Gestaltung, Form-Gebung und Kondensierung zu adressieren.

⁴⁴ Siehe auch Dieter Burgdorf, *Poetik der Form. Eine Begriffs- und Problemgeschichte*, Stuttgart/Weimar 2001, 19 f. sowie Klaus Städtke, »Form«, in: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt/Burkhart Steinwachs/Friedrich Wolfzettel (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe, Band 2*, Stuttgart/Weimar 2001/2010, 462–494.

⁴⁵ Siehe Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1995, 165 f. oder auch ders., *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992, 53. Mit der Medium-Form-Problematik beschäftigen sich darauf aufbauend die Beiträge im Band von Jörg Brauns (Hrsg.), *Form und Medium*, Weimar 2002.

⁴⁶ Siehe Sybille Krämer, »Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?«, in: *Rechtshistorisches Journal* 17 (1998), 558–573, hier 560.

⁴⁷ Siehe ebenda, 559.

⁴⁸ Siehe ebenda, 568.

⁴⁹ Siehe hierzu Natalie Binczek, »Medium/Form, dekonstruiert«, in: Jörg Brauns (Hrsg.), *Form und Medium*, Weimar 2002, 113–129, hier 127.

⁵⁰ Mit Sybille Krämer gesprochen hat die mediale Materialität immer eine sinnprägende, die Botschaft mitstrukturierende Bedeutung, die sich nicht tilgen oder kontrollieren lässt. Siehe dazu Sybille Krämer (Hrsg.), *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt am Main 1998, 79, 81.

1.3 Person, ›Charakter‹, ›Persönlichkeit‹ – eine ideengeschichtliche Skizze

- Peter. Wer seyd Ihr?
 Valerio. Weiß ich's? (*Er nimmt langsam hintereinander mehrere Masken ab.*)
 Bin ich das? Oder das? oder das? Wahrhaftig ich bekomme Angst, ich
 könnte mich so ganz auseinanderschälen und blättern.
 Peter. (*Verlegen.*) Aber – aber etwas müßt Ihr dann doch seyn?
 Valerio. Wenn Eure Majestät es so befehlen. Aber meine Herren hängen Sie
 alsdann die Spiegel herum und verstecken Sie Ihre blanken Knöpfe etwas
 und sehen Sie mich nicht so an, daß ich mich in Ihren Augen spiegeln muß,
 oder ich weiß wahrhaftig nicht mehr, wer ich eigentlich bin.
 Peter. Der Mann bringt mich in Confusion, zur Desperation. Ich bin in der
 größten Verwirrung.⁵¹

Dieser Dialog aus der zwölften Szene von Georg Büchners Lustspiel *Leonce und Lena* ereignet sich im großen Saal eines Schlosses. König Peter, der kurz zuvor zusammen mit dem Staatsrat den Saal betreten hat und auf die baldige Ankunft von Prinz und Prinzessin hofft, wendet sich drei Personen zu, die just in diesem Moment in den Raum treten, ihr Gesicht aber hinter Masken verbergen. Auf die Frage, wer diese Personen seien, erhält König Peter jedoch keine befriedigende Antwort, sondern wird von Valerio in ein rhetorisch-performatives Spiel um Fragen der Identität eingebunden, an dessen Ende die Konfusion steht:⁵² König Peters Bedürfnis nach einer klaren und eindeutigen Wesensbestimmung wird durch die Abfolge immer weiterer Masken, die Valerio zum Vorschein bringt, ad absurdum geführt. Valerio wiederum gibt durch die Gegenfrage, die er an sich, aber auch sein Gegenüber richtet, die Sorge zu erkennen, niemals zum Kern des eigenen Ichs vorzudringen: Das eigene Selbst wird immer weiter auseinanderdividiert. Auch die verwunderte Frage des Königs, doch »etwas« sein zu müssen, mündet in keiner zufriedenstellenden Klärung. Die Hoffnung auf Selbstvergewisserung durch Konfrontation mit dem eigenen Ich im Außen und im Anderen – im Spiegel, in glatten Oberflächen oder auch im Auge des Gegenübers – scheint die Verwirrung um die eigene Identität komplett zu machen.

1836 verfasst, ruft der Schriftsteller und Mediziner Georg Büchner mit dieser Szene zentrale Fragen auf, die um die Verfasstheit von Identität, Subjektivität und Personalität kreisen. Kann oder muss es so etwas wie ein stabiles Selbst geben, eine Identität, die als Entität greifbar wird? Über welche Außen- und Innenbezüge kann sich dieses Selbst konstituieren? Welche Bedeutung haben Vor-

⁵¹ Siehe Georg Büchner, *Leonce und Lena. Studienausgabe. Herausgegeben von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer*, Stuttgart 2003, 39.

⁵² Siehe dazu auch die detaillierte Analyse dieser Szene des Literaturwissenschaftlers Daniel Müller Nielaba, *Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben*, Würzburg 2001, 61–68.

stellungen von Wahrheit, Täuschung und Verstellung, wenn es darum geht, das eigene Selbst – oder den Anderen – in seinem Sein zu bestimmen?

Eng mit der Geschichte der Moderne verwoben, haben sich ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ im historischen Verlauf zu quasi-natürlichen Gegenständen entwickelt, um auf das eigene Selbst, aber auch andere Menschen Bezug zu nehmen. Dabei stehen sie nicht für sich alleine, sondern sind eng mit Ideen von Identität und Individualität verbunden, die wiederum von spezifischen Subjekt- und Person-Konzeptionen fundiert werden. Auf vielfache Weise aufeinander bezogen, verbinden sich diese Konzepte zu einem komplexen Gefüge, das von konkreten Annahmen über die menschliche Natur durchsetzt ist und damit fundamentale anthropologische Fragen berührt. Als zentrale Begriffe der Selbstbeschreibung und Fremdadressierung, die auch heute ihren festen Platz in den Kulturen der westlichen Hemisphäre haben, blicken die Konzepte zugleich auf eine komplizierte Geschichte zurück, die in mancher Hinsicht bis in die Antike zurückverfolgt werden kann.

Angelegt als interdisziplinäre Ideengeschichte, die in ihrer Perspektive zugleich Anleihe an der praxeologischen Kultursoziologie nimmt, rekonstruiert das Teilkapitel im Folgenden die Hauptlinien des oben beschriebenen Begriffsgefüges in seinem sich wandelnden Bedeutungsgehalt. Die Darstellung konzentriert sich dabei auf die für die Thematik der Arbeit relevanten Aspekte. Da dem Begriffsgefüge in der europäischen Kulturgeschichte eine besondere Bedeutung zukommt, wird der Analyseradius zudem so weit geöffnet, dass auch seine kulturellen Funktionen und Wirkungen in den Blick geraten. Das Teilkapitel versteht sich auf diese Weise als Vorarbeit zu den Folgekapiteln und konturiert den konzeptuellen Horizont, in dem die historischen Fallstudien operieren. Am Beispiel von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ berührt der letzte Abschnitt deshalb auch die kulturell geprägten Rezeptionsweisen, die sich im europäisch-amerikanischen Raum für das ausgehende 19. und frühe 20. Jahrhundert identifizieren lassen. In ihrer jeweiligen semantischen Aufladung erwiesen sich beide als Fixpunkte einer im Umbruch befindlichen Gesellschaft, die mit ihnen auf das Individuum in seiner psychischen Disposition abhob.

1.3.1 *Der Mensch als Individuum und Subjekt*

Die Vorstellungen, die sich Menschen von ihrer eigenen Natur machen, haben sich nicht als stabil erwiesen, sondern als abhängig von kulturellen und historischen Kontexten. Dies gilt für die Perspektive von Außen, wie sie in theoretischen Vorstellungen oder Verständigungen über ›die menschliche Natur‹ greifbar wird. Auch die Innenperspektive im Sinne konkreter Seins-, Erlebens- und Verhaltensweisen erweist sich als historisch kontingent und kulturell geformt. Das Selbstverständnis, das Menschen von sich entwickeln, und der damit verbundene Möglichkeitsraum, sich als Subjekt zu begreifen, unterliegen des-

halb kontinuierlichen Wandlungen. Den Menschen überhaupt als Individuum und Subjekt zu verstehen, entpuppt sich dabei als voraussetzungsreiche Erfindung der abendländischen Kulturgeschichte.⁵³ So ist die Erfahrung einer individuellen, von der Umwelt abgegrenzten Identität genauso wenig selbstverständlich wie eine ausdifferenzierte Vorstellung über das psychische Innenleben.⁵⁴ Beide stehen mit philosophischen, moralischen, aber auch politischen und religiösen Bedingungen in Verbindung, die charakteristisch für die Geschichte der europäischen Kultur sind. Begriffsgeschichtlich reichen die Wurzeln des Identitätsbegriffs zum Beispiel bis in das ausgehende 19. Jahrhundert zurück.⁵⁵ Die Praxis, mit ›Individuum‹ ein Einzelsubjekt zu bezeichnen, lässt sich wiederum bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen.

Kulturgeschichtliche Studien haben herausgearbeitet, dass eine reflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich bis in das Hochmittelalter hinein nicht selbstverständlich war.⁵⁶ Das, was sich unter persönlicher Identität fassen ließ, war vorwiegend sozial definiert und inhaltlich vorbestimmt. Allenfalls als gelebte Praxis bedeutsam, entwickelte sie sich im Regelfall nicht zu einem Gegenstand der selbstreflexiven Auseinandersetzung. Sich mit dem eigenen Selbst zu beschäftigen, war vielmehr bestimmten Funktions- und Würdenträgern oder Menschen spezifischer Professionen wie Dichtern, Philosophen und Geistlichen vorbehalten, die sich ab dem 16. Jahrhundert verstärkt ihrer eigenen Subjektivität zuwendeten.⁵⁷ Eng mit wissenschaftlichen, technologischen und kultu-

⁵³ Zu diesem Themenfeld ist eine ganze Reihe von Publikationen aus dem kulturwissenschaftlichen Fächerspektrum vorgelegt worden. Siehe insbesondere Charles Taylor, *Sources of the Self. The Making of the Modern Identity*, Cambridge (Massachusetts) 1989 und Richard van Dülmen, *Die Entdeckung des Individuums 1500–1800*, Frankfurt am Main 1997.

⁵⁴ Siehe dazu Colin Morris, *The Discovery of the Individual in Medieval Europe*, New York 1972, 1 f. und Clifford Geertz, »From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding«, in: *Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences* 28 (1974), 26–45.

⁵⁵ Siehe dazu Dieter Henrich, »Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 133–186. Zur Begriffsgeschichte des Individuums siehe Manfred Frank, »Subjekt, Person, Individuum«, in: Manfred Frank/Gérard Raulet/Willem van Reijen (Hrsg.), *Die Frage nach dem Subjekt*, Frankfurt am Main 1998, 7–28, hier 7. Abgeleitet aus dem lateinischen *identitas*, konnte mit Identität die Selbigkeit und Einerleiheit einer Sache markiert werden. In der philosophischen Theorie etablierte sich der Terminus als Prädikat der Unterscheidung von Dingen oder Objekten der gleichen Art. Siehe Otto Muck/Kuno Lorenz, »Identität«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 4*, Basel/Stuttgart 1976, 144–148. Eine auf die Psyche abzielende Bedeutung, wie sie in der Vorstellung von einem stabilen Selbstempfinden zum Ausdruck kommt, gewann erst mit dem Aufstieg der Humanwissenschaften ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert an Kontur und konnte sich dann im Verlauf des 20. Jahrhunderts in der Alltagssprache verankern.

⁵⁶ Für eine kritische Bestandsaufnahme siehe den Sammelband von Roy Porter (Hrsg.), *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present*, London/New York 1997.

⁵⁷ Siehe Thomas Luckmann, »Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz«,

rellen Umbrüchen verbunden, entstanden in der Zeit der Renaissance zahlreiche Möglichkeiten, sich selbst, zum Beispiel literarisch oder künstlerisch, zu bespiegeln.⁵⁸ Schrittweise entwickelte sich die persönliche Identität so zu einer Zielgröße, die jede(n) Einzelne(n) zur Reflexion aufforderte und damit eine neue Form der Selbstaufmerksamkeit kultivierte.⁵⁹

In den Diskursen der westlichen Moderne nimmt die Frage nach dem Subjekt einen zentralen Stellenwert ein. Begriffsgeschichtlich zeigt sich, dass der Terminus ›subiectum‹ ursprünglich durch die Übersetzung des griechischen Wortes *ώ�ποκείμενον* in die lateinische Sprache eingeführt wurde.⁶⁰ Das *Subiectum* markierte in diesem Sinne zunächst das Darunter- oder Zugrundeliegende. In der antiken und mittelalterlichen Lesart konnte mit Subjekt nicht nur ein Träger von Eigenschaften, Handlungen und Umgangsformen gemeint sein. Von Subjekt ließ sich auch sprechen, um einen Gegenstand oder eine Wissenschaft zu bezeichnen, zudem konnte das Wort als grammatikalischer Terminus benutzt werden.⁶¹ Erst im Verlauf des 17. Jahrhunderts vollzog sich ein schrittweiser Bedeutungswandel, in dessen Folge das erkennende Ich zum Kern des modernen Subjektbegriffes wurde.

Mit dem Kulturosoziologen Andreas Reckwitz gesprochen, hat die Moderne, die sich seit dem 17. Jahrhundert in Westeuropa und Nordamerika herausbildete, spezifische kulturelle und soziale Formen hervorgebracht, die den Einzelnen als Subjekt modellieren.⁶² Diese machen Vorgaben, was es überhaupt bedeuten kann, ein Subjekt zu sein, schlagen sich aber auch mental und körperlich im Sinne von Dispositionen, Fähigkeiten, Affektstrukturen und Deutungsmustern nieder.⁶³ Das Subjekt erscheint aus dieser Perspektive als Träger von bestimmten Merkmalen und Ausführendes spezifischer Praktiken, die im historischen Verlauf unterschiedliche Gestalt annehmen und nicht konsistent sein müssen. Die praxeologisch ausgerichtete Soziologie hat das Subjekt damit als eine durch verschiedene Variablen und Kräfte hervorgebrachte Formation be-

in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 293–313; dazu auch Arno Borst, »Findung und Spaltung der öffentlichen Persönlichkeit (6. bis 13. Jahrhundert)«, in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 620–641, hier 641.

⁵⁸ Siehe dazu zum Beispiel Gottfried Boehm, *Bildnis und Individuum. Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance*, München 1985; Hans Belting, *Faces. Eine Geschichte des Gesichts*, München 2013.

⁵⁹ Siehe Luckmann, *Persönliche Identität*, 294.

⁶⁰ Siehe dazu Jürgen Stolzenberg, »Subjekt«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, Sp. 373–399, hier Sp. 374.

⁶¹ Vergleiche ebenda.

⁶² Siehe Andreas Reckwitz, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006, 10.

⁶³ Siehe ebenda. Das Subjekt ist damit »kontingentes Produkt symbolischer Ordnungen, welche auf sehr spezifische Weise modellieren, was ein Subjekt ist, als was es sich versteht, wie es zu handeln, zu reden, sich zu bewegen hat, was es wollen kann.« Siehe ebenda, 34.

schrieben, die innerhalb spezifischer Ordnungen, zum Beispiel des Wissens, der Macht und der Selbstführung, positioniert ist.⁶⁴ Gerade dem »Interdiskurs der Humanwissenschaften« kann hierbei eine Schlüsselrolle zugesprochen werden.⁶⁵ Indem das Subjekt auf externe Impulse und Bedingungen Bezug nimmt, reagiert es nicht nur auf äußere Bedingungen, sondern modelliert sich in seinem Denken, Fühlen und Handeln auch selbst. Die Subjekt-Bildung vollzieht sich somit in einem mehrdimensionalen und relationalen Gefüge.⁶⁶

Dieser Exkurs macht deutlich, dass der Subjekt-Begriff eng mit anderen Konzepten verbunden ist und unmittelbar auf diese verweist. Das Begriffsfeld, das sich hierbei aufspannt, berührt dabei semantische Kategorien wie ›Individuum‹, ›Selbst‹, ›Charakter‹, ›Person‹ und ›Personalität‹, aber auch Vorstellungen von ›Vernunft‹, ›Selbstbewusstsein‹, ›Autonomie‹ oder ›moralischer Würde‹.⁶⁷ Im Hintergrund operiert hier die für die westliche Hemisphäre charakteristische Vorstellung eines von seiner Umwelt abgegrenzten Selbst, das als fest umschriebene Einheit mit einem klaren Zentrum aus kognitiven, emotionalen und volitionalen Prozessen ausgestattet ist.⁶⁸ Das Individuum erscheint in dieser Lesart als autonomer Agent und Ursprung seines eigenen Handelns mit einer ausgeprägten Innerlichkeit, der er sich selbstreflexiv zuwendet.

1.3.2 *Persona und Persönlichkeit – Rolle und Form*

Auch wenn der Begriff der Person häufig äquivalent zum Subjekt-Begriff verwendet wird, unterscheiden sich beide in ihrer Bedeutungsdimension.⁶⁹ Im Person-Begriff, so hat es der Philosoph Dieter Sturma formuliert, »konvergieren die spezifisch modernen Ausformungen des Subjektgedankens und das Bestimmungspotential der neuzeitlichen Individualität des Abendlandes, und wie die Kultur der Moderne bewegen sich auch die semantischen Veränderungen und Ausformungen des Begriffs der Person über mehr als zwei Jahrtau-

⁶⁴ Siehe Martin Saar, »Analytik der Subjektivierung. Umriss eines Theorieprogramms«, in: Andreas Gelhard/Thomas Alkemeyer/Norbert Ricken (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 17–27, hier 22. In diesem Zusammenhang ist vor allem auf die Erfolgsgeschichte der »psychosciences« in westlichen Gesellschaften zu verweisen, die für das Selbstverständnis von Individuen und ihren selbstbezogenen Techniken große Bedeutung haben und konstitutiv für die Ausbildung eines spezifischen »Selbstregimes« in der Moderne waren. Siehe dazu Rose, *Inventing*, 2.

⁶⁵ Siehe Reckwitz, *Subjekt*, 18, 29.

⁶⁶ Siehe hierzu Norbert Ricken, »Zur Logik der Subjektivierung. Überlegung an den Rändern eines Konzepts«, in: Gelhard/Alkemeyer/Ricken (Hrsg.), *Techniken*, 29–47.

⁶⁷ Vergleiche Roland Hagenbüchle, »Subjektivität: Eine historisch-systematische Einführung«, in: Reto Luzius Fetz/Roland Hagenbüchle/Peter Schulz (Hrsg.), *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*, Berlin 1998, 1–88, hier 9.

⁶⁸ Siehe Geertz, *Native's Point*, 31.

⁶⁹ Siehe Wolfhart Pannenberg, »Person und Subjekt«, in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 407–422, hier 407; siehe auch Frank, *Subjekt*, 6.

sende von den östlichen bis zu den westlichen Grenzen des atlantischen Kulturraums.«⁷⁰ Nimmt man den modernen Begriff der Person als Ausgangspunkt für die ideengeschichtliche Rekonstruktion, zeigt sich, dass schon seine etymologische Herleitung aus methodischen wie quellenbezogenen Gründen herausfordernd ist.⁷¹ Zur Etymologie des lateinischen Wortes »persona«, das sich mit Maske übersetzen lässt, sind unterschiedliche Hypothesen formuliert worden. Besonderen Stellenwert hatte lange diesbezüglich eine Passage in Aulus Gellius' *Noctes Atticae*. Gellius berichtet darin von einem Erklärungsansatz des Gavius Bassus, der in seinen Büchern zum Ursprung der Begriffe vermutet habe, dass »persona« von »personare«, dem »Durchtönen«, abgeleitet worden sei.⁷² Mit der Bedeckung von Kopf und Mund durch die Maske habe sich die Stimme nur über einen Weg nach außen bahnen und einen entsprechenden Schall erzeugen können. Diese Herleitung wurde von der Vorstellung untermauert, dass die Mundöffnung der Masken durch ein trichterförmiges Schallloch erweitert worden sei.⁷³ Folgten zunächst zahlreiche Autoren dieser etymologischen Herleitung, ist der Erklärungsansatz mittlerweile als Scheinetymologie ausgewiesen worden, die wohl durch den Gleichklang beider Worte zustande kam.⁷⁴ Anekdotischer ist heute der Verweis auf das etruskische »persu«, das mit »Maske« oder »Schauspieler« übersetzt wird.⁷⁵ War die Bedeutung von »persona« zunächst

⁷⁰ Siehe Dieter Sturma, *Philosophie der Person. Die Selbstverhältnisse von Subjektivität und Moralität*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1997, 26.

⁷¹ Eine übersichtliche Darstellung liefert Manfred Koch, »Die Begriffe Person, Persönlichkeit und Charakter«, in: Philipp Lersch/Hans Thomae (Hrsg.), *Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie*, Göttingen 1960, 3–29. Für eine ausführliche Rekonstruktion siehe Hans Rheinfelder, *Das Wort »Persona«. Geschichte seiner Bedeutungen mit besonderer Berücksichtigung des französischen und italienischen Mittelalters*, Halle an der Saale 1928. Manfred Fuhrmann merkt in diesem Zusammenhang kritisch an, dass begriffsgeschichtliche Darstellungen Gefahr laufen, Rückprojektionen anzuwenden, die auf den nachrömischen Personbegriff rekurrieren. Siehe ders., »Persona. Ein römischer Rollenbegriff«, in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 83–106, hier 84.

⁷² Siehe Aulus Gellius, »V. Buch, 7. Kapitel«, in: ders., *Die attischen Nächte. Zum ersten Male vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Weiss, Erster Band, I.–VIII. Buch (1875)*, Darmstadt 1975, 279–280.

⁷³ Siehe Richard Weihe, *Die Paradoxie der Maske. Geschichte einer Form*, München 2004, 28.

⁷⁴ Dazu zählen vor allem Autoren aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert, siehe zum Beispiel Bernhard Arnold, »Ueber antike Theatermasken«, in: *Verhandlungen der neunundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Innsbruck vom 28. September bis 1. October 1874*, Leipzig 1875, 16–37, hier 21; Margarete Bieber, »Maske«, in: *Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, 28. Halbband, 1930 / ND 1985, Sp. 2070–2120, hier Sp. 2070. Siehe auch Ralf Konersmann, »Person. Ein bedeutungsgeschichtliches Panorama«, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2 (1993), 199–225, hier 203.

⁷⁵ Siehe Dudenredaktion (Hrsg.), *Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 4., neu bearbeitete Auflage, Band 7*, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2007, 599.

auf »Maske« begrenzt, erweiterte sie sich im römischen Sprachgebrauch bald auf »Rolle«, »Larve«, »Figur« oder »Charakter«, seltener auch »Schauspieler«.⁷⁶ Dabei blieb sie zunächst auf die Sphäre des Theaters beschränkt, bis schließlich weitere Lebensbereiche hinzukamen, die eine strukturelle Nähe zur Theaterwelt aufwiesen oder spezifische Rollen und Funktionen vorsahen.⁷⁷ Dazu zählten das Gerichtswesen, der staatliche Behördenapparat, die Familie, aber auch die römische Gesellschaft mit ihrer ständischen Organisation.⁷⁸ Zusammengefasst bezeichnete der ältere Person-Begriff damit »den Menschen in der stabilen Ordnung der Institution«.⁷⁹

Auch in die christliche Philosophie hielt der »persona«-Begriff Einzug, wie sich am Beispiel von Quintus Septimius Tertullianus zeigt, der im Rahmen der christlichen Trinitätslehre auf »persona« Bezug nahm. In seiner metaphysischen Aufladung bekam der Begriff einen zentralen Stellenwert, um den christlichen Gott zu beschreiben.⁸⁰ Da für Tertullianus das Theater im Konflikt mit christlichen Wertmaßstäben stand, lehnte er auch die Verwendung von »persona« im Sinne von Maske oder Rollenspiel ab. Ein ähnliches Bewertungsschema findet sich bei Johannes Chrysostomos, der die Institution des Theaters wiederum als »amoralische Anstalt« bewertete.⁸¹ Der spätantike Gelehrte Boethius hob in seiner Schrift *De duabus naturis* mit »persona est rationabilis naturae individua substantia« erstmals auf die »unteilbare Substanz eines vernünftigen Wesens« ab.⁸² Äußere und innere Aspekte, körperliche wie geistige Merkmale, wurden auf diese Weise im »persona«-Begriff miteinander verknüpft.⁸³ Auch wenn Boethius eine etymologische Ableitung kolportierte, die sich später als falsch herausstellen sollte, trug er mit seiner Betonung der Individualität zu einer bedeutsamen begrifflichen Transformation bei.⁸⁴

Im Mittelalter fand »persona« auf vielfältige Weise Verwendung, wobei der Bedeutungshorizont noch primär durch die Theologie strukturiert wurde.⁸⁵ Mit »persona« konnte nicht nur ein Funktions- oder Würdenträger bezeichnet werden, sondern auch ein konkretes Individuum. In diesem Zuge wurde ab dem 13. Jahrhundert auch auf die »individuelle Eigentümlichkeit« einer Person ab-

⁷⁶ Siehe Fuhrmann, *Persona*, 86.

⁷⁷ Siehe Konersmann, *Person*, 208.

⁷⁸ Siehe ebenda, 204.

⁷⁹ Siehe ebenda.

⁸⁰ Vergleiche auch Weihe, *Paradoxie der Maske*, 191.

⁸¹ Siehe ebenda, 201.

⁸² Siehe Boethius, *De duabus naturis Christi* V, 4, 21 f., zitiert nach Fuhrmann, *Persona*, 102.

⁸³ Siehe Arno Borst, »Findung und Spaltung der öffentlichen Persönlichkeit (6. bis 13. Jahrhundert)«, in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 620–641, hier 621.

⁸⁴ Siehe Weihe, *Paradoxie der Maske*, 205.

⁸⁵ Siehe dazu Berthold Wald, »Aristoteles, Boethius und der Begriff der Person im Mittelalter«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 39 (1996), 161–179.

gezielt.⁸⁶ Mit dem Aufkommen neuer Theaterformen veränderten sich auch die in diesem Bereich benutzten Begrifflichkeiten.⁸⁷ Ab dem Hochmittelalter etablierten sich vor allem die Begriffe »personaticum«, »personage« oder »personaggio«, um auf eine »Rolle« zu verweisen.⁸⁸ In der neuzeitlichen Philosophie verbreitete sich wiederum eine Verwendung, die auf die Fremdwahrnehmung abhob und dem Menschen konstante Merkmale zuschrieb. Damit ließ sich »persona« benutzen, um auf das Wesentliche, Charakteristische und Ureigene im Menschen zu verweisen. Der Begriff erhielt somit auch eine identitätsstiftende Funktion und konnte zur Identifikation eines konkreten Individuums herangezogen werden. Die Bedeutungsebene der christlichen Theologie trat insbesondere im Verlauf der Aufklärung in den Hintergrund.⁸⁹ Ohne transzendente Bezüge wurde die Person gewissermaßen »auf sich selbst« gestellt und entwickelte sich zugleich zu einer bedeutenden Reflexionsfigur der Philosophie.⁹⁰

Mit dem Kulturwissenschaftler Richard Weihe gesprochen, wurde der Begriff der »persona« durch mehrere Verschiebungen und Metaphorisierungsvorgänge geprägt, die von der Maske über die Rolle im Theater sowie derjenigen im alltäglichen Leben zur juristischen Person und schließlich zum grammatischen Terminus führten.⁹¹ Setzte der Begriff zunächst an der Oberfläche an, verlagerte er sich allmählich auf das Innere und bestimmte bald das Eigene einer Person. Im zeitlichen Verlauf distanzierte sich die Bedeutung von »persona« damit von der Maske und ging in den Bereich des Psychologischen über.⁹² Dieser Wendepunkt in der Bedeutungsgeschichte markiert für Weihe zugleich den Anfang einer »Introversion der Maske vom Äußeren zum Inneren«, in deren Folge sich ein Übergang »vom Typischen zum Individuellen«, vom Akzidentiellen (der aufgesetzten Maske) zum Substantiellen (dem eigentlichen Gesicht) sowie damit auch vom Künstlichen zum Natürlichen vollzogen habe.⁹³

Heute ist der Begriff der Person mit der Vorstellung eines sichtbaren Äußeren und eines unsichtbaren Inneren verbunden. Als »Dichotomie von Erscheinung und Wesen« kommen in der Person damit zwei Ebenen zusammen, die einerseits voneinander getrennt sind, andererseits aufeinander verweisen.⁹⁴ In dieser Dua-

⁸⁶ Siehe Borst, *Findung und Spaltung*, 639.

⁸⁷ Siehe Fuhrmann, *Persona*, 105.

⁸⁸ Siehe ebenda.

⁸⁹ Der Theologe Wolfhart Pannenberg markiert, dass gerade im Begriff der »Person« der Einfluss des Christentums auf das Menschenbild deutlich werde. Die »Personalität« gehe als »Inbegriff der Würde des Menschen« auf das Christentum zurück. Siehe Pannenberg, *Person*, 407. Dieter Henrich postuliert, dass für die Begriffsgeschichte die christliche Tradition weniger bedeutsam sei als die antike. Siehe Dieter Henrich, »Die Trinität Gottes und der Begriff der Person«, in: Marquard/Stierle (Hrsg.), *Identität*, 612–620, hier 614.

⁹⁰ Siehe Fuhrmann, *Persona*, 105–106.

⁹¹ Siehe Weihe, *Paradoxie der Maske*, 28.

⁹² Vergleiche ebenda.

⁹³ Siehe ebenda, 206.

⁹⁴ Siehe ebenda, 40.

lität werden zugleich Äußeres und Inneres durchkreuzt.⁹⁵ Die dramatischen und narrativen Aspekte, die den ursprünglichen Verwendungszusammenhang des Begriffs markierten, haben sich zugleich über die verschiedenen Jahrhunderte hinweg erhalten und sind auch noch heute wirkmächtig.⁹⁶ Auch trägt der Begriff immer noch Spuren seiner metaphysischen Aufladung in sich.⁹⁷

Historisch verbunden mit »persona« ist auch der Begriff der ›Persönlichkeit‹. Im Mittelalter hatte sich »persona« bereits so verbreitet und so viele Bedeutungsaspekte angenommen, dass er sich als spezifischer Fachterminus nicht mehr eignete.⁹⁸ Die scholastische Philosophie entwickelte aus »persona« schließlich »personalitas«, das im Mittellateinischen neu gebildet wurde.⁹⁹ Die Wortneubildung ging jedoch nicht mit großen Veränderungen in der Bedeutung einher. Vielmehr wurde »personalitas« auch stellenweise als Substitut von »persona« benutzt. Die Übersetzung ins Deutsche erfolgte in der mittelalterlichen Mystik, die mit »persönlichkeit« oder »personlichkeit« den Gläubigen bezeichnete.¹⁰⁰ Etymologisch setzt sich »Persönlichkeit« damit aus den drei Bestandteilen persona, -lich und -keit zusammen. Die Suffixe -lich (Körper, Leib) und -keit (im Mittelhochdeutschen »Wesen, Beschaffenheit, Art und Weise, Person und Rang«) statteten den Begriff mit weiteren Bedeutungsdimensionen aus.¹⁰¹ Auch »personalitas« wurde zunächst in theologischen Zusammenhängen benutzt. Zentral waren hier mittelalterliche Auseinandersetzungen mit den Merkmalen des Spirituellen und Göttlichen.¹⁰² In der Frühen Neuzeit wurde »Persönlichkeit« dann auch auf den Menschen angewendet.¹⁰³ Dazu gesellte sich »Persönlichkeit« als Ausdruck im bürgerlichen Recht. Im 18. Jahrhundert war die Kategorie bereits Gegenstand kontinentaleuropäischer philosophischer Betrachtungen und moralischer Bestimmungen geworden.¹⁰⁴ Hatte man ›Persönlichkeit‹ zuvor noch primär in theologischen, legalen oder ethischen Zusammenhängen verwendet, setzte mit dem deutschen Idealismus schließlich ein zunehmender Rekurs auf den Persönlichkeitsbegriff zur Kennzeichnung der menschlichen Individualität ein.¹⁰⁵ Der Aufstieg und die Aufwertung von »Persönlichkeit« gingen zugleich

⁹⁵ Siehe ebenda, 36.

⁹⁶ Siehe Sturma, *Philosophie der Person*, 46.

⁹⁷ Siehe ebenda, 45.

⁹⁸ Siehe Koch, *Die Begriffe*, 9 f.

⁹⁹ Siehe ebenda sowie Ulrich Dierse/Rudolf Lassahn, »Persönlichkeit«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 7, Basel 1989, 345–352.

¹⁰⁰ Siehe Reinhard Pekrun, »Geschichte von Differentieller Psychologie und Persönlichkeitspsychologie«, in: Kurt Pawlik (Hrsg.), *Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie*, Göttingen/Bern/Toronto/Seattle 1996, 83–123, hier 86.

¹⁰¹ Siehe Wilhelm Arnold, *Person, Charakter, Persönlichkeit*, München/Wien 1975, 354.

¹⁰² Siehe Danziger, *Naming the Mind*, 124.

¹⁰³ Siehe Dierse/Lassahn, *Persönlichkeit*, 345.

¹⁰⁴ Siehe Danziger, *Naming the Mind*, 124.

¹⁰⁵ Siehe Pekrun, *Geschichte*, 86 sowie Danziger, *Naming the Mind*, 124.

mit einem Abstieg des »Person«-Begriffes im alltäglichen Sprachgebrauch in der Moderne einher.¹⁰⁶

1.3.3 Charakter und Temperament – Material und Stoff

›Charakter‹, im Griechischen *χαρακτήρ*, bezeichnete ursprünglich das »Eingedrückte«, »Eingeprägte« oder »Eingeschriebene«.¹⁰⁷ Neben dem eingepägten Zeichen konnte mit dem Wort im Lateinischen ebenso das »Werkzeug des Einbrennens« oder, in übertragener Form, ein Unterscheidungsmerkmal, eine Figur oder ein Buchstabe bezeichnet werden.¹⁰⁸ Die Verwendung weitete sich bald aus, um mit ihm auch »die dauernde, in allen einzelnen Äußerungsformen und Wirkungen hervortretende Eigentümlichkeit eines Dinges« zu fassen.¹⁰⁹ Im Sinne einer moralisch konnotierten »Haupteigenschaft« wurde der Begriff spätestens seit Theophrast benutzt, der ihm mit seiner Schrift *Charaktere* im vierten Jahrhundert vor Christus eine neue Bedeutungsdimension verlieh.¹¹⁰ Als Schüler von Aristoteles hatte dieser den Begriff verwendet, um die psychischen Eigenarten verschiedener Personentypen zu beschreiben, die er über ihre gewohnheitsmäßigen Verhaltensweisen erschloss. Dabei konzentrierte sich Theophrast primär auf negativ besetzte oder unerwünschte Wesenszüge, die für Figuren wie den »Prahans« oder den »Taktlosen« typisch sein sollten und von ihm in dreißig Skizzen ausgearbeitet wurden. Neben dem Bezug auf ›Charakter‹ im Rahmen derartiger Typenkonzepte, lassen sich für die antike Zeit bereits Begriffskonnotationen ausmachen, die auf die stabile Form von ›Charakter‹ im Lebensverlauf abzielten oder diesen als Verhaltensursache ausmachten.¹¹¹ Die primäre Wortbedeutung und -verwendung bezog sich jedoch weiterhin auf Mal, Merkmal oder (Schrift)Zeichen. Während antike Schriftsteller den Terminus eher gemieden hatten, nahm er in populären Redeweisen einen festen Platz ein und wanderte so auch in die Literatur christlicher Autoren.¹¹² Die Entlehnung aus dem Lateinischen lässt sich auf das frühe 13. Jahrhundert datieren.¹¹³ Säkulare und theo-

¹⁰⁶ Siehe Koch, *Die Begriffe*, 10.

¹⁰⁷ Für eine Übersicht siehe Abraham Aaron Roback, »Character«, in: Edwin R. A. Seligman/Alvin Johnson (Hrsg.), *Encyclopaedia of the Social Sciences, Volume 3*, New York 1930, 335–337.

¹⁰⁸ Siehe Christa Seidel, »Charakter, I.«, in: Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 1*, Basel 1971, 984–991.

¹⁰⁹ Siehe »Charakter«, in: *Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage, Dritter Band*, Leipzig/Wien 1905, Sp. 881, <http://www.woerterbuchnetz.de/Meyers?lemma=charakter> (Letzter Zugriff: 21. März 2021).

¹¹⁰ Siehe Seidel, *Charakter*, 984 sowie Theophrast, *Charaktere, Griechisch und deutsch, übersetzt und herausgegeben von Dietrich Klose*, Stuttgart 1996.

¹¹¹ Vergleiche Pekrun, *Geschichte*, 86.

¹¹² Siehe Seidel, *Charakter*, 984–991.

¹¹³ Siehe »Charakter«, in: Hans Schulz (Hrsg.) et al., *Deutsches Fremdwörterbuch, Band 3*,

logische Auslegungen des Begriffs existierten in der Zeit des Mittelalters nebeneinander. Während der Begriff in der Regel benutzt wurde, um Individuen einem Typus zuzuordnen oder ihren besonderen gesellschaftlichen Rang zu markieren, kam es seit der Aufklärung auch zu seiner Anwendung auf Einzelpersonen. Mit der französischen Übersetzung von Theophrasts *Charakteren* durch den Schriftsteller Jean de La Bruyère, die dieser auch noch durch Beispiele aus der höfischen Kultur ergänzt hatte, gelangte der Begriff im Sinne einer »psychologisch-moralischen Beschreibung individueller Eigenart«¹¹⁴ und »Grundbeschaffenheit«¹¹⁵ schließlich in den allgemeinen Sprachgebrauch. Der ›Charakter‹ einer Person markierte in diesem Zug die Summe ihrer seelischen Eigenschaften und Wesenszüge, mit denen sie wiederum von anderen unterschieden werden konnte. Die Darstellungen von Theophrast und Bruyère beeinflussten vor allem die Literatur des 18. Jahrhunderts und entwickelten sich zu eigenen Gattungen.¹¹⁶ Über Immanuel Kant, der auf das Charakterkonzept zur anthropologischen Bestimmung des Menschen in verschiedenen Kontexten seiner Schriften zurückgriff, wanderte das Konzept schließlich auch in die breitere philosophische Diskussion ein.¹¹⁷ Dabei verlagerte sich die theoretische Auseinandersetzung im 19. Jahrhundert zunehmend auf eine Fokussierung der psychologischen Dimension, wobei die Frage nach der Beständigkeit beziehungsweise Beeinflussbarkeit von ›Charakter‹ unterschiedlich beantwortet wurde. Seine ethisch-moralische Aufladung, die in verschiedenen Schriften seit dem frühen 18. Jahrhundert anklang, trug sich dabei fort.¹¹⁸

Auch der Begriff des ›Temperaments‹, abgeleitet aus dem lateinischen »temperamentum«, wurde bereits in antiken Traktaten geprägt und in diesem Kontext verwendet, um Zusammensetzungsverhältnisse von Flüssigkeiten im Körper zu beschreiben.¹¹⁹ Eine zentrale Grundlage für diese Diskussion lieferte die hip-

2. Auflage, Berlin/New York 1997, http://www.owid.de/artikel/405794?hi=Charakter#a_N10055 (Letzter Zugriff: 21. März 2021).

¹¹⁴ Siehe Koch, *Die Begriffe*, 11.

¹¹⁵ Siehe Seidel, *Charakter*, 986.

¹¹⁶ Siehe ebenda, 987.

¹¹⁷ In der *Kritik der reinen Vernunft* hatte Kant dem Subjekt zum Beispiel einen moralischen und einen intelligiblen ›Charakter‹ zugesprochen, wobei der letztere ihn von den Naturdingen abgrenzte. Ausführlich wurde der ›Charakter‹ in Kants *Anthropologie* behandelt. Siehe dazu Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft, erste Auflage*, Hamburg 1990 (1781), Kapitel 95 sowie ders., »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Zweiter Teil. Anthropologische Charakteristik A II«, in: Preussische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Kants Werke, Band 7*, Berlin (1798) 1917, 285 f. Für eine Einführung in Kants Bezug auf ›Charakter‹, siehe Annette Sell, »Der Charakter bei Hegel und Kant – eine vergleichende Betrachtung«, in: *Hegel-Jahrbuch* 21 (2015), 161–166.

¹¹⁸ Vergleiche Schulz, *Deutsches Fremdwörterbuch*, Lemma »Charakter«.

¹¹⁹ Siehe Michael Kutzer, »Temperament, I. Medizin«, in: Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, 981–986 sowie ebendort den Eintrag von Frank Böhling, »Temperament, II. Philosophie«, 986–992.

pokratische Schrift *De natura hominis*.¹²⁰ Darin wurde eine Lehre von den vier Körpersäften *sanguis*, *phlegma*, *chole* und *melanchole* vorgelegt, die in unterschiedlichen Mischverhältnissen im Menschen vorkommen und mit den vier Jahreszeiten sowie Lebensaltern in Verbindung stehen sollten.¹²¹ Diese Konzeption betrat kein Neuland, sondern konnte sich auf eine lang bestehende medizinische Tradition stützen, die in den *humores* eine Krankheitsursache ausgemacht hatte.¹²² In ihrer Denkweise rekurrierte sie darüber hinaus auf die pythagoräische Philosophie mit ihrer Vorstellung von Harmonie und Balance, auf Empedokles' Theorie der Grundelemente des Universums, zu denen Feuer, Wasser, Luft und Erde gehörten, sowie die Zuordnung sogenannter Primärqualitäten (heiß, kalt, feucht, trocken) zu den Grundelementen.¹²³ Die Ausprägung der vier *humores* sollte sich je nach Jahreszeit und Lebensstadium unterscheiden, darüber hinaus wurde postuliert, dass sie individuelle Formen annehmen konnte. Ihre jeweilige Kombination und Stärke schien wiederum für die Gesundheit einer Person und ihren Lebensverlauf entscheidend.¹²⁴ Die Bedeutungsverschiebung von der »Mischung« hin zur »Artung« und zum »Wesen« vollzog sich in den Auseinandersetzungen der griechischen Humoralmedizin.¹²⁵ Galen griff die Vorstellung der hippokratischen Medizin im zweiten Jahrhundert nach Christus auf und entwickelte sie in systematisierter Form weiter.¹²⁶ Dabei verband er die *humores* explizit mit den Primärqualitäten, sodass sich das Temperament eines Menschen aus dem Mischungsverhältnis von Hitze (warm und kalt) und Feuchtigkeit (feucht und trocken) ableitete. Ein optimales ›Temperament‹ lag nach dieser Auffassung vor, wenn alle vier Qualitäten in einem ausgeglichenen und harmonischen Verhältnis vorkamen.¹²⁷ Die körperlichen wie auch die seelischen Merkmale bewegten sich in diesem Fall in einem ausbalancierten Bereich. Für die Bestimmung des jeweiligen ›Temperaments‹ richtete sich Galen nach der Qualität, die in den Kombinationsverhältnissen im besonderen Maße überschüssig war. Dazu nahm er eine genaue Inspektion des Körpers vor, wobei er das Mischungsverhältnis der *humores* insbesondere über die Betrachtung der Hautbeschaffenheit in der Handfläche ableiten wollte.¹²⁸

¹²⁰ Siehe Hippokrates, *De Natura Hominis*, in: Jacques Jouanna (Hrsg.), *Corpus Medicorum Graecorum I 1*, 3, Berlin 1975, 164–221.

¹²¹ Siehe dazu Erich Schöner/Robert Herrlinger, »Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie«, in: *Sudhoffs Archiv Beiheft* 4 (1964) 15–21 sowie Robert M. Stelmack/Anastasios Stalikas, »Galen and Humour Theory of Temperament«, in: *Personality and Individual Differences* 12 (1991), 255–263, hier 255–256.

¹²² Siehe Stelmack/Stalikas, Galen, 255–256.

¹²³ Siehe ebenda.

¹²⁴ Siehe ebenda, 258.

¹²⁵ Siehe Koch, *Die Begriffe*, 6.

¹²⁶ Siehe dazu Stelmack/Stalikas, Galen, 258–260.

¹²⁷ Siehe ebenda, 259.

¹²⁸ Siehe ebenda.

Galens Ansatz wurde im Mittelalter in der populären Heilkunde breit rezipiert und fand später in scholastische Schriften der Medizin, Philosophie und Theologie Eingang.¹²⁹ Obwohl sich die Medizin im Verlauf des 17. Jahrhunderts von der aristotelischen und galenischen Konzeption verabschiedet und sich an einer neuen naturwissenschaftlichen Forschungspraxis ausgerichtet hatte, konnte das Schema der vier Grundtypen bis in das 19. Jahrhundert fortbestehen.¹³⁰ Auch die etablierte Vorstellung einer Verbindung zwischen psychischen Merkmalen, der Ausprägung von ›Temperamenten‹ und der körperlichen Konstitution tradierte sich fort. Philosophische Abhandlungen der Neuzeit bewegten sich in ihrem Diskurs um das ›Temperament‹ wiederum zwischen medizinischen Positionen und psychologischen Deutungen.¹³¹ Immanuel Kant beispielsweise betrachtete in seiner *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* »Temperament, oder Sinnesart« als Charakterbestandteil, neben den beiden anderen »Naturell, oder Naturanlage« und »Charakter schlechthin, oder Denkungsart«.¹³² Mit Blick auf das ›Temperament‹ unterschied er zwischen einer körperlichen und seelischen Komponente, wobei die erste auf die Konstitution und Zusammensetzung des Körpers Bezug nahm und damit an Vorstellungen der antiken Humoralmedizin anknüpfte. In der seelischen Komponente sollte sich die Lebenskraft einer Person in ihrer »Erregbarkeit« und »Abspannung« niederschlagen. Die »Temperamente des Gefühls« wurden dabei durch das sanguinische und melancholische, die »Temperamente der Thätigkeit« durch das choleriche und das phlegmatische Temperament repräsentiert.¹³³

In dieser Zeit widmeten sich zahlreiche philosophische Abhandlungen dem ›Temperament‹, zudem gelangte der Begriff im frühen 19. Jahrhundert neben der Psychiatrie auch in das Interessenfeld humanwissenschaftlicher Disziplinen wie der Pädagogik, der Anthropologie und später auch der Psychologie.¹³⁴ In der *longue durée* betrachtet, bildete sich mit ›Temperament‹ über die verschiedenen theoretischen Zugriffe und Erklärungsmodelle hinweg ein Konzept heraus, mit dem pointiert auf die Wesensart eines Menschen abgehoben werden konnte. Seine zentrale Bedeutungserweiterung hatte der Temperamentsbegriff dabei im Rahmen der humoralmedizinischen Diskussion erlebt, die zugleich auch seinen primären Auftritts- beziehungsweise Wirkungsbereich markierte. Wie der Begriff anklingen lässt, wurde die mit ihm benannte Wesensart nicht als fluktuierend angesehen, sondern als dauerhafte, solide Ausprägung einer charakteristischen Seinsweise. In den aufstrebenden psychologischen Wissenschaften wurde ›Temperament‹ insbesondere im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts im Rahmen

¹²⁹ Siehe Kutzer, *Temperament*, 892.

¹³⁰ Vergleiche ebenda, 894.

¹³¹ Vergleiche Böhling, *Temperament*, 986.

¹³² Siehe Kant, *Anthropologie*, 285.

¹³³ Siehe ebenda, 286.

¹³⁴ Siehe Böhling, *Temperament*, 988.

der empirischen Erkundung von ›Persönlichkeit‹ behandelt – in direkter Fortschreibung dieser historisch gesetzten Bedeutungsfacetten und mit einem Fokus auf die Unterscheidung zentraler Typenkonzepte.¹³⁵

1.3.4 Kulturelle Aufladungen und Rezeptionsweisen

Wie diese Rekonstruktion gezeigt hat, entstand im Verlauf der Jahrhunderte in der abendländischen Kultur eine Matrix aus unterschiedlich gelagerten, miteinander assoziierten Konzepten, die auf die einzelne Person in ihrer Eigenart abhoben und diese wiederum in einer näher zu beschreibenden, psychisch-physischen Innerlichkeit lokalisierten. Eine besondere kulturelle Wirkmächtigkeit entwickelten in zeitlicher Abfolge dabei die beiden Begriffe ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹, die wiederum mit spezifischen Subjektordnungen und Selbstpraktiken in der Moderne in Verbindung gebracht werden können.¹³⁶

Ausgehend von verschiedenen Spezialdiskursen wanderte ›Charakter‹ um 1800 in das allgemeine Vokabular über und konnte sich in dieser Folge bald als wichtige Bezugsmarke der bürgerlichen Moderne etablieren. In der nordamerikanischen Kultur fiel die Hochzeit des Begriffs in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts.¹³⁷ Nicht nur im Alltagsdiskurs, sondern auch im politischen Denken und in literarischen Zeugnissen entwickelte er in dieser Zeit eine wichtige Rolle.¹³⁸ Neben allgemeinen überdauernden Merkmalen, die auf die Eigenart einer Person abzielten, wurde mit ›Charakter‹ vor allem auf sozial bedeutsame Eigenschaften verwiesen, wie auch auf ethisch-moralische Qualitäten.¹³⁹ Dienstbarkeiten im Namen der Gemeinschaft und Verpflichtungen gegenüber anderen bildeten dabei den Kern des Konzepts, das wiederum von einer allgemeinen Leistungsbereitschaft grundiert wurde.¹⁴⁰ Eine Person mit ›Charakter‹ galt als strebsam und auf Selbstverbesserung bedacht, sie verfolgte langfristige Ziele, ohne sich schnellen Belohnungen hinzugeben, zeigte eine patriotische Grundhaltung und bekannte sich zum christlichen Glauben. Hinzu kamen Qualitäten wie Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die wiederum von geschlechtsspezi-

¹³⁵ Für eine Übersicht über die Konzeptualisierung von ›Temperament‹ in der Psychologie im 20. Jahrhundert, siehe Lars Riebold, »Temperament, III. Psychologie«, in: Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, 992–997.

¹³⁶ Siehe dazu Reckwitz, *Subjekt*, 15–16.

¹³⁷ Vergleiche Ian A. M. Nicholson, »Gordon Allport, Character, and the ›Culture of Personality‹, 1897–1937«, in: *History of Psychology* 1 (1998), 52–68, hier 54.

¹³⁸ Für den politischen Diskurs siehe Stefan Collini, »The Idea of ›Character‹ in Victorian Political Thought«, in: *Transactions of the Royal Historical Society* 35 (1985), 29–50.

¹³⁹ Siehe Warren I. Susman, »›Personality‹ and the Making of Twentieth-Century Culture«, in: J. Higham/P. Conkin (Hrsg.), *New Directions in American Intellectual History*, Baltimore 1979, 212–226, hier 214.

¹⁴⁰ Vergleiche Ian A. M. Nicholson, *Inventing Personality. Gordon W. Allport and the Science of Selfhood*, Washington, D.C. 2003, 5.

fischen Eigenschaften flankiert wurden.¹⁴¹ Der Familie und wie auch den verschiedenen Bildungsinstitutionen kam eine pädagogische Leitfunktion für die Ausbildung von ›Charakter‹ zu.¹⁴² Einen ›Charakter‹ zu entwickeln, wurde zugleich als allgemeingültige Wertvorstellung jenseits spezifischer Schichten und politischer Lager proklamiert. Ausdrucksstark spiegelte sich diese Haltung beispielsweise in einem Zitat von Theodore Roosevelt aus dem Jahr 1900 wider, das die Bedeutung von ›Charakter‹ als Signum einer kultivierten Innerlichkeit aufzeigen sollte: »in the long run, in the great battle of life, no brilliancy of intellect, no perfection of bodily development, will count when weighed in the balance against that assemblage of virtues, active and passive, of moral qualities, which we group together under the name of character.«¹⁴³

Im frühen 20. Jahrhundert büßte ›Charakter‹ seine Stellung als Kategorie der Wahl jedoch weitgehend ein, um Personen in ihren psychischen Eigenschaften zu beschreiben.¹⁴⁴ An seinen Platz rückte mit ›Persönlichkeit‹ ein neues Konzept in den Alltagsdiskurs, mit dem nicht nur individuelle Merkmale und Eigenarten, sondern auch Interessen und Bedürfnisse gefasst werden konnten. In Europa hatte der Begriff nach seiner primär theologisch-philosophischen Rezeption zunächst in der französischen Nervenheilkunde des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine wachsende Bedeutung gewonnen – jedoch ohne seine spirituell-metaphysischen Konnotationen.¹⁴⁵ Die *personnalité* eines Menschen wurde in diesem Diskurs als krankheits- und störanfällige Größe erkannt, die der medizinisch-psychiatrischen Zuwendung bedurfte.¹⁴⁶ Einen wichtigen Bezugspunkt bildete hierbei die Abhandlung *Les maladies de la personnalité*, die der Philosoph und Charcot-Schüler Théodule Ribot 1885 in Paris veröffentlicht hatte. In Abkehr von metaphysischen Bedeutungen betrachtete er ›Persönlichkeit‹ darin als »la forme la plus haute de l'individualité psychique.«¹⁴⁷ Ribot trat in seiner Abhand-

¹⁴¹ Die Kultivierung dieser Merkmale war damit auch ein pädagogisches Sozialisationsziel: Während Mädchen in ihrem Verantwortungsgefühl für häuslich-familiäre Belange geschult wurden, zu der auch die Pflege eines bestimmten Äußeren gehörte, sollten Jungen auf ein aktives Leben in der Wirtschaft oder Politik vorbereitet werden. Männliche Charakterstärke stand in dieser Vorstellung mit Macht, Beständigkeit und Tapferkeit in Verbindung. Siehe Stanley Coben, *Rebellion Against Victorianism: The Impetus for Cultural Change in 1920s America*, New York 1991, 4, Fußnote 4, 23.

¹⁴² Siehe dazu Burton Bledstein, *The Culture of Professionalism: The Middle Class and the Development of Higher Education in America*, New York 1978, 129–158 sowie 134 f.

¹⁴³ Siehe Theodore Roosevelt, »Character and Success«, in: *The Outlook* March 31 (1900), 725–727, hier 725.

¹⁴⁴ Siehe Nicholson, *Inventing Personality*, 5.

¹⁴⁵ Siehe dazu Giovanni Pietro Lombardo/Renato Foschi, »The European Origins of ›Personality Psychology‹«, in: *European Psychologist* 7 (2002), 134–145.

¹⁴⁶ Siehe Danziger, *Naming the Mind*, 124.

¹⁴⁷ Siehe Théodule Ribot, *Les maladies de la personnalité*, Paris 1885, 2. Zuvor hatte sich Ribot bereits mit pathologischen Veränderungen des Gedächtnisses und des Willens beschäftigt. Siehe dazu ders., *Les maladies de la mémoire*, Paris 1881 sowie *Les maladies de la volonté*, Paris 1883.

lung an, die ›Persönlichkeit‹ in ihrer Ganzheit und in ihren spezifischen Elementen in den Blick zu nehmen, richtete sein Augenmerk jedoch vornehmlich auf Formen ihrer pathologischen Veränderung. In den nordamerikanischen Diskurs der psychologischen Wissenschaften, die bereits durch William James mit dem Begriff in Berührung gekommen waren, gelangte diese Perspektive durch den Bostoner Arzt Morton Prince, der bei einer Europareise auch die Arbeiten von Jean-Martin Charcot kennen gelernt hatte.¹⁴⁸ Prince selbst ging nach der Jahrhundertwende in zahlreichen Studien den psychopathologischen Veränderungen der ›Persönlichkeit‹ nach, wobei ihn insbesondere das Phänomen ihrer Aufspaltung faszinierte.¹⁴⁹ Als Bezugsgröße konnte ›Persönlichkeit‹ darüber hinaus schnell im allgemeinen Diskurs Fuß fassen. Bereits um 1910 war das Konzept soweit gesetzt, dass es als Rahmen herangezogen wurde, um das eigene Selbst in den Blick zu nehmen.¹⁵⁰ Die »culture of character« wurde im frühen 20. Jahrhundert damit von einer »culture of personality« abgelöst.¹⁵¹

Aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive lässt sich die Hinwendung zur ›Persönlichkeit‹ mit einer veränderten Subjektkonzeption in Verbindung bringen, die vor dem Hintergrund eines tiefgreifenden Wertewandels angesichts wachsender Industrialisierung und Urbanisierung ihre Form gewann.¹⁵² Indem sie auf Qualitäten wie Einzigartigkeit, Expressivität und Flexibilität setzte, erschien diese neue Konzeption besonders zeitgemäß und modern.¹⁵³ Im Unterschied dazu war die Rede vom ›Charakter‹ mit der Vorstellung eines »moralisch-souveränen, respektablen Subjekts« verbunden, das sich durch die Ausrichtung auf ein

¹⁴⁸ Siehe dazu David E. Leary, »William James on the Self and Personality: Clearing the Ground for Subsequent Theorists, Researchers, and Practitioners«, in: Michael G. Johnson/Tracy B. Henley (Hrsg.), *Reflections on The Principles of Psychology: William James after a Century*, Hillsdale (New Jersey) 1990, 101–137.

¹⁴⁹ Siehe zum Beispiel Morton Prince, *The Dissociation of a Personality. A Biographical Study in Abnormal Psychology*, New York 1906. Siehe auch die Publikationen dess., »Hysteria from the Point of View of Dissociated Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology* 1 (1906), 170 sowie Morton Prince/Frederick Peterson, »Experiments in Psycho-Galvanic Reactions from Co-Conscious (Subconscious) Ideas in a Case of Multiple Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology* 3 (1908), 114. Mit den unbewussten Grundlagen der ›Persönlichkeit‹ setzte sich Prince einige Jahre später in einer Monographie auseinander, siehe Morton Prince, *The Unconscious: The Fundamentals of Human Personality, Normal and Abnormal*, New York 1914. Zur Kategorie der »multiplen Persönlichkeit« und ihrer Karriere als psychiatrische Diagnose, siehe Ian Hacking, *Rewriting the Soul. Multiple Personality and the Sciences of Memory*, Princeton (New Jersey) 1995.

¹⁵⁰ Siehe Nicholson, *Inventing Personality*, 5.

¹⁵¹ Siehe Susman, ›Personality‹, 212–226.

¹⁵² Vergleiche Nicholson, *Inventing Personality*, 5. Analog argumentiert auch Reckwitz, der den Übergang von ›Charakter‹ zu ›Persönlichkeit‹ mit spezifischen Subjektkulturen der modernen westlichen Gesellschaft in Verbindung bringt. Reckwitz spricht in diesem Kontext von der Subjektform des extrovertierten Angestelltensubjekts, das als Normalform von der organisierten Moderne ab den 1920er Jahren hervorgebracht worden sei. Siehe Reckwitz, *Subjekt*, 15–16.

¹⁵³ Vergleiche Nicholson, Gordon Allport, 60.

höher geordnetes Prinzip definieren sollte und stark von bürgerlichen Wertmaßstäben geprägt war.¹⁵⁴ Der Diskurs um ›Persönlichkeit‹ setzte stattdessen an der Realisierung der eigenen Fähigkeiten und an bestimmten Qualitäten an, die um die eigene Person kreisten.¹⁵⁵ Betont wurde die Selbstverwirklichung und die Befriedigung eigener Bedürfnisse, zudem zielte die Rolle, die mit dem Konzept verbunden war, auf flexible Qualitäten, was die Selbstpräsentation in sozialen Kontexten anging.¹⁵⁶ Einfluss nahm hier auch der wachsende Personenkult um die Figur des Filmschauspielers und seine Inszenierung in der illustrierten Presse, die ebenfalls die Bedeutung von ›Persönlichkeit‹ untermauerte.¹⁵⁷ Dazu gesellten sich bald Manuale und Ratgeber, mit denen die eigene ›Persönlichkeit‹ in den Blick genommen und entwickelt werden konnte.¹⁵⁸ Die Schriften betonten vor allem die Wichtigkeit, anders, ungewöhnlich und nicht der grauen Masse gleich zu sein. Um diesen Sonderstatus zu erreichen, lieferten sie die Anleitung zu spezifischen Selbstpraktiken. ›Persönlichkeit‹ erhielt damit nicht nur den Status eines zentralen, die Individualität einer Person markierenden Merkmals, sie wurde auch Gegenstand der sorgsamem Betrachtung, um mögliche Anzeichen ihrer pathologischen Veränderung auszumachen.¹⁵⁹

Der kulturelle Übergangsprozess von einer Subjektkonzeption, die um den Begriff ›Charakter‹ strukturiert war, hin zu einer Vorstellung, bei der die ›Persönlichkeit‹ den Fokuspunkt bildete, erzeugte auch in den psychologischen Wissenschaften Resonanzen: Hatten individuelle Eigenarten, wie sie mit beiden Begriffen beschrieben werden konnten, im ausgehenden 19. Jahrhundert nur kursorisch eine Rolle gespielt, entwickelten sie sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts allmählich zu einem Objekt des Wissens, das diesseits und jenseits des Atlantik mit spezifischen Methoden zugänglich gemacht und konturiert wurde. Der nordamerikanische Diskurs verlagerte sein Interesse hierbei schnell auf ›Persönlichkeit‹ – eine Kategorie, die sich inhaltlich flexibel bespielen ließ und zudem keine moralisch-philosophischen Altlasten mit sich führte, wie dies für ›Charakter‹ mit seinem Wertekanon aus dem 19. Jahrhundert wahrgenommen wurde. Im Diskurs der deutschsprachigen psychologischen Wissenschaften spielten die vermeintlichen Konnotationen des letzteren nur eine untergeordnete Rolle; ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ wurden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts oftmals synonym, stellenweise auch abwechselnd verwendet.

¹⁵⁴ Siehe Reckwitz, *Subjekt*, 15–16.

¹⁵⁵ Siehe Nicholson, *Inventing Personality*, 37.

¹⁵⁶ Siehe ebenda, 220.

¹⁵⁷ Siehe ebenda, 223.

¹⁵⁸ Siehe dazu Susman, ›Personality‹, 218.

¹⁵⁹ Siehe Danziger, *Naming the Mind*, 125.

2 Der Ausdruck der ›Persönlichkeit‹

An einem nicht näher bekannten Tag, vermutlich in den späten Wintermonaten 1942, reisten der Wissenschaftsfotograf Fritz W. Goro und ein uns heute unbekannter Journalist¹ nach Annandale-on-Hudson, um eine Reportage für den Wissenschaftsteil von *Life* zu produzieren. Die kleine, idyllisch im Hudson Valley gelegene und von Manhattan knapp 100 Meilen entfernte Ortschaft war Amerikanern nicht aufgrund besonderer Sehenswürdigkeiten bekannt, wohl aber als Heimat von Bard, einem privaten, 1860 gegründeten Liberal Arts-College. Genau dieser Campus war auch das Ziel der Reisenden: Beide waren nach Annandale gekommen, um über das Forschungsprogramm des deutschen Psychologen Werner Wolff zu berichten, der erst kurz zuvor auf eine Professur am Psychologie-Department berufen worden war. Werner Wolff hatte sie dazu in sein Labor eingeladen, um seine Versuche mit Probanden vor den Augen der Journalisten zu demonstrieren.

Die fertige Reportage, die in der Ausgabe vom 18. Januar 1943 erschien, zog die Aufmerksamkeit der Leserschaft in gewohnter *Life*-Manier durch ein sorgfältig arrangiertes Tableau aus Text- und Bildelementen auf sich. In einer serifenlosen und modernen Schrifttype verfasst, wartete der Titel des Beitrags nur mit einem einzigen Wort auf, dass zusätzlich durch die fett gesetzten Majuskeln eine besondere Prominenz erhielt: »PERSONALITY«. Erst der Untertitel klärte darüber auf, dass es im Folgenden um eine relativ junge Wissenschaft gehen sollte, die der ›Persönlichkeit‹ auf einer ganz eigenen Weise auf den Grund gehen wollte: »Psychology Seeks Clues in Faces, Manners, Bearing.«² Beginnend mit der »Entdeckung« des Unbewussten durch Sigmund Freud, hob der Begleittext auf die Bestrebungen von Psychologinnen und Psychologen ab, »the mind's construction« durch verschiedene Techniken und Strategien an die Oberfläche zu bringen: »They wish they could reduce to scientific system the method by which men ordinarily assess each other's character, by voice, expression, manner, ap-

¹ Die journalistische Maxime von *Life* sah es vor, die Autorinnen und Autoren der Beiträge nicht namentlich auszuweisen. Dazu gehörte es auch, die Artikel im Sinne eines für die Zeitschrift charakteristischen Stils zu edieren. Wer damals berichtete, lässt sich leider nicht rekonstruieren. Der in Bremen geborene Goro hatte 1936 Deutschland verlassen müssen und war nach New York immigriert. Als »Staff Photographer« von *Life* entwickelte er sich zu einem der bekanntesten Wissenschaftsfotografen des 20. Jahrhunderts. Siehe Michael E. Hoffmann/Andrew Wilkes, *On the Nature of Things: The Scientific Photography of Fritz Goro*, New York 1993.

² Siehe N. N., »PERSONALITY. Psychology Seeks Clues in Faces, Manners, Bearing«, in: *Life*, January 18 14 (1943), 98–100, 102, 104, hier 98.

pearance, carriage and gait.«³ Wolff setzte dem Artikel zufolge mit seiner eigens entwickelten Technik genau an diesem Desiderat an, indem sie die Ausdrucksqualitäten des Menschen als Schlüssel zu seinem Inneren in den Blick nahm.

Die Herausgeber von *Life* konnten sich sicher sein, dass der Artikel im Wissenschaftsteil auf großes Interesse stoßen würde: Populär aufbereitete Themen aus der psychologischen Forschung erfreuten sich unter der gebildeten Mittelschicht wachsender Beliebtheit, warteten sie doch mit dem Versprechen auf, immer auch etwas über sich selbst in Erfahrung zu bringen.⁴ Indem die Herausgeber schon prominent im Titel auf ›Persönlichkeit‹ abhoben, zielten sie zudem auf ein zentrales Konzept der Selbst- und Fremdbeschreibung, unter dem sich alle etwas vorstellen konnten; schließlich sollte jeder so etwas wie eine ›Persönlichkeit‹ haben und durch bestimmte Merkmale charakterisiert werden können. Aus der Sicht von Wolff war der Zeitpunkt der Veröffentlichung besonders günstig: Seine erste englischsprachige Monographie sollte, so verriet es der Artikel, in wenigen Wochen publiziert werden und sich ganz dem Ausdruck von ›Persönlichkeit‹ widmen. Nahm der eigentliche Textteil weniger als ein Viertel der Magazinseite ein, waren es insbesondere die sorgfältig ausgesuchten Fotografien, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen: Wolff erschien darin in der Rolle des Versuchsleiters, der junge männliche Probanden – lokale College-Studenten – über den Ablauf der Experimente instruierte und verschiedene Stimuli präsentierte. Mit ihren Innenansichten aus der Forschung appellierten die Fotografien auch an die populären Imaginationen eines psychologischen Laboratoriums – für den Großteil der Leserschaft wohl ein unbekanntes Territorium und deshalb ein Ort, der mit Gefühlen von Neugier und Interesse, vielleicht aber auch Argwohn und ängstlicher Erwartung besetzt war. Wie die Abbildungen jedoch vor Augen führten, wartete Wolffs Labor nicht mit merkwürdigen Apparaturen auf, die über Kabel an den Körper angeschlossen wurden oder anhand von komplizierten Tastenkombinationen zu bedienen waren. Ganz im Gegenteil schien die Forschung, die in Wolffs Labor vollzogen wurde, vor allem auf visuellen Stimuli zu basieren: Die Probanden, die in einem Lehnstuhl Platz genommen hatten, richteten ihren Blick zum Beispiel auf eine Kreidetafel, auf der drei Silhouetten angebracht waren, darunter befanden sich drei Fotografien von Händepaaren.⁵ Ein weiteres Bild zeigte Porträtfotografien, die so auf Papier aufgebracht waren, dass sie durch Streifen partiell zugedeckt werden konnten und damit nur Teilbereiche des Gesichts preisgaben. In einem anderen Fall präsentierte Wolff der Testperson spiegelverkehrte Handschriftproben, indem er sie durch einen montierten Spiegel blicken ließ. Damit fehlten nicht nur Apparaturen und Gerät-

³ Siehe ebenda.

⁴ Ein Blick in das Archiv des Magazins zeigt, dass *Life* in regelmäßigen Abständen über psychologische Themen und Forschungsgebiete berichtete.

⁵ Die Fotografien von Wolffs Experimenten sind über die Suchfunktion auf der Website von Getty Images allgemein zugänglich.

schaften, wie sie aus der Gründerzeit der psychologischen Laboratorien im ausgehenden 19. Jahrhundert bekannt waren. Die in *Life* reproduzierten Fotografien deuteten auch an, dass Wolff ebenso von Instrumenten wie Fragebögen, psychologischen Tests und Beurteilungsskalen absah, die in den 1940er Jahren bereits zum Standardrepertoire der nordamerikanischen Persönlichkeitsforschung gehörten. Anstelle derartige Instrumente heranzuziehen – Instrumente, die in der Institutionalisierung, Professionalisierung und Anerkennung der Psychologie als Wissenschaft im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine eminente Rolle gespielt hatten – platzierte Wolff den menschlichen Körper in den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Erkundungen. Aus der Perspektive der Leserinnen und Leser musste diese Herangehensweise jedoch nicht unbedingt überraschen. Wie bereits im Artikel benannt, gehörte es zum Allgemeinwissen, dass sich der ›Charakter‹ von Personen anhand verschiedener Ausdrucksphänomene wie der Stimme, der Erscheinung, dem Gang oder dem Gesichtsausdruck einschätzen ließ. Eine solche Perspektive, an die auch Wolffs Prozeduren und Techniken anzuknüpfen gedachten, betrachtete den menschlichen Körper als expressives Medium psychischer Merkmale und Prozesse. Einer Topographie von Zeichen und Spuren gleich, schien der Körper auf verborgene psychologische Wahrheiten zu verweisen, die jedoch richtig gelesen und identifiziert werden mussten. Indem Wolff den menschlichen Körper als Medium des psychologischen Ausdrucks in das Zentrum seiner Analyse rückte, referierte sein Ansatz unmittelbar auf physiognomische Denkfiguren, die zum Zeitpunkt des Artikels bereits auf eine lange kulturgeschichtliche Tradition zurückblicken konnten und in populären Kontexten nichts von ihrer Faszination eingebüßt hatten. Zugleich wurde der Text nicht müde zu betonen, dass es Wolff um einen genuin wissenschaftlichen Zugriff auf eben diese humanen Ausdrucksmedien ging. Dazu bedurfte es der Kombination verschiedener Materialien und Aufzeichnungstechniken. Wie das *Life*-Magazine berichtete, präsentierte Wolff seinen Probanden nicht nur Tonbandproben ihrer Stimmen, Filmaufnahmen ihres Ganges und gespiegelte Handschriften, sondern darüber hinaus auch weitere fotografische Materialien diverser Formate und Inhalte. Zugleich setzte dieser multimediale Forschungsansatz auf standardisierte Stimuli und Variablenkontrolle. In dieser Gestalt, die nicht nur verschiedene Materialien und Medien, sondern auch epistemologische Strategien und theoretische Versatzstücke miteinander in Relation setzte, trat Wolff dazu an, einen neuen Erkenntnisraum zu eröffnen, um ›Persönlichkeit‹ wissenschaftlich greifbar zu machen. Dabei handelte es sich jedoch nicht um einen grundlegend neuen Ansatz, der erst vor kurzem von ihm konzipiert worden war. Das Forschungsprogramm, das Wolff am Bard College etablierte, hatte vielmehr in einem gänzlich anderen Kontext, im Berlin der ausgehenden 1920er Jahre, seine Form gewonnen. Entstanden in der von Ambivalenzen geprägten Wissenschaftskultur der Weimarer Zeit, die zugleich von einem starken Synthesewillen gekennzeichnet war, hatte Wolff im urbanen Berlin einen Ort

vorgefunden, an dem er eine hybride Forschungspraxis jenseits von Dichotomien und starren Differenzen erproben konnte. Die Unentschlossenheit und Widersprüchlichkeit seiner Zeit machte Wolff dabei als stil- und strukturbildendes Element seiner Herangehensweise zwischen einem kontrollierten experimentellen Vorgehen und dem Streben nach Ganzheit produktiv.

Im Folgenden rekonstruiert das Kapitel Wolffs Ansatz einer Experimentellen Tiefenpsychologie, die nach dessen Flucht aus Deutschland an der Ostküste der Vereinigten Staaten ihre Fortsetzung und weitere Differenzierung fand. Dieser Ansatz, der gestaltpsychologische, charakterologische und psychodynamische Elemente miteinander kurzschloss, um sie in einer neuen Praxis zu vereinen, wird hinsichtlich seiner epistemischen und medialen Praktiken analysiert. Stark von kontinentaleuropäischen Traditionslinien des Nachdenkens über die Psyche und dem spezifischen Zeitgeist am Ort seiner akademischen Sozialisierung geprägt, konturierte Wolffs Forschungspraxis einen epistemischen Raum, der in seiner spezifischen Form eine Tiefendimension der ›Persönlichkeit‹ sinnlich erfahrbar und bestimmbar machen sollte, zu der mit herkömmlichen, statischen Verfahren nicht vorgedrungen werden konnte. Dieser Ansatz erwies sich jedoch nur bis zu einem bestimmten Grad als anschlussfähig: Hatte sich Wolff bereits in Berlin quer zu den großen psychologischen Schulen positioniert, traf er in Nordamerika auf eine für psychologische Themen sensibilisierte Szene, bei der populäre Interessen und die Erwartungshaltung der *scientific community* noch einmal deutlich stärker auseinanderliefen. Anhand der wechselvollen Rezeption von Wolffs Programm, die innerhalb weniger Jahre von einer neugierigen, interessierten Haltung hin zu Ignoranz und Ablehnung überging, arbeitet das Kapitel auch die diskursiven Normen heraus, die zu diesem sukzessiven Ausschluss führten.

2.1 Experimente in Berlin

Im Februar 1930, zwölf Jahre bevor er schließlich eine neue akademische Heimat in den Vereinigten Staaten finden sollte, stand für Werner Wolff in Berlin viel auf dem Spiel.⁶ Ohne große finanzielle Mittel ausgestattet, hatte er nach der Aufnahme seines Studiums an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität 1923/1924 immer wieder längere Unterbrechungen einlegen müssen, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Wolff sah sich deshalb gezwungen, einen Antrag auf vorzeitige Prüfungszulassung zu stellen, um sich noch im Sommersemester 1930 der Doktorprüfung unterziehen zu kön-

⁶ Die biographischen Angaben speisen sich aus Ulfried Geuter, *Daten zur Geschichte der deutschen Psychologie, Band 1: Psychologische Institute, Fachgesellschaften, Fachzeitschriften und Serien, Biographien, Emigranten 1879–1945*, Göttingen 1986, 246. Siehe auch Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars, *List of displaced German Scholars*, London 1936, 104.

nen.⁷ Seine Dissertation hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits bei dem Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler eingereicht. Überhaupt war Wolffs schulischer und akademischer Werdegang in Berlin von verschiedenen Unterbrechungen gekennzeichnet gewesen: Nach dem Abschluss der Unterprima des Momm-sengymnasiums hatte er 1921 zunächst eine Ausbildung in der Buchhandlung Edmund Meyer absolviert, sich im Anschluss dann aber doch noch für ein Studium entschieden, zu dem er trotz des fehlenden Reifezeugnisses zugelassen wurde. Finanzielle Schwierigkeiten veranlassten ihn jedoch, nach nur einem Semester wieder berufstätig zu werden. Das Studium konnte er erst im Winter 1925 wieder aufnehmen, ab 1927 verdiente er sich zugleich als Lektor und Autor der *Minerva-Briefe*, die Fernstudienmaterialien herstellten. Nach einer weiteren Unterbrechung im Winter 1928 gelang es Werner Wolff im Juni 1929, die Begabtenprüfung im Kultusministerium und im Februar 1930 das große Latinum zu absolvieren. Parallel zu seinem fortgesetzten Studium, in dessen Rahmen er insbesondere Vorlesungen und Seminare bei den Gestaltpsychologen Wolfgang Köhler, Max Wertheimer und Kurt Lewin, aber auch bei Hans Rupp und Baumgardt besuchte, hatte er darüber hinaus bereits diverse Arbeiten zu psychologischen, psychiatrischen und philosophischen Themen veröffentlicht.⁸ Dem Antrag, bereits Ende des Sommersemesters 1930 die Prüfung ablegen zu können, wurde vonseiten der Philosophischen Fakultät schließlich stattgegeben, sodass Wolff im Juli in den Hauptfächern Philosophie und Psychologie sowie den Nebenfächern Physiologie und Kunstgeschichte geprüft wurde.⁹ Die Dissertation, die er unter dem Titel »Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch. Physiognomische Untersuchungen an der Stimme, dem Profil, den Händen und einer freien Nacherzählung« eingereicht hatte, wurde von Wolfgang Köhler und H. Maier begutachtet.¹⁰ Der menschliche

⁷ Siehe dazu und im Folgenden die Dokumente der Promotionsakte von Werner Wolff aus der Friedrich-Wilhelms-Universität, UHU.

⁸ Dazu gehörten Arbeiten wie: »Der archaische Sprachorganismus«, in: *Zeitschrift für Psychologie* 110 (1929), 113–136; »Die Psychologie in der Psychiatrie. Gestaltliche Faktoren in der Psychiatrie«, in: *Zeitschrift für Neurologie und Psychiatrie* 118 (1929), 733–751; »Bemerkungen über die psychische Struktur des Kindes«, in: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 30 (1929), 170–180 und »Gestaltidentität in der Charakterologie«, in: *Psychologie und Medizin* 4 (1929), 32–44.

⁹ Siehe die Promotionsakte, UHU.

¹⁰ Max Wertheimer war 1929 an die Universität Frankfurt berufen worden, sodass Wolff einen neuen Gutachter finden müssen. Die Arbeit wurde zwei Jahre später in der Zeitschrift *Psychologische Forschung* veröffentlicht. Siehe Werner Wolff, »Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch«, in: *Psychologische Forschung* 16 (1932), 251–328. Bei H. Maier muss es sich um den Erkenntnistheoretiker Heinrich Meier, damals Ordinarius für Philosophie, gehandelt haben. Siehe Volker Gerhardt/Reinhard Mehring/Jana Rindert (Hrsg.), *Berliner Geist: Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1945. Mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Humboldt-Universität*, Berlin 1999, 236 f.

Körper bildete also bereits in dieser frühen Forschungsarbeit Wolffs zentralen Bezugspunkt. Inhaltlich war er dabei der Frage nachgegangen, was passierte, wenn eine »charakterologisch verwertbare Äußerung eines Menschen«¹¹ einem Kreis von Personen zur Beurteilung vorgelegt würde, es sich dabei aber auch um Material handelte, das von den Beurteilern selbst stammte. Damit stand die Konvergenz beziehungsweise Divergenz der Einschätzungen im Mittelpunkt. Da auf die Psyche rückgeschlossen werden sollte, musste es sich bei den Vorlagen um etwas handeln, das das »Wesen eines Menschen äußern, also *erkennbar* machen« konnte.¹² Dieses ›Wesen‹ sollte in bestimmten Äußerungsformen in Erscheinung treten, damit Sichtbarkeit erlangen und so für die psychologische Diagnose zugänglich werden.

Seine Versuchsreihe, die primär in den Räumlichkeiten des Psychologischen Instituts durchgeführt worden war, aber auch in verschiedenen klinischen Einrichtungen stattgefunden hatte, leitete Wolff mit einer physiognomischen Untersuchung der Stimme ein.¹³ Für die Anfertigung entsprechender Testmaterialien sollten die Probanden zunächst »mit gewöhnlicher Stimme und gewöhnlichem Gebaren« einen Satz in einen elektrisch angetriebenen Parlographen sprechen, der bei dieser Gelegenheit aufgezeichnet wurde. Der zweite Teil diente physiognomischen Untersuchungen an Profil- und Handaufnahmen. Damit die Testperson nichts von der Anfertigung der Aufnahmen mitbekam, sollte sie in ein fixiertes Stereoskop schauen und eine Beobachtung abgeben. Das Profil wurde während dieser Aufgabe durch einen verborgenen fotografischen Apparat aufgenommen. Nach der Entwicklung der Negative wurden die in ihrem formalen Aufbau weitgehend standardisierten Profildispositiv mit schwarzer Tusche ausgemalt, sodass lediglich der Rand des Kopfes und des Gesichts übrig blieb. Die Augen und Wangen wurden verdeckt, der Augenbrauenansatz, die Nasenflügel und die Lippen blieben sichtbar. Über diese manuellen Verfremdungstechniken sollte die Wiedererkennung für die anschließenden Beurteilungsversuche erschwert werden. Auch die Hände der Probanden wurden ohne ihre Kenntnis fotografiert. Wolff nutzte dazu ein Brett mit zwei Klingelknöpfen, das er hinter einem Vorhang platziert hatte. Im Glauben, dass es sich um einen Reaktionszeitversuch handelte, sollten die Versuchspersonen ihre Hände mit ausgestreckten Fingern auf das Brett legen und auf ein Signal hin mit den Mittelfingern auf die Knöpfe drücken. Bei den Aufnahmen kam ein Kinoapparat zum Einsatz, der es erlaubte, pro Durchgang etwa ein Dutzend Bilder zu schießen. Für den »physio-

¹¹ Siehe Wolff, Selbstbeurteilung, 252.

¹² Siehe ebenda, 253. Hervorhebung im Original.

¹³ Dazu zählte zum Beispiel die Neurologische Klinik in Berlin-Moabit, die von Kurt Goldstein geleitet wurde, aber auch das Berliner Institut für Sexualwissenschaft, in dem Wolff mit dem Arzt Felix Abraham zusammenarbeitete. Darüber hinaus hatte er Testpersonen in den beiden psychiatrischen Kliniken Buch und Lichtenberg untersucht.

gnomischen Versuch« fand später die »klarste und charakteristischste«¹⁴ der Fotografien in dreifacher Vergrößerung Verwendung. Bevor Wolff den Probanden die Aufnahmen zur Beurteilung vorlegte, wurden zahlreiche Bilddetails (Klingelknöpfe, Rockärmel, Armbanduhren) mit schwarzer Tusche kaschiert. Als Teil der Studie mussten die Versuchsteilnehmer zudem die Geschichte von »Jorinde und Joringel« wiedergeben, deren Nacherzählung auf Papierbögen protokolliert wurde.

Die eigentlichen Versuche verliefen in mehreren Etappen. Die aufgezeichneten Stimmproben wurden den Probanden über Trichter oder Kopfhörer präsentiert, damit diese »den sich in dieser Stimme äußernden Charakter«¹⁵ schriftlich festhalten konnten. Im Anschluss wurden die zentralen Eindrucksstendenzen für jede einzelne Stimme in einer »Durchschnittscharakteristik«¹⁶ zusammengefasst. Nach der verbalen Darbietung hatten die Probanden die Aufgabe, sie den verschiedenen Stimmproben zuzuordnen. Wolff nahm dabei auch das Verhältnis des Stimmcharakters zum ›Charakter‹ des Sprechers in den Blick – über diesen hatten sich die Probanden aufgrund eines längeren persönlichen Umgangs einen Eindruck bilden können. Eine weitere Etappe der Versuchsreihe ging der Frage nach, wie sich die wissentliche Selbstbeurteilung zu der Durchschnittsbeurteilung durch andere Menschen verhielt. Der Versuchsperson wurden zu diesem Zweck die gesammelten Charakteristika von fünf Personen vorgelegt, wobei eine davon auf die eigene Stimme Bezug nahm. Die Probanden sollten dazu angeben, welche Beschreibungen sie für ihren eigenen ›Charakter‹ als angemessen ansahen. Um Aussagen über die Stabilität der Befunde machen zu können, wurden einer Gruppe nach zwei Jahren abermals Urteile über Stimmeindrücke vorgelegt mit der Bitte um die Angabe, welche davon sie am ehesten für die eigene Person akzeptieren würden. Die zuvor fotografisch fixierten Körperteile kamen in einer weiteren Etappe zum Einsatz. Auch hier wollte Wolff herausfinden, ob die eigenen Körperteile anders beurteilt würden als fremde. Zunächst verdeckte Wolff die Bilder so mit schwarzem Papier, dass nur der Profilstreifen des Gesichts, nicht aber der Kopfumriss erkennbar war. Die Aufgabe der Probanden war es, das Profil charakterologisch zu beschreiben. Auch sollten die Testpersonen Angaben darüber machen, ob die abgebildete Person sympathisch sei. In einem weiteren Durchgang wurde das Deckblatt entfernt und gefragt, ob sich dadurch der Charaktereindruck verändern würde. Im Anschluss sollte die Testperson eine Identifizierung der Bilder vornehmen und diese mit ihr über das psychologische Institut bekannten Personen verbinden. Konfrontiert wurde sie dabei auch mit ihrem eigenen Profilbild. Um die Einschätzungen der unwissentlichen Selbstbeurteilungen statistisch abzusichern, wurde einer Gruppe Profilcharakteristiken

¹⁴ Siehe ebenda, 317.

¹⁵ Siehe ebenda, 256.

¹⁶ Siehe ebenda, 259.

und entsprechende Profile zur Sortierung vorgelegt. Die heimlich fotografierten Hände fanden vor dem dritten Profilversuch Verwendung. Ihre Abzüge wurden vor den Probanden ausgebreitet, damit diese ihren ›Charakter‹ beurteilen konnten. Was die Tauglichkeit der einzelnen körperlichen Ausdrucksmedien anbelangte, um Charakterdeutungen vorzunehmen, war Wolff auf Basis seiner Studien zu einem positiven Befund gekommen. Bei der Zuordnung zwischen dem Stimmeindruck und dem ›Charakter‹ des Sprechers hatte es zum Beispiel einen deutlichen Übereinstimmungsgrad gegeben, der jedoch von der Zuweisung zu Stimmen und Stimmcharakteristiken noch übertroffen worden war. Allerdings hatten die Teilnehmer nicht alle körperlichen Ausdrucksmedien gleichermaßen gut wiedererkannt. Die Identifikation der eigenen Stimme im Parlographen gelang wesentlich schlechter als bei fremden Stimmen. Für alle Ausdrucksarten konnte Wolff zudem Auffälligkeiten in der unwissentlichen Selbsteinschätzung feststellen. Demnach waren die Ausdrucksmedien, die die eigene Person betrafen, mit einer stärkeren affektiven Einfärbung, also günstiger oder schlechter, bewertet worden als das tatsächlich fremde Material.

Für die Konzeption seiner Fragestellung und die Auswahl der Methodik hatte Wolff im Psychologischen Institut der Berliner Universität ideale Vorbedingungen angetroffen. So konnten sich seine Versuchsreihen auf die vielfältigen technisch-medialen Möglichkeiten stützen, die im Stadtschloss zur Verfügung standen.¹⁷ Aber auch was sein Interesse an Physiognomie und Ausdrucksphänomenen anbelangte, bot das Institut mehrere Anknüpfungspunkte. Eine besondere Rolle mögen dabei die psychologischen Experimente von Rudolf Arnheim gespielt haben, die dieser Ende der 1920er Jahre im Rahmen seiner Dissertation entwickelte. Die ebenfalls von Wertheimer betreuten Experimente waren wohl durch ein Seminar zur Physiognomie und zum Ausdrucksproblem inspiriert worden, das dieser an der Friedrich-Wilhelms-Universität angeboten hatte.¹⁸ Der Themenkomplex spielte jedoch nicht nur in der universitären Lehre eine Rolle, sondern hatte für die Gestaltpsychologen auch eine forschungsstrategische Bedeutung: Als aufstrebendes neues Paradigma erschien die Ausdruckspsychologie im Verbund mit physiognomisch-graphologischen Ansätzen als wichtiges Terrain für die Bewährung gestalttheoretischer Überlegungen.¹⁹ Wertheimer hatte sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg in gestalttheoretisch

¹⁷ Siehe dazu Margarete Pratschke, *Gestaltexperimente unterm Bilderhimmel. Das Psychologische Institut im Berliner Stadtschloss und die Avantgarde*, Paderborn 2016.

¹⁸ Siehe dazu Mitchell G. Ash, *Gestalt Psychology in German Culture 1890–1967. Holism and the Quest for Objectivity*, Cambridge 1995, 257–258 sowie Rudolf Arnheim, »Max Wertheimer«, in: *Psychological Research* 51 (1989), 45–46.

¹⁹ Vergleiche Horst-Peter Brauns, »Rudolf Arnheims experimenteller Beitrag zur gestalttheoretischen Ausdruckspsychologie«, in: Christian G. Allesch/Otto Neumaier (Hrsg.), *Rudolf Arnheim oder die Kunst der Wahrnehmung. Ein interdisziplinäres Porträt*, Wien 2009, 159–166, hier 159.

inspirierten Versuchen ausdruckspsychologischen Fähigkeiten zugewendet.²⁰ Fragen zu ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ waren in seiner eigenen Forschung indes nur marginal behandelt worden. Dass die gestaltpsychologische Perspektive auch in diesem Bereich von Bedeutung wäre, hatte er jedoch in einem Überblicksartikel in einer 1926 veröffentlichten *Einführung in die neuere Psychologie* herausgearbeitet, die Beiträge verschiedener Schulen und Strömungen versammelte.²¹ Wertheimer betonte darin, dass eine auf Zerstückelung setzende Analyse bei der Erfassung »des Menschen selbst« und seiner Eigenschaften fehl am Platz wäre: »Stückhaft ›dieselbe‹ Handlung, ›dieselbe‹ Eigenschaft ist bei verschiedenen Menschen oft etwas sehr Verschiedenes; mit dieser sehr alten Erkenntnis [...] soll wissenschaftlich Ernst gemacht werden. Viele Irrtümer in der Beurteilung eines Charakters [...] beruhen darauf, daß man Handlungen, Eigenschaften des Menschen stückhaft sieht (stückhaft abstrahiert, klassenmäßig gleichsetzt), stückhaft zu begründen sucht, anstatt sie lebendig in ihrer charakteristischen Rolle, in ihrer Funktion, in ihrer Bedingtheit innerhalb ihres Ganzen, als Teilgehalt in ihrem Ganzen zu erfassen.«²²

Arnheims Studie erschien 1928 in der von Wertheimer herausgegebenen Zeitschrift *Psychologische Forschung*, in der seit ihrer ersten Ausgabe zahlreiche gestalttheoretische Beiträge veröffentlicht worden waren.²³ Sie zielte darauf ab, den menschlichen Ausdruck experimentell-psychologisch zu untersuchen und auf diese Weise der Frage nachzugehen, inwiefern sich das graphologische und physiognomische Vermögen von Menschen empirisch absichern ließ.²⁴ Das Herz der Versuchsreihe, die aus sukzessive aufeinander aufbauenden Experimenten bestand und die Ergebnisse mit stochastischen Angaben untermauerte, bildeten verschiedene Ausdrucksmedien, die Arnheim seinen Probanden in diversen

²⁰ Siehe ebenda, 162.

²¹ Siehe M. Wertheimer, »Gestaltpsychologische Forschung«, in: Emil Saupe (Hrsg.), *Einführung in die neuere Psychologie*, Osterwieck am Harz 1927, 47–53.

²² Siehe ebenda, 51.

²³ Siehe Rudolf Arnheim, »Experimentell-psychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem. Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. IV«, in: Max Wertheimer (Hrsg.), *Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften. Elfter Band*, Berlin 1928, 1–132. Die *Psychologische Forschung* war als Fachzeitschrift dem gesamten Gebiet der Psychologie verschrieben, richtete ihr Augenmerk in den Jahren nach ihrer Gründung jedoch vor allem auf die Gestaltpsychologie. Insbesondere die Mitglieder des Berliner Instituts veröffentlichten in der Zeitschrift ihre Studien und Doktorarbeiten. Publikationen zu charakterologischen oder ausdruckspsychologischen Fragestellungen bildeten, abgesehen von einigen Buchbesprechungen im Rezensionsteil, eher die Ausnahme. Zum Profil der Zeitschrift siehe M. G. Ash, »Ein Institut und eine Zeitschrift – Zur Geschichte des Berliner Psychologischen Instituts und der Zeitschrift ›Psychologische Forschung‹ vor und nach 1933«, in: Carl F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg 1985, 113–137.

²⁴ Siehe dazu auch Uta Beiküfner, *Blick, Figuration und Gestalt: Elemente einer aisthesis materialis im Werk von Walter Benjamin, Siegfried Kracauer und Rudolf Arnheim*, Bielefeld 2003.

Gruppenversuchen, vor allem mithilfe eines Projektionsapparates, präsentierte. Zu diesem Zweck hatte er ein ganzes Kaleidoskop verschiedener visueller Stimuli aus unterschiedlichen Kontexten und Entstehungszusammenhängen zusammengetragen (Abb. 2.1 bis 2.2). Neben den Handschriftproben berühmter Künstler aus der italienischen Renaissance, die Arnheim auf Papier reproduziert hatte, kamen die nur durch Buchstabenkombinationen ausgewiesenen Porträts von »Drei Frauen« und verschiedene Silhouetten-Aufnahmen mit prägnanten Kopfformen und Gesichtsmerkmalen zum Einsatz. Arnheim präsentierte des Weiteren Briefe und Postkarten, deren Adressfeld von verschiedenen Personen ausgefüllt worden war, Ausschnitte aus der Korrespondenz von Richard Wagner, Friedrich Schiller und Gustav Freytag sowie Porträts von Dichtern und Philosophen in der Form von Stichen, Zeichnungen und Malereien. Daneben kamen fotografische Porträts von Gelehrten sowie Aufnahmen von »Psychopathen« zum Einsatz.²⁵ Ein gemaltes Porträt eines Mädchens und ein fotografiertes Babygesicht wurden einmal als Ausschnitt, einmal vollständig, gezeigt. Das »Ausdrucksproblem«, das Arnheim mit den Mitteln des psychologischen Versuchs anging, bezog sich damit auf die Charakteristika der Handschrift und verschiedener fazieller Merkmale – ganz in Korrespondenz mit der Vorstellung, es bei der Schrift und dem Gesicht mit besonders ausdrucksrelevanten Medien des Psychischen zutun zu haben. In den Versuchen wurden den Probanden jeweils bestimmte Stimuli-Gruppen vorgelegt, woraufhin diese Zuordnungsversuche vornehmen, Charakterbeschreibungen formulieren oder den Stimuli vorab gegebene Informationen zuweisen sollten. Um den Prämissen eines wissenschaftlichen Versuchs Rechnung zu tragen, zielte Arnheim auch darauf ab, die das Ergebnis beeinflussenden Faktoren – Suggestionen durch den Versuchsleiter oder auch Effekte der Anordnung im Experiment – minimal zu halten. Zur Untersuchung der Gesichtsausdrücke präsentierte Arnheim die Gesichter beispielsweise zunächst teilverdeckt, um im Anschluss einzelne Komponenten offen zu legen. Dabei kam er zu dem Befund, dass isolierte Gesichtsteile durchaus andere Eindrücke hervorrufen konnten als das »Ganzgesicht«.²⁶

Ausdruckspsychologische Fragestellungen hatten für Arnheim jedoch eine weit größere Rolle gespielt, als es die Dissertation vermuten ließe. Den Möglichkeiten und Grenzen einer wissenschaftlichen Charakterdeutung war er auch in populären Publikationsformaten nachgegangen – so zum Beispiel in einem Artikel für die *Weltbühne*, den er einige Jahre nach der Disputation verfasste.²⁷

²⁵ Letztere hatte Arnheim aus den Publikationen der frühen 1920er Jahre von Ernst Kretschmer zum Körperbau und ›Charakter‹ entlehnt und für seine Untersuchungszwecke so zugeschnitten, dass nur das Gesicht im Zentrum der Aufmerksamkeit lag. Zu Kretschmer, siehe auch Kapitel 3.

²⁶ Siehe ebenda, 101.

²⁷ Siehe dazu Rudolf Arnheim, »Charakterdeutung als Wissenschaft«, in: *Die Weltbühne* 27, Band 2, Nr. 41 (1931), 556–560.

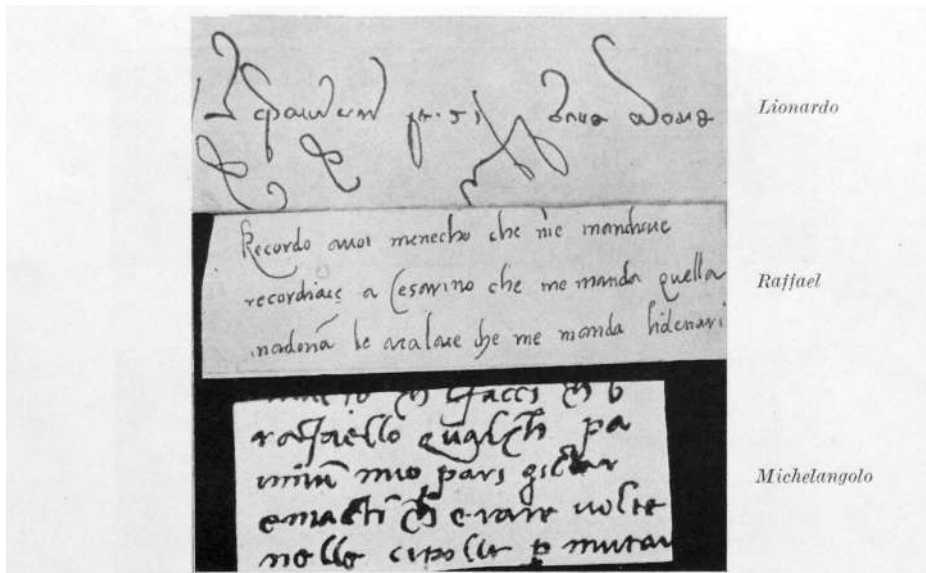


Abb. 1.



Abb. 2. „Sechs Dichter und Philosophen“.

Abb. 2.1: Handschriftproben und Porträts als experimentelle Stimuli bei Arnheim.



Abb. 11. „Mädchenporträt“ Teilgesicht.

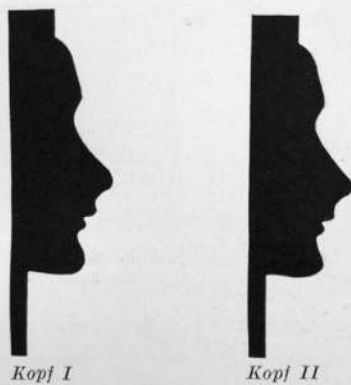


Abb. 9. Köpfe „MU“.



Abb. 12. „Baby“ Teilgesicht.

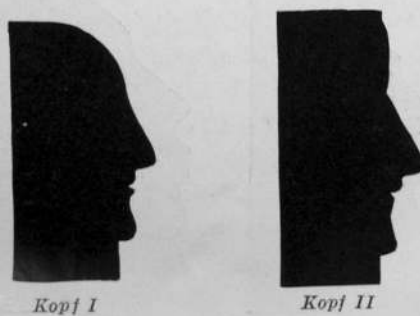


Abb. 10. Köpfe „NJ“.

9*

Abb. 2.2: Silhouetten und Teilgesicht-Darstellungen als experimentelle Stimuli bei Arnheim.

Darin vertrat er eine von der Gestalttheorie inspirierte Position: Bei der Charakterdeutung ginge es nicht darum, ein Gebilde in konstitutionelle Faktoren zu zergliedern, die dann wieder addiert werden könnten. Vielmehr wären die einzelnen Faktoren »eingeschmolzen in eine Ganzheit, in deren Zusammenhang erst der nicht isolierbare Sinn des Einzelnen verstanden werden«²⁸ konnte. Die Praxis der Charakterdeutung stünde damit in Opposition zur konventionellen wissenschaftlichen Erkenntnismethode. Der Mensch sei eigentlich mit gewissen graphologischen und physiognomischen Fähigkeiten ausgestattet gewesen, jedoch hätte »eine spezielle, durch Schule, Wissenschaft und Leben unsrer Zeit geschaffene Dressur auf ›atomistisches‹ Sehen diese Fähigkeit bis zu einem gewissen Grade verschüttet.«²⁹ 1931 veröffentlicht, las sich Arnheims Beitrag damit als Plädoyer für die Suche nach einer neuen Form von wissenschaftlicher Methodologie, der es doch noch gelingen würde, besagte Ganzheiten neu zu perspektivieren und im Idealfall zu fassen.

Wolffs in Berlin begonnenes Forschungsprogramm knüpfte auf der Ebene der Ausdrucksmedien, aber auch hinsichtlich der Experimentalpraxis an Arnheims Studien an. So blieb Wolff nicht nur dem Modell des Zuordnungsverfahrens treu, bei dem Probanden Entscheidungen über die Passung beziehungsweise Zugehörigkeit von bestimmten Stimuli zu treffen hatten. Die Diversität der Gattungen, die als Ausdrucksmedien zum Einsatz kamen – darunter repräsentativ anmutende gemalte oder gezeichnete Porträts, Fotografien in *en-face*-, Dreiviertel- oder Profilansicht, sowie schwarze Silhouetten auf weißem Grund – wurde von Wolff ebenfalls aufgegriffen. An »Massenversuchen« interessiert, bei denen die Stimuli simultan einer größeren Personenzahl präsentiert werden konnten, hatte Arnheim im Unterschied zu Wolff jedoch die Diaprojektion vorgezogen.³⁰ Anstelle den Testpersonen die einzelnen Bilder in materieller Form vorzulegen, waren bei ihm vor allem ephemere Lichtbilder zum Zuge gekommen, die für eine genau bestimmte Expositionszeit in den Räumen des Berliner Stadtschlusses an die Wand geworfen wurden. Wenn auch in neuem Gewand schrieb Arnheim und Wolff auf diese Weise eine Medienpraxis fort, die in ihren Grundzügen bereits von Johann Caspar Lavater verfolgt worden war. Begonnen im Jahr 1775, hatte Lavater mit seinem vierbändigen Werk *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* eine Theorie mitsamt spezifischem Methodenansatz vorgelegt, bei der stabile äußere Merkmale des Körpers als Index eines psychologischen Inneren gefasst wurden. Lavaters Augenmerk hatte dabei dem gesamten Körper gegolten und sich nicht allein auf das Gesicht konzentriert, das dieser wiederum als lesbare Oberfläche eines verborgenen Wesenskerns verstanden wissen wollte.³¹ Eine genaue Vermessung und Analyse der

²⁸ Siehe ebenda, 556.

²⁹ Siehe ebenda, 558.

³⁰ Siehe Arnheim, Untersuchungen, 118.

³¹ Vergleiche Meike Adam, »Symbol oder Symptom? Lesbarmachungen des Gesichts«,

entsprechenden Merkmale sollte »die Kenntnis des Hauptcharakters, der Fähigkeiten, Talente, Fertigkeiten, Kräfte, Empfänglichkeit, Anlagen, Wirksamkeit, Reizbarkeit, Elastizität eines jeden Menschen überhaupt«³² ermöglichen. Bis zu einem gewissen Grad hatte sich Lavater bei seinem Unterfangen an den zeitgenössischen Entwicklungen der Naturwissenschaft orientiert und für die präzise Vermessung des Kopfumrisses beispielsweise ein Stirnmaß entwickelt.³³ Andererseits rekurrierte Lavater auf ein allgemeines physiognomisches Gefühl, das wissenschaftlichen Erklärungsansätzen nicht zugänglich war.³⁴ Dabei avisierte er ein Klassifikationssystem, das die menschliche Natur in ihrer Unterschiedlichkeit fassen konnte und diese in ein Netz numerischer Indices zu überführen vermochte.³⁵ Neben dem Einsatz von Gipsabgüssen oder der Anfertigung von Zeichnungen favorisierte Lavater die Produktion von Schattenrissen, bei denen die Silhouette des Profils nach einem genau choreographierten Vorgehen auf eingespanntes Ölpapier übertragen wurde (Abb. 2.3).³⁶ Für Lavater handelte es sich dabei um einen unmittelbaren Abdruck der Natur, der in seiner Wahrhaftigkeit auch die Leistung des geschicktesten Zeichners übertraf.³⁷ Die Silhouette, seit Mitte des 18. Jahrhunderts als erschwingliche bürgerliche Porträtform verbreitet,³⁸ sollte die für die Charakterdeutung notwendigen Merkmale dabei auf ›objektive‹ und konzentrierte Weise sichtbar machen. Da hier die beweglichen Elemente nicht zur Darstellung kamen, fokussierte sie allein die statischen Merkmale der Gesichtsarchitektur.³⁹ Das menschliche Gesicht konnte so in verschiedene Elemente untergliedert und der charakterlichen Analyse zugeführt werden.

in: Petra Löffler/Leander Scholz (Hrsg.), *Das Gesicht ist eine starke Organisation*, Köln 2004, 121–139, hier 122.

³² Siehe Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Vierter Versuch. Mit vielen Kupfern*, Leipzig/Winterthur 1778, 4.

³³ Siehe ebenda, 237–246.

³⁴ Siehe dazu Rotraut Fischer/Gabriele Stumpp, »Das konstruierte Individuum. Zur Physiognomik Johann Kaspar Lavaters und Carl Gustav Carus«, in: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hrsg.), *Transfigurationen des Körpers. Spuren der Gewalt in der Geschichte*, Berlin 1989, 123–143, vor allem 125–128. Richard T. Gray spricht in diesem Zusammenhang von einer »empirischen Metaphysik«. Siehe Richard T. Gray, »Physiognomik im Spannungsfeld zwischen Humanismus und Rassismus: Johann Caspar Lavater und Carl Gustav Carus«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 81 (1999), 313–337, hier 322.

³⁵ Vergleiche Lucy Hartley, *Physiognomy and the Meaning of Expression in Nineteenth-Century Culture*, Cambridge 2001, 2.

³⁶ Siehe Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, Zweyter Versuch. Mit vielen Kupfertafeln*, Leipzig/Winterthur 1776, 99 f.

³⁷ Siehe ebenda.

³⁸ Siehe Claudia Schmölders, *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik. Zweite, durchgesehene Auflage*, Berlin 1997, 127.

³⁹ Siehe dazu auch Claudia Schmölders, »Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen ›Ganzen‹ im 18. Jahrhundert«, in: Hans-Jürgen Schings (Hrsg.), *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1994, 242–259.

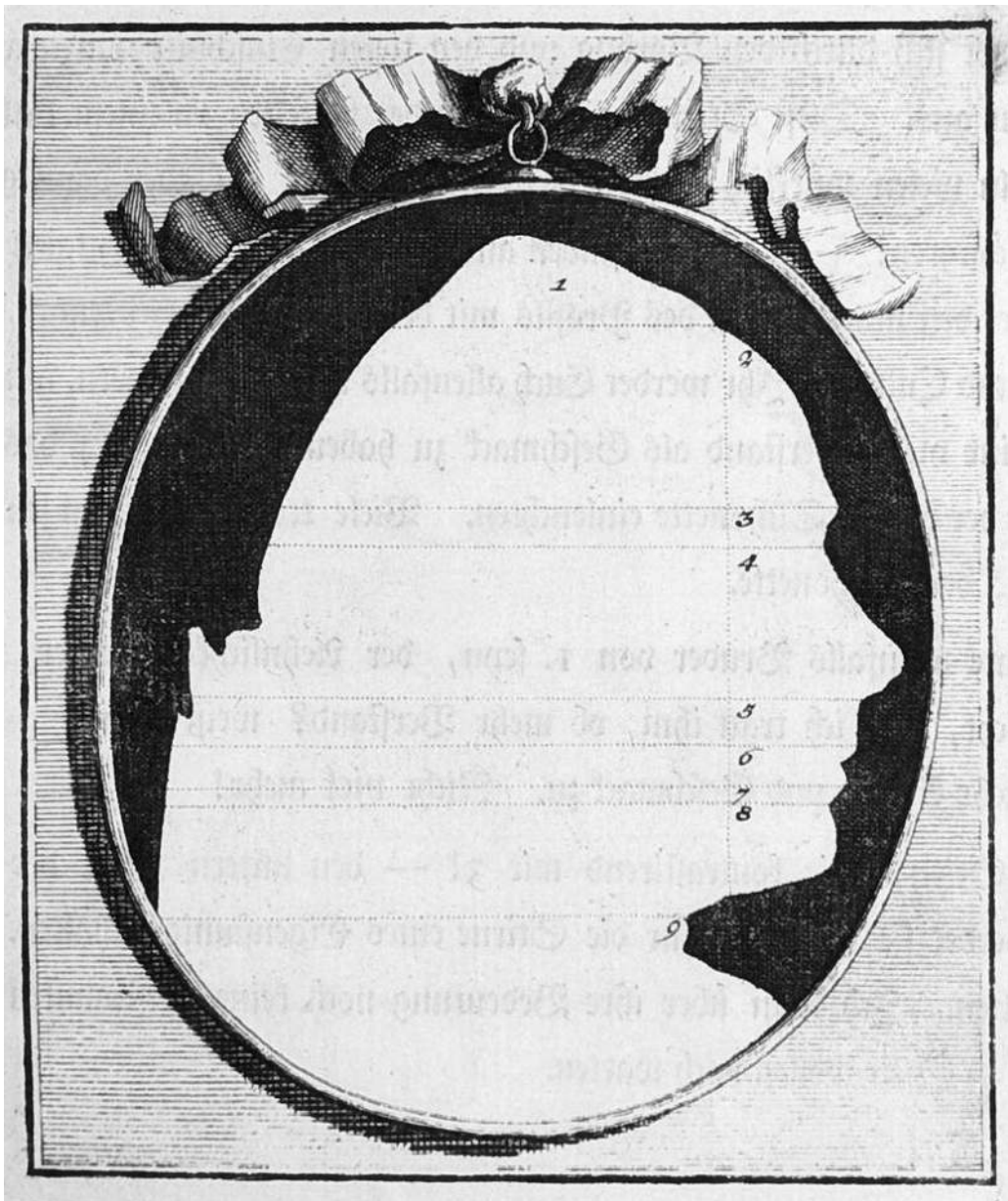


Abb. 2.3: Profilvermessungen bei Lavater.

In diesem Sinne warteten die Bände der *Physiognomischen Fragmente* mit verschiedenen Visualisierungsformen auf, zu denen Kupferstiche, Schattenrisse, aber auch tabellarische Darstellungen gehörten.⁴⁰ Im Unterschied zu Arnheim und Wolff hatte Lavater jedoch keine Versuchsreihen durchgeführt, um die physiognomische Kompetenz der Betrachterinnen und Betrachter zu überprüfen. In seinen *Fragmenten* waren diese aber dazu eingeladen, ihre Urteilsfähigkeit

⁴⁰ Vergleiche Gray, *Physiognomik*, 317–318.

an verschiedenen Beispielaufgaben zu schulen. Mit der experimentellen Ausrichtung ihrer Studien betraten die beiden Schüler Wertheimers in den späten 1920er Jahren somit ein neues Terrain, zugleich blieben sie mit den variantenreichen Ansichten, die als Stimuli in die Versuche eingingen und unterschiedlichen Bildästhetiken folgten, dem Modell einer physiognomischen Lesbarkeit des Körpers treu.

Das Themengebiet der Charakterologie hatte für Wolff bereits zu Studienzeiten eine bedeutende Rolle gespielt, das sich schnell auch mit einem wissenschaftlichen Interesse, vor allem zu der Frage von Prüfung und Versuch, verband. Davon zeugen eine Reihe kürzerer Schriften und Berichte, die Wolff noch vor 1931 veröffentlichte.⁴¹ Schon in einem Text, den er als »Vorarbeiten zu einer experimentellen Charakterologie« betitelte und in der *Zeitschrift für angewandte Psychologie* publizierte, betonte Wolff, dass eine exakte Ausdrucksforschung die experimentellen Befunde in das Zentrum rücken müsste, anstelle sich auf von außen herangetragene Theorien zu berufen. Die Wissenschaft hätte jedoch bislang davon abgesehen, die Charakterologie »von den einfachsten Grundlagen her aufzubauen« – mit ihrem unmittelbaren Bezug zum täglichen Leben funktionierte sie dort »ziemlich sicher ohne jede ›Methode‹.«⁴² Auch wenn sich die Charakterologie zunächst primär auf einem intuitiven, gefühlsmäßigen Eindruck gründete, der auf die Ganzheit abzielte, könnten in einem zweiten Schritt »Berechnungen« dazutreten.⁴³ Ebenso dort, wo die Charakterologie »Tiefenfor-schung« sei und auf die Intuition setzte, sollte sie durch Experimente gestützt werden. Zugleich grenzte sich Wolff von einem Extrem ab, bei dem »für die alleinige Gültigkeit quantitativer Ergebnisse« gesprochen würde – eine Praxis, die aus seiner Sicht vor allem in Amerika beliebt war.⁴⁴ Die Argumente, die Wolff hier entwickelte, wurden in späteren Veröffentlichungen ausgebaut und insbesondere um methodenkritische Einschätzungen ergänzt. In einem 1931 veröffentlichten Text zur »experimentellen Persönlichkeitsdiagnostik« verwies Wolff auf die Gefahren, wenn Fähigkeiten mittels Testmethoden ermittelt würden.⁴⁵ Das Einfangen des Seelenlebens mit Apparaturen hätte vor allem an der peripheren Leistung des Menschen angesetzt, während die zentralen psychischen Verhältnisse nicht geprüft worden wären. Kritisch betrachtete Wolff vor allem den Erfolg entsprechender Testmethoden in Amerika. Als Ausdruck einer auto-

⁴¹ Siehe zum Beispiel Werner Wolff, »Über Faktoren der charakterologischen Urteilsbildung. Vorarbeiten zu einer experimentellen Charakterologie«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 35 (1930), 385–446.

⁴² Siehe ebenda, 385.

⁴³ Siehe ebenda, 394.

⁴⁴ Siehe ebenda, 387.

⁴⁵ Zum Beispiel Werner Wolff, »Experimentelle Persönlichkeitsdiagnostik 1. Teil. Test und Fähigkeit. Abhängigkeit von dynamischen Faktoren, dargestellt am Gedächtnis«, in: *Zentralblatt für Psychotherapie* 4 (1931), 600–622 sowie ders., »Experimentelle Persönlichkeitsdiagnostik (Fortsetzung)«, in: *Zentralblatt für Psychotherapie* 4 (1931), 659–685.

matenhaften Vorstellung vom Leben wäre man es dort gewohnt, »Psychisches zu prüfen wie eine Fertigkeit.«⁴⁶ Mit diesen Mitteln wäre eine Untersuchung des ›Charakters‹ jedoch nicht möglich: »Um den Charakter eines Menschen zu erfassen, kann man nicht seine Fertigkeiten untersuchen, seine individuelle Begabung, Geschicklichkeit, Übersicht, auch nicht Aufmerksamkeit, Konzentration, Schnelligkeit in künstlichen Versuchsumständen, schließlich auch nicht den Grad seiner Erfassung von Paradoxien, die vom Lebenden ganz fern sind. Alles, was sich eventuell ziffernmäßig in einem Schema eintragen läßt, stellt einzelne Stücke dar, ohne Beziehung zueinander, so erhalten wir eine tote Aufreihung, nicht den Charakter, durch den die betreffende Verteilung erst ihr Recht und ihren Sinn erhält.«⁴⁷ Wolff wollte mit dieser Kritik den Weg für eine Methodik ebnen, die nicht auf die numerische Erfassung von partikularen und von der Lebenswelt entfernten Reaktionsmustern setzte. Vielmehr sollte einem Wissensobjekt Rechnung getragen werden, dass in seiner komplexen Gestalt einer besonderen Herangehensweise bedurfte. »[W]enn wir experimentelle Bedingungen schaffen wollen, so müssen wir vom ganzen Menschen ausgehen, nicht von Leistungen. Nicht die Leistung einer Person müssen wir ›sicherstellen‹, sondern das charakterologische Urteil über den ganzen Menschen.«⁴⁸ Die Formulierung sollte somit den Anspruch auf eine Experimentalpraxis reklamieren, die auf Totalität abzielte und den ›ganzen Menschen‹ charakterologisch ergründete.

Ähnliche Argumente präsentierte Wolff auch drei Jahre später in einem Zeitschriftenbeitrag, diesmal jedoch mit einer entscheidenden theoretischen Erweiterung.⁴⁹ Darin kam Wolff zu dem Schluss, dass die Apparate der Test- und Eignungspsychologie aufgrund ihrer statischen Konzeption nichts zu einer charakterologischen Diagnostik beigetragen hätten. Unter Bezugnahme auf seine Experimente am Berliner Institut für Psychologie, skizzierte er deshalb eine Charakterologie, die als »Lehre vom menschlichen Seelenleben«⁵⁰ der Experimentalmethode verpflichtet war, dabei aber auf eine andere, dynamische Form des Experimentierens setzte. Auf methodischer Ebene sollte mit diesem Modell ein Pendant zur psychoanalytischen Betrachtungsweise geschaffen werden, die das Seelenleben nicht als statische Komposition betrachten würde. Die Experimente mussten gleichermaßen bewusste wie unbewusste Faktoren berücksichtigen. Auf diese Weise sollte die Grundlage für eine »experimentell-dynamische«⁵¹ Charakterologie geschaffen werden. Wolff hatte für die Veröffentlichung seines Textes mit Bedacht *Imago* ausgewählt. In den Jahren seit ihrer ersten Aus-

⁴⁶ Siehe ebenda, 680.

⁴⁷ Siehe ebenda.

⁴⁸ Siehe ebenda.

⁴⁹ Siehe Werner Wolff, »Ein Forschungsbericht. Grundlegung einer experimentellen Tiefenpsychologie«, in: *Imago* 20 (1934), 104–122.

⁵⁰ Siehe ebenda, 104.

⁵¹ Siehe ebenda, 109.

gabe war die von Sigmund Freud herausgegebene Zeitschrift als Forum in Erscheinung getreten, das sich der Anwendung der Psychoanalyse auf andere Wissenschaftszweige verschrieben hatte. Ihre breite Ausrichtung sollte Wolffs Anliegen Rechnung tragen, psychoanalytisch ausgerichteten Theoretikern wie Praktikerinnen eine neue konzeptuelle Perspektive jenseits strenger disziplinärer Grenzziehungen vorzustellen. Mit dem programmatischen Titel »Grundlegung einer experimentellen Tiefenpsychologie« hatte Wolff einen identitätsstiftenden Namen für seinen Forschungsansatz gefunden, der gleich auf den ersten Blick eine theoretische mit einer methodischen Ausrichtung verband. Interessanterweise wurde der Bericht in einer außergewöhnlichen Geste der Redaktion mit einem einleitenden Kommentar versehen, der sich wie eine Rechtfertigung für die Drucklegung las: Dabei wurde darauf hingewiesen, dass die Methoden und Ergebnisse von Wolffs Untersuchung von Interesse wären, der Autor aber weder »dem psychoanalytischen Arbeitskreise« angehörte noch das Thema den »Problemstellungen der Analyse« entstammte.⁵² Wolff wurde auf diese Weise rhetorisch gleich doppelt ausgeschlossen – einmal mit Blick auf die Zugehörigkeit zu einem engen Zirkel, ein anderes Mal mit Verweis auf das bearbeitete Themenfeld, das im Artikel zur Darstellung kam.⁵³ Für diese Grenzziehung lassen sich mehrere Gründe anführen, die neben der Methode insbesondere auch die theoretische Perspektive und die Fokussierung auf ›Charakter‹ betrafen. Obgleich Freud mit seinen kurz nach der Jahrhundertwende veröffentlichten Schriften die Grundlage für eine psychoanalytisch geprägte Charakterforschung geschaffen hatte, wie sie später beispielsweise von Erich Fromm und Otto Fenichel weiterverfolgt wurde, blieben die Verbindungen zwischen Psychoanalyse und der ab den späten 1920er Jahren breit vertretenen Charakterologie spärlich.⁵⁴ Ähnliche Abgren-

⁵² Siehe ebenda, 104.

⁵³ Dieser Ausschluss wurde rückblickend auch von der anderen Seite – der Gestaltpsychologie – vollzogen. Wolfgang Metzger charakterisierte in einer Rückschau auf die Exilsituation von Gestaltpsychologen Wolff als »eigenwilligen« Wissenschaftler, der zwar im Berliner Institut gearbeitet, sich aber nie von einem Psychoanalytiker zu einem Gestalttheoretiker gewandelt hätte. Siehe Wolfgang Metzger, »Gestalttheorie im Exil«, in: H. Balmer (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band 1, Die europäische Tradition*, Zürich 1976, 659–683, hier 678.

⁵⁴ Integrative Betrachtungen blieben eine Seltenheit. Beispielsweise verwies Otto Lorenz-Lichterfelde 1924 in einem kurzen Referat auf die Bedeutung der Psychoanalyse für die Graphologie am Beispiel von Hemmungen und Verdrängungen, die in der Schrift nachvollziehbar würden. Er plädierte, dass »der Graphologe als ernster Psychologe jederzeit bereit« sein müsste, »Wahrheiten aus anderen Wissensgebieten wie der Psychoanalyse zu erkennen, auch wenn sie alten, mehr gefühlsmäßig bedingten Maßstäben und Absichten zuwiderlaufen« würden. Siehe Otto Lorenz-Lichterfelde, »Bedeutung der Psychoanalyse für die Graphologie«, in: *Nachrichtendienst für Charakterologie und verwandte Disciplinen* 1 (1924), 2–3, hier 3. Das Thema wurde zwei Jahre später mit Blick auf die allgemeine Charakterkunde aufgegriffen und nochmals in seiner Bedeutung für beide Seiten untermauert, dann aber nicht weiter verfolgt. Siehe Kr., »Charakterkunde und Psychoanalyse«, in: *Nachrichtendienst für Charakterologie und verwandte Disciplinen* 3 (1926), 1.

zungen wurden auch zwischen der Psychoanalyse und der Gestaltpsychologie vollzogen. Obwohl beide Felder historisch wie konzeptuell Berührungspunkte und Überschneidungen aufwiesen und zudem auch noch an demselben Ort entstanden waren, blieb der Austausch zwischen ihnen begrenzt.⁵⁵ Als die Gründerväter ihrer jeweiligen Schulen waren Sigmund Freud und Max Wertheimer darin übereingekommen, dass sie der jeweils anderen kritisch bis ablehnend gegenüberstanden. Für die Berliner Gestaltpsychologie und das Frankfurter Psychologische Institut bedeutete dies, dass zumindest im unmittelbaren Umkreis Wertheimers kein offener Dialog über psychodynamische Konzepte und Techniken geführt werden konnte. Diese strikte Haltung traf jedoch nicht auf die Generation der Schülerinnen und Schüler zu, die sich in unterschiedlichem Maße offen für eine theoretische Erweiterung zeigten. Der österreichische Psychoanalytiker Siegfried Bernfeld hatte beispielsweise – wiederum in *Imago* und im selben Heft wie Wolffs Experimentalbericht – eine systematische Darstellung der Gestalttheorie vorgelegt, um sie der psychoanalytischen Gemeinde bekannt zu machen und Verbindungslinien, aber auch zentrale Unterschiede aufzuzeigen.⁵⁶ Dabei betonte er, dass sich der Begriff und die Theorie der Gestalt auf zentrale Bereiche der Psychoanalyse übertragen lassen würden, zum Beispiel ließe sich die psychoanalytische Deutung als »Gestalt-Erfassen« verstehen.⁵⁷ Jedoch hätte die Gestalttheorie ihr Ziel, an das »wirkliche« Leben heranzukommen, bislang kaum eingelöst: »Von Sexualität, auch nur von Liebe, Haß und Hunger, vom künstlerischen und religiösen Genießen und Produzieren, von Kindheit und Pubertät, von Traum, Neurose und Psychose, von Charakter und Erziehung weiß die Gestalttheorie – bis jetzt – überhaupt nichts oder nichts Bedeutsames zu sagen.«⁵⁸ Bernfelds Bestandsaufnahme konnte keine weitere Resonanz im eigenen Feld erzeugen. In der Ausgabe von *Imago* wiederum hatte sie mit ihrer kritischen und eindringlichen Einschätzung Wolff zugleich eine Bühne eröffnet, der in seinem Beitrag knapp dreißig Seiten später darauf abheben sollte, »das Problem des Unbewußten mit der Charakterkunde zu verbinden.«⁵⁹

Eine systematische Ausarbeitung des skizzierten Ansatzes, der sich mit seiner theoretischen und methodischen Scharfstellung nun quer zu immerhin drei wichtigen psychologischen Strömungen positionierte und auch in seiner thematischen Ausrichtung Neuland betrat, konnte Wolff in den 1930er Jahren nicht mehr vornehmen. Im Jahr des Beginns der nationalsozialistischen Herrschaft floh er nach Spanien, wo er zunächst als Gastprofessor an der Universität Barcelona unterkam und am Institut Psicotècnic mit dem aus Kuba stammenden

⁵⁵ Siehe dazu Bruno Waldvogel, *Psychoanalyse und Gestaltpsychologie. Historische und theoretische Berührungspunkte*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1992.

⁵⁶ Siehe Siegfried Bernfeld, »Die Gestalttheorie«, in: *Imago* 20 (1934), 32–77.

⁵⁷ Siehe ebenda, 50.

⁵⁸ Siehe ebenda, 62.

⁵⁹ Siehe Wolff, Ein Forschungsbericht, 104.

Psychiater Emilio Mira kooperierte.⁶⁰ Sein Interesse an experimentellen Zugängen zur Charakterologie, die auch die Ebene des Unbewussten berücksichtigten, schlug sich vor Ort auch in verschiedenen Lehrformaten nieder.⁶¹ Als 1936 der spanische Bürgerkrieg ausbrach, reiste Wolff für eine Konferenz nach Oslo, um von dort aus nach Frankreich überzusiedeln, wo er eine Stelle als Gastdozent an der Pariser Sorbonne antrat. Den US-amerikanischen Boden betrat Wolff erstmalig am 20. Februar 1939 mit einem befristeten Visum, das aber über die baldige Vermittlung von akademischen Gastaufenthalten verlängert werden konnte.⁶² Nach der Ausreise nach Kuba beantragte Wolff 1941 schließlich die Erlaubnis auf Wiedereinreise in die Vereinigten Staaten und stellte nach der Ankunft per Schiff einen Antrag auf Immigration.⁶³ Nach seiner Einreise, bei der er von seiner Ehefrau⁶⁴ begleitet wurde, war Wolff bis 1942 als Research Associate am Child Guidance Laboratory des Teachers College tätig, bis er 1942 als Instructor of Psychology an das Bard College wechseln konnte.⁶⁵

⁶⁰ Siehe dazu den Überblicksartikel von Ángel C. Moreu Calvo, »Presència d'un psicòleg exiliat: Werner Wolff a Barcelona (1933–1936)«, in: *Educació i Història: Revista d'Història de l'Educació* 9–10 (2006–2007), 270–283 sowie Ramón León, »F. Oliver Brachfeld y Werner Wolff: dos figuras en los inicios de la Sociedad Interamericana de Psicología«, in: *Revista Interamericana de Psicología/Interamerican Journal of Psychology* 46 (2012), 35–42. Im Juni 1933 hatte Wolff auch Kontakt zum Academic Assistance Council in London aufgenommen, weil die Rückkehr nach Deutschland für ihn nicht mehr möglich war. Referenzen erhielt er von Gordon W. Allport und Kurt Goldstein, die sich für seine institutionelle Anbindung einsetzten. Ein Posten konnte ihm jedoch nicht vermittelt werden. Siehe dazu den Archivbestand zu Wolff im Archive of the Society for the Protection of Science and Learning (SPSL), Special Collections, Bodleian Library, Oxford, England. MS SPSL 348/7, fols. 186–226.

⁶¹ 1933 unterrichtete Wolff beispielsweise ein Seminar zu »Els mètodes psicoexperimentals per a l'estudi del caràcter«, im darauffolgenden Jahr bot er einen Kurs mit dem Titel »La grafologia como ciencia: La imagen en el escrito: Lo subconsciente en el experimento« an. Dazu kam ein Kurs in Psychodiagnostik am Instituto Psicotécnico in Madrid, zudem hielt er mit dem Psychiater und Freudianer Ramón Sarró ein Seminar zur Charakterologie an der Medizinischen Fakultät von Barcelona im Studienjahr 1933–1934 ab.

⁶² In diesem Rahmen war Wolff am Teachers College der Columbia University in New York und am Vassar College in Poughkeepsie, New York, tätig. Unterstützung erhielt er vom Committee on Displaced Foreign Psychologists, das vonseiten der American Psychological Association gegründet worden war. Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 11. Finanzielle Unterstützung erhielt er zum Beispiel von der Josiah Macy Jr. Foundation und dem Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars.

⁶³ Siehe AHAP, Wolff Papers, Box M 4844, Folder 2.

⁶⁴ Seine Frau Käthe Caroline Chajez (Auerbach) hatte Wolff 1939 in Barcelona kennengelernt. Die gebürtige Leipzigerin hatte eine Ausbildung am Berliner Stern'schen Konservatorium absolviert und war später als Solistin an der Berliner Philharmonie angestellt. Siehe N. N., »Kate Wolff . . . a Profile«, in: *Bard/St. Stephen's Alumni Magazine* May 1962, 4, 7 sowie AHAP, Wolff Papers, Box M4844, Folder 3.

⁶⁵ Siehe John K. Norton, »Guidance Laboratory«, in: *Teachers College Record* 42 Number 2 (1940), 171–172. <http://www.tcrecord.org> ID Number: 9014, <http://www.tcrecord.org/content.asp?contentid=9014> (Letzter Zugriff: 21. März 2021).

2.2 »The Expression of Personality«

Wolffs erste Monographie *The Expression of Personality* erschien im Februar 1943 bei Harper and Brothers.⁶⁶ Bis dato hatte er nur wenige kürzere Aufsätze in englischer Sprache verfasst, die auf seine ausdruckspsychologischen Studien Bezug nahmen.⁶⁷ In das im Winter 1941 abgeschlossene Manuskript waren mehrere Jahre Arbeit geflossen. Eine erste englische Rohfassung hatte Wolff noch 1935 während seiner Forschungszeit in Barcelona aufgesetzt und diese dann im Austausch mit verschiedenen Kollegen in mehreren Etappen revidiert. Zu diesem Kreis hatte zunächst der Publizist Robert Saudek gehört, der 1929 mit einer Monographie zur Experimentellen Graphologie hervorgetreten war, die in gleich mehreren Sprachen veröffentlicht wurde.⁶⁸ Nach dessen plötzlichem Tod 1935 in London hatte sich Wolff an Max Wertheimer gewandt, der nach seiner Flucht aus Deutschland an der New School of Social Research in New York eine Anstellung gefunden hatte. Eingebunden in den Lektüre- und Revisionsprozess war auch Gordon W. Allport aus Cambridge, der sein Forschungsinteresse seit den 1920er Jahren sukzessive auf Fragen zur »Persönlichkeit« verlagert und als Kenner US-amerikanischer Befindlichkeiten Wolff zu dem griffigen Titel »The Expression of Personality« geraten hatte.⁶⁹ Mit Gardner Murphy vom New Yorker City College war das Vorwort wiederum von einem bekannten US-amerikanischen Psychologen beigesteuert worden, der Wolff bei der Suche nach einem passenden Verleger unterstützt hatte.⁷⁰ Der Untertitel – »Experimental Depth Psychology« – kündigte die programmatische Ausrichtung des Buches an, das die in Berlin entwickelte und auf den Stationen in Spanien und Frankreich verfolgte Perspektive aus Charakterologie, Gestalttheorie und Tiefenpsychologie nun einem angloamerikanischen Publikum nahebringen sollte. Ergänzt um Studien, die Wolff seit seiner Immigration an der Ostküste durchgeführt hatte, hob die Monographie dabei auf die Frage ab, ob sich die »inner

⁶⁶ Siehe Werner Wolff, *The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology*, New York/London 1943. Die Veröffentlichung war wohl auch mit einem Karriereschritt verbunden: Im Jahr der Publikation wurde Wolff am Bard College zum Assistant Professor of Psychology befördert.

⁶⁷ Siehe Werner Wolff, »The Experimental Study of Forms of Expression«, in: *Character and Personality* 2 (1933), 168–177 sowie ders., »Involuntary Self-Expression in Gait and Other Movements: An Experimental Study«, in: *Character and Personality* 3 (1935), 327–344.

⁶⁸ Siehe Robert Saudek, *Experimentelle Graphologie*, Berlin 1929.

⁶⁹ Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 11.

⁷⁰ Siehe Gardner Murphy, »Editor's Foreword«, in: Wolff, *Expression*, xi–xii. Wolff hatte für das Vorwort zunächst Allport angefragt, von diesem jedoch eine Absage erhalten. Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 11 (Korrespondenz zwischen Allport und Wolff am 1. und 6. Januar 1942).

personality« des Menschen auch in seinem äußerem Verhalten, vermittelt über verschiedene Formen, ausdrücken würde.⁷¹

Sein Forschungsziel steckte Wolff im Vorwort anhand von sprachwissenschaftlichen Metaphern ab: Nicht nur sollte das Vokabular der ›Persönlichkeit‹ mitsamt ihrer Organisationsgesetze erkundet werden. Auch ginge es darum, die individuelle Sprache zu bestimmen, mit der eine Person die allgemeine Sprache der ›Persönlichkeit‹ umbildete.⁷² Das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ erschien damit als Figuration bestimmbarer, wenn auch verschiedener Elemente, die auf etwas Allgemeines verwiesen, letztlich aber auf individuelle und besondere Weise in Erscheinung traten. Unter ›Persönlichkeit‹, so räumte Wolff ein, ließen sich jedoch vollkommen unterschiedliche Dinge verstehen. Er selbst verteidigte dafür, diese als etwas zu fassen, das den Organismus in seiner Ganzheit betraf und durchwirkte, aus Gründen der wissenschaftlichen Pragmatik jedoch mit Blick auf spezifische Aspekte untersucht werden musste.⁷³ Um ›Persönlichkeit‹ wissenschaftlich beizukommen, brauchte es einer besonderen Methodologie, die ihre konkreten Verfahren an der spezifischen Beschaffenheit des Wissensobjekts ausrichtete. Wolff sah deshalb ein konzertiertes Vorgehen vor, bei dem genau aufeinander abgestimmte Experimente planvoll und begründet ausgeführt wurden. Die Aussagekraft singulärer Studien hielt er indes für gering. Methodologische Bekräftigung für seine Position holte sich Wolff über den Verweis auf Allport, der sich bereits 1924, unmittelbar nach einem zweijährigen Forschungsaufenthalt mit Stationen in Hamburg, Berlin und Cambridge, gegen einen unreflektierten Einsatz der Test- und Experimentalmethodik, vor allem im Bereich der Persönlichkeitsforschung, ausgesprochen hatte.⁷⁴ Aus dieser Per-

⁷¹ Siehe Wolff, *Expression*, xiii.

⁷² Siehe ebenda.

⁷³ Siehe ebenda, 6: »The concept ›personality‹ embraces extremely different trends [...]; it embraces given dispositions and acquired attitudes that become manifest in different regions of personality and in different degrees. [...] it seems that personality penetrates the whole organism; it is in fact the collective name for the total manifestation of man. With such a wide range of meaning, the term loses its value for scientific purposes. Hence in speaking of personality we must isolate specific aspects for detailed study.«

⁷⁴ Während dieses Forschungsaufenthaltes war Allport vor allem von der ganzheitlich ausgerichteten Psychologie William Sterns in Hamburg geprägt worden, der sich aus testpsychologischer, aber auch philosophisch-hermeneutischer Perspektive mit der Kategorie der ›Person‹ beschäftigt hatte. Einflussreich gewesen waren auch die charakterologisch-typologischen Veröffentlichungen des Berliner Philosophen Eduard Spranger. In seiner Monographie bezog sich Wolff insbesondere auf eine Veröffentlichung Allports von 1924, in der dieser geschrieben hatte: »with analyzing, testing, and correlating most of these investigators become blind to the true nature of the problem before them. [...] What they *want* is an adequate representation in psychological terms of the total personality; what they *get* is a series of separate measurements which pertain only to isolated, and arbitrarily defined, traits. [...] The psychographic method abstracts subtly from the analysis the really crucial factor in personality. The honest investigator on perusing a psychograph, even though it be accurate in every particular, frequently has the experience that something important is

spektive war es schlicht unmöglich, der ›ganzen Persönlichkeit‹ über eine Serie separater Messungen beizukommen. Die Gestaltpsychologie bot für Wolff hier einen entsprechenden Anknüpfungspunkt, weil sie sich dem Beziehungsgefüge zwischen einzelnen Elementen widmete, ohne dabei das Ganze aus dem Blick zu verlieren.⁷⁵ Diese Perspektive hatte er auch in *The Expression of Personality* angelegt und hierbei methodische Parallelen zur medizinischen Praxis entdeckt: Um als Arzt eine Diagnose zu fällen, müsste das Gefüge verschiedener Symptome betrachtet werden. Genau dies gelte auch für die Untersuchung von ›Persönlichkeit‹: »Each person has not one but many personality attributes and their meaning may depend on their relations to each other. Personality traits may not be single elements such as *a, b, c, d, e*, whose sum represents the personality in such a manner that it is unimportant whether the logical succession is $a+b+c+d+e$ or $b+d+a+c+e$, etc.«⁷⁶ Damit erforderte die Untersuchung von ›Persönlichkeit‹ die genaue Analyse der Beziehungen zwischen den identifizierten Einheiten und ihrer strukturellen Positionen. Es erschien nicht zielführend, den einzelnen Elementen stabile Bedeutungen zuzuschreiben, die in ihrer Summe die ›Persönlichkeit‹ eines Menschen bestimmten. Der statischen Konzeption setzte Wolff vielmehr eine dynamische Betrachtungsweise entgegen, bei der das Beziehungsgefüge zwischen den einzelnen Elementen für ihre konkrete Bedeutung ausschlaggebend war.

Die entwickelte Experimentalpraxis musste diesem Umstand in verschiedener Hinsicht Rechnung tragen. Zum Beispiel bedurfte es der Durchführung verschiedener Vergleichsserien, die wiederum auf unterschiedlichen Ausdrucksformen basieren und mehrere Beurteilerinnen und Beurteiler integrieren sollten. Die untersuchten Persönlichkeitsmerkmale sollten sich dabei im Ausdrucksverhalten niederschlagen, das wiederum ›objektiv‹ mittels verschiedener Aufzeichnungsverfahren registriert und unter kontrollierten Bedingungen beobachtet werden konnte.⁷⁷ Anstelle isolierte Merkmale oder Ausdrucksformen in den Blick zu nehmen, plädierte Wolff für eine Perspektive, die auf ihre Kombination und Integration setzte. Ein Test sollte in diesem Sinne immer eine Gruppe von

lacking from the picture: the *traits* are there, but the *personality* is lacking!« Siehe Gordon W. Allport, »The Study of the Undivided Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology and Social Psychology* 19 (1924), 132–141, hier 132–133. Hervorhebung im Original.

⁷⁵ Bereits Allport hatte auf die Plausibilität einer gestaltpsychologischen Perspektive auf ›Persönlichkeit‹ hingewiesen: »Psychologists of the *Gestalt* school claim personality as a typical structural complex (*Gestalt*) [...]. It is certain that the first of von Ehrenfels' two criteria of the *Gestaltqualität* applies without qualification to personality, *viz.*, that the total object possesses unique properties of function and structure which in no way are adequately represented by a summation of the characteristics of the individual attributes. In a certain sense the second criterion likewise holds: the total structure remains the same so long as the *relations* of the parts are unaltered.«, siehe ebenda, 133–134. Hervorhebung im Original.

⁷⁶ Siehe Wolff, *The Expression*, 10–11. Hervorhebung im Original.

⁷⁷ Siehe ebenda, 241.

Merkmale enthalten, wobei diese Gruppierung durch verschiedene Verfahren wiederum in einer vergleichenden Untersuchung abzusichern wäre. Eine mathematische Bestimmung von ›Persönlichkeit‹, wie sie von einigen Verfechtern auf Basis von Einzelmerkmalen oder singulären Tests verfolgt wurde, erschien aus dieser Warte unmöglich.

2.2.1 Epistemisch-mediale Praktiken

Wolffs Forschungspraxis schloss unmittelbar am sinnlich Wahrnehmbaren des menschlichen Körpers an.⁷⁸ Hieroglyphen gleich, sollten seine expressiven Formen und Bewegungen auf die Sprache der ›Persönlichkeit‹ und ihre individuelle Ausformung verweisen. Als Leitdifferenz diente hierbei die Unterscheidung zwischen Form und Ausdruck: »We may distinguish ›form‹ and ›expression‹ in the ›form of expression.‹ Face, profile, hands, handwriting, etc., result in ›form.‹ This form is the mediator of the ›expression‹ of personality.«⁷⁹ Umschriebene physische Charakteristika wie das Gesicht oder das Profil eines Menschen, aber auch die zu Papier gebrachte Handschrift als Spur eines in Bewegung befindlichen Körpers bildeten eine konkrete Form. Diese Form vermittelte wiederum den Ausdruck der ›Persönlichkeit‹, diente dieser als materielle Basis und Gefäß. Während sich die Form auch in ihrer statischen Erscheinung untersuchen lassen sollte, entzog sich der Ausdruck dieses Zugangs. Er konnte lediglich aus den Funktionen und dynamischen Manifestationen abgeleitet werden. Um Form und Ausdruck in ihrer Statik, aber auch dynamischen Veränderung zu fixieren, experimentierte Wolff mit verschiedenen Aufzeichnungsverfahren. Die Stimme der Versuchspersonen wurde beispielsweise über eine elektrisch angetriebene Sprechmaschine der Carl Lindström AG konserviert. Bei diesem mechanischen Verfahren musste der aufzuzeichnende Text in einen Trichter oder Schlauch mit Mundstück gesprochen werden.⁸⁰ Der produzierte Schall wurde mittels einer Membran in Bewegung umgesetzt, die dann von einem Schneidstichel in einen rotierenden Wachszyylinder eingetragen wurde. In den diagnostischen Versuchsreihen präsentierte Wolff seinen Probanden später die aufgezeichneten Sätze über Trichter oder Kopfhörer. Bei einem Experiment, das sich den spontanen verbalen Äußerungen der Versuchspersonen, aber auch ihrem Atemrhythmus verschrieben hatte, fand ein Aufzeichnungsgerät der Marke Fairchild, Modell 199, Verwendung. Das Gerät war ohne das Wissen der Pro-

⁷⁸ Dabei wurde der menschliche Körper zugleich als »Urmedium« in Wolffs wissenschaftlichen Erkundungen aufgerufen. Für den Begriff siehe Bernhard Waldenfels, »Stimme am Leitfaden des Leibes«, in: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hrsg.), *Medien/Stimmen*, Köln 2003, 19–35, hier 19.

⁷⁹ Siehe Wolff, *The Expression*, 13.

⁸⁰ Siehe dazu Hedda Wolf-Pommrich, *Sekretärinnen-Handbuch. Handbuch für Sekretariatstechnik*, Wiesbaden 1958, 98 f.



Abb. 2.4: Wolffs Herstellung von Profilfotografien zu psychologischen Zwecken.

banden im Testraum platziert worden und zeichnete alle akustischen Signale der Umgebung auf. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, wurden die Geräusche des Apparates mit einem Metronom kaschiert, das einen regelmäßigen Schlag abgab. Darüber hinaus kamen weitere Aufzeichnungsverfahren zum Zuge, um die anderen körperbasierten Ausdrucksmedien für die Versuchsreihen zu formatieren. Um das Gesicht, das Profil und die Hände zu erfassen, griff Wolff neuerlich auf die Fotografie zurück (Abb. 2.4, 2.5). Gang und Bewegungsablauf der Testpersonen wurden mit einer Filmkamera in Bewegtbildern festgehalten. Die verwendeten Schriftproben wurden vor allem auf Papier und Pappvorlagen reproduziert.

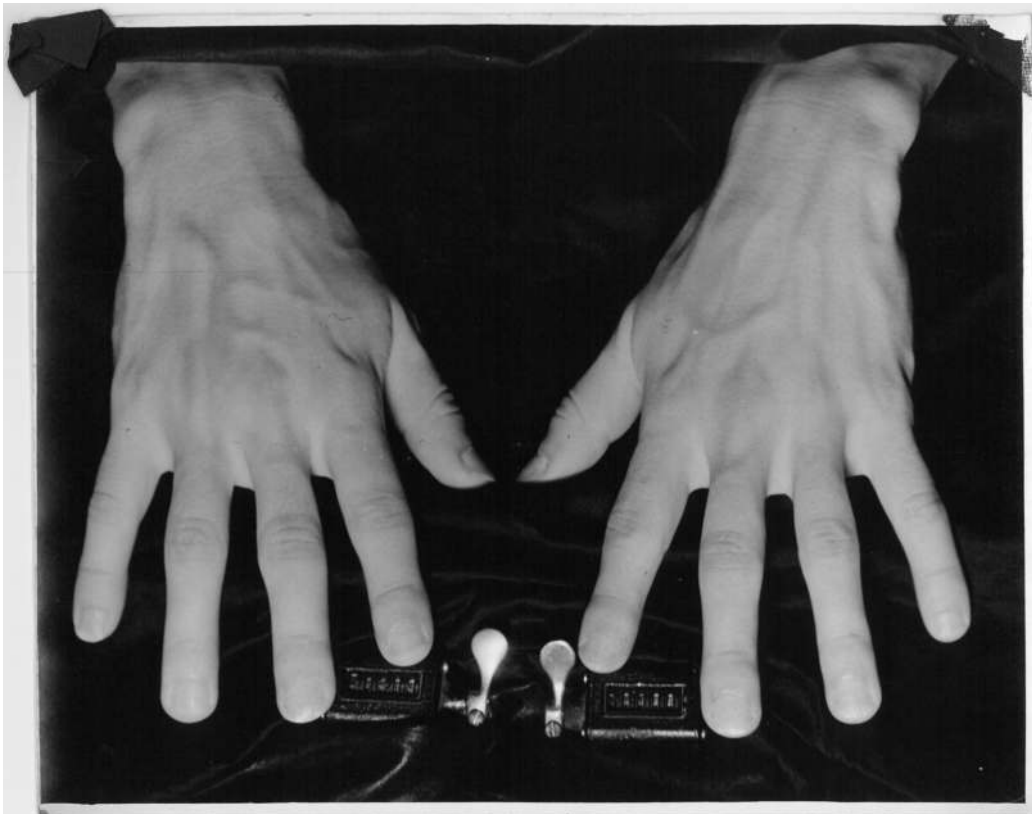


Abb. 2.5: Wolffs verdeckt angefertigte Fotografien der Hände.

Wolff beließ es aber nicht bei der Produktion, Reproduktion und anschließenden Präsentation der Stimuli via technischer Medien. Um den Zielen der Versuchsreihen zu genügen, kamen diverse Modifikationstechniken zum Einsatz, die auf verschiedene Aspekte der Repräsentationen abzielten. Zum Beispiel wurden die für die Zuordnungsstudien ausgewählten Fotografien, die Nahaufnahmen verschiedener Körperteile zeigten, systematisch verändert, um die unmittelbare Wiedererkennung durch die Versuchspersonen zu erschweren. Mittels der gezielten manuellen Applikation von schwarzer Tusche konnte Wolff zum Beispiel aus den Fotografien Stimuli erzeugen, bei denen nur der Rand des abgebildeten Kopfes oder Gesichts übrig blieb. Über einfache Papiertechniken ließ sich darüber hinaus selektive (Un-)Sichtbarkeit herstellen. Die Fotografien wurden zu diesem Zweck nicht zerschnitten, sondern lediglich mit Papier- oder Pappstreifen versehen, die sich zu- oder abdecken ließen (Abb. 2.6). Die Aufmerksamkeit der Testpersonen ließ sich so auf bestimmte Stimulusdetails, zum Beispiel Partien des Gesichts, lenken, sodass die damit verbundene Veränderung des Eindrucks schrittweise untersucht werden konnte. Dabei fanden nicht alle der unwissentlich angefertigten Fotografien Eingang in die Experimentalanordnung. Von ihnen wurden nur diejenigen ausgewählt, die nach Wolffs Einschät-

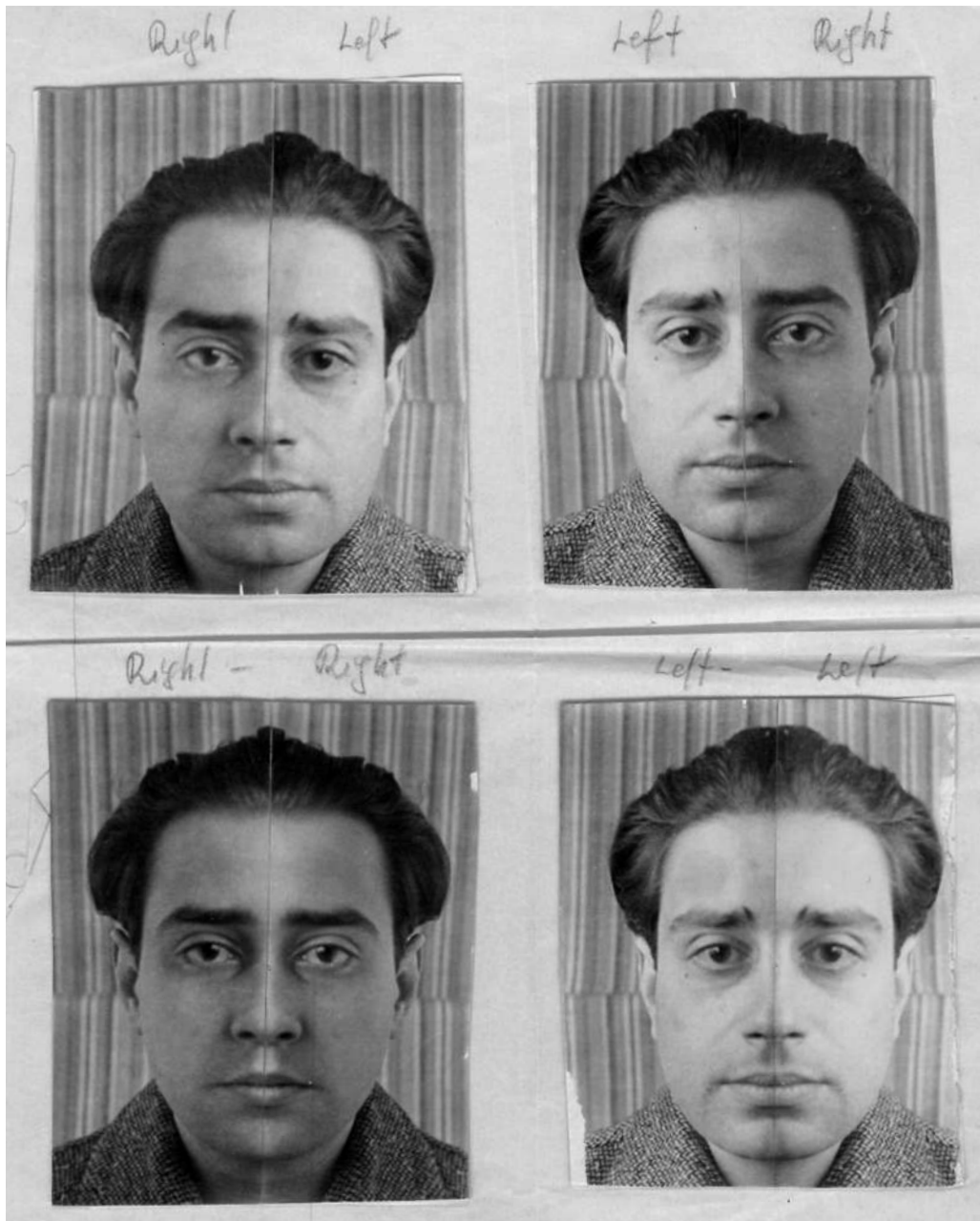


Abb. 2.6: Reproduktionen bearbeiteter Teil- und Ganzprofilaufnahmen. Während der Experimente wurde die Eindrucksveränderung zwischen Teil- und Ganzprofilen durch die Verdeckung mit schwarzen Pappstreifen untersucht.

zung einen besonders klaren und charakteristischen Ausdruck transportieren konnten. Der besseren Sichtbarkeit halber ließ Wolff für die Vorlage im Experiment zudem vergrößerte Abzüge anfertigen. Bilddetails, die die Aufmerksamkeit auf nicht gewünschte Weise anziehen oder die Identität der abgebildeten Personen verraten würden, wurden zuvor mit Tusche bearbeitet und so in ihrem

Effekt getilgt. Als Element der Verfremdung entwickelte Wolff von Porträts, die nach einer exakten Vorgabe aufgenommen worden waren, mitunter beide Seiten der Negative, sodass spiegelverkehrte Porträts für die Experimente zur Verfügung standen. Mittels Schere und Klebstoff ließen sich so variantenreiche Porträts montieren, die beispielsweise allein auf der linken oder rechten Gesichtshälfte basierten und damit einen völlig neuen Eindruck von der Person boten (Abb. 2.7). Dieselbe Technik kam auch bei der Konstruktion von Stimuli zum Einsatz, die auf Porträtfotografien einer Person aus unterschiedlichen Altersstufen basierten. Bei den physiognomischen Versuchen, die auf den Ausdruck der Hände abhoben, kamen wiederum besonders kontrastreiche Fotografien zum Einsatz. Auf ähnliche Maßnahmen hatte Wolff auch bei der Untersuchung von Gang und Bewegung zurückgegriffen. In der Studie, bei der man zu einem Stuhl in die Mitte eines Raumes laufen sollte, um dann einen dort befestigten Ring zu greifen und ihn über eine entfernte Stange zu werfen, mussten die Versuchspersonen eine Einheitskleidung tragen, ihre Schuhe verhüllen und etwaige Schmuckstücke ablegen, um ihre Identität zu kaschieren. Der aufgezeichnete Film wurde im Anschluss mit schwarzer Farbe bearbeitet, um die Gesichter zu anonymisieren. Für seine Versuchsreihen benutzte Wolff einerseits das Filmmaterial, er griff jedoch auch auf Einzelbilder zurück, die den Probanden zur Beurteilung vorgelegt werden konnten.

Die realisierte Mediennutzung knüpfte hierbei unmittelbar an eine spezifische Experimentalkultur an, die Wolff für das Studium von Ausdrucksphänomenen nutzbar machen wollte. Mit einem klaren Versuchsaufbau und einer adäquaten Kontrolle von Variablen sollte den Ansprüchen an eine wissenschaftliche Praxis genügt werden, die ihren konkreten Handlungsrahmen im psychologischen Laboratorium gefunden hatte. Zu diesem Zweck wurden den Testpersonen, die oftmals in Einzelsitzungen untersucht wurden, nach der Instruktion verschiedene Stimuli für die Einschätzung, Beurteilung oder Zuordnung präsentiert. Die epistemischen Techniken, die Wolff für die Informationsgewinnung nutzte, variierten hierbei in ihrem Grad der Strukturierung. Mal waren die Probanden aufgefordert, ihre Einschätzungen zu den Vorlagen zu berichten oder auf Papier zu bringen, mal kam ein vorgegebenes Kategoriensystem mit anschließender quantitativer Auswertung zum Zuge. Mitunter hatten die eingeholten Einschätzungen auch den Ausgangspunkt für die Entwicklung von Kategorien gebildet, die sich in einem anschließenden Versuch sodann als Raster nutzen ließen. Die statistische Absicherung der Ergebnisse erfolgte vor allem über Wahrscheinlichkeitsangaben, wobei der Vergleich mit der Zufallserwartung das zentrale Beurteilungskriterium bildete. Damit sich in diesem limitierenden Kontext der psychologische Ausdrucksgehalt des menschlichen Körpers studieren ließ, musste dieser zunächst in eine reproduzierbare Form übersetzt werden. Die Möglichkeitsbedingung für dieses Unterfangen bildete die medientechnische Aufzeichnung des Testpersonenkörpers und seiner sinnlich wahrnehmbaren

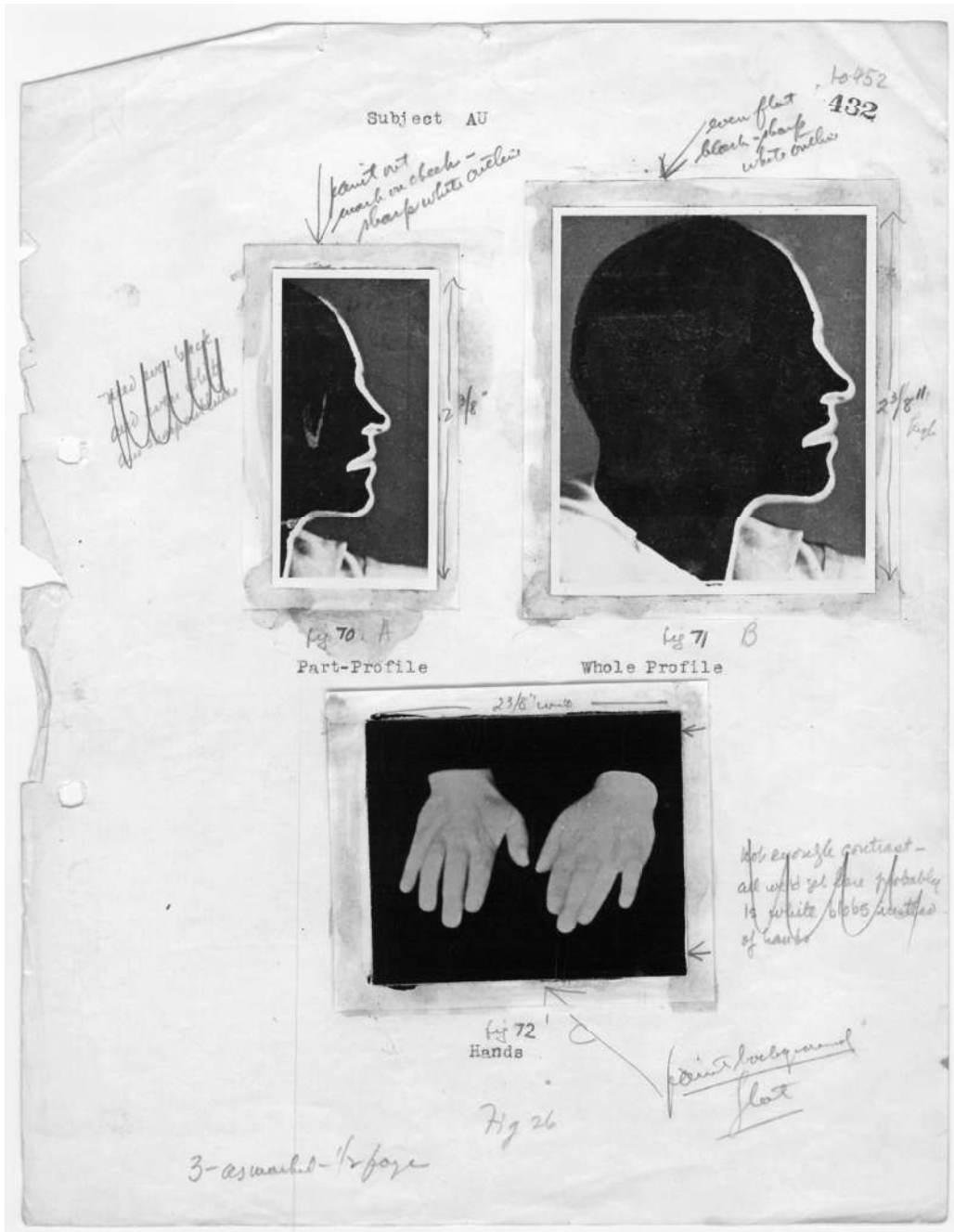


Abb. 2.7: Stimuli zur Untersuchung des Eindrucks.

Die nach exakten Vorgaben angefertigten Porträtfotografien wurden in der Mitte geteilt und zu Porträts kombiniert, die auf der linken beziehungsweise rechten Gesichtshälfte basierten.

Reaktionsweisen. In einem mehrstufigen Produktionsprozess brachte Wolff auf diese Weise Stimuli hervor, die sich im Rahmen der Versuche einsetzen ließen. Materiell und medial spezifisch verfasst, wurden den Testpersonen diese Stimuli als mobile Repräsentationen abwesender individueller Körper im Experiment vorgelegt. Der expressive Körper, der etwas über die Sprache der ›Persönlichkeit‹ verraten sollte, wurde damit als medientechnische Repräsentation im Labor verfügbar gehalten. Hierbei kamen jedoch nur solche Fragmente und Elemente zum Zuge, denen a priori eine expressive, ergo diagnostische Funktion attestiert worden war.⁸¹ In Wolffs Experimentalpraxis ging es deshalb nicht um den Körper in seiner Ganzheit, sondern um seine Parzellierung in diagnostisch aussagekräftige Elemente. Damit war zugleich die Hoffnung verbunden, dass die so extrahierten einzelnen Elemente in ihrer Kombination wiederum eine charakteristische Gesamtschau der ›Persönlichkeit‹ ermöglichen würden. Die mobilen medialen Repräsentationen bildeten auch eine standardisierte Vorlage, die wiederum den Erfordernissen einer kontrollierten Experimentalpraxis Rechnung tragen konnte. Formal identisch, wurden den Testpersonen so ganze Kollektionen von Stimuli präsentiert, auf die diese zu reagieren hatten. Wolffs Forschungspraxis war damit in gleich doppelter Weise von Medien bestimmt: Der menschliche Körper, der in dieser Konzeption den Status eines Ausdrucksmediums der Psyche inne hatte, bedurfte selbst der medialen Repräsentation, um ihn im Labor verfügbar zu machen. Nur in dieser Form, nicht aber *in situ*, war es möglich, ihn auf ökonomische und effiziente Weise experimentell in den Blick zu nehmen. Ausschnitte und Details des statischen und bewegten Körpers dienten als Material, das hinsichtlich seiner psychologischen Bedeutung befragt und analysiert werden konnte, zugleich attestierte Wolff ihnen eine expressiv-kommunikative Funktion, was die Wesensmerkmale der betreffenden Person anbelangte. Damit lag letztlich eine doppelte Asthetisierung vor – einmal bezüglich des Körpers als Medium des Psychischen, ein anderes Mal mit Blick auf die mediale Verfügbarmachung dieses Körpers im psychologischen Labor.⁸²

Mit seiner Experimentalpraxis, die auf kleinere Versuchspersonen-Kollektive und kontrollierte Bedingungen setzte, hatte Wolff einer Forschungsrichtung den Weg ebnen wollen, die ganz am Ausdruck der ›Persönlichkeit‹ ansetzte. Die Studien, die vor allem von Materialien wie belichtetem Papier, Schablonen und Pappstreifen Gebrauch machten, blieben in ihrem Format so flexibel, dass sie in rascher Abfolge und in zahlreichen Varianten durchgeführt werden konnten. Beantworteten die Ergebnisse die Forschungsfrage nicht hinreichend oder führten

⁸¹ In seiner Auswahl bewegte sich Wolff wiederum ganz in der Tradition der Physiognomik. Auch Lavater hatte auf den Ausdrucksgehalt der Hände hingewiesen und diesen auf Basis von Zeichnungen näher bestimmt. Siehe ders., *Physiognomische Fragmente, Dritter Versuch*, 103–109 sowie ders., *Vierter Versuch*, 47–50.

⁸² Vergleiche Sybille Krämer, *Medien, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt am Main 2008, 262 f.

die Befunde zu neuen Hypothesen, wurden entsprechende Wiederholungen oder Veränderungen im Versuchsaufbau vorgenommen. Verbunden war damit der Anspruch, die Dynamik des Wissensobjekts ›Persönlichkeit‹ auch in der Experimentalpraxis abzubilden. In der Summe entstand so ein umfangreiches Tableau aus kleineren, inhaltlich aufeinander bezogenen Studien, die um die experimentelle Erschließung des Ausdrucks kreisten. In der Monographie wurden diese zugleich zu einer empirischen Basis einer Persönlichkeitstheorie verwoben, die gestaltpsychologische mit psychodynamischen Überlegungen verband.

Dabei hatte Wolff im Rahmen seiner Zuordnungsstudien zunächst festgestellt, dass die Ausdrucksmedien nicht alle gleichermaßen gut von den Versuchspersonen identifiziert und zugewiesen werden konnten. Besonders schlecht war es den Probanden beispielsweise gelungen, für drei Exemplare paarweise fotografierter Hände die ihnen zugehörigen Profile auszumachen. In den anderen Fällen hatte sich über die ausgewählten Medien hinweg wiederum eine korrekte Zuordnungsquote ergeben, die zum Teil deutlich oberhalb des zu erwartenden Zufallswertes angesiedelt war. Damit schienen sich die verschiedenen Ausdrucksmerkmale, die Wolff in seine Versuche einbezogen hatte, durch eine hohe Konsistenz auszuzeichnen. Inwiefern diese Übereinstimmung als Ausdruck der ›Persönlichkeit‹ angesehen werden konnte, wollte Wolff im Rahmen weiterer Versuche überprüfen.⁸³ Zu diesem Zweck wurden von einer Gruppe von Beurteilern Charakterisierungen zu verschiedenen Ausdrucksformen eingeholt, die in einem weiteren Schritt zu zentralen Kernmerkmalen synthetisiert wurden. Im Rahmen eines neuen Zuordnungsversuchs musste eine andere Gruppe von Beurteilern sodann eine Sortierung zwischen den Charakterisierungen und den Ausdrucksformen vornehmen. Mit Blick auf die Stimme gelang die korrekte Zuordnung hierbei in 77 Prozent der Fälle.⁸⁴ Wolff sah die Übereinstimmungsraten als Bestätigung, dass die entsprechende Ausdrucksform bestimmte Charakteristiken der ›Persönlichkeit‹ vermitteln konnte: Die Ausdrucksformen schienen für die Gruppe der Beurteilenden Persönlichkeitsmerkmale zu repräsentieren. In einem weiteren Schritt musste eine Gruppe von Beurteilern die Einschätzungen anderer zu einer Ausdrucksform einer Stichprobe ihnen persönlich bekannter Personen zuordnen. Die Beurteiler unterschieden sich in ihrer Fähigkeit, korrekte Zuweisungen zwischen den Beschreibungen und den verschiedenen Bekannten vorzunehmen, lagen in ihrer Einschätzung aber immer über der zu erwartenden Zufallswahrscheinlichkeit. Für Wolff schien es damit erwiesen, dass die verschiedenen Fragmente des Körpers über ihren Ausdruckswert miteinander verbunden waren: »The result of correctly matching different bodily forms of the same individual indicates that these forms have a consistent value. Behind the consistency must lie the personality, since characterizations of all these bodily

⁸³ Siehe dazu Wolff, *The Expression*, 27 f.

⁸⁴ Siehe ebenda.

forms coincide with direct characterizations of the personality itself.«⁸⁵ Auch wenn es sich um unterschiedliche expressive Formen handelte, schienen sie alle von derselben Markierung der ›Persönlichkeit‹ geprägt – in ihnen kam etwas zum Vorschein, das sich verstehen ließ als »unity in multiplicity« or ›conformity in diversity.«⁸⁶ Das ihnen gemeinsame expressive Prinzip sollte wiederum auf die Einheit der ›Persönlichkeit‹ verweisen. Damit war jedoch noch nicht geklärt, ob es sich bei den vorgenommenen Deutungen zur ›Persönlichkeit‹ nur um eine subjektive Projektion vonseiten der zur Beurteilung herangezogenen Testpersonen handelte. Wolff ging diesem Problem anhand größerer Stichproben und freier Beschreibungen nach, an die sich wiederum Zuordnungsexperimente mit klar strukturierten Vorgaben anschlossen. Die großen Übereinstimmungen, die sich abermals bei den Zuordnungsaufgaben abzeichneten, deutete er als Beleg, dass subjektive Projektionsvorgänge nicht den entscheidenden Einfluss gehabt haben konnten. Zugleich waren unterschiedliche Erfolgsraten bei der Zuordnung zutage getreten. Um diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, sammelte er die Eigenschaftsbegriffe, die den verschiedenen Ausdrucksformen in den Versuchsreihen mehrmals zugeordnet worden waren, und analysierte sie mit Blick auf ihre Gemeinsamkeiten. Ihr Vergleich brachte Wolff zu folgendem Schluss: »the *profile* reveals the sphere of will to a higher degree than do the other media of expression; that in the *hands* the sphere of vitality seems to be prominent; that the *voice* seems to show an emphasis of the sphere of attitudes; and that the *styles of retelling* give a clear preference to characterization in terms of intellect. It seems that although no sphere of personality manifests itself in only one form of expression, certain sectors seem to prevail in certain forms.«⁸⁷ Für die ›Persönlichkeit‹ gab es damit nicht nur einen Weg ihres formgebundenen Ausdrucks. In ihrer Mannigfaltigkeit schien sie in verschiedenen Medien des Körpers auf, erreichte je nach angesprochener Facette dabei aber unterschiedliche Abstufungen und Deutlichkeiten.

Wolffs Art der Hypothesenbildung und Formulierung von Schlussfolgerungen kam jedoch nicht immer harmonisch mit den gewählten experimentellen Praktiken überein. Vor allem die Zuordnungsversuche, die er in Anlehnung an Arnheims Studien zu einem zentralen epistemischen Verfahren für das Projekt seiner Experimentellen Tiefenpsychologie entwickelt hatte, erwiesen sich unter diesem Gesichtspunkt als voraussetzungsreiches Unterfangen, das schnell an epistemologische Grenzen stieß. Ihr klarer, an den Prinzipien der Logik orientierter Aufbau konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Bedeutung der Resultate oftmals mehrdeutig blieb – vor allem hinsichtlich der charakterologischen Schlussfolgerungen, die aus ihnen gezogen wurden. Im Nach-

⁸⁵ Siehe Wolff, *The Expression*, 28.

⁸⁶ Siehe ebenda, 32.

⁸⁷ Siehe ebenda, 29–30. Hervorhebung im Original.

gang der Veröffentlichung von Arnheims und Wolffs Dissertationsstudien war die Technik in den frühen 1930er Jahren vermehrt auf Interesse bei Forschern gestoßen, die sich ebenfalls mit dem Ausdrucksgehalt der ›Persönlichkeit‹ beschäftigen wollten. In einer kritischen Würdigung hatte der britische Psychologe Philip E. Vernon beispielsweise auf ihr Potenzial verwiesen, bislang gemiedene Forschungsthemen zu adressieren:⁸⁸ Aspekte des Psychischen, die sich nicht in das Format der Korrelationsmethode einpassen ließen und deshalb weitgehend von Experimentalpsychologen vernachlässigt worden wären, sollten auf diese Weise doch noch quantitativ ausgewertet werden können.⁸⁹ So wäre auch ein Vergleich komplexer Ganzheiten und Gestalten möglich – ganz im Unterschied zu korrelativen Ansätzen, die allenfalls den Vergleich zwischen quantitativen Kontinua erlaubten.⁹⁰ Die Methode bot sich somit vor allem für gestaltpsychologische Perspektiven auf ›Persönlichkeit‹ an, die auf die holistische Betrachtung des Individuums abhoben.⁹¹ Im Unterschied zu einem Vorgehen, das auf die Extraktion einzelner Merkmale setzte, die sich dann statistisch als Variablen miteinander in Beziehung setzen ließen, sollte die Zuordnungsmethode bei vergleichbarer Objektivität weniger künstlich verfahren, indem sie der spezifischen Wahrnehmungsorganisation der Beurteilenden Rechnung trug und nicht auf die Parzellierung, sondern auf Ganzheit und Struktur setzte. Vor diesem Hintergrund erschien die Zuordnungsmethode als brückenstiftende, wenn nicht sogar integrative Technik: Ihr Format erlaubte die Berücksichtigung komplex strukturierter Stimuli und ließ theoretisch anspruchsvolle Überlegungen anschlussfähig werden, rückte dabei aber nicht von dem Primat der Quantifizierung ab.⁹²

In seiner konkreten Umsetzung erwies sich der Zuordnungsversuch jedoch als überaus fragile Technik. Wie Vernon in seiner systematischen Betrachtung in den frühen 1930er Jahren ausgeführt hatte, hatte auch Wolff feststellen müssen, dass die Experimentalbedingungen selbst als konstitutiver Faktor die Ergebnisse determinierten.⁹³ Formale Aspekte wie die Anzahl der Stimuli gingen hier ebenso mit ein wie ihre Beschaffenheit, beispielsweise mit Blick auf das Ge-

⁸⁸ Siehe Philipp E. Vernon, »The Evaluation of the Matching Method«, in: *Journal of Educational Psychology* 27 (1936), 1–17 sowie ders., »The Matching Method Applied to Investigations of Personality«, in: *Psychological Bulletin* 33 (1936), 149–177.

⁸⁹ Siehe Vernon, Matching Method, 149.

⁹⁰ Siehe Vernon, Evaluation, 1.

⁹¹ Siehe ebenda, 2.

⁹² Über die dezidierte Auseinandersetzung mit statistischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Ansätzen wollte Vernon die Zuordnungsmethode zudem auf den Stand der Methodendiskussion innerhalb der Psychologie der 1930er Jahre heben. »Kontinentalpsychologen« wie Binet, Arnheim und Wolff hatten seinem Bedauern nach die Methode zwar entwickelt, sich dabei aber mit der bloßen Angabe zufrieden gegeben, in welchem Maß die Resultate die Zufallserwartung übertrafen. Vernon kritisierte, dass diese Angabe jedoch nichts über die Wahrscheinlichkeit oder Validität der Befunde aussagte. Siehe Vernon, Matching Method, 150.

⁹³ Siehe Wolff, The Expression, 19–20.

schlecht oder Alter. Charakteristika der Beurteilerinnen und Beurteiler, ihre Aufmerksamkeit, individuelle Begabung, das intuitive Vermögen oder auch die Neigung zur Projektion, wirkten sich ebenfalls auf das Ergebnis aus. Die Experimentalpraxis des Zuordnungsverfahrens erschien damit fragil und störanfällig. Seine Befunde waren nicht stabil, sondern variierten in Abhängigkeit der Bedingungen. Erreichte die Zahl der korrekten Zuordnungen einen Wert, der nur geringfügig über der Zufallserwartung lag, wollte Wolff zum Beispiel nicht daraus ableiten, dass das entsprechende Ausdrucksmedium keinen charakterologischen Wert besaß.⁹⁴ Aus seiner Warte war es möglich, dass die untersuchten Formen schlichtweg zu anderen Sphären der ›Persönlichkeit‹ gehörten oder die in ihnen manifestierten Merkmale nur auf einer tieferen Ebene in Beziehung stünden. Denkbar wäre ebenso, dass Beurteiler die gleichen Zuordnungen aus verschiedenen Beweggründen vornähmen. Entsprechende Hinweise hatten sich bei einer Befragung von Beurteilern ergeben, die bei korrekter Klassifikation unterschiedliche Motive und Gründe für ihre Zuordnung angegeben hatten. Zuordnungsfehler konnten nach Wolff zudem auf Interpretationen zurückgeführt werden, die sich auf einzelne Elemente der Ausdrucksform beschränkt hatten, ohne die ganze Figuration zu berücksichtigen. Ebenso sah er den Nutzen von Gruppenexperimenten kritisch, weil diese nicht notwendigerweise den individuellen Ausdrucksmechanismen gerecht würden. Die postulierte individuelle Variation im Ausdrucksgehalt verschiedener körperbasierter Medien verkomplizierte die Lage neben allgemeinen »ambiguities of psychic expression« damit zusätzlich.⁹⁵

Auch die Medien der körperlichen Ausdrucksmedien fügten sich in das Experimentalsystem nur bis zu einem gewissen Grad harmonisch ein. Die medial verfügbar gemachten Repräsentationen sollten als unsichtbare und neutrale Mittler möglichst realitätsgetreue Abbilder der Personen schaffen. Dass diese Medien aber nicht in der Rolle aufgingen, sondern eigengesetzlich operierten, musste Wolff einerseits bei der Auswahl tauglicher Fotografien, andererseits bei der Fixierung der Stimme mit dem Parlographen feststellen. Die Materialität des Mediums selbst wurde damit bedeutungstiftend – und das in nicht unbedingt intendierter und kontrollierbarer Weise. So vermochten nicht alle Fotografien die bildlich fixierten Körperteile entsprechend kontrastreich für die Zielstellung der Versuchsreihe wiederzugeben und bedurften der Vorauswahl. Auch wenn der Parlograph für die Experimente seinen Dienst tat, indem er vorab aufgenommene Stimmproben im Raum des psychologischen Labors wiederauferstehen ließ, schuf die technische Möglichkeitsbedingung neue Herausforderungen: Mit der Aufzeichnung und bei der Wiedergabe hatte sich das Medium deutlich in die Stimme eingeschrieben, ihren Klang und ihre Ausdrucksqualität verändert. Dem Parlographen attestierte Wolff deshalb Verzerrungstendenzen, die einer

⁹⁴ Siehe zum Beispiel ebenda, 28.

⁹⁵ Siehe ebenda, 259.

adäquaten Diagnose der Stimme im Versuch letztlich zuwider liefen: Es war der Apparat, der den Stimmcharakter von dem ›Charakter‹ des Sprechers entfernt hätte.⁹⁶

2.2.2 Populäre Vorstellungen und fachspezifische Rezeptionsweisen

Die Publikation von Wolffs Monographie hatte durch den wohlkomponierten Bericht in *Life* den Zugang zu einer breiten Medienöffentlichkeit gefunden, die sich für psychologische Fragestellungen zur Identität und ›Persönlichkeit‹ interessierte. Die körperzentrierte Perspektive, die Wolff in seinem diagnostischen Ansatz verfolgte, knüpfte dabei nicht nur an populäre Vorstellungsbilder über den Körper als Spiegel der Seele an, die durch die akademische Einbettung seiner Praxis zusätzlich plausibilisiert wurde. Sie zeichnete sich auch durch eine besondere Anschaulichkeit und intuitive Unmittelbarkeit aus, die wiederum gut im Medium der Fotoreportage transportiert werden konnte. Der marketingstrategische Coup wurde von Harper and Brothers zusätzlich durch Werbemaßnahmen flankiert, die die Veröffentlichung des Buches als »Significant Contribution to Psychology« annoncierten.⁹⁷

Hatte die mediale Darstellung in *Life* vor allem auf Anschaulichkeit abgezielt, war es jedoch Wolffs erklärtes Ziel gewesen, mit dem Neustart seines Forschungsprogramms auch im nordamerikanischen Diskurs der psychologischen Wissenschaften rezipiert zu werden. Diesem Anliegen wollte er insofern Rechnung tragen, als dass sein Buch mit einer umfangreichen Herleitung und anspruchsvollen theoretischen Einbettung aufwartete, daneben aber auch einen detaillierten Bericht über die einzelnen Studien enthielt. Seine Strategie ging in mehrfacher Hinsicht auf: Wenn auch nicht in der Form einer offiziellen Rezension, sondern als private Korrespondenz fand Allport überaus positive Worte, als das Exemplar druckfrisch in seinem Büro in Cambridge eintraf: »It is likewise a symbol of joy. It represents the salvaging of the higher type of German science and its transplantation to American soil. [...] Needless to say it is one of the most important books in the field of personality [...].«⁹⁸ Im Vergleich zu den früheren englischen Texten, die nur wenig Resonanz erzeugt hatten, schlug sich die Veröffentlichung von *The Expression of Personality* auch in zahlreichen Besprechungen nieder, die neben einigen Ausnahmen insbesondere aus dem psychologischen und psychiatrischen Kontext stammten.⁹⁹ Obwohl der Tenor eingangs

⁹⁶ Siehe Wolff, *The Expression*, 50 sowie Wolff, *Selbstbeurteilung*, 271.

⁹⁷ Siehe AHAP, Wolff Papers, Box M4856, Folder 2.

⁹⁸ Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 11, Correspondence Allport, July 9, 1943.

⁹⁹ Wolff hatte seine Texte zum Beispiel in der von Robert Saudek aus London und Ernest Seeman aus Durham (North Carolina) herausgegebenen Zeitschrift *Character and Personality* platziert, deren erste Ausgabe 1932 erschienen war. Als eine der ersten auf die Diagnostik

positiv war, einer bislang nicht beachteten Fragestellung unter dem Einsatz origineller Verfahren nachgegangen zu sein, wurden im Verlauf der Rezensionen vor allem die Konzeption des Experimentalsystems, die investigativen Praktiken wie auch die Kriterien der Evidenzbildung kritisch betrachtet.¹⁰⁰ Dazu gehörte beispielsweise auch, dass die Versuche nur an einer kleinen Gruppe von Probanden durchgeführt worden waren, die eine weitergehende Verifikation der Befunde nötig machte.¹⁰¹ Ross Stagner, dessen Besprechung im *Journal of Social Psychology* besonders ausführlich ausgefallen war, verwies vor allem auf die unzureichende Abklärung empirischer Gütekriterien wie der Reliabilität und Validität der Befunde.¹⁰² Auch Wolffs Schlussfolgerungen auf Basis der durchgeführten Versuche wurden kritisch diskutiert. Stagner wies beispielsweise darauf hin, dass die überzufällig erfolgreichen Zuordnungsversuche durch Alternativ-erklärungen wie »cultural stereotypes« zustande gekommen sein könnten, die die Beurteilerinnen und Beurteiler an das Material angelegt hätten.¹⁰³ Für ihn lag der Wert von Wolffs Monographie deshalb vor allem darin, Impulse für neue Forschungen zu geben. Die Bedeutung der Resultate bewertete er entsprechend

von ›Persönlichkeit‹ zugeschnittenen Fachpublikationen verstand sie sich mit ihren beiden Herausgebern auch als transkontinentales Projekt, das den Wissensaustausch zwischen Europa und Nordamerika fördern wollte. Zu den Rezensionen von Wolffs Monographie siehe Dan L. Adler, »Werner Wolff. The Expression of Personality. New York: Harper & Brothers, 1943.«, in: *Journal of Educational Psychology* 35 (1944), 59; Howard Gilkinson, »Wolff, Werner. The Expression of Personality«, in: *Journal of Applied Psychology* 28 (1944), 439–441; Percival M. Symonds, »The Expression of Personality. By Werner Wolff. New York: Harper and Brothers, 1943.«, in: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 8 (1944), 125; Florence L. Goodenough, »Wolff, Werner. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Psychological Bulletin* 41 (1944), 265–266; A. N. F., »The Expression of Personality [New York: Harper and Brothers, 1943.]«, in: *Journal of Nervous and Mental Disease* 99 (1944), 109; N. N., »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. Harper and Brothers New York.«, in: *The Psychiatric Quarterly* 18 (1944), 527–528; N. N., »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. Harper and Brothers, New York and London.«, in: *The Quarterly Review of Biology* 19 (1944), 74–75; Arnold Gesell, »The Expression of Personality«, in: *American Journal of Psychiatry* 100 (1944), 576–577; Eugene Lerner, »Wolff, W. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Journal of Social Psychology* 21 (1945), 245–151; Frank K. Shuttleworth, »The Expression of Personality; Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. New York: Harper and Brothers, 1943.«, in: *Mental Hygiene* 4 (1945), 314–316; David Rapaport, »The Expression of Personality; Experimental Depth Psychology«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 9 (1945), 206; Frank N. Freeman, »The Expression of Personality«, in: *Philosophical Review* 54 (1945), 191; Ross Stagner, »Wolff, W. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Journal of Social Psychology* 23 (1946), 243–246 sowie Monroe Beardsley/Elizabeth Beardsley, »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology«, in: *The Journal of Philosophy* 41 (1944), 190–193.

¹⁰⁰ Siehe zum Beispiel Beardsley/Beardsley, *The Expression*.

¹⁰¹ Siehe Gilkinson, Wolff, 440.

¹⁰² Siehe Stagner, Wolff, 244.

¹⁰³ Siehe ebenda.

vorsichtig: »They are not, on the whole, conclusive. There are too many loose ends, too many unknowns.«¹⁰⁴ Dies traf aus seiner Perspektive auch auf den theoretischen Innovationsgehalt zu, den er für nichtig befand, weil er an einem Allgemeinplatz ansetzte: »As regards the more theoretical aim which Wolff set for himself [...], I cannot concede that a great deal of progress has been made. Most of us were predisposed to believe that expressive movements were intrinsically related to the inner personality.«¹⁰⁵ Andere Rezensenten störten sich an Wolffs theoretisch eingefärbten Deutungen und wiesen diese in Anlehnung an die Psychoanalyse beispielsweise als subjektivistisch aus.¹⁰⁶ Sein Umgang mit Fachterminologie und statistischen Konzepten wurde ebenfalls moniert.¹⁰⁷ Auf ähnliche Weise hatten Allport und Vernon bereits mit Blick auf Wolffs frühere Veröffentlichungen kritisiert, dass dieser seine Resultate nur bedingt statistisch abgesichert hätte.¹⁰⁸ Die Abweichung von den Konventionen einer experimentell und statistisch ausgerichteten Forschungspraxis wurde von anderen jedoch gerade als Stärke angesehen.¹⁰⁹ Die Psychologin Florence L. Goodenough von der University of Minnesota, die in den 1920er Jahren einen Intelligenztest auf Basis von Kinderzeichnungen entwickelt hatte, beschrieb den experimentellen Zugang zum Beispiel als »radikal verschieden« von demjenigen, mit dem amerikanische Psychologen im Regelfall vertraut wären.¹¹⁰ Wolffs Forschungspraxis sei weniger analytisch, dafür aber synthetisch.¹¹¹ Dass es sich hierbei um einen unwissenschaftlichen Ansatz handeln würde, wies Goodenough zurück: »The influence of American demands for objective validation of results is clearly seen and frankly acknowledged by the author, but he does not become so preoccupied with statistical computations that he loses sight of the broader issues.«¹¹² Aus dieser Perspektive erschien Wolffs Ansatz geradezu maßvoll, weil statistische Berechnungen nur Mittel zum Zweck darstellten, ohne dass sie auf Kosten der ei-

¹⁰⁴ Siehe ebenda, 245.

¹⁰⁵ Siehe ebenda.

¹⁰⁶ Vergleiche Gilkinson, Wolff, 440–441.

¹⁰⁷ Siehe beispielsweise Adler, Wolff, 159 und Lerner, Wolff, 148–150 sowie Symonds, *The Expression*, 125.

¹⁰⁸ Dazu hieß es: »Wolff is disinclined to give a more strictly statistical statement of his results, for statistics, he holds, cannot express adequately all the consistency discovered by his method.« Siehe Allport/Vernon, *Studies*, 12.

¹⁰⁹ Siehe zum Beispiel Shuttleworth, *The Expression*, 315.

¹¹⁰ Siehe Goodenough, Wolff, 265: »Wolff's experimental approach is radically different from that with which the generality of American psychologists are familiar. The features that he attempts to isolate are not ›traits.‹ They are signs, indicators, tendencies that characterize the mass of human beings and thus serve as base lines from which individual variants may be isolated and studied.« Für Goodenoughs Testmethode siehe dies., *Measurement of Intelligence by Drawings*, New York 1926.

¹¹¹ Siehe Goodenough, Wolff, 265: »The intriguing feature of all these studies is the direction of attack which, in sharp contrast to most American studies, is synthetic rather than analytic.«

¹¹² Siehe ebenda.

gentlichen Problemlage eingesetzt würden. Von der Seite der Fürsprecher erschien dies als Stärke gegenüber einer amerikanischen Kollegenschaft, die mit statistischen Berechnungen und Beurteilungsskalen hantierte, ohne dabei auf ein konkretes Ziel zuzusteuern.¹¹³ Vor allem die Fürsprecher beriefen sich in der Beurteilung des Buches auf den explorativen Status des Projekts. Wolff hätte nicht darauf abgezielt, eindeutige und gesetzmäßige Resultate vorzulegen.¹¹⁴ Damit wurde der tentative Charakter der Ergebnisse betont.¹¹⁵ Auch die mögliche Brückenfunktion zwischen verschiedenen psychologischen Forschungslinien, allen voran der Psychoanalyse und der Experimentalpsychologie, erschien aus dieser Warte als Stärke, die positiv hervorgehoben wurde.¹¹⁶

Während das Buch in der populären Rezeption folglich keine Widersprüche ausgelöst und sich – zumindest in der medialen Berichterstattung – als anschlussfähig herausgestellt hatte, war die Bewertung von Wolffs Forschungsprogramm im Fachdiskurs deutlich vielschichtiger ausgefallen. Die Stimmen, die sich zu dem Ansatz positionierten, hatten dabei vor allem an technischen Details wie auch methodisch-methodologischen Aspekten angesetzt. Aus der Perspektive der kritischen Stimmen waren die praktisch-experimentellen Grenzen, die in Wolffs Forschungsprogramm deutlich wurden, mit weitreichenden epistemologischen Konsequenzen verbunden, die dem Anliegen, ein stabiles und gültiges Wissen über den Ausdruck von ›Persönlichkeit‹ zu produzieren, zuwiderliefen. Während diese Position Wolffs Experimentelle Tiefenpsychologie in die Richtung einer illegitimen Wissenschaftspraxis manövrierte, interpretierten andere seinen Ansatz wiederum als produktive, ingeniöse Öffnung eines oftmals starren Vorgehens, die es versprach, mit ihren Impulsen ein neues Wissensterritorium zu erschließen. In den größeren Zusammenhang eingeordnet, erschienen die divergierenden Einschätzungen von *The Expression of Personality* damit als Brennglas auf ein Forschungsfeld, das in den frühen 1940er Jahren bereits relativ stabile Konturen ausgebildet hatte. Einige Jahre zuvor – im August 1937 – hatte Allport die Arbeit an einer umfassenden Monographie abgeschlossen, die unter

¹¹³ Shuttleworth, *The Expression*, 314: »While American psychologists were fumbling with ratings and aimlessly computing correlations, Wolff had a theory and a method for the study of personality that yielded clear answers to many problems. His volume is a ›must‹ book for all psychologists who are seriously interested in experimental studies of personality and its underlying dynamics.«

¹¹⁴ Dan L. Adler von der University of Rochester hatte diesen Punkt folgendermaßen formuliert: »The book is not intended as a guide for personality diagnosis in the clinician's office. It is admittedly exploratory in applying the scientific (experimental) method to ›depth‹ analysis. For thoughtful students of personality it should provide welcome relief from static personality concepts and afford a stimulating background for further research. Its virtues lie in its originality and the utter lack of any ›air of finality.«, siehe Adler, Wolff, 59.

¹¹⁵ Siehe Goodenough, Wolff, 266; Adler, Wolff, 59; auch N. N., *The Expression*, 527.

¹¹⁶ Siehe N. N., *The Expression*, 74–75 sowie N. N., *The Expression*, 527–528.

dem Titel *Personality* eine psychologische Perspektive auf diesen noch schwer zu greifenden Forschungsgegenstand geben sollte.¹¹⁷ Mit *Psychology of Personality* war nahezu zeitgleich auch eine Monographie von Ross Stagner erschienen, der sich wiederum seit den frühen 1930er Jahren an verschiedenen Universitäten des Mittleren Westens mit der wissenschaftlichen Erschließung von ›Persönlichkeit‹ beschäftigt und damit einen Schwerpunkt verfolgt hatte, dem Allport an der Ostküste bereits zehn Jahre länger verschrieben gewesen war.¹¹⁸ Mit der Drucklegung der beiden Monographien, die in ihrer systematischen Anlage auch Lehrbuchcharakter hatten, wurde ein psychologischer Zugriff auf ›Persönlichkeit‹ konturiert, der unterschiedliche Formen annehmen konnte, sich dabei aber von anderen disziplinären Zugängen abgrenzte. Die Suche nach einer empirischen Methodologie jenseits philosophischer, literarischer oder anthropologischer Herangehensweisen markierte in diesem Zuge das Differenzkriterium, das zugleich die Identität einer *personality psychology* nach außen und gegenüber früheren Perspektiven absichern sollte. ›Persönlichkeit‹ über das Medium des Körpers und seiner Teile, aber auch anhand seiner Bewegungsmuster und Spuren zu entschlüsseln, erwies sich vor diesem Hintergrund als intrikates Unterfangen – vor dem Hintergrund einer Wissenskultur, deren Diskursgemeinschaft sich zum Zeitpunkt von *The Expression of Personality* noch einmal stärker auf epistemische Tugenden der Genauigkeit und Zuverlässigkeit verpflichtet hatte, denen sie mittels präziser Definitionen, kontrollierter Versuchspläne und genauer statistischer Absicherungen Rechnung tragen wollte.¹¹⁹ Die angloamerikanische Rezeption von Wolffs Bemühungen, die sinnlich erfahrbaren Materialisierungen von ›Persönlichkeit‹ im Medium des Körpers dingfest zu machen, bewegte sich im Fachdiskurs deshalb in einem Spektrum, das einerseits von Faszination geprägt war, weil hier zugleich der Anschluss an ein alteuropäisches Forschungsprogramm in neuer Formatierung proklamiert wurde. In kritischer Distanz wurde andererseits auf methodisch-methodologische Prämissen abgehoben, die diese hybride Praxis nicht erfüllen konnte. Vor allem aber kündigte die Rezeption eine Engführung und einen epistemologischen Ausschluss an, die in den Folgejahren weiter zunehmen sollten.

¹¹⁷ Siehe Gordon W. Allport, *Personality. A Psychological Interpretation*, New York 1937.

¹¹⁸ Siehe Ross Stagner, *Psychology of Personality*, New York 1937. Für eine vergleichende Betrachtung siehe Kenneth H. Craik, »The 1938 Allport and Stagner Texts in Personality Psychology«, in: Kenneth H. Craik/Robert Hogan/Raymond N. Wolfe (Hrsg.), *Fifty Years of Personality Psychology*, New York/London 1993, 2–20.

¹¹⁹ Für eine praxeologisch und wissenschaftsgeschichtlich ausgerichtete Perspektive auf epistemische Tugenden siehe Andreas Gelhard/Ruben Hackler/Sandro Zanetti, »Einleitung«, in: dies. (Hrsg.), *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, Tübingen 2019, 1–8, insbesondere 2–7.

2.3 »Diagrams of the Unconscious«

Nach der Veröffentlichung seiner ersten englischsprachigen Monographie hatte sich Wolff weitere Forschungsgebiete erschlossen, die bis in das Feld der Anthropologie reichten.¹²⁰ Zudem war er 1945 zum »Associate Professor« berufen worden und hatte damit eine vergleichsweise sichere Anstellung erreicht.¹²¹ Der Ausdrucksgehalt von ›Persönlichkeit‹ hatte indes für Wolff nichts von seiner Faszination verloren.¹²² Als Fortführung und Fundierung seines Programms einer Experimentellen Tiefenpsychologie gedacht, war 1948, zwei Jahre vor seiner Berufung zum »Professor of Psychology«, *Diagrams of the Unconscious* erschienen.¹²³ Wolff hatte noch vor der Veröffentlichung versucht, an die erfolgreiche Medienplatzierung seines ersten Buches anzuschließen. Das *Life Magazine*, das zu diesem Zweck von Wolffs PR-Agent kontaktiert worden war, kam dem Wunsch nach einer Berichterstattung jedoch nicht nach.¹²⁴ Eine weitere Niederlage musste Wolff auch mit Blick auf das Vorwort einstecken: Allport, der schon nicht für das erste Buch gewonnen werden konnte, lehnte abermals ab.¹²⁵ Die bei dem New Yorker Verlag Grune and Stratton veröffentlichte Monographie unterschied sich in ihrem Zugang deutlich von den vorangegangenen Publikationen. Anstelle verschiedene körperbezogene Medien auf ihren expressiven Gehalt hin zu überprüfen und als multimodalen Ausdruck von ›Persönlichkeit‹ miteinander in Beziehung zu setzen, konzentrierte sich *Diagrams of the Unconscious* ganz auf die graphischen Spuren der Handschrift. Wolff schloss mit dieser Fokussierung unmittelbar an die lange Tradition graphologischer

¹²⁰ Zum Beispiel hatte sich Wolff in einer ethnopsychologischen Studie mit den Osterinseln beschäftigt. Siehe ders., *Island of Death. A New Key to Easter Island's Culture through an Ethno-Psychological Study*, New York 1948. 1947 hatte er eine Einführung zur Psychologie aus einer gestalttheoretisch-organismisch inspirierten Perspektive vorgelegt, deren Inhalt auch in der *New York Times* besprochen wurde. Siehe ders., *What is Psychology?*, New York 1947. 1950 folgte ein Einführungsbuch zur Psychopathologie. Wolff hatte darin seine »Expression Analysis« als eigenständige diagnostische Methode vorgestellt und diese als Verfahren angepriesen, das den direkten Einblick in die ›normale‹ beziehungsweise ›anormale Persönlichkeit‹ böte. Siehe ders., *Threshold of the Abnormal. A Basic Survey of Psychopathology*, New York 1950, 357.

¹²¹ Siehe den Brief von C. H. Gray, April 19 1945, AHAP, Wolff Papers sowie den Brief aus dem »Office of the President«, March 22, 1950, BCA, Wolff Papers.

¹²² Unter dem Titel *Unity of Personality* war unter Wolffs Ägide beispielsweise auch ein Lehrfilm entstanden, der der Konsistenz verschiedenen Ausdrucksverhaltens nachging. Siehe ders., *Unity of Personality*, 16-mm-Film, University Park (Pennsylvania) 1946.

¹²³ Siehe Werner Wolff, *Diagrams of the Unconscious. Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis*, New York 1948.

¹²⁴ Siehe den Brief vom 14. Oktober 1948 von Leonard Smith an das Editorial Office von *Life*, AHAP, Wolff Papers, Box M4845, Folder 1.

¹²⁵ Allport hatte dabei angegeben, dem Wunsch aus Arbeitsüberlastung nicht nachkommen zu können. Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 19. Korrespondenz, April 4 und April 7 1948.

Vorstellungen und Praktiken an, die in Kontinentaleuropa um 1900 eine zunehmend größere Rolle gespielt und vor allem zur Zeit seiner Berliner Ausbildung eine wahre Blüte erlebt hatten. Das Buch, das diese Linie wiederum mit dem vergleichsweise spärlichen graphologischen Forschungsdiskurs in Nordamerika verband, positionierte sich als neue Perspektivierung der Handschrift zu psychodiagnostischen Zwecken. Wolff attestierte graphischen Spuren darin den Status eines eindeutigen Identitätsmerkmals: »This personal note is like a photograph in which the receiver immediately recognizes the writer or artist.«¹²⁶ Dem technischen Medium der Fotografie und der graphischen Spur wurde damit eine vergleichbare Abbildfunktion zugesprochen: Sie waren von einer individuellen Note, einem spezifischen Ausdrucksstil durchdrungen, und verwiesen auf die Person, die das Material produziert hatte. Vor allem jedoch entzog sich die Schrift mit ihrer komplexen Anlage bis zu einem gewissen Grad der auktorialen Kontrolle. Sie durchkreuzte die Grenze zwischen Direktem und Indirektem, Intentionalem und Unbewusstem: »the written sign is not only a symbol of an object or happening which the writer communicates intentionally: it may also be a symbol of a hidden message, a message without words, frequently not even known to the writer. Written signs, whether letters or ornaments or artists' drawings, are charged with the performer's personal note, with his style of expression.«¹²⁷ Damit rückte nicht die manifeste Bedeutung des zu Papier Gebrachten in den Fokus der Aufmerksamkeit – der Inhalt der geschriebenen Worte, das Motiv oder Dargestellte in der Zeichnung. Vielmehr stand seine latente Botschaft im Zentrum von Wolffs Interesse. Diese sollte aus dem visuell zugänglichen Material über den Einsatz verschiedener Techniken geborgen und in ihrem Bedeutungsgehalt entschlüsselt werden. Um zu dieser dynamischen, im Unbewussten ablaufenden Funktionsweise der ›Persönlichkeit‹ zu gelangen, bedurfte es des detaillierten Studiums graphischer Bewegungsvorgänge, die wiederum als integrierte Ganzheit anzusehen waren.¹²⁸

Der theoretische Rahmen, den Wolff für seine Untersuchung aufstellte, speiste sich in diesem Sinne wiederum aus gestalttheoretischen Überlegungen, die um die psychodynamische Vorstellung unbewusster Prozesse erweitert worden waren.¹²⁹ Was für die konkrete Analyse des graphischen Materials gelten sollte, spiegelte sich auch in der Konzeption des Wissensobjekts. Wie bereits in seiner ersten Monographie insistierte Wolff, dass die Erschließung von

¹²⁶ Siehe Wolff, *Diagrams*, ix.

¹²⁷ Siehe ebenda, xiii.

¹²⁸ Vergleiche ebenda.

¹²⁹ Wolff schrieb mit dieser Konzeption auch gegen eine behavioristische Perspektive an, die ganz auf die Deskription beobachtbarer Merkmale setzte. Für ihn ließ sich eine solche ›statische‹ Perspektive nicht nutzen, um zur Bedeutung der jeweiligen Konfigurationen vorzudringen. Vergleiche ebenda, 354–355.

›Persönlichkeit‹ nicht statisch erfolgen konnte, sondern die Vielschichtigkeit ihrer verschiedenen Merkmale berücksichtigen musste. Im Sinne eines »theme of personality«¹³⁰, dessen Struktur von Interesse war, könnten ihre Merkmale nicht separat oder sukzessive erfasst werden, sondern wären simultan, in ihrem Beziehungsgefüge, in den Blick zu nehmen: »The personality traits no longer appear as a mosaic but as many rays shooting from one center.«¹³¹ Die Notwendigkeit eines modifizierten experimentellen Vorgehens wurde auch in *Diagrams of the Unconscious* untermauert. Standardisierung und Kontrolle wurden dabei als Kernmerkmale eines gelungenen Experimentierens anerkannt, zugleich aber in ihre Schranken verwiesen. Nur auf diese Weise sollten individuelle Unterschiede in der ›Persönlichkeit‹ nebst ihrer tieferen Schichten zur Abbildung kommen. Die präsentierte minutiöse Analyse graphischer Bewegungsvorgänge war dabei nicht nur von theoretischem Interesse, sondern auch von praktischem Nutzen: Sie sollte als Ausgangspunkt für die Entwicklung von diagnostischen Werkzeugen dienen, die vor allem Auskunft über innere Konflikte und Störungen der ›Persönlichkeit‹ gaben. Für den Verlag bot sich mit dieser Ausrichtung ein weiteres Verkaufsargument an. Die Werbeanzeigen zu *Diagrams of the Unconscious* rückten deshalb die Auswertungsbögen, Anleitungen und Fallbeispiele in den Vordergrund (Abb. 2.8).

2.3.1 Epistemisch-mediale Praktiken

Als Medium, in dem sich Abdruck und Spur überlagerten, entzog sich die Handschrift eines einfachen Zugriffs.¹³² Auf einen materiellen Träger aufgebracht, erwies sie sich als zeitlich fixierte Bewegung, die in ihrem Fluss mal vor, mal zurück sprang, in ihrer konservierten Form aber zugleich an ein statisches Gebilde erinnerte. Im sinnlich zugänglichen Material liefen Wort, Schrift und Bild als Hybrid zusammen. Gemäß der physiognomisch-graphologischen Lesart bildeten die graphischen Spuren indexikalische Zeichen, die auf ihren Verfasser oder ihre Verfasserin verwiesen – eine Person, die sich unmittelbar leiblich, aber auch mit ihrer Psyche darin zum Ausdruck gebracht hatte. Was sich für Generationen graphologischer Wissenschaftler und Praktikerinnen als Herausforderung erwiesen hatte, blieb auch für Wolffs Ansatz in den 1940er Jahren aktuell: Wie war es möglich, auf Basis der Analyse von Schreibspuren Merkmale zu identifizieren, die sich als charakteristisch für die ›Persönlichkeit‹ einer Person erweisen würden – jenseits der normativen Wirkung kultureller Schreibkonventionen, aber auch des Einflusses äußerer Faktoren, die zum Bei-

¹³⁰ Siehe ebenda, 19.

¹³¹ Siehe ebenda.

¹³² Für diese Perspektive siehe Sonja Neef, *Abdruck und Spur. Handschrift im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*, Berlin 2008, hier 31 f.

Part I. FORMULAS OF MOVEMENT

A decisive step toward a psychologic law of configuration.

What Gestalt theorists call Gestalt, what psychoanalysts call determining tendencies is for the first time made visible in a person's written signature.

Expressive movements projected upon paper in any graphic form (handwriting, doodling, drawing) are shown to follow measurable and to a certain degree predictable patterns of balance and proportion.

This architecture of expression rests on principles that are classified and interrelated:


Unity of personality—that is amalgamation of various movements in one pattern.

Consistency of personality—that is persistence of proportional patterns through the entire life.

Reaction patterns of personality—as shown for instance in proportional extension during elation and epileptic seizures and in proportional reduction during depressions and frustrations.

The study throws new light on

- the factors of chance and determination
- the significance of heredity and environment
- the problems of constancy and transformation of personality
- manifest and latent characteristics
- true and "masked" behavior
- the possibility of reconstructing past behavior and predicting its future direction.



420 pages (large format: 7x10"), 322 illustrations, bibliography, complete index (4000 entries) \$8.00

DIAGRAMS of the UNCONSCIOUS

is the newest and perhaps the most revolutionary contribution by Dr. Wolff to the study of personality — a book of utmost importance to every psychologist.

It is of special aid in psychiatric, clinical psychologic, and criminologic work.

Libraries will welcome it as the first systematic and scientific investigation of a field that has remained widely unexplored in this country. The bibliography of nearly 500 items is exhaustive.

The lay reader will be interested to see how biographic data can be demonstrated in handwriting and how he may apply these methods to himself. He is led into a laboratory of expressive behavior where he sees dynamic psychology at work.

The book is in two parts

Part II. EXPERIMENTAL ANALYSIS

The principles dealt with, experimentally, are:

- unity of expression*, extending from graphic movements to other movement patterns;
- empathy* which is demonstrated by graphic reactions to music, form patterns, words;
- projections*, as shown by variations of emotional degree (pressure);
- association experiments* which link single letters to environmental conditions, remembrances, or expectations;
- symbolization* which is studied in doodling and lettering both in the normal state and during psychoanalysis, hypnosis, and psychosis.

The diagnostic application of these principles is facilitated as follows:

- By tables of trait clusters in their relationship to graphic patterns;
- In a scoring chart with directions for analysis of graphic specimens;
- In examples of personality analyses that demonstrate how the various graphic indicators must be integrated into what the author calls the *Leitmotiv* of personality.

GRUNE & STRATTON, Publishers, 381 Fourth Avenue, New York 16, N. Y.

Abb. 2.8: Die Werbekampagne für Wolffs *Diagrams of the Unconscious*.

spiel die Beschaffenheit des Schreibuntergrundes oder die Art des verwendeten Gerätes betrafen?¹³³

Wolff begegnete dieser Herausforderung durch die Kombination verschiedener Materialformen, Quellen und Praktiken. Wie andere Graphologen vor ihm hatte er Beispiele aus Autographenkollektionen zusammengetragen, die in seinem Fall aus verschiedenen europäischen Bibliotheken stammten und für die Analyse fotostatisch reproduziert wurden. Sie bildeten für Wolff auch deshalb ein probates Mittel für die Analyse, weil sie nicht aus dem artifiziellen Kontext eines psychologischen Versuchs stammten. Da sie nicht mit dem Wissen erzeugt worden waren, für psychologische Betrachtungen erhalten zu müssen, hatte er auch die Relikte persönlicher Korrespondenzen – Briefe, Postkarten oder Umschläge – miteinbezogen. Piktogramme, Kritzeleien und Zeichnungen, genauso wie eine Werbeanzeige aus der US-amerikanischen Tagespresse und journalistische Berichterstattungen, in denen Schriftproben vorkamen, komplettierten die heterogene Materialsammlung.¹³⁴ Die übermittelten, oftmals medientechnisch konservierten Spuren hielten als empirisches Material für den intra-, aber auch den interindividuellen Vergleich her. Im Rahmen von Fallstudien ließen sich Veränderungen im Schriftbild beispielsweise im Verlauf der individuellen Lebensgeschichte betrachten wie auch punktuelle Gegenüberstellungen zwischen verschiedenen Personen vornehmen – zum Beispiel hinsichtlich der Auswirkung besonderer äußerer oder innerer Bedingungen. Nur einen geringen Teil des Materials hatten Versuchspersonen in Wolffs Labor im Rahmen von Experimenten erzeugt, da er hier die Gefahr sah, dass die graphischen Bewegungsvorgänge an Spontaneität und Aussagekraft einbüßen würden. Auf die statistische Auswertung angelegte Experimente, bei denen arbiträre graphische Zeichen einer Gruppe willkürlich ausgesuchter Versuchspersonen vorgelegt würden, um die Ergebnisse im Anschluss an Kriterien wie der Zufallserwartung zu messen, schienen ihm nicht zielführend. In deutlicher Abkehr von dieser Praxis, die auf den Zufall setzte, um Evidenz zu produzieren, plädierte Wolff stattdessen für die gezielte Auswahl von Jurorinnen und Juroren wie auch der zur Vorlage gebrachten Ausdrucksmedien.

Die Analyse des graphischen Musters – aus Wolffs Perspektive ein »graphogram« – konzentrierte sich zunächst auf Formaspekte, die über verschiedene

¹³³ Mit der Kultur- und Medienwissenschaftlerin Sonja Neef gesprochen, gehört es zu den konstitutiven Charakteristika der Handschrift, sich zwischen den beiden Polen »Normbefolgung des Abdrucks und Normabweichung durch die Spur« zu bewegen. Siehe ebenda, 119.

¹³⁴ Dabei handelte es sich zum Beispiel um eine Werbeanzeige für den britischen Spielfilm »In which we serve«, die am 24. Dezember 1942 in der *New York Times* geschaltet worden war. Die Anzeige hatte mehrere Würdigungen von öffentlich bekannten Personen enthalten und dazu als Beglaubigung deren Signaturen abdrucken lassen. Näher analysiert wurden auch Schriftproben, die das *Life Magazine* in einer Reportage über einen des Mordes angeklagten Studenten vom 29. Juli 1946 abgedruckt hatte. Siehe Wolff, *Diagrams*, 53, 147–148.

Messoperationen erschlossen wurden.¹³⁵ Die Bestimmung der Länge, Höhe, Gestaltung und Position ihrer einzelnen Elemente wie auch die Untersuchung ihres Beziehungsgefüges sollte Anhaltspunkte darüber geben, ob ihnen ein gemeinsames, im Unbewussten operierendes Organisationsprinzip zugrunde läge. Da ein auf numerische Indices abzielender Zugang wegen der Komplexität der Bewegungsabfolgen nicht möglich schien, wählte Wolff eine geometrische Herangehensweise. Der Bewegungsstrom wurde dabei nicht in diskrete Einheiten untergliedert, um einzelne Merkmale zu extrahieren und diese mit anderen Schriftbestandteilen zu vergleichen. Um die Konfiguration des Schreibvorgangs sichtbar zu machen, bediente sich Wolff stattdessen verschiedener geometrischer Hilfsmittel, die über die Schrift projiziert wurden. Mittels Zirkel und Lineal wurden dazu Kreise, Quadrate und Rechtecke auf das Papier gebracht und so positioniert, dass sie die Proportionen des Schriftgefüges vor Augen führten. Die Zulässigkeit eines solchen Vorgehens begründete Wolff mit Verweisen auf die graphische Methode: So wie sich Herzbewegungen in einem Kardiogramm registrieren ließen oder die Atemfrequenz in einer Kurvenform dargestellt werden könnten, sollten auch die per Hand zu Papier gebrachten Bewegungsmuster diagrammatisch erschlossen werden können.¹³⁶ Die Interventionen zielten darauf ab, eine innere Logik der Schriftstücke sichtbar werden zu lassen, die sich der unmittelbaren Betrachtung entzog. Als Einstieg in die Formanalyse hatte sich Wolff zunächst der Konsistenz der Bewegungsmuster zugewendet. Um den Einfluss verschiedener Bedingungen auf das Schriftbild zu erfassen, waren Versuchspersonen in einem Experiment beispielsweise dazu instruiert worden, ihre Unterschrift – einmal mit offenen oder geschlossenen Augen, ein anderes Mal mit der rechten oder der linken Hand – zu Papier zu bringen. Derselbe Ablauf wurde nach einer Woche erneut durchgeführt. Bei der Auswertung hatte er die verschiedenen Schriftproben einer Person miteinander in Relation gesetzt und anhand der Überblendung von Rechtecken verglichen. Trotz der Variation der Bedingungen hatten sich mit der geometrischen Methode für zahlreiche Testpersonen stabile Bewegungsmuster identifizieren lassen. Punktierte Linien, Kreise und Rechtecke dienten weiterhin als analytische Instrumente, um der Formkonsistenz archivarisch übermittelter Autographen nachzugehen. Als empirisches Material zog Wolff neben den Reproduktionen der Signaturen von Staatsmännern, Komponisten oder Naturwissenschaftlern auch Unterschriften aus der Korrespondenz mit Kollegen heran. Mit Zirkel und Lineal hatte er beispielsweise anhand des Schriftverkehrs mit Allport aus vier verschiedenen Jahren aufzeigen wollen, dass die relationale Struktur zwischen den einzelnen Einheiten der Unterschrift über verschiedene Bedingungen hinweg stabil blieb.¹³⁷

¹³⁵ Siehe ebenda, 4.

¹³⁶ Siehe ebenda, 19.

¹³⁷ Siehe ebenda, 29–31.

Die unterschiedlichen Konsistenzen im Schriftbild, die in den einzelnen Studien durch die geometrischen Interventionen sichtbar geworden waren, konnte Wolff weder durch Zufallsfaktoren erklären noch auf die Lerngeschichte oder das Nachahmungsverhalten der jeweiligen Produzenten zurückführen. Auch blieben sie über verschiedene Bedingungen hinweg bestehen. Weitere Aspekte wie Symmetrie und Rhythmus der graphischen Formen wurden nach demselben Prinzip und mit analogen Techniken analysiert. Die Untersuchungen, die sich einerseits wieder auf gesammelte Schriftproben, andererseits auf Experimente an Versuchspersonen gestützt und dabei zum Beispiel auf bestimmte Längenrelationen oder auch das Verhältnis von Kontraktionen und Ausdehnungen in den Signaturen abgehoben hatten, brachten Wolff zu der Schlussfolgerung, dass die Elemente des Bewegungsmusters in einem harmonischen Beziehungsgefüge aufgingen. Zugleich schien diese Harmonie nicht nur die Relationen innerhalb eines Bewegungsmusters zu betreffen, sondern auch für verschiedene Bewegungsabfolgen einer Person zu gelten. Dass graphische Bewegungen überhaupt als Ausdruck einer psychischen Innerlichkeit wie ›Persönlichkeit‹ angesehen werden könnten, schien aufgrund ihres Resonanzverhältnisses plausibel: »if graphic movements reflect personality, as is suggested by their changes in elations and depressions, the configuration of movement patterns seems to reflect the configuration of personality.«¹³⁸ Die Ergebnisse seiner Untersuchungen wollte Wolff somit als ersten Schritt in Richtung eines experimentellen Belegs verstanden wissen, dass ›Persönlichkeit‹ unter den Prinzipien von Konfiguration und Organisation, und damit der Gestalt, operierte. Er knüpfte damit an ein bereits von Kurt Koffka identifiziertes Forschungsdesiderat an, das dieser jedoch noch nicht hatte befriedigend beantworten können.¹³⁹ Das im Inneren wirkende Organisationsprinzip sollte unabhängig der Merkmalsbereiche der Person greifen, die wiederum die Ausdrucksbewegungen steuerten: »Whatever the personality trends are which determine expressive movement, they seem to become configured just as spread iron filings are configured by a magnet. The configuration of trends is like the grouping of elements into a figure, like a combination of letters into a word, and may be considered the formula of personality.«¹⁴⁰ Das grundlegende Konfigurationsmuster blieb auch unabhängig von Lernerfahrungen oder Umwelteinwirkungen bestehen; darüber hinaus sollte die

¹³⁸ Siehe ebenda, 93.

¹³⁹ Dieser hatte sich 1943 in *Principles of Gestalt Psychology* zu ›Persönlichkeit‹ als Forschungsthema geäußert. Neben der Einschätzung, dass es sich um einen notwendigen Gegenstandsbereich handelte, der zugleich eines der größten Probleme der Psychologie markierte, war Koffka zu dem vorsichtigen Postulat gelangt, dass physiognomische Forschungsbefunde die Annahme, ›Persönlichkeit‹ als Gestalt zu sehen, stützen würden. Die Frage, um was für eine Art von Gestalt es sich handelte, erschien ihm mit Blick auf den Theorie- und Forschungsstand nur schwer beantwortbar. Siehe Kurt Koffka, *Principles of Gestalt Psychology*, New York 1943, 677–679.

¹⁴⁰ Siehe Wolff, *Diagrams*, 96.

Integration von Teilaspekten im Sinne der Gestaltprinzipien funktionieren.¹⁴¹ ›Persönlichkeit‹ erschien aus Wolffs Perspektive als organisiertes Muster, deren Fliehkräfte durch eine innere Regel, ein ihr zugrundeliegendes Formular strukturiert wurden: »Just as the physical body is organized by symmetry, co-ordination of movements, and interrelationship of functions, so personality seems to be determined by forces causing symmetry, co-ordination, and interrelation of trends. The principle of balance in our body seems to correspond to the principle of balance in personality. The law of stability can be considered the basic law of personality; it is that principle which in expressive movement holds together the parts of a gestalt and which causes the inner principle of a gestalt (proportion and configuration) to remain stable even if conditions change its outer appearance.«¹⁴² Bei der Konstruktion seiner Argumentation operierte Wolff mit aufeinanderfolgenden Inferenzketten, die im Modus der Konjunktion angelegt waren. Analogien, Vergleiche und Metaphern dienten ihm bei der Erklärung und theoretischen Einordnung seiner Beobachtungen als zentrale rhetorische Hilfsmittel.

Die durchgeführten Untersuchungen und Experimente bestärkten Wolff in der Einschätzung, dass es sich bei graphischen Bewegungen um fundamentale Ausdrucksformen des Organismus handeln musste. Auch besondere Zustände und Einflüsse, die er an Fallbeispielen von epileptischen Anfällen, akuten psychischen Erkrankungen oder katastrophalen Erfahrungen untersuchte, zerstörten seinen Beobachtungen zufolge nicht das einem Menschen eigene Bewegungsformular, sondern modifizierten es nur auf charakteristische Weise.¹⁴³ Als »diagrams of the unconscious« ließen die geometrisch erschlossenen Schriftstücke damit etwas sichtbar werden, was als das Ureigenste einer Person angesehen werden konnte – ihre Identität, die beispielsweise bei Unterschriftenfälschungen kaschiert werden sollte,¹⁴⁴ vor allem aber das Muster der ›Persönlichkeit‹ mit samt ihrer Besonderheiten.

Nachdem Wolff die verschiedenen Formprinzipien der Schriftproben untersucht hatte, stand im zweiten Teil der Monographie die Analyse ihres Ausdrucks und ihrer Bedeutung im Zentrum. Nicht die geometrische Bestimmung von Proportionen oder Relationen im Schriftgefüge bildete hier die Technik der Wahl, sondern ein experimenteller Zugang, der auf die Einschätzungen von Versuchspersonen setzte. Dabei galt es, der Expressivität des graphischen Materials in einer Reihe verschiedener Konstellationen auf die Spur zu kommen. Für diese Zwecke bedurfte es wiederum der Herstellung von Stimuli, die den Versuchspersonen vorgelegt werden konnten. Dazu ließen sich einerseits Handschriftproben nutzen, die unter verschiedenen Instruktionen zunächst von einer Gruppe von Probanden angefertigt und im Anschluss zur Beurteilung vorgelegt

¹⁴¹ Siehe ebenda.

¹⁴² Siehe ebenda, 97.

¹⁴³ Siehe ebenda, 131.

¹⁴⁴ Siehe ebenda, 145.

wurden. Andererseits bot es sich an, auch die aus den Archivalien stammenden Autographen in ihrer reproduzierten Form für die Studien zu verwenden. Zum Beispiel hatte Wolff in einem Experiment Studierende gebeten, das mehrsilbige Wort »United States of America« aufzuschreiben.¹⁴⁵ Dabei sollte die Handschrift einmal dem persönlichen Muster folgen, einmal den Stil gedruckter Großbuchstaben nachempfinden und zuletzt bewusst verschleiert werden. Der zweite Teil dieses Experiments folgte den Prinzipien des Zuordnungsversuchs. Aus neun Schriftproben mussten die Testpersonen jene identifizieren, die wohlmöglich von der Hand eines Autors stammten, darüber hinaus sollte eine Entscheidung getroffen werden, welche die eigentliche und welche die veränderte Handschrift sein könnte. In einem weiteren Experiment waren die Buchstaben »g« und »f« jeweils so auf Papier aufzutragen, dass sie von einer aggressiven, unterwürfigen oder instabilen Person stammen konnten.¹⁴⁶ Eine Gruppe von Juroren sollte im Anschluss wiederum eine personenbezogene Zuordnung der Schriftproben vornehmen und dabei ebenfalls angeben, um welchen psychischen Zustand es sich gehandelt haben könnte. Da die Mehrzahl der Testpersonen die Aufgaben erfolgreich bewerkstelligten, schlussfolgerte Wolff abermals, dass graphische Bewegungen unabhängig von ihrer jeweiligen Form durch ein individuelles und einheitliches Muster gekennzeichnet wären, dass identifiziert werden konnte. Zudem deutete das Ergebnis auf allgemein akzeptierte Konventionen hin, wie sich psychische Zustände graphisch ausdrücken würden. Eingebettet in die Zuordnungsexperimente, die Wolff bereits in den frühen 1930er Jahren in Berlin durchgeführt hatte, schienen die Studien deutlich zu machen, dass der graphische Ausdruck nicht nur von Einzelmerkmalen der ›Persönlichkeit‹ strukturiert wurde. Nach Wolffs Einschätzung war es vielmehr die »unity of personality«, die diesen Ausdruck durchdrang und seinen Gehalt gestaltete.¹⁴⁷

Die Experimentalmethode stieß jedoch an ihre Grenzen, sobald es um die Erschließung von ›Persönlichkeit‹ in ihrer individuellen Organisation ging. Um dieser gerecht zu werden, wählte Wolff ein methodisches Vorgehen, das an der hermeneutischen Analyse des Einzelfalls ansetzte. In der Tradition graphologischer Praktiken aus Kontinentaleuropa rückte Wolff dazu zunächst die verschiedenen Elemente des von einer Person hervorgebrachten graphischen Materials in den Mittelpunkt. Über ihre genaue Betrachtung sollten dabei Tendenzen aufgefunden gemacht werden, die auf charakteristische Weise hervorstachen und den Eindruck prägten. Zuletzt wäre dann ihr gemeinsames Zentrum über die Betrachtung der verschiedenen Ausdruckswerte auszumachen, das zugleich die

¹⁴⁵ Aus den Berichten geht nicht hervor, ob die Schriftproben nochmals fototechnisch reproduziert wurden, bevor sie im Rahmen der Zuordnungsversuche wieder einer Gruppe von Beurteilerinnen und Beurteilern vorgelegt wurden. Siehe ebenda, 178–179.

¹⁴⁶ Siehe ebenda, 180–181.

¹⁴⁷ Siehe ebenda, 190.

»axis of personality« des Falls bestimmte.¹⁴⁸ War die »axis of personality« hinreichend klar bestimmt, ließen sich für die untersuchte Person charakteristische Reaktionsweisen ableiten und auch für die Vorhersage nutzen. Um sich der ›Persönlichkeit‹ im Einzelfall anzunähern, bedurfte es somit eines konstruktiven und rekonstruktiven Vorgehens, bei dem der Umgang mit Leerstellen ein konstitutives Element bildete. Die sukzessive Erschließung erinnerte Wolff an die Arbeit von Berufsgruppen, die über die geschickte Kombination von Spuren und Indizien zu einem Gesamteindruck kommen mussten.¹⁴⁹ Die Analyse konnte sich jedoch nicht allein auf das konkrete graphische Material beschränken, sondern war mit der Lebensgeschichte der Person in Verbindung zu bringen. Im Verlauf oszillierte der diagnostische Prozess somit zwischen verschiedenen Perspektiven und Praktiken: Zunächst auf die partikularen graphischen Elemente einer Schreibspur fokussiert, wurde der Blick im weiteren Verlauf auf das Formgefüge in seiner Gesamtheit erweitert, um von der zentralen Tendenz in den Oberflächenmerkmalen zu der psychologischen Tiefendimension vorzudringen. Minutiöse Analyse und intuitives Gespür gingen bei der Betrachtung des Materials Hand in Hand. Zudem mussten die gewonnenen Beobachtungen für die diagnostischen Schlussfolgerungen an graphologische Wissensbestände rückgebunden werden, die Wolff nicht nur aus seinen eigenen Untersuchungen, sondern insbesondere aus dem kontinentaleuropäischen Diskurs destilliert hatte. Praktikerinnen und Praktiker waren dazu aufgerufen, ihr diagnostisches Vermögen über entsprechende Lektüre und die genaue Blickschulung zu entwickeln. Gerade die Fähigkeit, das Leitmotiv der ›Persönlichkeit‹ zu erschließen, hielt Wolff für etwas, das trainiert werden konnte. Um den Erfordernissen der diagnostischen Praxis gerecht zu werden, hatte Wolff auf der Basis seiner Untersuchungen auch einen Orientierungsrahmen entwickelt, der für die Einzelfalldiagnostik zurate gezogen werden konnte. Zum Beispiel sollte ein eigens konzipiertes *Recording Blank*, das im Buch abgedruckt war, eine schnelle Charakterisierung der wichtigsten graphischen Indikatoren ermöglichen. Geordnet nach sieben Kategorien, zu denen beispielsweise die Textur der Striche oder die Musterbildung gehörten, hatte Wolff in tabellarischer Form auch die zentralen Charakteristika der graphischen Bewegungsspuren zusammengetragen, um ihnen dann in Abhängigkeit ihrer Gestaltung eine Reihe von Ausdruckswerten zuzuweisen.¹⁵⁰ Der Tabelle nach zu urteilen konnte die Bewegungsrichtung der Schriftspur beispielsweise für eine ganze Reihe verschiedener expressiver Werte stehen.¹⁵¹ Der

¹⁴⁸ Siehe ebenda, 244, 251.

¹⁴⁹ Siehe ebenda, 251: »This technique of reconstruction corresponds to that of a criminologist, who collects data, searches for leading traces, and reconstructs the case; and to that of an archeologist, who restores missing pieces to rebuild an ancient monument.«

¹⁵⁰ Siehe ebenda, 318–321.

¹⁵¹ Verläufe von oben nach unten ordnete Wolff Merkmale aus dem Spektrum von »inversion«, »anxiety«, »self-involvement« oder »masochism« zu, während eine entgegenge-

diagnostische Zugang zur ›Persönlichkeit‹ des Einzelfalls, der in *Diagrams of the Unconscious* entwickelt wurde, bewegte sich damit vor einem normativen Horizont, in den unterschiedliche Wissensbestände eingingen. Anders als es die statische Anordnung in der tabellarischen Darstellung suggerierte, wollte Wolff die synthetische Zusammenschau seiner Beobachtungen jedoch nicht als diagnostisches Rezeptwissen sondern als Orientierungshilfe über mögliche Konnotationen, verstanden wissen.¹⁵² Die tabellarische Darstellung sollte damit keine Bedeutung festschreiben, sondern allein auf einen grundlegenden Ausdruckswert hinweisen, der in Abhängigkeit der verschiedenen Konfigurationen Veränderungen unterläge und deshalb mit Blick auf das Ganze zu bestimmen wäre.

In der Zusammenschau erschien *Diagrams of the Unconscious* als eklektisches Unterfangen, das im Verlauf seiner Darstellung zwischen verschiedenen epistemischen Praktiken wechselte. Vor allem erwies sich die Verzahnung des empirischen Forschungsprogramms mit den gewählten explanatorischen Strategien und Zuschreibungen als Herausforderung, die Wolff für die Konturierung seines Wissensobjekts bemüht hatte. Mit dem Postulat, dass der Ausdrucksgehalt graphischer Bewegungen nicht nur zwischen Personen variierte, sondern auch innerhalb eines Individuums im Verlauf unterschiedliche Ausprägungen annahm, hatte Wolff dem Material eine dynamische Qualität zugesprochen, die der Fixierung mittels eines formal definierten Experimentalaufbaus, aber auch der genauen Analyse auf Basis einzeln konservierter Schriftproben, zuwiderlief. Weil es sich nicht um ein konstantes oder stabiles Merkmal handelte, mussten die Schlüsse über den expressiven Gehalt, die aus dem Material gezogen werden konnten, letztlich vage bleiben. Auch war nicht notwendigerweise davon auszugehen, dass der expressive Wert eines körperbasierten Mediums mit der »total personality« konvergierte.¹⁵³ Als fluide Qualität, die unterschiedliche Ausprägungen im Material annehmen konnte, berührte der Ausdruck damit die Grenze des eindeutig Bestimmbaren und war immer im Entzug begriffen. Brüche, Differenzen und Spannungen, die sich mit Blick auf den expressiven Gehalt abzeichneten, markierten für Wolff jedoch keinen Fehler im Versuchsaufbau oder eine unsachgemäße Ausführung der Analyse, sondern spiegelten lediglich die Komplexität des Wissensobjekts. Bis zu einem gewissen Grad musste die Fassung von ›Persönlichkeit‹ nach den Regeln der empirischen Wissenschaft damit in der Latenz verbleiben. Dies galt auch für etwaige Vorhersagen. Entgegen möglicher Kontroll- und Steuerungsfantasien, die in den 1940er Jahren im wissenschaftlichen Diskurs um ›Persönlichkeit‹ von anderer Seite artikuliert wurden, untermauerte Wolff in seiner Betrachtung, dass eine exakte Prädiktion niemals möglich wäre.

setzte Linienführung mit »extraversion«, »domination«, »aggression« oder auch »curiosity« übereinkommen sollte. Siehe ebenda, 319.

¹⁵² Siehe ebenda, 318.

¹⁵³ Siehe ebenda, 249.

2.3.2 Rezeption in der Medienöffentlichkeit und im Fachdiskurs

Im Mai 1948, wenige Wochen, bevor *Diagrams of the Unconscious* die Druckerei von Grune and Stratton verlassen sollte, erschien im amerikanischen Wochenmagazin *Collier's* unter dem Titel »Doodles International« ein mehrere Seiten umfassender Artikel des Journalisten O. Henry Brandon.¹⁵⁴ In der schmalen Textleiste, die den Blick auf vier schwarz-weiße Porträtaufnahmen von ranghohen Diplomaten lenkte, stellte Brandon die Frage, was sich wohl hinter der »stern mask« von Andrei Andreevich Gromyko, seinerzeit Russlands Hauptgesandter bei den Vereinten Nationen und ebenfalls mit einem Bild vertreten, verbergen würde, wenn dieser ausdruckslos am Tisch des Security Council säße: »Does the Russian representative feel like a superman, a diplomat or a human being?«¹⁵⁵ Gromyko hätte alle Wissbegierde über seine ›Persönlichkeit‹ und sein Privatleben abgewehrt. »Shunning, as he does, interviews, personal contacts, social life and, I am sure, psychoanalysts, it would seem difficult to penetrate his subconscious«, schlussfolgerte der Journalist.¹⁵⁶ Hinweise für die Deutung seiner ›Persönlichkeit‹, so stellte Brandon erleichtert fest, lieferten aber die Striche auf dessen Notizblock. Brandon berichtete im Folgenden davon, im Laufe der Jahre mit Hilfe verschiedener Delegierter, Sekretäre, Berater und sogar dem Reinigungspersonal eine ganze Sammlung von Kritzeleien – »a strange collection of pencil scratchings and drawings« – ranghoher Diplomaten auf internationalen Konferenzen zusammengetragen zu haben.¹⁵⁷ Dies markierte den Auftritt von Wolff in dem Artikel, der, eingeführt als Professor für Psychologie und »specialist in experiment on personality«, die von Gromyko und anderen Diplomaten zu Papier gebrachten Diagramme des Unbewussten analysieren sollte.¹⁵⁸ Begeistert von Wolffs diagnostischen Einschätzungen, die sich allein auf die Schriftproben ohne Kenntnis ihrer Urheber gestützt hatten, hob Brandon ihre Passgenauigkeit mit seinen persönlichen Eindrücken hervor, die er im Kontakt mit den betreffenden Personen in seiner Rolle als politischer Journalist gesammelt hatte. In dem Artikel erschienen jedoch nicht nur graphische Spuren in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen als psychologisch hochsymptomatisches Material, das sich mit entsprechender Expertise entschlüsseln ließ. Auch ihre Nichtexistenz, die Abwesenheit von Kritzeleien und skizzenhaften Darstellungen, wurde aus dieser Warte ebenso zu einem bedeutsamen Zeichen von ›Persönlichkeit‹: »Basically, it seems to be a fear of unconscious self-revelation. This fear may be expressed in a very strong intellectual self-control and restraint of emotions,

¹⁵⁴ Siehe O. Henry Brandon, »Doodles International«, in: *Collier's*, May 22 (1948), 22–23, 63.

¹⁵⁵ Siehe ebenda, 22.

¹⁵⁶ Siehe ebenda.

¹⁵⁷ Siehe ebenda.

¹⁵⁸ Siehe ebenda.

in a distrust of people, in a suppression of all daydreaming, or in a turning away from one's self and one's problems. Only an analysis of a particular case could show which of the motives are decisive«, wurde Wolff zitiert.¹⁵⁹

Mit dem Artikel, auf den in den nächsten Jahren noch weitere in verschiedenen Magazinen und der Tagespresse folgen sollten, hatte sich Wolffs Wunsch nach einer öffentlichkeitswirksamen Präsentation seines neuen Buches doch noch verwirklicht.¹⁶⁰ Populäre Vorstellungen über die Lesbarkeit des Menschen im Medium von Schrift, Zeichnung und Kritzelei wurden mit der Figur des Wissenschaftlers Wolff dabei als Teil einer akademisch institutionalisierten Forschung und Praxis gerahmt und erhielten auf diese Weise das Siegel legitimen Wissens. Während die medialen Berichterstattungen von der nun durch Untersuchungen und Experimente fundierten Tatsache sprachen, dass psychische Dispositionen auf vielfältige, sinnlich erfahrbare Weise ›nach außen‹ treten würden, verlief die Rezeption von Wolffs Folgestudie innerhalb des nordamerikanischen Wissenschaftsdiskurses weitaus ambivalenter und aus einer größeren Distanz heraus.¹⁶¹ Hatte sich zu *The Expression of Personality* noch eine Reihe namhafter Forscherinnen und Forscher geäußert, verlagerten sich die Rezensionen zu Wolffs zweiter Monographie auf Stimmen, die im Fachdiskurs weniger profiliert

¹⁵⁹ Siehe ebenda, 63.

¹⁶⁰ Siehe zum Beispiel N. N., »What do these Doodles Mean?«, in: *Look* October 23 (1951), S. unbekannt (aus AHAP, Wolff Papers, Box M4844, Folder 5 sowie Box OS186). Wolff war in dem Artikel aufgefordert worden, die Kritzeleien mehrerer Schauspielerinnen und Schauspieler des Lux Radio Theatre psychologisch zu deuten. Siehe ebenso B. G. Seymour, »Now! Doctors Examine Your Handwriting«, in: *This Week Magazine, Los Angeles Times*, November 16 (1952), 18, 32–33, 34. Dieser Artikel hob darauf ab, dass sich führende Mediziner und Psychologen nun einig darin wären, dass es sich bei der Handschrift um ein hoch bedeutsames Medium handelte, um auf die körperliche und psychische Verfassung schließen. Wolff wurde als »leading psychologist« beschrieben und seine Deutung von Schriftstücken vorgestellt. Der Artikel schloss mit Worten, die sich direkt an die Leserinnen und Leser wendeten: »Such tell-tale signs, viewed through the lens of graphology, add up to a portrait of you – one you unconsciously draw every time you put pen to paper.« Siehe ebenda, 34.

¹⁶¹ Siehe N. N., »Wolff, Werner. Diagrams of the Unconscious – Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 13 (1949), 148; Gerald R. Pascal, »Diagrams of the Unconscious. By Werner Wolff. New York: Grune and Stratton, 1948.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 44 (1949), 428–429; Frank Victor, »Wolff, W. Diagrams of the Unconscious. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Journal of Social Psychology* 30 (1949), 315–324; Fred Y. Billingslea, »Wolff, Werner. Diagrams of the Unconscious. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Psychological Bulletin* 47 (1950), 91–93; H. Meltzer, »Werner Wolff. Diagrams of the Unconscious, Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis. New York: Grune and Stratton, 1948«, in: *Journal of Educational Psychology* 42 (1951), 445–447; Wladimir Eliasberg, »Diagrams of the Unconscious: Handwriting and Personality in Measurement, Experiment, and Analysis. By Werner Wolff. Grune & Stratton, New York, N. Y., 1948.«, in: *Journal of Criminal Law and Criminology* 41 (1951), 809; Paul Bergman, »Diagrams of the Unconscious. By Werner Wolff. New York, Grune & Stratton, Inc., 1948.«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 15 (1951), 28–29.

waren. Die Kritik setzte auch hier vor allem an den experimentellen Prozeduren und statistischen Techniken an.¹⁶² In diesem Zug wurde Wolff auch gegen sich selbst in Position gebracht: So monierte ein Kritiker beispielsweise, dass er mit seinem Vorgehen und den präsentierten Deutungen selbst nicht eingelöst hätte, was er mit Blick auf die Abgrenzung zu spekulativen Theorien oder auch inadäquaten Experimenten eingefordert hatte.¹⁶³ Ein anderer Kritiker warf Wolff vor, dass er auf der Notwendigkeit einer ganzheitlichen Analyse beharrt, dann aber selbst zu tabellarischen Übersichtsdarstellungen gegriffen hätte, um den Zusammenhang von graphischen Mustern und ihren Ausdruckscharakteristika anschaulich zu machen.¹⁶⁴ Damit erschien Wolffs Anspruch einer an Gestaltkonfigurationen ausgerichteten dynamischen Praxis, die sich von antiquierten graphologischen Ansätzen mit einem festen Zeichensystem absetzte, hinfällig. Allerdings wurde die Darstellungsform noch aus einem anderen Grund als problematisch angesehen: Mit Verweis auf den Verlag, der bei der Vermarktung explizit auf die Anleitungen, Fallbeispiele und Auswertungsbögen hingewiesen hatte, wurde mit scharfem Ton moniert, dass das Buch in seiner Anlage auch als »cookbook graphology« benutzt werden könnte – entgegen der Intention des Verfassers.¹⁶⁵ Da gerade Bücher aus dem Ratgebersegment mit praktischen Diagnosehilfen aufwarteten, um Schriftstücke psychologisch zu deuten, war damit ein Punkt aufgerufen, der *Diagrams of the Unconscious* unfreiwillig in die Nähe populärer Publikationen ohne wissenschaftliches Fundament brachte. Kritisch wurde auch bemerkt, dass die Ausführungen keiner stringenten Logik folgten und die Schlussfolgerungen aufgrund des fehlerhaften Umgangs mit dem Material ungenau blieben.¹⁶⁶ Wolff hatte in dem Buch zwar detailliert über einzelne Analyseschritte und Studien berichtet, war dabei aber an verschiedenen Stellen immer wieder zu seinen Kernbeobachtungen zurückgekehrt, sodass es einen stringenten, klar strukturierten Aufbau vermissen ließ. Die weitreichenden Analogiebildungen und die metaphorische Sprache, die in ihrer Zusammenschau die Gestalthaftigkeit von ›Persönlichkeit‹ plausibilisieren sollten, mochten ebenfalls zu diesem Lektüreeindruck beigetragen haben. Daneben bestand Zweifel an der klinischen Validierung der Fallbeispiele, deren epistemischer Wert ohnehin im Feld kritisch diskutiert wurde und bei denen Wolff biographische Informationen an die Schriftbildanalyse berühmter Einzelfälle rückgekoppelt hatte.¹⁶⁷ Die kritische Auseinandersetzung mit der Anatomie von Wolffs Experimentalaufbau, seinen Prozeduren und Techniken, aber auch den vorgenommenen Schlussfolgerungen und Analogiebildungen, zog letztlich den gesamten Evidenzanspruch

¹⁶² Siehe zum Beispiel Billingslea, Wolff, 91.

¹⁶³ Siehe N. N., Wolff, 148 und Billingslea, Wolff, 92.

¹⁶⁴ Siehe Meltzer, Werner Wolff, 446.

¹⁶⁵ Siehe N. N., Wolff, 148.

¹⁶⁶ Zum Beispiel ebenda, 148 und Billingslea, Wolff, 93.

¹⁶⁷ Siehe Meltzer, Werner Wolff, 445.

des Projekts in Zweifel. H. Meltzer vom Psychological Service Center in St. Louis, Missouri hatte in seiner Rezension im *Journal of Educational Psychology* zunächst hervorgehoben, dass das Buch durchaus Eindruck machte: »The volume as a whole is impressive appearing and has the surface earmarks of a thoroughgoing and scholarly comprehensive work. Evaluative considerations, analysis of hypotheses, plentiful illustrations, lists of specimens of handwriting, attempted correlation with biographical material, graphs, drawings, tables, an extensive bibliography and index are all included.«¹⁶⁸ Ausgehend von diesem Oberflächen-eindruck hob Meltzer dann aber zu einer detaillierten Kritik des Inhaltes ab, in deren Folge die Ergebnisse nicht den Status von Fakten erhielten, sondern im Fiktiven und Subjektiven verortet wurden. Die identifizierten Mängel kodierte Meltzer sogleich als Herausforderungen für die zukünftige Forschung um: »The fact that some of the conclusions the author arrives at are best classified as based on subjective judgment rather than real clinical validation does not disprove the value of the contribution. The least one can say is that the volume does have in it materials that are subject to interesting discussion and suggestive of experimental procedure for further investigation of some of the problems raised, even though they do not represent a series of conclusions concerning handwriting in personality measurement that represent validated insights for personality understanding.«¹⁶⁹ Zweifel an der Wissenschaftlichkeit von Wolffs Projekt wurden aber nicht von allen Rezensenten geteilt.¹⁷⁰ Frank Victor, der unter dem Namen Franz Viktor Grünfeld in Berlin aufgewachsen war und sich als Industrieller nach der Immigration in die USA privat wie professionell für die Graphologie begeistert hatte, hob im *Journal of Social Psychology* wiederum hervor: »One need not to be a lover of logic to follow the author willingly through the description of his experiments to the application of his results. His statistical material is so comprehensively organized that one can get a clear picture of what graphology really means and is capable of doing, even without being a graphologist or psychologist.«¹⁷¹ Zuspruch bekam Wolff auch von dem Psychologen Gerald P. Pascal, der sich als einer der wenigen seines Faches in den 1940er Jahren mit der psychologischen Bedeutung der Handschrift in Experimenten beschäftigt hatte, die an der Harvard University durchgeführt worden waren. Pascal würdigte den wissenschaftlichen Anspruch von Wolffs Vorgehen: »He has marshaled a tremendous amount of factual data, a great deal of it the result of his own experimentation, to give his hypotheses a solid basis. He has presented *testable* hypotheses about the diagnostic validity of handwriting which, insofar as I know, has never before been done in a book about handwriting.«¹⁷² Die vorgenommenen Vermessungen

¹⁶⁸ Siehe ebenda, 446.

¹⁶⁹ Siehe ebenda, 447.

¹⁷⁰ Siehe zum Beispiel Bergman, Diagrams, 28–29.

¹⁷¹ Siehe Victor, Wolff, 320.

¹⁷² Siehe Pascal, Diagrams, 428. Hervorhebung im Original. Zu den Experimenten Ge-

des graphischen Materials schienen aber auch aus Pascals Perspektive noch nicht den Status von Indikatoren erreicht zu haben, die sich für die Diagnostik nutzen ließen und dabei wissenschaftlichen Gütekriterien gerecht wurden.

2.4 Fazit

Als typisches Produkt der Weimarer Zeit, getragen von einer Ambivalenz zwischen moderner Experimentalkultur und Ganzheitsstreben, entwickelte Wolff in den frühen 1930er Jahren die Konturen eines Forschungsprogramms, das sich quer zu den dominierenden theoretischen Schulen und methodisch-methodologischen Positionen stellte. Der sichtbare Körper bildete dabei die Oberfläche, von der im Rückgriff auf hybride epistemische Praktiken bis in die Tiefenstruktur der ›Persönlichkeit‹ vorgedrungen werden sollte. Mit dieser Fokussierung hatte sich Wolff einem Gebiet zugewendet, das gerade zur Zeit seiner akademischen Ausbildung allmählich stärker in den Blick der psychologischen Wissenschaften gewandert und im deutschsprachigen Kontext vor allem charakterologisch-physiognomisch behandelt worden war. Wolff schloss mit seinen am Visuellen ansetzenden Praktiken harmonisch an diese Perspektive an, die als Indizienparadigma bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts seine Form gefunden und für verschiedene Zweige der kontinentaleuropäischen Humanwissenschaften große Bedeutung erlangt hatte.¹⁷³ Dabei stützte er sich auf verschiedene mediale Strategien und Techniken, die es erlaubten, den Körper so zu formatieren, dass dieser auch als Abwesender *in situ* untersucht und experimentell erschlossen werden konnte. Das Programm, das ab der Mitte der 1930er Jahre als Experimentelle Tiefenpsychologie firmierte, betrat auf der Ebene der Konzeptualisierung Neuland, weil Wolff hierbei eine Lesart von ›Persönlichkeit‹ entwickelte, die unmittelbar an dem Forschungsdesiderat einer praktisch ausgerichteten Gestaltpsychologie ansetzte, mit ihrer Betonung unbewusster und latenter Bedeutungsebenen aber zugleich Brücken zur Schule der Psychoanalyse schlagen sollte. Geprägt von dem spezifischen Zeitgeist und dem speziellen Ort seiner akademischen Sozialisierung hatte Wolff damit einen Ansatz auf den Weg gebracht, der schon in Berlin methodische und theoretische Grenzlinien innerhalb der psychologischen Wissenschaften überkreuzte, um auf diese Weise einen neuen epistemischen Möglichkeitsraum zu eröffnen.

Gerade auch vor diesem Hintergrund sollte sich seine Anbindung an die akademische Kultur der Vereinigten Staaten nach der erzwungenen Emigration

rald R. Pascals siehe ders., »Handwriting Pressure. Its Measurement and Significance«, in: *Journal of Personality* 11 (1943), 235–254 sowie »The Analysis of Handwriting«, in: *Journal of Personality* 12 (1943), 123–144.

¹⁷³ Die Wurzeln dieses Paradigmas reichen jedoch wesentlich weiter zurück. Siehe dazu Carlo Ginzburg, *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Aus dem Italienischen von Gisela Bonz und Karl F. Hauber*, Berlin 1993.

als Herausforderung erweisen: Im Frühling 1940 – der Zeit, in der Wolff versuchte, über verschiedene Gastaufenthalte an Bildungseinrichtungen im Großraum New York akademisch Anschluss zu finden, wurde Allport vom National Refugee Service angefragt, ob er eine Einschätzung bezüglich Wolffs Aussicht auf Integration in die amerikanische Universitätslandschaft abgeben könnte. Mit Blick auf Wolffs kulturelle Sozialisation und seinen wissenschaftlichen Ansatz hatte sich Allport dabei offen pessimistisch geäußert: »Unless we can find an unusually broad-minded Department of Psychology (or Anthropology) that wants to accommodate a brilliant but eccentric mind, I fear the chances for Dr. Wolff in American colleges and universities are not good. Although he is anxious to adapt and very eager to become a teacher in the American sense, I feel that his European background has become firmly set and that he will have difficulty in adjusting to American methods. Unfortunately, we are finding that the saturation point has been reached for foreign psychologists.«¹⁷⁴ Neben arbeitsmarktbezogenen Aspekten, die Allport anführte, war es insbesondere die kulturelle Differenz, die den institutionellen Rahmen der US-amerikanischen Psychologie zu überfordern schien. Trotz dieser verhaltenen Prognose gelang es Wolff drei Jahre später, sich akademisch einen festen Platz zu verschaffen. Als Liberal Arts-College mit breiter humanistischer Ausrichtung erwies sich Bard als intellektuell offener Ort ohne enge disziplinäre Grenzen, an dem Wolff in der Rolle des Professors sein multimedial verfasstes Forschungsprogramm wieder aufnehmen konnte. Dabei lieferte er mit seiner eklektischen Kombination, die an populären Gewissheiten, aber auch fachspezifischen Konjunkturen anzusetzen vermochte, einen interessanten Stoff für die psychologisch sensibilisierte nordamerikanische Gesellschaft – für das breite Publikum, aber auch das akademische Feld. Als Monographie gebündelt, schien Wolffs Ansatz auch deshalb zu faszinieren, weil hier ein alteuropäisches Forschungsprogramm eine neue Formatierung anstrebte, die zumindest an der Oberfläche hinreichend Andockstellen für Experimentalisierung und Operationalisierung bot. Trotz der durchaus wohlwollenden und interessierten Rezeption, die zugleich Kritik an methodisch-methodologischen Aspekten seiner Herangehensweise geäußert hatte, vermochte *The Expression of Personality* nicht, im Nachgang seiner Drucklegung weitergehende Forschungsimpulse zu initiieren. Auch der unmittelbare praktische und theoretische Ertrag erwies sich innerhalb der psychologischen Wissenschaften als gering, zumal es Wolff nicht möglich war, an seiner Wirkungsstätte akademischen Nachwuchs auszubilden, der seinen Ansatz mit eigenem Forschungsprofil weitergeführt hätte. Fünf Jahre später widerfuhr *Diagrams of the Unconscious* in nochmaliger Zuspitzung ein ähnliches Schicksal. Das ambitionierte Vorhaben, einer neuen, ganzheitlich ausgerichteten graphologischen Forschung und Praxis

¹⁷⁴ Siehe HUA, Allport Papers, HUG 4118.10, Box 9. Korrespondenz mit Dr. Ben O. Rubenstein, May 21, 1940.

den Weg zu ebnen, die an graphischen Erzeugnissen ansetzte, um aus ihnen die ›Persönlichkeit‹ in ihren Gestaltprinzipien und ihrem spezifischen Ausdruck herauszudestillieren, musste im nordamerikanischen Fachdiskurs weitgehend ins Leere laufen. Mit seiner geometrischen Herangehensweise, die zugleich Anleihen an der Experimentalpsychologie nahm, in einem weiteren Schritt dann aber zu dem Studium von Einzelfällen abhob und sich dabei explanatorischer Strategien bediente, die vor allem über Analogiebildungen und Metaphern funktionierten, hatte sich Wolff in eine Nische katapultiert, die sich als nicht mehr anschlussfähig erwies. Das Vorhaben, mit neuen Spielregeln einen epistemischen Raum zu eröffnen, der in seiner hybriden Form Analyse und Intuition jenseits eines streng ausgelegten logischen Schließens miteinander verbinden wollte, ging nicht auf.

Um die Diagnostik der ›Persönlichkeit‹ aus der Handschrift war es ohnehin schlecht bestellt: Während graphologische Techniken und Deutungsangebote zum Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nichts von ihrer öffentlichen Attraktivität eingebüßt hatten und weiterhin in der populären Presse wie auch im Ratgeber- und Lebenshilfesegment behandelt wurden, waren sie zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Diagrams of the Unconscious* weitgehend aus dem legitimen Spektrum psychologischen Wissens verwiesen worden.

Wolff brach 1957, im Alter von 53 Jahren, in einer New Yorker Hotellobby zusammen.¹⁷⁵ Das Programm einer multimedial verfassten Experimentellen Tiefenpsychologie, die auf die unbewusste Konfiguration und Gestaltwerdung der ›Persönlichkeit‹ abzielte, fand mit diesem plötzlichen Tod ihr Ende – auch vor dem Hintergrund einer steteren Engführung dessen, was als das ›Innen‹ und ›Außen‹ einer legitimen wissenschaftlichen Praxis in den psychologischen Wissenschaften gelten konnte.

¹⁷⁵ Den Kondolenzbüchern zufolge hat es sich dabei wohl um einen Herzstillstand gehandelt. Siehe N.N., »Werner Wolff, Educator, 53, dies«, in: *New York Times* May 19 (1957), 88 sowie BCA, Wolff Papers.

3 Der Körper als Medium des Psychischen

Im Spätsommer 1932 waren mehr als 600 Personen nach Upstate New York gekommen, um in Ithaca gemeinsam das vierzigste Jahrestreffen der American Psychological Association zu begehen.¹ Unter den Anwesenden, die vor allem aus den Vereinigten Staaten, zum Teil aus Kanada angereist waren, hatte sich auch Goodwin Watson vom Teachers College der Columbia University befunden. Watson war gerade erst von einer längeren Reise nach Europa zurückgekehrt, in deren Rahmen er ein Semester als Gastwissenschaftler an den Universitäten in Berlin und Wien verbracht hatte. Während seines Aufenthaltes hatte er mehrere akademische Institutionen in Deutschland und Österreich kennengelernt und sich ein Bild von der psychologischen Forschung in beiden Ländern machen können. Um seine Eindrücke abzusichern, hatte er zudem eine kleine Umfrage durchgeführt, bei der »führende jüngere Psychologen« aus fünfzehn Institutionen von ihm aufgefordert worden waren, eine Liste von Studien zu nominieren, die für sie von »herausragender Qualität und Bedeutung« gewesen wären.² Das Jahrestreffen des Verbands bot nun die Gelegenheit, dem nordamerikanischen Fachpublikum die Ergebnisse unter dem Titel »Recent Trends in German Psychology« vorzustellen.³ Watson hatte dabei verblüfft feststellen müssen, dass allein die Art der Umfrage auf Widerstand gestoßen war. Ein Kandidat hatte bereits von Anbeginn die Teilnahme abgelehnt – »because he could see in such a request only a typical American scheme to apportion scientific glory by counting votes.«⁴ Obgleich dank der Beharrlichkeit Watsons 140 Einreichungen zusammengekommen waren, hatten die deutschsprachigen Kollegen bereits Schwierigkeiten mit der Eingangsfrage, die vor allem auf experimentelle Studien und quantitative Resultate gezielt hatte. Zahlreiche der Befragten gaben an, dass sie entsprechende Veröffentlichungen nennen könnten, es sich dabei aber keinesfalls um Studien handelte, die sie für einflussreich oder bedeutsam hielten. Andere wiederum hatten die Einschränkung gar nicht be-

¹ Die American Psychological Association war 1892 auf das Bestreben von G. Stanley Hall ins Leben gerufen worden. Die erste Versammlung fand noch im selben Jahr an der University of Pennsylvania statt.

² Siehe Donald G. Paterson, »Proceedings of the Fortieth Annual Meeting of the American Psychological Association, Incorporated, Ithaca, New York, September 8, 9, 10, 1932«, in: *Psychological Bulletin* 29 (1932), 631. Übersetzung des Verfassers.

³ Die schriftliche Fassung wurde in ihrer erweiterten Form erst 1934 veröffentlicht. Siehe Goodwin Watson, »Psychology in Germany and Austria«, in: *Psychological Bulletin* 31 (1934), 755–776.

⁴ Siehe ebenda, 755–756.

rücksichtigt. Bei den Nominierungen bot sich für Watson ein heterogenes Bild, das seine importierte methodische Erwartungshaltung deutlich durchkreuzte. Vor allem hatte die anschließende Auszählung zwei Typen von Forschungskategorien zutage gefördert, mit denen das amerikanische Auditorium wahrscheinlich nicht gerechnet hatte: Die höchste Rate an Nominierungen war auf die Kategorie »Gestalt studies« gefallen, direkt gefolgt von Arbeiten aus dem Spektrum von »Characterology, Typology« – einem Bereich, der in der nordamerikanischen Psychologie mit Unbehagen begegnet wurde.⁵

Der Vortrag in Ithaca hatte Watson nur einen Rahmen von zehn Minuten geboten, um auf die verblüffenden Differenzen zwischen der deutschsprachigen und der nordamerikanischen Forschungskultur hinzuweisen. Er bildete sogleich den Impuls für einen ausführlicheren Bericht, den derselbe Autor zwei Jahre später für das *Psychological Bulletin* verfasste. Watson hatte darin auch die Vorträge analysiert, die von deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmern bei dem Internationalen Psychologiekongress in Kopenhagen im August 1932 gehalten worden waren. Während das Material keine Hinweise auf bedeutsame Unterschiede in den Themen zu erkennen gab, stellten sich hier abermals profunde Differenzen in der Herangehensweise und Methodik heraus: »theorizing, speculating, thinking, philosophizing, system-making, were almost three times as common among the German papers as among those from our country. Definite experiments, tests, and statistical studies had a similar predominance in the American work.«⁶ Zusammen mit den Ergebnissen der Umfrage schien sich ein charakteristisches Bild einer deutschsprachigen Psychologie abzubilden, das Watson anhand einer ganzen Liste von Unterscheidungsmerkmalen plastisch werden ließ. Davon betroffen war insbesondere auch das Wissensobjekt »Persönlichkeit: »German psychology assumed a greater unity in the individual personality than it is customary to assume in the United States. Hence handwriting and gestures were regarded as bound up with the personality in such a way that no kind of person except this one kind could make this particular sort of gesture or normal handwriting. Similarly various literary products, diaries, letters, even questionnaire answers, are not regarded as more or less detachable reactions to the particular stimulating situation, but are seen also as expressions of *the* personality concerned. [...] As a consequence of this point of view, the relation of personality to physique, to motor expression, and to intellectual productions of all sorts has been more investigated by German psychologists than by our own group.«⁷ Watson beließ es nicht bei dieser Charakterisierung. Angesichts der dramatischen politischen Umbrüche zu Beginn des Jahres 1933 in Deutschland hatte er, der selbst am Kongress der Deutschen Gesellschaft für

⁵ Siehe ebenda, 756.

⁶ Siehe ebenda, 764–765.

⁷ Siehe ebenda, 767. Hervorhebung im Original.

Psychologie im Oktober in Leipzig teilgenommen hatte, auch die vor Ort gehaltenen Vorträge auf ihren Inhalt untersucht. Dabei war ihm neben der Abwesenheit zahlreicher Experten, die als »Nichtarier« von ihren Positionen verdrängt worden waren, auch eine »politicalization« der Inhalte aufgefallen.⁸ Abgesehen von diesen Veränderungen, die erst den Beginn der Auswirkungen der NS-Ideologie auf die deutsche Psychologie markieren sollten, fühlte sich Watson in seiner zwei Jahre zuvor gewonnenen Einschätzung bestätigt: »German psychology is still more thoughtful, more qualitative, more subjective, more concerned with wholes, more insistent on understanding the particular case, more apt to make typological and characterological studies, more interested in achieving insight, more concerned with schools and systems.«⁹

Diese so nüchtern geschriebene Bestandsaufnahme ist für die historische Wissenschaftsforschung in gleich mehrerer Hinsicht aufschlussreich. Als Augenzeugenbericht verfasst, lässt sich die Veröffentlichung einerseits als Beispiel für den allmählichen Eingang politischer Ideologien in die Theorie, Praxis und Methodik eines aufstrebenden Forschungsfeldes lesen. Motiviert von einem ethnographisch anmutenden Interesse, bei dem die eigene Positionierung allerdings schon durch die Formatierung der Fragestellung und des Einspruchs der Beobachteten offenbar wurde, zeigte sich in Watsons Bemühen zugleich der Versuch, ein gemeinsam getragenes, euro-amerikanisches Forschungsfeld der »psychosciences«¹⁰ mitsamt seiner Differenzen zu kartieren. Seine Perspektive war doppelt kodiert, weil sie sich an der selbst gezogenen Grenze eines Innen und Außen abarbeitete. Die Bestandsaufnahme ist aber auch deshalb interessant, weil die identifizierten Besonderheiten letztlich mediale Differenzen markierten – ohne, dass Watson dies explizit benannt hätte. In den 1920er und 1930er Jahren – der Zeit, in der Werner Wolff seine ersten ausdrucksdiagnostischen Studien in Berlin durchführt hatte – erschien der menschliche Körper für viele deutschsprachige Forschende als zentraler Anknüpfungspunkt, um psychische Merkmale zu erschließen. Oft explizit, stellenweise indirekt, wurde dabei regelmäßig auf physiognomische Denkfiguren rekurriert, die ideengeschichtlich stellenweise bis in die Zeit vor der Antike zurückverfolgt werden können.¹¹ Der Körper entwickelte sich in dieser Folge zu einem zentralen Medium des Psychischen, das, eingebunden in eine heterogene humanwissenschaftliche Forschungspraxis, unsichtbare Innerlichkeiten sichtbar werden lassen sollte. Der Blick auf den Körper beschränkte sich dabei keineswegs auf das Gesicht, sondern ging weit darüber hinaus. Auch seine gesamte Tektonik und Form, genauso wie seine zeitlich ko-

⁸ Siehe ebenda, 768.

⁹ Siehe ebenda, 771. Zu den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Psychologie in Deutschland, siehe die einschlägige Veröffentlichung von Carl F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985.

¹⁰ Siehe Rose, *Inventing*, 2.

¹¹ Siehe dazu Schmölders, *Vorurteil*, vor allem das zweite Kapitel.

dierten Ausdrucksmodalitäten, die zum Beispiel in der Handschrift, der Stimme oder dem Gang manifest wurden, erschienen als vielversprechende Medien, die Zugang zu psychischen Dispositionen boten.¹² Obgleich derartige Zugänge in verschiedenen europäischen Ländern erprobt wurden, entwickelten sie vor allem in Deutschland, Österreich und der Schweiz eine besondere Relevanz und Produktivität. Auch einige interessierte Forscherinnen und Forscher jenseits des Atlantik knüpften in dieser Zeit an einen kulturell präsenten Topos an, der die Lesbarkeit des Körpers im Hinblick auf psychische Eigenschaften verkündete. Die Forscherinnen und Forscher, die in dieser Hinsicht aktiv waren, bemühten sich um die aktive Rezeption entsprechender Ansätze im angloamerikanischen Sprachraum und entwickelten korrespondierende Vorhaben, stellenweise setzten sie aber auch auf die kritische Abgrenzung zur kontinentaleuropäischen Forschungspraxis, die aus ihrer Sicht nicht mit den epistemologischen Prämissen der eigenen *scientific community* in Einklang zu bringen war. Der Körper bekam vor diesem Hintergrund nicht nur eine andere Rolle zugeschrieben – er verlor im Verlauf der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch weitgehend seinen legitimen Platz innerhalb der akademischen Psychodiagnostik.

Mit der Rekonstruktion dieser wechselvollen Geschichte liefert das vorliegende Kapitel eine umfassende Kontextualisierung zu Wolffs Experimenteller Tiefenpsychologie, die in dem vorangegangenen Kapitel untersucht wurde. Als Pendelbewegung angelegt, die zwischen verschiedenen Kontexten jenseits und diesseits des Atlantik schwingt, zeichnet das Kapitel dazu die Versuche nach, mit denen der menschliche Körper in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in die Psychodiagnostik eingebunden und für die Bestimmung von ›Charakter‹ respektive ›Persönlichkeit‹ lesbar gemacht werden sollte. Dabei stehen Fallbeispiele im Zentrum, die sich für die Geschichte der psychologischen Wissenschaften wegen ihrer Resonanz im Feld, insbesondere aber aufgrund ihrer medialen und epistemischen Praktiken als bedeutsam erweisen sollten. Aus systematischen und analytischen Gründen konzentriert sich die Analyse im Folgenden auf prominente Perspektiven, die jeweils einzelne Körpersegmente beziehungsweise Reaktionsweisen fokussieren. Obgleich in der Praxis mitunter verschiedene mediale Körper-Konstellationen für diagnostische Zwecke verkoppelt wurden, lassen sich durch die Betrachtung der einzelnen Zugriffsweisen ihre medialen Eigenarten, die damit verbundenen Herausforderungen der wissenschaftlichen Erschließung wie auch ihre epistemologischen Konsequenzen genauer erfassen. Wegen ihrer herausragenden Stellung steht dabei zunächst die Handschrift als

¹² Neben diesen prominenten Analyseeinheiten gehörten auch weitere Charakteristika dazu, die zum Teil ebenfalls Gegenstand der empirischen Erkundung waren, beispielsweise die Pantomimik, die Bewegung oder die Haltung des Körpers. Für einen Überblick, der zugleich auf die historischen Transformationen des Ausdrucksbegriffs eingeht, siehe Robert Kirchoff (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie. Ausdruckspsychologie. 5. Band*, Göttingen 1965.

Spur und Abdruck des Körpers im Zentrum. Darauf aufbauend, wendet sich das Kapitel dem Klang des Körpers zu, wobei hier Stimme und Sprechweise im Mittelpunkt stehen. Im Anschluss wird an der unmittelbaren Erscheinung des Körpers angesetzt, indem das Kapitel Mimik und Pantomimik sowie zuletzt die Körperform im Sinne seiner Tektonik und Konstitution untersucht.

3.1 *Der Körper als Abdruck und Spur / Handschrift*

In der Weimarer Zeit kam der psychischen Ausdrucksfunktion der Handschrift eine große Bedeutung zu.¹³ Das heterogene Diskurs- und Praxisfeld, das sich hierbei um die Analyse, Vermessung und Deutung der Handschrift zum Zweck der psychologischen Diagnostik auffächerte, wurde in den deutschsprachigen Ländern dabei von verschiedenen Akteurinnen und Akteuren bespielt. Universitär verankerte Wissenschaftler aus den Feldern der Medizin, Philosophie und Psychologie gehörten ebenso dazu wie freie Kulturschaffende und Literaten, genauso wie die zahlreichen praktisch Tätigen, die ihre graphologischen Dienste für Privatpersonen und Unternehmen anboten. Die Bedeutung, die der Handschrift als Medium des Psychischen in diesem Kontext zugesprochen wurde, suchte in Nordamerika allerdings ihresgleichen. In den Metropolen der Ost- und Westküste boten Graphologinnen und Schriftanalysten ebenso ihre Expertise an und erfreuten sich eines großen Zuspruchs, die Rezeption kontinental-europäischer Diskurse zur psychodiagnostischen Bedeutung der Handschrift verlief an den akademischen Institutionen jedoch zögerlich. Im Zentrum der folgenden Darstellung steht deshalb zunächst die europäische Traditionslinie an Praktiken, die sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert der Bestimmung von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ aus der Handschrift verschrieben hatten und dazu spezifische Systeme entwickelten. Darauf aufbauend, wird die Rezeption graphologischer Praktiken im populären und wissenschaftlichen Diskurs der Vereinigten Staaten untersucht. Als prominente Beispiele des Umgangs mit der Handschrift im nordamerikanischen Diskurs um ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ konzentriert sich die Darstellung dazu auf zwei zentrale Etappen: die Studien von June E. Downey, die in den frühen 1920er Jahren eine experimentell ausgerichtete Schriftpsychologie entwickelte, und die Versuche von Gordon W. Allport, der mit Kollegen an der Harvard University in den frühen 1930er Jahren für eine Rehabilitierung methodisch anspruchsvoller Schriftexperimente zu psychodiagnostischen Zwecken eintrat.

¹³ Für eine historische Skizze siehe Hans Knobloch, »Die graphologische Bewegung«, in: François Stoll (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts: XIII, Anwendungen im Berufsleben. Arbeits-, Wirtschafts- und Verkehrspsychologie*, Zürich 1981, 96–125.

3.1.1 Marker von Identität und Medium psychischer Merkmale

Hatte man der Handschrift zunächst allenfalls zugesprochen, bei der Identitätsbestimmung einer Person von Nutzen zu sein, lässt sich die Vorstellung, von ihren Merkmalen auf die Psyche des Urhebers oder der Urheberin schließen zu können, ideengeschichtlich mindestens bis in das 17. Jahrhundert zurückverfolgen.¹⁴ Abgesehen von einigen wenigen Veröffentlichungen, die dieser Denkfigur im 18. und frühen 19. Jahrhundert gefolgt waren,¹⁵ bildeten sich im ausgehenden 19. Jahrhundert allmählich die Konturen einer graphologischen Bewegung heraus, die in verschiedenen europäischen Ländern Fuß fasste.¹⁶ Ihr zentrales Momentum entwickelte diese Bewegung zunächst in Frankreich. Von »graphologie« hatte erstmals der Schriftsteller Jean Hippolyte Michon gesprochen, der 1875 eine systematische Methode präsentierte, um Schlussfolgerungen über die Psyche auf Basis der Handschrift zu ziehen.¹⁷ In seiner Schrift pries Michon die Graphologie als fantastisches Instrument an, das den inneren Zustand der Seele – ihre Instinkte, Fähigkeiten und Leidenschaften – abzubilden vermochte und naturwissenschaftlichen Messgeräten in nichts nachstehen würde: »La gloire éternelle de la Graphologie sera d'avoir découvert que toute écriture est un véritable psychomètre, instrument merveilleux pour juger de l'état intime de l'âme, comme l'hygromètre nous donne l'état de siccité et d'humidité de l'atmosphère.«¹⁸ Michon sah die Graphologie als universelles Verfahren an, das unabhängig der Sprachgruppe oder des Schriftsystems Anwendung finden konnte. Zu scheitern drohte sie allerdings dann, wenn sich eine Person in perfekt erlernten Kalligraphien ausdrückte, die ihren individuellen Schriftstil vollkommen überformten. Physiognomischen oder phrenologischen Praktiken schon aufgrund ihrer einfacheren Anwendung überlegen, betrachtete Michon die Graphologie als »véritable photographie de l'âme«, deren Genauigkeit dem technischen Pen-

¹⁴ Siehe dazu Thomas Macho, »Lektüre der Hände«, in: ders., *Vorbilder*, München 2011, 38–53.

¹⁵ Zu nennen ist hier beispielsweise Lavater, der in seinen *Fragmenten* auch die Handschrift näher betrachtet und die Frage gestellt hatte, inwiefern sie auf den ›Charakter‹ verweisen würde. In den *Fragmenten* wurde deshalb auch eine Reihe von Tafeln mit Handschriftproben abgedruckt. Siehe Lavater, *Fragmente*, Dritter Versuch, 110–118, zum Beispiel auch die Tafel zwischen 114 und 115.

¹⁶ Für eine konzise Darstellung zentraler graphologischer Entwicklungslinien, siehe Eva Horn, »Der Mensch im Spiegel der Schrift. Graphologie zwischen populärer Selbstforschung und moderner Humanwissenschaft«, in: Aleida Assmann/Ulrich Gaier/Gisela Trommsdorff (Hrsg.), *Zwischen Literatur und Anthropologie: Diskurse, Medien und Performenzen*, Tübingen 2005, 175–199.

¹⁷ Zur Entwicklung der Graphologie in Frankreich siehe weiterführend Roxanne Panchasi, »Graphology and the Science of individual Identity in Modern France«, in: *Configurations* 4.1 (1996), 1–31.

¹⁸ Siehe Jean-Hippolyte Michon, *Système de graphologie: L'art de connaître les hommes d'après leur écriture. Sixième édition*, Paris 1880, 31.

dant in nichts nachstehen würde.¹⁹ Im Rahmen seiner Studien hatte Michon eine umfangreiche Sammlung an Autographen zusammengetragen und diese dann nach einem eigens entwickelten System klassifiziert. Die Gruppen, die er dabei unterschied, umfassten ein breites Spektrum, das von den Leidenschaften und Fähigkeiten bis zum ›Charakter‹ eines Menschen reichte und zugleich Aussagen über ihre jeweilige Formbildung im Schriftbild tätigte.²⁰ Neben dem Anspruch, einer wissenschaftlichen Graphologie den Weg zu ebnen, ging es Michon auch um ihre Verbreitung und Popularisierung. Bereits vor der Veröffentlichung seiner systematischen Abhandlungen hatte er einen *Journal des autographes* auf den Weg gebracht, der sich der »Kunst« widmete, Menschen anhand ihrer Handschrift einzuschätzen und hierbei vor allem das Schreibmaterial berühmter Zeitgenossen in den Blick nahm.²¹ Die gedruckten Ausgaben reduzierten dazu die typographische Gestaltung auf ein Minimum und rückten ganz die Handschrift in den Mittelpunkt – auch bei der graphologischen Analyse verschiedener Schriftproben. Einen bedeutenden Nachfolger fand Michon in Jules Crépieux-Jamin, den er selbst in die Handschriftenanalyse eingeführt hatte und der schließlich in eigenen Publikationen Michons Beiträge zur Graphologie weiterentwickelte.²² Mit diesen Ansätzen, die um eine wissenschaftliche Darstellung bemüht waren und die Graphologie als legitime Wissenspraktik verankern wollten, ging zugleich eine Distanzierungsbewegung von anderen Deutungsformen einher, die weniger stringent verfahren oder mystisch-metaphysisch konnotiert waren.²³ In den ersten Jahrzehnten der Dritten französischen Republik konnte sich die Graphologie auf diese Weise zu einer eigenen Disziplin konsolidieren und ihren Wirkungsbereich weiter ausdehnen. Anhand von Übersetzungen gelangte das graphologische Wissen aus dem Umkreis Crépieux-Jamins zudem noch vor der Jahrhundertwende in die deutschsprachigen Länder.²⁴ Die *Deutsche Graphologische Gesellschaft* wurde beispielsweise 1897 durch den Philosophen Ludwig Klages, den Psychiater Georg Meyer und den Philologen und Künstler Hans Heinrich Busse gegründet. Mit den von ihr herausgegebenen, erstmalig 1899 veröffentlichten *Graphologischen Monatsheften* nannte die Gesellschaft auch ein mit zahlreichen Abbildungen versehenes Publikationsorgan ihr eigen, das wiederum

¹⁹ Siehe ebenda, 15.

²⁰ Michon listete acht verschiedene Bereiche auf: »les facultés«, »les instincts«, »la nature«, »le caractère«, »L'esprit«, »les aptitudes«, »les goûts«, »les passions«. Siehe ebenda, 131.

²¹ Die Zeitschrift wurde 1871 mit dem Untertitel *L'art de juger les hommes par leur écriture* aufgelegt und bis in die frühen 1880er Jahre unter dem Titel *La graphologie* veröffentlicht.

²² Siehe zum Beispiel Jules Crépieux-Jamin, *L'écriture et le caractère*, Paris 1888.

²³ Dazu gehörten beispielsweise die Astrologie und Chiromantie, aber auch auf die Intuition abzielende graphologische Verfahren. Siehe Panchasi, *Graphology*, 9.

²⁴ Crépieux-Jamins *Praktisches Lehrbuch der Graphologie* erschien in Leipzig bereits 1897. Übersetzungen von Crépieux-Jamin und Michon wurden auch in den *Graphologischen Monatsheften* veröffentlicht.

zu der Verbreitung graphologischen Wissens beitrug. Indem die Graphologie vor allem als Technik präsentiert wurde, die sich über das Studium und die praktische Übung aneignen ließ, trug sie zugleich dem kulturellen Desiderat einer in die Tiefe gehenden Ergründung und Erfassung des Individuums Rechnung.²⁵

Als Möglichkeits- und Erfolgsbedingung der Vorstellung, mit der Handschrift ein bedeutsames Medium zu haben, dass Aufschluss über die Psyche geben könnte, lassen sich kulturelle Verschiebungen und technologische Entwicklungen ausmachen, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts tiefgreifende Auswirkungen auf die kommunikative Praxis hatten.²⁶ Dazu hatte zunächst die zunehmende Bedeutung der Kulturtechnik Schrift als Kommunikationsmedium gehört, an die sich wiederum vielfältige Bestrebungen der institutionellen Vermittlung von Schreib- und Lesekompetenzen in der Bevölkerung anschlossen.²⁷ Hatte der handschriftlich verfasste Brief bereits mit der Entwicklung der Printmedien allmählich seine Stellung als primäres Informationsmedium eingebüßt, ließ sich mit der Entwicklung der Schreibmaschine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch die offizielle schriftliche Korrespondenz aus dem Wirtschafts- und Verwaltungskontext technisch abwickeln. Die Handschrift verlor in diesem Zuge ihre Rolle als omnipräsentes Medium der Speicherung und Übertragung von Information, erfuhr aber zugleich in der privaten Kommunikation ihre Nobilitierung.²⁸ Jenseits der offiziellen Korrespondenz konnte sich der handgeschriebene Brief in diesem Zuge vor allem im bürgerlichen Milieu als Mittel der Wahl etablieren, um sich persönlich mitzuteilen. Dabei geriet die Schrift selbst zunehmend als Indikator von Individualität und Spiegel der ›Persönlichkeit‹ ihrer Verfasser in den Blick. Zusätzliche Unterstützung erfuhr diese Hinwendung durch den in bürgerlichen Kreisen gepflegten Geniekult um bedeutende Personen des öffentlichen Lebens, der sich wiederum auch in einer Faszination für Autographen und ihrer medialen Verbreitung niederschlug.²⁹ Mit der Erfindung fotomechanischer Druckverfahren konnten faksimilierte Hand-

²⁵ Vergleiche Panchasi, *Graphology*, 7.

²⁶ Siehe dazu und im Folgenden Per Leo, »Ähnlichkeitsbewirtschaftung. Ludwig Klages' Grafologie als physiognomische Wissenschaft«, in: Florence Vienne/Christina Brandt (Hrsg.), *Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert*, Berlin 2008, 111–135 sowie Stephan Kammer, »Graphologie, Schreibmaschine und die Ambivalenz der Hand. Paradigmen des Schreibens um 1900«, in: Davide Giuriato/Martin Stingelin/Sandro Zanetti (Hrsg.), *Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen. Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte*, München 2005, 133–152.

²⁷ Für den französischen Kontext siehe Panchasi, *Graphology*. 7. Für einen internationalen Vergleich bezogen auf die Alphabetisierung siehe Frits van Holthoon, »Literacy, Modernization, the intellectual Community, and civil Society in the Western World«, in: David R. Olson/Nancy Torrance (Hrsg.), *Cambridge Handbook of Literacy Studies*, Cambridge 2011, 431–448. Siehe auch Friedrich A. Kittler, *Aufschreibesysteme 1800 . 1900, Dritte, vollständig überarbeitete Neuauflage*, Berlin 1995.

²⁸ Vergleiche Leo, *Ähnlichkeitsbewirtschaftung*, 119–121.

²⁹ Vergleiche ebenda, 121.

schriften und Autographen im ausgehenden 19. Jahrhundert auf ökonomische Weise hergestellt und verbreitet werden. Indem diese nun in Zeitschriften und Tageszeitungen, oftmals in Kombination mit einem Porträt, abgedruckt wurden, stabilisierte sich die Vorstellung einer Verbindung von Schrift und ›Persönlichkeit‹ auch in der allgemeinen Bevölkerung. Das Postulat einer stabilen Verbindung zwischen Handschrift und Autor(in) weitete sich so im Verlauf des 19. Jahrhunderts über die bürgerliche Kultur hinaus aus und nahm die Form eines allgemeinen Wissensgutes an, dessen Plausibilität um 1900 nicht mehr infrage gestellt werden musste.

Vor diesem Hintergrund wendeten sich im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert verschiedene humanwissenschaftliche Disziplinen dem diagnostischen Potenzial der Handschrift zu. Besonderes Augenmerk wurde hierbei auf Personenkollektive gelegt, die aufgrund ihres Verhaltens als pathologisch diagnostiziert oder als Kriminelle geahndet worden waren.³⁰ Die in diesem Kontext engagierten Mediziner und Kriminologen konnten sich dazu auf eine Reihe von Veröffentlichungen aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts stützen. Zu ihnen gehörte beispielsweise der Psychiater Albrecht Erlenmeyer, der bereits 1879 eine Monographie über die Schrift verfasst und dabei nicht nur ihre physiologischen Prinzipien, sondern auch ihre Veränderung durch Pathologien wie die fortschreitende Paralyse »der Irren Erkrankten« untersucht hatte.³¹ Die medizinische Analyse der Handschrift bildete für Erlenmeyer dabei ein wichtiges diagnostisches Instrument, weil sich die Krankheit nach seinen Beobachtungen darin auf charakteristische Weise und zu einem besonders frühen Zeitpunkt – »in vielen Fällen schon vor dem Auftreten von Sprachstörungen« – niederschlagen würde.³² Zusammen mit dem Physiologen William T. Preyer, der in einer Veröffentlichung der Psychologie des Schreibens nachgegangen war und dabei ebenso die Auswirkungen der »Geisteskrankheit« auf das Schriftbild behandelt hatte, gab Erlenmeyer 1895 auch ein Periodikum zur wissenschaftlichen Schriftkunde und Graphologie heraus, von dem im selben Jahr insgesamt neun Hefte erschienen.³³ In Italien hatte sich zur selben Zeit Cesare Lombroso mit der Veränderung der Handschrift bei verschiedenen Erkrankungen und pathologischen Zuständen beschäftigt. Seine *Grafologia*, deren Übersetzung ins Deut-

³⁰ Siehe dazu Armin Schäfer, »Spur und Symptom. Zur Erforschung der Handschrift in der Psychiatrie um 1900«, in: Barbara Wittmann (Hrsg.), *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*, Zürich 2009, 21–38. Siehe auch Peter Geimer, »Linien des hellen Wahnsinns. Das Zittern des Graphologen«, in: Werner Busch/Oliver Jehle/Carolin Meister (Hrsg.), *Randgänge der Zeichnung*, München 2007, 55–71.

³¹ Siehe Albrecht Erlenmeyer, *Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie*, Leipzig 1879, 21 f.

³² Siehe ebenda, 46.

³³ Siehe Wilhelm Preyer/Albrecht Erlenmeyer, *Die Handschrift. Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie*, Hamburg/Leipzig 1895 sowie W. Preyer, *Zur Psychologie des Schreibens*, Hamburg/Leipzig 1895, vor allem Kapitel V, ab 205.

sche bereits 1896 erfolgte, präsentierte die Beobachtungen dazu in zwei Teilen, wobei sich der erste zunächst der »Schrift der normalen Individuen« widmete und damit die Folie für die weitergehende Betrachtung ihrer vielfältigen Abweichungen bildete.³⁴ Unter dem Obertitel der »anormalen Individuen« nahm der zweite Teil ein ganzes Spektrum von Auffälligkeiten in der Schrift in den Blick, die von Personengruppen wie »Kranken«, »Wahnsinnigen«, »Genies« und »Hypnotisierten« stammten.³⁵ Auf Basis seiner Betrachtungen kam Lombroso zu dem Schluss, dass sich alle Erkrankungen auch in der Schrift der Betroffenen niederschlagen würden, weil sie mit einem Mangel an Kraft und Energie verbunden wären. Im Falle des »Wahnsinns« könnte das Studium der Schrift darüber hinaus »klare diagnostische Kennzeichen für die Trübung der geistigen Fähigkeiten« an die Hand geben.³⁶ Ein zittriges Schriftbild wertete Lombroso als Ausdruck von Paralyse oder Alkoholismus, darüber hinaus erschien ihm dasjenige von »Paralytikern« und »Irrsinnigen« als in hohem Maße verworren: »Kleckse, Flecken, sehr häufige Großbuchstaben [...], Ziffern und Buchstaben übertrieben klein oder übertrieben groß, stets ungleichmäßig; einige haben eine Vorliebe, Punkte über oder zwischen alle Buchstaben zu setzen; die Buchstaben am Anfang der Wörter sind noch ziemlich zu entziffern, am Ende jedoch vollkommen unverständlich.«³⁷ Bei »Monomanie« und »Paranoia« fand Lombroso oftmals besondere Zeichen anstelle von Buchstaben vor, zudem brachte ein Teil der letzteren das Geschriebene formal überzogen, »mit übermäßiger Klarheit und übertriebener Regelmäßigkeit in Größe und Gestalt der Buchstaben«, zu Papier (Abb. 3.1).³⁸

Als Kulturtechnik, zu der breite Bevölkerungsgruppen um die Jahrhundertwende Zugang hatten, erwies sich die Handschrift damit als aussagekräftiges Zeichen, in dem gerade auch pathologische Veränderungen an der Schnittstelle von Soma und Psyche in Erscheinung treten sollten. Im Kontext der psychiatrischen Forschung und Praxis stand die Hinwendung zu den graphischen Manifestationen der Patientenhandschrift dabei mit einem allgemein gewachsenen Interesse an den materiellen Erzeugnissen klinischer Fälle im Zusammenhang.³⁹ Zeichnungen, Malereien, Kritzeleien und Textpassagen auf Papier wurden dabei ebenso auf Spuren des Pathologischen hin untersucht wie dreidimensionale Artefakte, die von Patientinnen und Patienten produziert worden waren. Als Teil

³⁴ Siehe Cesare Lombroso, *Handbuch der Graphologie, Autorisierte Übersetzung nach dem Italienischen der ersten Auflage mit neuen Zusätzen des Verfassers von Gustav Brendel*, Leipzig 1896, 15.

³⁵ Siehe ebenda, 119.

³⁶ Siehe ebenda, 129.

³⁷ Siehe ebenda, 131.

³⁸ Siehe ebenda.

³⁹ Siehe dazu und im Folgenden Monika Ankele, »Ausdrucksbewegungen im Fokus des psychiatrischen Blicks um 1900. Aspekte einer »Diskursivierung des Alltäglichen«, in: Martina Wernli (Hrsg.), *Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik: Dynamiken der Psychiatrie um 1900*, Bielefeld 2012, 87–114, insbesondere 90 und 105–106.

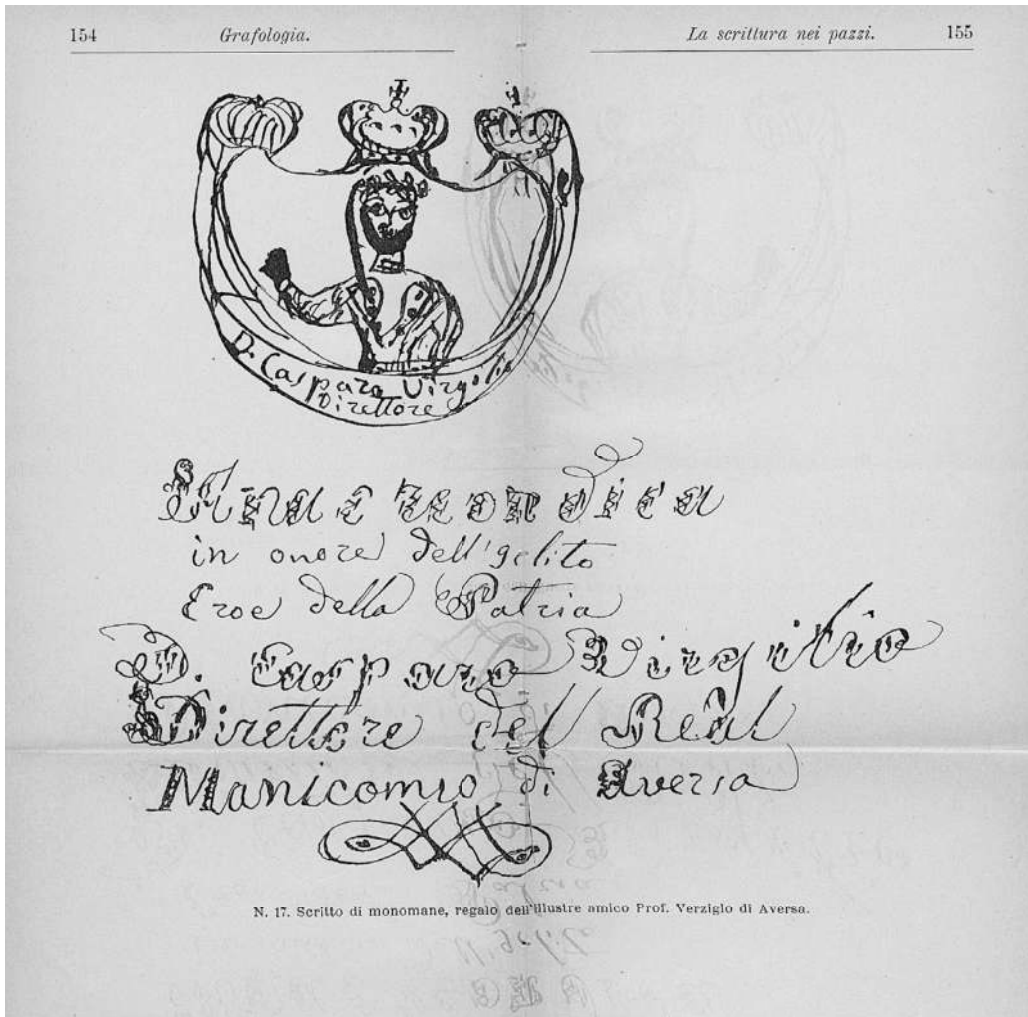


Abb. 3.1: Das Schriftbild einer monomanischen Patientin aus Lombrosos *Grafologia*.

der Krankenakte dokumentierten diese beispielhaft den zu einer bestimmten Zeit vorliegenden Zustand, fotomechanisch reproduziert gingen sie jedoch auch als Abbildungen in wissenschaftliche Publikationen und Lehrbücher ein, wo ihnen als visuelle Evidenz des Pathologischen eine wissenschaftstiftende Funktion zukam. Die Gründung von Lehrsammlungen an psychiatrischen Kliniken erlaubte es zudem, die entsprechenden Produkte als Anschauungsmaterial für die Ausbildung zu benutzen. Der Psychiater Emil Kraepelin hatte bereits 1903 in seinem damals in der siebten Auflage publizierten Lehrbuch der Psychiatrie auf die Bedeutung des menschlichen Ausdrucks »für die Erkennung krankhafter Seelenzustände« hingewiesen.⁴⁰ Manie, Delirium, Melancholie, Katatonie oder

⁴⁰ Siehe Emil Kraepelin, *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Siebente, vielfach umgearbeitete Auflage, 1. Band. Allgemeine Psychiatrie*, Leipzig 1903, 300.

Hysterie sollten seiner Auffassung nach auch in den Ausdrucksbewegungen anschaulich werden, die den inneren Zustand nach außen spiegelten. Die Zeichen und Spuren des sichtbaren Körpers wurden um 1900 damit zu einem wichtigen Beobachtungs- und Bezugsobjekt der psychiatrischen Lehre und Praxis, wobei der Handschrift wiederum besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde.⁴¹ In diesem Sinne hob auch der Gießener Psychiater Robert Sommer im gleichen Jahr in einem Vorwort zu Rudolf Kösters *Die Schrift bei Geisteskranken* auf die »wichtige Stellung« der Handschrift unter den Ausdrucksbewegungen ab, zumal diese – einmal zu Papier gebracht – wiederholt betrachtet und analysiert werden könnte.⁴² Als Oberarzt hatte Köster die Forschungen seines Klinikdirektors zu graphischen Bewegungen fortgeführt. Die umfangreiche Sammlung an Schriftproben, die dieser im Laufe der Zeit zusammengetragen hatte, war daraufhin von ihm »nach Art naturwissenschaftlicher Objekte betrachtet und nach allgemein-diagnostischen Regeln untersucht« worden.⁴³ Sommer betonte dabei die unvoreingenommene und analytische Haltung, die bei der Begutachtung des Materials eingenommen worden wäre. Anders als Lombroso, der in seiner *Grafiologia* noch mit der »normalen« Schrift eingeleitet hatte, um dann zu einer Analyse des Pathologischen überzugehen, widmete sich Köster mit der neurologischen Ausrichtung, die er für sein Projekt reklamierte, ganz den krankhaften Erscheinungen. Die von den Patienten zu Papier gebrachten Schriftzeichen wurden zunächst einzeln inspiziert, um ihre Form und Größe, die Lage zur Horizontalen sowie bestimmte Charakteristika wie Schnörkel, Störungen in der Strichführung oder Zittererscheinungen zu bestimmen.⁴⁴ In einem zweiten Schritt wurde ihre Zusammensetzung zu Silben und Wörtern betrachtet. Auch Wortkombinationen, der Satzbau, die Interpunktion und zeitliche Aspekte gingen in die Analyse ein. Damit analysierte der Psychiater nicht nur formal-ästhetische Charakteristika, sondern auch logisch-inhaltliche Aspekte des Geschriebenen. Kösters Monographie setzte zudem auf die Engführung von klinischer Anamnese, Schriftproben und psychiatrischer Diagnose: Die fotomechanisch reproduzierten Schriftzüge wurden hierbei in die Krankheitsgeschichte eingebettet und über die Narration der Fallbeispiele plausibilisiert (Abb. 3.2).

Die Mediziner, die sich im frühen 20. Jahrhundert eingehend mit der Handschrift als Indikator psychopathologischer Phänomene beschäftigten, waren zugleich darauf bedacht, ihre Erkundungen von populären graphologischen Praktiken abzugrenzen, die aus ihrer Perspektive keinem wissenschaftlichen Anspruch genügen konnten. Die unmittelbare visuelle Evidenz graphischer Be-

⁴¹ Vergleiche dazu ebenfalls Monika Ankele, *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900: Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn*, Wien 2009, vor allem 37–45.

⁴² Siehe Rudolf Köster, *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Handschriftproben*, Leipzig 1903.

⁴³ Siehe Robert Sommer, »Vorwort«, in: Köster, *Schrift*, V–VIII, hier VI.

⁴⁴ Siehe Köster, *Schrift*, 3–4.

wegungen war damit Trumpf und Unglück zugleich. Wie Sommer feststellte, bedurfte es nur der allgemeinen Schulbildung, nicht aber besonderer Hilfsmittel, um diese Ausdrucksbewegung zu fixieren. Ihre unmittelbare Lesbarkeit und vermeintliche Einfachheit stellte für Sommer jedoch auch ein grundlegendes Problem dar: Sie machte diese »in den weiten Kreisen« zu einer attraktiven Kandidatin, die »ohne eine besondere psychologische und physiologische Vorbildung ein lebhaftes Interesse an den objektiven Äußerungen des Seelenlebens« hätten.⁴⁵ Die unmittelbare Anmutung der Handschrift täuschte aus Sicht der Psychiater über ihre überaus komplexe psychomotorische Anlage hinweg, die erst sukzessive entschlüsselt werden musste. Vor diesem Hintergrund galt es, die Handschrift nicht impressionistisch, sondern nach wissenschaftlichen Kriterien zu betrachten. In der Haltung möglichst unvoreingenommen und mit dem Anspruch auf ›Objektivität‹ sollte so die diagnostische Aussagekraft der Schrift für psychopathologische Phänomene erkundet werden. Hierbei wurde nicht nur untersucht, ob sich bestimmte Diagnosen in den Schriftproben von Patientinnen und Patienten abzeichneten, sondern auch, ob eine Prognose für den weiteren Verlauf der Störungen aufgrund des visuellen Materials möglich wäre. Um eine Alternative zu der für spekulativ befundenen Graphologie zu finden, bedienten sich Psychiater auch einer apparativen Form der Handschriftenanalyse, die numerische Ergebnisse produzieren konnte und so mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit übereinkam.⁴⁶ Die Experimentalanordnungen übernahmen die Wissenschaftler hierbei aus der Physiologie und den Naturwissenschaften. Die Handschrift wurde dabei mit den Methoden des Labors vermessen, objektiviert und analysiert. Eine besondere Rolle hatte hierbei wiederum Kraepelin gespielt, der experimentalphysiologische Untersuchungen an Patientinnen und Patienten mit verschiedenen Störungsbildern in seiner Klinik durchführen ließ.⁴⁷ Als ehemaliger Schüler an Wilhelm Wundts Leipziger Laboratorium wollte er die Experimentalpsychologie als Hilfswissenschaft der Psychiatrie verstanden wissen, um methodische Probleme der psychiatrischen Diagnostik aus dem Weg zu räumen und präzise Befunde zu ermitteln.⁴⁸ Nach der Lektüre eines Artikels seines Kollegen Alfred Goldscheider, der von einer Anordnung zur Messung von Druckschwankungen berichtet hatte, ließ Kraepelin bei einem Heidelberger Instrumentenbauer eine Apparatur in Auftrag geben, die nicht nur die Zeit der Niederschrift, sondern auch noch das Gewicht, mit dem die Hand auf

⁴⁵ Siehe Sommer, Vorwort, V.

⁴⁶ Siehe dazu Armin Schäfer, »Lebendes Dispositiv: Hand beim Schreiben«, in: Armin Schäfer/Cornelius Borck (Hrsg.), *Psychographien*, Zürich 2005, 241–265.

⁴⁷ Kraepelins experimentelle Psychopathologie konnte sich in der Klinik jedoch nicht etablieren, zumal sie nur geringe Anknüpfungspunkte für die Behandlung hatte. Siehe Helmut Hildebrandt, »Der psychologische Versuch in der Psychiatrie: Was wurde aus Kraepelins (1895) Programm?«, in: *Psychologie und Geschichte* 5 (1993), 5–30.

⁴⁸ Siehe Emil Kraepelin, »Der psychologische Versuch in der Psychiatrie«, in: *Psychologische Arbeiten* 1 (1895), 1–91. Siehe dazu auch Ankele, *Alltag*, 51–52.

die Unterlage gedrückt wurde, erfassen konnte.⁴⁹ Das apparategestützte Studium des Schreibens sollte, so Adolf Groß, der 1898 im zweiten Band der von Kraepelin herausgegebenen *Psychologischen Arbeiten* eine umfangreiche Studie über die Schrift vorlegte, dabei etwas sichtbar machen, was der einfachen klinischen Betrachtung oder dem verbalen Bericht vorenthalten blieb.⁵⁰ In einer Experimentalanordnung, bei der Parameter wie die Schreibdauer, die Millimeter-schreibzeit, der zurückgelegte Weg und der ausgeübte Druck erfasst wurden, hatte Groß zunächst »17 Gesunde« untersucht, die als Wärterinnen und Wärter in der psychiatrischen Klinik angestellt waren.⁵¹ In dem Versuch sollten die Testpersonen eine gerade Linie zwischen zwei Punkten zeichnen, den kleinen Buchstaben »m« und die Zahlen von 1 bis 10 notieren, um dann noch eine Subtraktionsaufgabe auszuführen. Ihre numerischen Ergebnisse dienten sodann als Maßstab der »Gesundheitsbreite«, an dem die Testwerte klinischer Fälle gemessen wurden.⁵² Als Vergleichsgruppen wurden »circuläre«, »stuporöse«, »manische« und »katatonische« Kranke herangezogen. Auf Basis zahlreicher Einzel- und Gruppenvergleiche, die in der Publikation über tabellarische Darstellungen und diagrammatische Repräsentationen der Druckkurven plausibilisiert wurden, kam Groß zu dem Schluss, dass sich die Erkrankungen deutlich in den Schriftproben niedergeschlagen hatten. Im Falle von Psychosen mit »schweren psychomotorischen Störungen« stellte er zum Beispiel eine »Zerstörung der Individualität in der Schrift, die Ersetzung der individuellen Merkmale durch pathologische Eigenthümlichkeiten« fest.⁵³ Bei den Diagnostizierten nivellierte die Pathologie damit auch die personspezifischen Charakteristika der graphischen Bewegungen. Im Einklang mit Kraepelin stellte die apparative Untersuchung psychomotorischer Prozesse für Groß einen wichtigen Beitrag da, um die Psychiatrie zu einer »Erfahrungswissenschaft« mit exakten klinischen Merkmalen jenseits der Spekulation zu entwickeln.⁵⁴ Die Ergebnisse seiner Studien führten jedoch zugleich die Komplexität des Wissensobjekts »Handschrift« vor Augen: Die Schreibbewegungen, die im Experimentalsystem auf Basis verschiedener Gruppenbildungen miteinander verglichen wurden, zeigten in ihrer numerischen Ausprägung, aber auch der zu Papier gebrachten Kurvenverläufe, dass es sich um individuell charakteristische Ausprägungen handelte, die untereinander große Unterschiede aufwiesen und damit der Vorstellung einer homogenen Gruppe von »Normalität« zuwiderliefen.⁵⁵ Die Arbeiten von Groß und

⁴⁹ Siehe Alfred Goldscheider, »Zur Physiologie und Pathologie der Handschrift«, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 24 (1892), 503–525.

⁵⁰ Siehe Adolf Groß, »Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker«, in: *Psychologische Arbeiten* 2 (1898), 450–567, hier 452.

⁵¹ Siehe ebenda, 458.

⁵² Siehe ebenda, 543.

⁵³ Siehe ebenda, 556 und 557.

⁵⁴ Siehe ebenda, 567.

⁵⁵ Siehe ebenda, 463.

Kraepelin wurden kurze Zeit später von August Diehl aufgegriffen, der ebenfalls an der Heidelberger Nervenlinik tätig war. Auf der Suche nach exakteren Ergebnissen, setzte Diehl einen »Curvenmesser« ein, um den Schreibweg und die Geschwindigkeit noch präziser zu fassen.⁵⁶ Die Zergliederung der Schrift war für Diehl mit der Hoffnung verbunden, Zugang zu den bei psychiatrischen Erkrankungen weit verbreiteten, aber bislang kaum wissenschaftlich zugänglichen »Willensstörungen« zu erhalten.⁵⁷ Das Instrument war von einem Schaffhausener Mechanikerunternehmen dazu eigens nach den Vorgaben des Psychiaters konstruiert worden. Bei den acht Versuchspersonen, die eine Reihe einfacher Schreibtätigkeiten ausführen sollten, handelte es sich abermals um Wärterinnen und Wärter der Nervenlinik, die aus Diehls Perspektive »nach ihrem Bildungsgrade der großen Masse der Kranken in den Anstalten« nahestanden.⁵⁸ Für die Studie hatte er verschiedene experimentelle Bedingungen entworfen, bei denen eine Zahlenabfolge in unterschiedlichen Geschwindigkeiten zu Papier gebracht werden sollte. Merkmale wie die Zeit, den zurückgelegten Weg und den Schreibdruck identifizierte Diehl als »Kennzeichen der einzelnen Persönlichkeit«, die auch bei einer Veränderung der Experimentalbedingungen relativ konstant zu einander blieben.⁵⁹ Der Psychiater Georg Meyer, der sich als Arzt an der Nervenlinik Herzberge mit den wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie beschäftigte und auf den Zusammenhang von Handschrift und ›Charakter‹ abzielte, setzte ebenfalls Kraepelins graphische Aufzeichnungsmethode ein.⁶⁰ In seiner 1901 veröffentlichten Monographie positionierte er die Graphologie als »neue Möglichkeit der Psychodiagnose«, die zudem »besonders geeignet« wäre, »die in Stagnation geratene Physiognomik überhaupt neu zu beleben.«⁶¹ Zugleich merkte Meyer kritisch an, dass es noch keine »Charakterkunde als Wissenschaft« gäbe.⁶² Die Handschrift, die er als Teil der Physiognomie betrachtete und dabei physiologisch-zerebral verstanden wissen wollte, sah er im Vorteil gegenüber anderen Ausdrucksmedien, weil sich in ihr unmittelbar die Bewegung fixierte:⁶³ »(N)icht von der Anatomie der schreibenden Hand hängt die Handschrift ab, sondern von deren Bewegungsphysiologie oder Bewegungsphysiognomie. Man könnte den Ausdruck ›Handschrift‹ aufgeben und mit vollem Recht von einer ›Gehirnschrift‹ sprechen.«⁶⁴ Jede Person sollte demnach »ihren individuell-charakteristischen Typus der allgemein-physiognomischen Bewe-

⁵⁶ Siehe August Diehl, »Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden«, in: *Psychologische Arbeiten* 3 (1901), 1–61, hier 51.

⁵⁷ Siehe ebenda, 1.

⁵⁸ Siehe ebenda, 2.

⁵⁹ Siehe ebenda, 61.

⁶⁰ Siehe Georg Meyer, *Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie*, Jena 1901.

⁶¹ Siehe ebenda, 81.

⁶² Ebenda, 17.

⁶³ Ebenda, 5.

⁶⁴ Ebenda, 28.

gungsweise« haben.⁶⁵ Das Schriftmaterial »Geisteskranker« erschien Meyer besonders aufschlussreich, weil sich hier die Merkmale und Affekte in besonders übertriebener und eindringlicher Form niederschlugen. Sich allein auf die Experimentalmethode zu beschränken, lehnte Meyer jedoch ab.⁶⁶

Die breite Rezeption und Popularisierung graphologischen Wissens vollzog sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts jedoch außerhalb des medizinisch-psychiatrischen Feldes. Eine zentrale Bedeutung kam dabei Ludwig Klages zu, der keine medizinische Ausbildung vorzuweisen hatte, als promovierter Chemiker aber mit naturwissenschaftlichen Denkweisen vertraut war. Klages war nach der Jahrhundertmitte mit mehreren Veröffentlichungen hervorgetreten, die sich in ihren zahlreichen Erweiterungen und Neuauflagen schnell zu Standardwerken entwickelten und den graphologischen Diskurs der Weimarer Zeit maßgeblich prägten.⁶⁷ Die physiognomisch geprägte Charakterkunde, die er als Privatgelehrter entwickelte, distanzierte sich von einem experimentellen Zugang und betonte die sinnliche Erscheinung des bewegten, lebendigen Körpers. Als eine besonders prägnante Form sollte sich in der Handschrift die Seele ausdrücken, und damit ebenso ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ eines Menschen.⁶⁸ Die Handschrift war dabei immer als Ganze, nicht nur mit Blick auf ihre einzelnen Bestandteile, in den Blick zu nehmen.⁶⁹ Hinsichtlich des Fallmaterials hatte es Klages vor allem die Handschrift des ›hysterischen Charakters‹ angetan. Mit ihm war eine »Zersetzungsform der Persönlichkeit« beschrieben, bei der die Betroffenen nur noch aus einer Oberfläche bestünden, »die zu gespenstischer Belebtheit entfacht« würde, »von der Sucht, ein Leben vorzutäuschen.«⁷⁰ Auf der Ebene der Formbildung schien die hysterische Handschrift darum bemüht, eine Fülle und Ausdruckstiefe vorzutäuschen, die von der inneren Leere ablenken sollte. »Graphische Bilder des hysterischen Charakters« waren in diesem Sinne durch eine ganze Reihe von Merkmalen gekennzeichnet, zu denen beispielsweise die sprunghafte Druckbetonung einzelner Buchstaben gehörte.⁷¹ Immer auf der Hut vor der Enttarnung, sollte sich der ›hysterische

⁶⁵ Ebenda, 31.

⁶⁶ Ebenda, 32, 20.

⁶⁷ Siehe dazu Leo, Ähnlichkeitsbewirtschaftung sowie Schmölders, Vorurteil, 99–108. Die ersten Veröffentlichungen von Klages zur Graphologie 1904 in den *Graphologischen Monatsheften* waren noch unter dem Pseudonym »Dr. Erwin Axel« erschienen.

⁶⁸ Entsprechend proklamierte Klages: »Nicht im Gehirn liegt die Seele, sondern in der Form, und wofern eine Paradoxie gestattet wäre, so empföhlen wir statt des Studiums der Nerven des Menschen das seiner Oberfläche!« Siehe ders., *Prinzipien der Charakterologie*, Leipzig 1910, 15.

⁶⁹ In diesem Zusammenhang ging Klages auch mit dem Vorgehen Kraepelins ins Gericht, dessen Denken er mit einer »völlige[n] Lebensfremdheit« in Zusammenhang brachte. Siehe ebenda, 6.

⁷⁰ Siehe Ludwig Klages, *Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik*, Leipzig 1910, 72, 76.

⁷¹ Siehe ebenda, 81.

Charakter« in seinem Zwang zur Verstellung jedoch vor allem in einer undeutlichen Grundform des Schriftbildes niederschlagen, die Klages mit dem Konzept des »labilen Fadenduktus« beschrieb (Abb. 3.3).⁷² Als paradigmatische und faszinierende Störung des frühen 20. Jahrhunderts markierte die Hysterie für Klages damit eine Pathologie der Ausdrucks, bei der die sichtbare Erscheinung und das psychische Innenleben eklatant auseinanderfielen.⁷³ Sein Lehrbuch, das Klages erstmalig 1917 unter dem Titel *Handschrift und Charakter* veröffentlichte und eine allgemeinverständliche Einführung in die graphologische Technik geben sollte, wurde in rascher Abfolge immer wieder neu aufgelegt und trug maßgeblich zur Verbreitung graphologischen Wissens in der allgemein interessierten Bevölkerung bei.⁷⁴ In Abgrenzung zur französischen Graphologie aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden darin keine fixen Zuordnungsregeln zwischen Merkmalen der Handschrift und psychischen Dispositionen postuliert. Die Schrifteigenschaften waren nach der Theorie von Klages vielmehr doppeldeutig und von dem dynamischen Wirken zwischen der seelischen Triebkraft und dem Triebwiderstand innerhalb der Person abhängig. Ihr Kräfteverhältnis sollte letztlich den konkreten Ausdruck bestimmen. Die Analyse musste sich dazu auf die Erfassung des Formniveaus stützen, das für Klages die Gesamtqualität der Schrift ausmachte und über die gefühlbasierte Wirkung ihrer sinnlichen Erscheinung erschlossen werden konnte.⁷⁵ In seinem Lehrbuch präsentierte Klages dazu zunächst zentrale Charakteristika und Merkmale, die in der Schrift ausgemacht werden konnten, und unterwies die Leserinnen und Leser in die einzelnen Schritte der Handschriftdeutung. Die angehenden Graphologinnen und Graphologen sollten das graphische Material dabei zunächst auf sich wirken lassen und ihren Eindruck festhalten. Nach der Berücksichtigung verschiedener Vorbedingungen wie der Schreibfertigkeit und der äußeren beziehungsweise inneren Umstände des Schreibaktes erfolgte die Voruntersuchung, bei der das Geschlecht, Alter, Beruf und der Bildungsgrad ermittelt wurden. Die Schrift sollte darüber hinaus mit Blick auf ihr Formniveau, ihr Ebenmaß und ihre Regelmäßigkeit betrachtet werden. Die Analyse der spezifischen Schriftaspekte erfolgte in der eigentlichen Hauptuntersuchung. Dazu zählten zunächst

⁷² Siehe ebenda, 82.

⁷³ Aufschlussreich ist, dass sich Klages in diesem Kontext auch dem vermeintlichen »jüdischen Charakter« zuwandte und diesen als spezifischen Typus einer Ausdruckspathologie beschrieb, die in ihren Merkmalen unmittelbar an die Hysterie anschloss. Siehe ebenda, 78–79. Per Leo hat anhand von Nachlasskorrespondenzen Klages' charakterologischen Antisemitismus, der hier deutlich in Erscheinung tritt, rekonstruiert. Siehe ders., *Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890–1940*, Berlin 2013, 517–536.

⁷⁴ Die folgenden Angaben beziehen sich auf die zweite Auflage. Siehe Ludwig Klages, *Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriss der graphologischen Technik. Zweite wesentlich erweiterte Auflage*, Leipzig 1920.

⁷⁵ Siehe ebenda, 30–46.

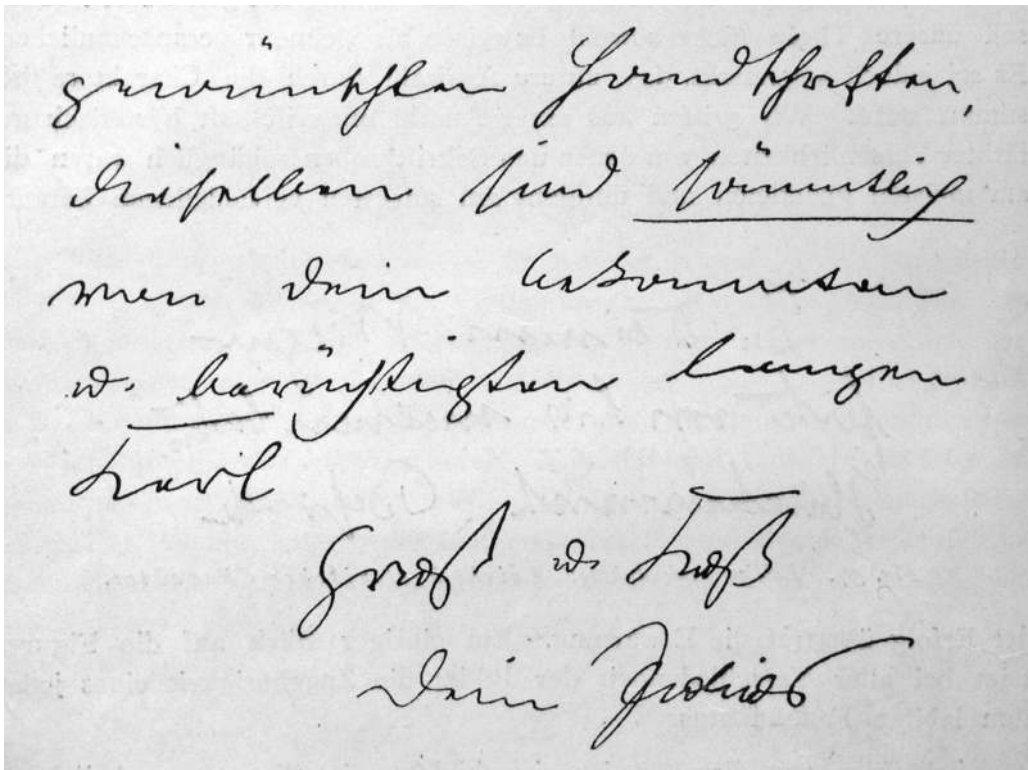


Abb. 3.3: Handschriftprobe mit Merkmalen des »hysterischen Charakters« bei Klages.

die Geschwindigkeit, die Ausgiebigkeit und die Wucht, die für Klages Merkmale der »lebendigen Bewegung« darstellten.⁷⁶ Weitere Aspekte wie die Weite, der Neigungswinkel und die (Un)schärfe wurden ebenfalls bestimmt, genauso wie die verschiedenen Bindungsformen und der Verbindungsgrad der Handschrift.⁷⁷ Dazu kamen weitere Qualitäten wie die Reichhaltigkeit und der Richtungscharakter der Schrift, genauso wie die Anfangsbetonung, die Überstreichung oder die Bewegungsverteilung.⁷⁸ Aspekte wie die Gliederung der Schrift, die Führung über die Zeilen, aber auch die Schriftfarbe, waren ebenfalls von Bedeutung.⁷⁹ Ausgehend von dem empirischen Material sollte über Klages' System so auf Züge des »Charakters« geschlossen werden, die dieser den Schriftmerkmalen in Abhängigkeit ihrer positiven oder negativen Ausprägung zugeordnet hatte. Mit Blick auf das Kräfteverhältnis konnte eine weit angelegte Schrift dabei in positiver Hinsicht für persönlichen Eifer stehen, der mit Aspekten wie Strebsam-

⁷⁶ Siehe ebenda, 47.

⁷⁷ Siehe ebenda, 67–100.

⁷⁸ Siehe ebenda, 101–128.

⁷⁹ Siehe ebenda, 129–137.

keit, Frische, Freimut und Zwanglosigkeit assoziiert wäre, aus negativer Warte aber auch die Ungebundenheit der Person zum Ausdruck bringen, zu der weitere Eigenschaften wie Flüchtigkeit, Ungeduld, Mangel an Gründlichkeit und Nachlässigkeit gehörten.⁸⁰ Eine enge Schrift stände auf der positiven Seite mit Selbstbeherrschung, Mäßigung und Zurückhaltung in Verbindung, wäre aus negativer Warte aber wiederum mit einem Mangel an Unmittelbarkeit verbunden, zu dem Ängstlichkeit, Misstrauen und Berechnung gehörten.⁸¹ Bei der praktischen Analyse sollte zunächst ein besonders beständiges und prägnantes Merkmal im Schriftbild bestimmt werden, um das bedeutungsverwandte Merkmale zu gruppieren wären. Die Ergebnisse ließen sich dann in einem Charakterbild festhalten, in dem vor allem die Verhältnisse zwischen den einzelnen Zügen deutlich wurden und der Bau der ›Persönlichkeit‹ zur Anschauung kam. Dazu zählte eine Darstellungsform, die von außen nach innen vorging und als Schichtmodell funktionierte.⁸² Klages verfolgte mit diesem Modell eine ikonographisch ausgerichtete Analyse, bei der die Schrift wie ein Bild betrachtet wurde und eine ästhetische Anschauung zum Tragen kam.⁸³

Während also die Medizin im frühen 20. Jahrhundert in ihrer Untersuchung des Ausdrucksmerkmals Schrift nur am Rande auf nicht-pathologische Merkmale oder Dispositionen abgehoben hatte, vollzog sich insbesondere im Rahmen der breiteren graphologischen Bewegung eine Hinwendung zur Bestimmung von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹. Wie am Beispiel von Klages deutlich wird, operierten die graphologischen Lehren dabei jedoch nicht in strenger Abgrenzung zu pathologischen Phänomenen, sondern richteten ihre Aufmerksamkeit auch gerade auf Zwischenbereiche und Extremformen, die in das Terrain des ›Nicht-Normalen‹ übergingen und sich psychiatrischer Analysekategorien bedienten. Als hybride Wissens- und Praxisform knüpfte die Graphologie dabei einerseits an eine hermeneutische Tradition der Interpretation an, bei der Schriftmerkmale und psychische Aspekte aufgrund von assoziativen Verknüpfungen oder Ähnlichkeitsurteilen miteinander in Beziehung gebracht wurden. Andere Vertreterinnen und Vertreter ließen sich wiederum von einer naturwissenschaftlichen Methodologie inspirieren, die auf Maß, Zahl und Experiment setzte. Die Fürsprecherinnen und Fürsprecher dieser unterschiedlichen Forschungsstile waren dabei redlich bemüht, ihre Ansätze nach außen zu verteidigen und von anderen Praxisformen abzugrenzen. Klages selbst ging beispielsweise hart mit

⁸⁰ Siehe ebenda, 68.

⁸¹ Siehe ebenda.

⁸² Eigenschaften, die das sichtbare Verhalten markierten, wurden im Inneren von Schichten abgelöst, die von Begabungen (Talente, Fähigkeiten), zum Gefüge (Temperament, Naturell, Gefühlserregbarkeit usw.), den Triebfedern (Interessen, Willensanlagen, Neigungen) und schließlich den bislang kaum erschlossenen Triebeigenschaften gingen. Siehe ebenda, 192–193.

⁸³ Vergleiche Schmolders, Vorurteil, 100.

den Ansätzen historischer Vorläufer ins Gericht, indem er ihre Fehlerhaftigkeit hervorhob.⁸⁴ Veröffentlichungen, die er für unwürdig hielt, wurden der Kategorie »Schundliteratur« zugewiesen.⁸⁵ Besonders zu schaffen machte ihm hierbei Material, das aus seiner Perspektive mit der Maskerade wissenschaftlicher Fundierung auftrat, letztlich aber unseriös blieb und sein Versprechen nicht einlösen konnte.⁸⁶

Das breite Spektrum graphologischer Praktiken spiegelte sich auch in den verschiedenen Veröffentlichungsformen, die von populären Beiträgen in Magazinen und Illustrierten bis hin zu Fachpublikationen reichten.⁸⁷ Während einige von ihnen auf ein wissenschaftsaffines Publikum abzielten und es sich zur Aufgabe gemacht hatten, der Zuverlässigkeit graphologischer Analysen auf den Grund zu gehen, hoben zahlreiche andere Schriften auf die Vermittlung von Kompetenzen ab und verstanden sich vielmehr als praktische Einführungs- oder Lehrbücher. Gerade letztere erschienen dabei oftmals in mehrfacher Auflage und konnten seit dem frühen 20. Jahrhundert auf dem Buchmarkt erworben werden.⁸⁸ Im Bereich der Fachzeitschriften entstanden in den 1920er Jahren gleich mehrere Periodika mit spezifischer Ausrichtung, die von unterschiedlichen Autorinnen und Autoren bestückt wurden. Beispielsweise hatte sich der Publizist Max von Kreusch mit einem eigenen Verlag in Berlin positioniert, der auf die Publikation charakterologischer Schriften spezialisiert war.⁸⁹ Die erste Ausgabe seines *Nachrichtendienst für Charakterologie und verwandte Disciplinen* er-

⁸⁴ In *Die Probleme der Graphologie* hatte er beispielsweise geäußert, dass Lombroso »überhaupt nur Verwirrung« geschaffen hätte. Von Preyer wiederum distanzierte sich Klages, weil dieser explizite Wertungen bei den Zügen des ›Charakters‹ vorgenommen hätte und in seiner Auslese willkürlich vorgegangen wäre. Siehe Klages, *Probleme*, 88, 102, 106.

⁸⁵ Siehe Klages, *Handschrift*, 252.

⁸⁶ Siehe ebenda.

⁸⁷ In die letztere Kategorie gehört beispielsweise auch der Schriftsteller und Graphologe Robert Saudek, der in zahlreichen Veröffentlichungen für eine experimentelle Graphologie eintrat und dazu Schriftanalysen mit verschiedenen Instrumenten wie dem Mikroskop, der Fotografie und der Kinematographie durchführte. Zugleich postulierte Saudek, dass es keine universale Graphologie geben könnte, sondern diese jeweils in Abhängigkeit der Nationalität und der Sprache beschaffen sein müsste. Seine Ende der 1920er Jahre in London entstandene Monographie *Experimentelle Graphologie* erschien in gleich mehreren Sprachen. Siehe Saudek, *Graphologie*.

⁸⁸ Siehe zum Beispiel die mehrfach aufgelegten Bücher von Hans Heinrich Busse, *Wie beurteile ich meine Handschrift? Populäres Lehrbuch der Graphologie*, Berlin 1902 sowie von Laura von Albertini, *Lehrbuch der Graphologie*, Stuttgart 1895.

⁸⁹ Unter dem Titel *Bibliothek für praktische Menschenkenntnis* veröffentlichte von Kreusch eine Reihe kleinerer Einführungsbücher. Die Bibliothek bezweckte »weiten Kreisen in übersichtlicher, leichtfaßlicher und schnell erlernbarer Form alle jenen Wissenschaften zugänglich zu machen, die erprobt, anerkannt und geeignet sind, Menschenkenntnis und Charakterbildung zu fördern.« Siehe Dr. Max v. Kreusch, »Das System der Graphologie. Allgemeinverständlicher Leitfaden der Handschriftdeutung für Unterricht und Selbstausbildung mit zahlreichen Schriftproben«, in: ders. (Hrsg.), *Bibliothek für praktische Menschenkenntnis* 1, Berlin 1921, Rückseite der Einbandvorderseite.

schien 1924 und blieb unter wechselndem Namen bis 1928 bestehen, wobei graphologische Beiträge auch in seinen zwischen 1925 und 1926 herausgegebenen *Charakterologischen Jahrbüchern* eine große Rolle einnahmen. In der ab 1925 veröffentlichten *Zeitschrift für Menschenkunde*, die der Jurist und Nervenarzt Hans von Hattingberg zusammen mit Nils Kampmann herausgab, wurde neben grundlegenden theoretischen Auseinandersetzungen zur Graphologie eine regelmäßige Sektion für »angewandte Graphologie« eingerichtet, in der »bedeutende Graphologen« die Handschrift wichtiger Persönlichkeiten der Gegenwart analysierten.⁹⁰ Die Artikel umfassten in den Folgejahren dabei ein Themenspektrum, das von konkreten Gestaltmerkmalen der Handschrift bis hin zur Untersuchung bestimmter Aspekte wie Schwachsinn, Wahrheit, Angriffslust, Lebenstüchtigkeit, Stimmung oder Unfallneigung reichte. Ganz unterschiedliche psychische Dispositionen und Merkmale, deren Identifikation relevant erschien und einen Mehrwert an Wissen versprach, wurden in diesem Zuge der graphologischen Analyse zugeführt, die dabei wiederum ihre universelle Tauglichkeit als diagnostisches Instrument beweisen konnte. Während einige der Beiträgerinnen und Beiträger eine universitäre Anbindung hatten, handelte es sich vor allem um Privatgelehrte und Schriftsteller, die in diesem Format publizistisch tätig wurden. Neben diesen primär graphologischen Periodika spielten Handschriftenanalysen auch in Fachzeitschriften mit breiterem Fokus eine Rolle. Anschaulich wird dies anhand des *Jahrbuchs der Charakterologie* und der *Zeitschrift für Menschenkenntnis und Menschenschicksal*. Die Beiträgerinnen und Beiträger des ab 1924 von dem Philosophen Emil Utiz herausgegebenen Jahrbuchs hatten in vielen Fällen eine akademische Anbindung und gingen charakterologischen Fragen aus verschiedenen theoretischen, historischen oder methodischen Gesichtspunkten nach, wobei die Analyse der Handschrift nur einen Zugangsweg markierte.⁹¹ In der *Zeitschrift für Menschenkenntnis und Menschenschicksal* wurde neben der Schriftanalyse auf ein disparates Konglomerat abgehoben, zu dem akademisch verpönte Praktiken wie die Astrologie und Phrenologie, aber auch die Chiromantie, Chirolgie oder Chirosoophie gehörten. Die von dem in esoterisch-ariosophischen Zirkeln verkehrenden Verleger Herbert Reichstein ab 1925 herausgegebene Zeitschrift formulierte in ihrem Geleitwort das Ziel, dem »deutschen Volke« die Wissenschaft der »Menschenkenntnis« von führenden Forschern kompakt zu vermitteln, um ihm wichtiges Orientierungswissen im Umgang mit Mitmenschen an die Hand zu geben.⁹² Die Gruppe sah

⁹⁰ Siehe Max v. Kreusch, »Berichterstattung aus dem charakterologischen Gebiet«, in: *Zeitschrift für Menschenkunde. Blätter für Charakterologie und angewandte Psychologie* 1 (1925), 89–92, hier 92.

⁹¹ Zum Beispiel trugen Ernst Kretschmer, William Stern oder auch Robert Saudek Texte zu dem Jahrbuch bei. Die letzte Ausgabe erschien 1929.

⁹² Siehe Herbert Reichstein (Hrsg.), *Zeitschrift für Menschenkenntnis und Menschenschicksal* 1 (1925/1926), 1–4.

sich dabei einer Politik verpflichtet, die die arische Rasse als geistigen Führer der Menschheit ausrief.⁹³

In der Weimarer Zeit wurde die Handschrift als Medium der Psychodiagnostik damit von einem äußerst heterogenen Personenkreis in den Blick genommen, der ganz unterschiedliche Interessen verfolgte. Bedarf an praktisch tätigen Graphologinnen und Graphologen stellte sich insbesondere im Wirtschaftsbereich, der sich von Schriftgutachten Hilfestellung bei Personalentscheidungen für mittlere und höhere Berufsebenen versprach. Die Auftrag erteilenden Stellen fragten dabei vor allem nach Merkmalen wie der Vertrauenswürdigkeit, der Durchsetzungsstärke, aber auch der Intelligenz, die aus der Handschrift abgeleitet werden sollten.⁹⁴

3.1.2 Graphologische Analysen und Schriftexperimente in Nordamerika

Das Wissen der verschiedenen Diskurse, das sich um die Handschrift als Abdruck und Spur des Psychischen in den europäischen Ländern entfaltet hatte, gelangte vor allem über englischsprachige Literatur aus Großbritannien, aber auch über einzelne Personen an die Ost- und Westküste Nordamerikas.⁹⁵ Als Mitglied der Pariser *Société de Graphologie* war Hugo von Hagen beispielsweise schon 1892 angetreten, in Boston eine *American Graphological Society* zu gründen, auf die knapp zehn Jahre später auch ein eigenes graphologisches Lehrbuch folgte, das sich gleichermaßen an Experten, Studierende und Laien richtete.⁹⁶ Im Nachgang dieser Veröffentlichung erschien eine Reihe weiterer graphologischer Einführungsbücher, deren Zahl in den Folgejahren weiter zunehmen sollte.⁹⁷ Parallel dazu entstanden nach der Jahrhundertwende die ersten Fernstudienkurse für Graphologie, die es Interessierten erlaubten, auch jenseits der großen Metropolregionen über den Postweg graphologische Kenntnisse zu erwerben.⁹⁸ Ihre prak-

⁹³ Vergleiche ebenda, 3–4.

⁹⁴ Siehe dazu Leo, Wille, 549, 658.

⁹⁵ Für eine kurze Darstellung der Verbreitung der Graphologie in den Vereinigten Staaten siehe Tamara Plakins Thornton, *Handwriting in America. A Cultural History*, New Haven (New Jersey) 1996, vor allem das dritte und vierte Kapitel.

⁹⁶ Siehe Hugo von Hagen, *Reading Character from Handwriting. A Hand-Book of Graphology for Experts, Students and Laymen*, New York 1902. Das Buch wurde auch in der *New York Times* angepriesen. Siehe N. N., »Graphology.«, in: *New York Times* February 7 (1903), 20.

⁹⁷ Dazu zählten Publikationen wie J. Harrington Keene, *The Mystery of Handwriting. A Handbook of Graphology*, Boston 1896; Clifford Howard, *Graphology; or, How to Read Character from Handwriting*, Washington, D.C. 1903; Julia Seton Sears, *Grapho-Psychology*, Boston/London 1907 sowie in den 1920er Jahren Alfred J. Smith, *Applied Graphology. A Textbook on Character Analysis from Handwriting*, New York/Chicago/Boston/San Francisco/London 1920 und DeWitt B. Lucas, *Handwriting and Character*, Philadelphia 1923. Vergleiche auch Thornton, *Handwriting*, 118.

⁹⁸ Dazu zählten beispielsweise Verleger und Publizisten wie DeWitt B. Lucas und

tischen Dienste und die von ihnen veröffentlichten Schriften, die wiederum einen unmittelbaren Anwendungsbezug versprachen, bewarben graphologisch Tätige im Rückgriff auf die verfügbaren Kommunikationsmedien (Abb. 3.4).⁹⁹ Mit dem wachsenden öffentlichen Interesse an der Schriftdeutung gingen überregionale Publikumszeitschriften wie *Saturday Evening Post*, *Woman's Home Companion* oder *McLure's* dazu über, die Artikel bekannter Graphologinnen zu veröffentlichen.¹⁰⁰ Zu ihnen gehörte beispielsweise Louise Rice, die sich mit ihren Analysen auf dem populären Buchmarkt einen Namen gemacht hatte und 1924 auch ein Institut für Graphologie in New York gründete.¹⁰¹ Graphologisches Wissen wurde ab den 1920er Jahren vor allem anhand von preiswerten Taschenbüchern oder einfach herzustellenden Pamphleten verbreitet.¹⁰² Über dieses große Spektrum an Publikationsformen und -formaten konnte sich die Vorstellung, es bei der Graphologie mit einer praktischen Diagnosetechnik zutun zu haben, die wertvolle Hinweise für die eigene Lebensführung und Fremdeinschätzung parat hielt, rasch über verschiedene Milieus und Gesellschaftsschichten ausdehnen. Neben der Beratung von Privatpersonen gingen viele Graphologinnen und Graphologen dazu über, ihr diagnostisches Wissen in Unternehmen und Betrieben anzubieten. In Personalabteilungen übernahmen sie in diesem Zuge beispielsweise Aufgaben bei der Einstellung neuer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – bei einigen von ihnen handelte es sich dabei auch um universitär ausgebildete Psychologen, die ihre Dienste für den Personalbereich anboten.¹⁰³ Der Industrie- und Wirtschaftskontext bildete somit einen zentralen Wirkungsort und Erfolgsfaktor der professionellen graphologischen Praxis im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Wenig reguliert und flexibel gestaltbar, war die Tätigkeit vor allem für Frauen attraktiv: Als 1927 eine Neuauflage der *American Graphological Society* gegründet wurde, nachdem von Hagens erster Impuls in Boston nur kurze Zeit Bestand gehabt hatte, bildeten weibliche Mitglieder die Mehrheit.¹⁰⁴

Milton N. Bunker, die mit ihren Fernstudiengängen entscheidend an der Popularisierung graphologischen Wissens Anteil hatten. Letzterer gründete 1929 eine eigene Fachgesellschaft mit dem Namen *International Grapho Analysis Society*.

⁹⁹ Dazu gesellten sich später auch Formen medialer Massenkommunikation wie das Radio und das Fernsehen. Siehe Thornton, *Handwriting*, 120.

¹⁰⁰ Siehe ebenda, 119.

¹⁰¹ Siehe José Javier Simón, *La biblia de la grafología. El estudio más completo de los rasgos de la escritura y de la firma*, Madrid 2015. Wenig später erschien auch ihr eigenes Lehrbuch. Siehe Louise Rice, *Character Reading from Handwriting*, New York 1927.

¹⁰² Siehe Thornton, *Handwriting*, 118–119.

¹⁰³ Siehe ebenda, 111 f.

¹⁰⁴ Siehe ebenda, 118.

Applied Graphology



By ALBERT J. SMITH
GRAPHOLOGIST

PRACTICAL CHARACTER ANALYSIS

FROM HANDWRITING

FOR THE
BUSINESS EXECUTIVE
THE VOCATIONAL COUNSELLOR
THE INDIVIDUAL

Plainly Written, Convincingly Described and Explained
and Illustrated, with over 300 Specimens of
Handwriting for Quick Analysis.

YOU NEED THIS STUPENDOUS FORCE

The Man Who Knows Other Men, Wins.

Know more about yourself, your friends or business acquaintances. Know more about those whom you seek to employ. Appearances or oral declarations are deceptive; the slickest scoundrel has the smoothest exterior; veracity is not universal. The surety bond does not deter men from committing misdeeds if the inclination is to go wrong. Credentials are unreliable; an applicant's representations are not evidences of ability any more than his promises of natural fitness for the job. Character Analysis from handwriting saves time, money and labor; it spells *efficiency* right from the start and eliminates entirely the "Hire-and-Fire" system. Graphology gets at the mental depths of a man's aptitudes and propensities with unerring exactitude. It is the only scientific solution of "How to know those whom you have never met". Applied Graphology enables one to intelligently apply this knowledge in business or in social relations with others.

The three specimens of handwriting shown at the right were clipped from the original letters of applicants for a position of trust. One is a crook and thief; another is insane; the third is an intelligent and capable person who was engaged and is regarded favorably. Which one would you engage, if they all applied by letter for a position of trust.

*Thing is coming,
I would most like*

*when I will be
but rest assured*

*would be the la
as Mr. Mrs. J. S.
has done before*

Try this test. If you are unable to solve this problem consult "Applied Graphology"

Abb. 3.4: Reklame für Smiths Buch einer Angewandten Graphologie, ca. 1920.

Der Erfolg, den die Graphologie in Nordamerika verzeichnen konnte, bezog sich jedoch auf außerakademische Bereiche. Ansätze aus der deutschsprachigen Graphologie spielten für die nordamerikanischen Kolleginnen und Kollegen dabei keine nennenswerte Rolle, zumal der Großteil von ihnen nicht in englischer Übersetzung vorlag. Vor allem harmonierten die als theoretisch anspruchsvoll und kompliziert geltenden Konzepte nicht mit dem Bedürfnis nach einfach handzuhabenden Techniken, das in Büchern für den Massenmarkt befriedigt werden konnte und kommerziellen Erfolg versprach.¹⁰⁵ Auch die Flucht zahlreicher Graphologinnen und Graphologen nach Nordamerika infolge der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten führte zu keiner deutlichen Veränderung der Situation, obgleich einige von ihnen bemüht waren, deutschsprachigen Ansätzen Gehör zu verschaffen und dazu Veröffentlichungen in akademischen Fachpublikationen platzierten.¹⁰⁶ In universitären Kreisen wiederum hatte es ab dem frühen 20. Jahrhundert mehrere Initiativen gegeben, die Handschrift aus verschiedenen humanwissenschaftlichen Perspektiven in den Blick zu nehmen. In Reaktion auf die kontinentaleuropäischen Experimente an klinischen und nicht-klinischen Stichproben hatte man sich dazu Aspekten wie dem Schreibdruck, der Geschwindigkeit oder auch bestimmten formal-ästhetischen Merkmalen des Schreibaktes zugewendet, die sich in Versuchsreihen an Kindern und Erwachsenen experimentell erkunden ließen.¹⁰⁷ Dazu gesellten sich entwicklungspsychologische und pädagogische Fragestellungen, die der Ausbildung schriftsprachlicher Kompetenzen nachgingen, aber auch Skalen hervorbrachten, die es erlaubten, die Entwicklung der Handschrift im Schulkontext zu erfassen und nach spezifischen Kriterien zu bewerten.¹⁰⁸ Ob mit der Schrift ein veritables Medium vorlag, das Zugang zu »Persönlichkeit« oder »Charakter« geben würde, wurde in den Veröffentlichungen jedoch kaum diskutiert. Allenfalls spezifische Personenmerkmale wie die Geschlechtszugehörigkeit und ihre Sichtbarwerdung im Schriftbild entwickelten sich zu einem immer wieder neu diskutierten Thema.¹⁰⁹ Dem wissenschaftlichen Anspruch der aus Kontinental-

¹⁰⁵ Vergleiche ebenda, 135.

¹⁰⁶ Dazu zählten beispielsweise Thea Stein-Lewinson und Franz Viktor Grünfeld, die beide nach New York immigrierten. Stein-Lewinson bemühte sich um die Verbreitung graphologischen Wissens deutschsprachiger Prägung und veröffentlichte in den späten 1930er Jahren auch eine Einführung in die Graphologie auf Basis der Theorie von Klages. Siehe dies., »An Introduction to the Graphology of Ludwig Klages«, in: *Personality* 6 (1938), 163–176.

¹⁰⁷ Siehe beispielsweise die Publikationen von Frank N. Freeman, »Experimental Analysis of the Writing Movement«, in: *Psychological Monographs* 75 (1914), 1–57; genauso wie Arnold L. Gesell, »Accuracy of Handwriting as Related to School Intelligence and Sex«, in: *American Journal of Psychology* 17 (1906), 394–405.

¹⁰⁸ Siehe zum Beispiel Rudolf Pintner, »A Comparison of the Ayres and Thorndike Handwriting Scales«, in: *Journal of Educational Psychology* 5 (1914), 525–536.

¹⁰⁹ Siehe beispielsweise June E. Downey, »Judgments on the Sex of Handwriting«, in: *Psychological Review* 17 (1910), 205–216; J. S. Kinder, »A New Investigation of Judgments on

europa stammenden graphologischen Systeme, die dezidiert auf die Diagnose von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ abhoben, wurde hierbei kritisch begegnet. 1916 hatten die beiden Psychologen Clark L. Hull und Robert B. Montgomery an der University of Wisconsin beispielsweise eine Studie durchgeführt, um das »schwierige« Gebiet der Graphologie einer genauen Betrachtung »unter objektiven wissenschaftlichen Bedingungen« zu unterziehen.¹¹⁰ Ihr Versuch war mit dem Ziel aufgelegt worden, den Wahrheitsgehalt prominenter graphologischer Theorien zu überprüfen und der Frage nachzugehen, ob es Zusammenhänge zwischen spezifischen Merkmalen der Handschrift und denjenigen des ›Charakters‹ gäbe.¹¹¹ Im Zentrum hatten hierbei psychische Dispositionen wie »Ambition«, »Pride« und »Perseverance« gestanden, die in den Abhandlungen von Crépieux-Jamin, aber auch deutschen Vertretern wie William Preyer oder dem Kieler Veterinärmediziner Georg T. Schneidemühl mit Schriftmerkmalen in Verbindung gebracht worden waren.¹¹² In dem Versuch musste eine Gruppe von 17 Medizinstudenten einen Absatz aus einem Magazin abschreiben und ihre Kommilitonen bezüglich der Ausprägung in den psychischen Merkmalen auf Pappkarten in eine Rangordnung bringen. Hull und Montgomery nahmen im Anschluss eine Vermessung der Schriftproben nach den theoretisch spezifizierten graphologischen Merkmalen vor und brachten die Teilnehmer ebenfalls in eine Rangreihe. Die statistische Verknüpfung beider Datenquellen förderte jedoch keine aussagekräftigen Übereinstimmungen zutage – ganz im Unterschied zu den Zusammenhängen, die von den Graphologen vollmundig postuliert worden waren. Die Befunde waren für die Autoren insofern überraschend, als dass Alfred Binet, dessen Experimentalprogramm hohe Anerkennung bei Hull und Montgomery fand, in eigenen Studien zu dem Befund gelangt war, dass sich nicht nur das Geschlecht, sondern auch das intellektuelle Vermögen mit einer geringen Fehlerquote aus der Handschrift diagnostizieren ließ.¹¹³

the Sex of Handwriting«, in: *Journal of Educational Psychology* 17 (1926), 341; S. M. Newhall, »Sex Differences in Handwriting«, in: *Journal of Applied Psychology* 10 (1926), 151–161; Florence L. Goodenough, »Sex Differences in Judging the Sex of Handwriting«, in: *The Journal of Social Psychology* 22 (1945), 61–68.

¹¹⁰ Clark L. Hull/Robert B. Montgomery, »An Experimental Investigation of Certain Alleged Relations Between Character and Handwriting«, in: *Psychological Review* 26 (1916), 63–74, hier 64. Übersetzung des Verfassers.

¹¹¹ Siehe ebenda, 66.

¹¹² Den beiden deutschen Vertretern konnten die Autoren dabei auch keine größere Wissenschaftlichkeit attestieren: »While stoutly asserting the necessity of reducing graphology to the status of a true science, these writers show little less credulity than the pamphlet written on the same subject by William L. French and put out by a pen manufacturing company for advertising purposes.« Siehe ebenda, 63.

¹¹³ Binet selbst hatte dazu den berühmten Graphologen Crépieux-Jamin als Versuchsperson gewonnen. Zu den Experimenten Binets siehe ders., *Les révélations de l'écriture*, Paris 1906. Hull und Montgomery empfahlen, dass zumindest die Frage des intellektuellen Vermögens einer gesonderten Untersuchung bedürfte. Siehe ebenda, 74.

Mit ihrer Studie positionierten sich Hull und Montgomery eindeutig auf der kritischen Seite graphologischer Postulate, die ihnen pauschal und ohne wissenschaftliche Basis schienen. Jedoch blieben ihre Schlussfolgerungen nicht unkommentiert. Ebenfalls von einer Universität aus dem Mittleren Westen stammend, veröffentlichte die Psychologin June E. Downey knapp drei Jahre später unter der Überschrift »Character and Handwriting« eine Replik, in der sie von eigenen Experimenten berichtete, die in mehreren Aspekten signifikante Korrelationen produziert hatten. Downey verwies auf die Herausforderung, graphologische Postulate auf eine Weise zu prüfen, die der Komplexität der Überlegungen gerecht würde. Dabei bezog sie sich auf *Die Probleme der Graphologie* von Klages – ein Buch, das aus ihrer Perspektive eine Vielzahl von Explorationsfeldern an die Hand gab, in der eigenen *scientific community* aber kaum bekannt wäre.¹¹⁴ Downey plädierte für die weitergehende Auseinandersetzung mit den Prämissen und Potenzialen der graphologischen Diagnostik. Rhetorisch inszenierte sie zugleich einen Wettstreit zwischen Wissenschaft und Moderne, was das Potenzial der Graphologie anging, die Geheimnisse der Handschrift angesichts ihres allmählichen Verschwindens zu durchdringen: »Certainly I do not think we are quite ready yet to dismiss graphological diagnosis as leaking at all points, although, possibly, handwriting will be a lost art before scientific acumen will have succeeded in penetrating its secrets.«¹¹⁵ Zu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung ihres Kommentars hatte sich Downey als einige der wenigen ihres Faches bereits seit mehr als zehn Jahren mit der Handschrift beschäftigt und dazu eine Reihe von Studien in amerikanischen Fachzeitschriften vorgelegt.¹¹⁶ Selbst als Schriftstellerin und Komponistin tätig, war sie als Studentin über die empirische Ästhetik allmählich zu Fragestellungen gelangt, die die motorischen und psychologischen Aspekte der Handschrift betrafen.¹¹⁷ In ihrer Dissertation, die von dem Experimentalpsychologen James Rowland Angell an der University of Chicago betreut wurde, hatte sich Downey eingehend mit den in der Handschrift ablaufenden Regulierungsprozessen beschäftigt.¹¹⁸ Die Studierenden, die Downey

¹¹⁴ Siehe June E. Downey, »Character and Handwriting«, in: *Psychological Bulletin* 16 (1919), 28–31, hier 31. Klages' Buch sollte nicht in die englische Sprache übersetzt werden, wurde dem englischsprachigen Publikum aber zumindest über Querverweise und Rezensionen vorgestellt. Siehe beispielsweise Guy M. Whipple, »Die Probleme der Graphologie, Entwurf einer Psychodiagnostik. By Dr. Ludwig Klages. Leipzig: Johann Barth, 1910.«, in: *Journal of the American Institute of Criminal Law and Criminology* 2 (1911), 468–470.

¹¹⁵ Siehe Downey, *Character*, 31.

¹¹⁶ Siehe dazu Richard S. Uhrbrock, »June Etta Downey, July 13, 1875–October 11, 1932«, in: *Journal of General Psychology* 9 (1933), 351–364.

¹¹⁷ Siehe June E. Downey, »A Musical Experiment«, in: *The American Journal of Psychology* 9 (1897), 63–69.

¹¹⁸ Siehe June E. Downey, *Control Processes in Modified Handwriting; An Experimental Study*, Lancaster/Baltimore 1908.

dazu als »reagents«¹¹⁹ gewonnen hatte, mussten hierbei unter verschiedenen Bedingungen drei verschiedene Schriftproben – das Gedicht »Thirty Days hath September«, »The University of Chicago« und ihren eigenen Namen – abgeben. In der ersten Testserie wurde der Schreibvorgang durch die Einschränkung der Sicht oder komplizierte Vorgaben, in der zweiten durch diverse Ablenkungsmanöver erschwert. Die dritte Serie nahm die Auswirkung von Latenzen zwischen der Aufgabendarbietung und der Ausführung in den Blick. Mittels eines Versuchsplans, bei dem die Effekte der Aufgabenvariationen auf die Ausführung der Schriftproben mit einer Kontrollbedingung verglichen wurden, und der Ermittlung numerischer Indices, wollte Downey die Handschrift dabei als Wissensobjekt eines Experimentalsystems etablieren, dessen Praktiken sich aus der laborbasierten Psychologie herleiteten und das auf komplexe psycho-motorische Koordinationsprozesse abhob. Im Zuge ihrer Auseinandersetzung war sie mit graphologischen Vorstellungen und Analysepraktiken aus Europa in Berührung gekommen, mit denen sie sich in den Folgejahren als Professorin an der University of Laramie, Wyoming eingehender beschäftigte. Downeys Replik auf Hull und Montgomery markierte damit das Vorspiel einer detaillierten Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen einer wissenschaftlich fundierten charakterologischen Nutzung der Handschrift, die diese noch im selben Jahr als monographische Arbeit veröffentlichte.¹²⁰ *Graphology and the Psychology of Handwriting* äußerte Kritik an den bisherigen Publikationen englischsprachiger Kollegen, die aus Downeys Warte nicht mit den Beiträgen französischer oder deutscher Autoren mithalten konnten. Ihren eigenen Ansatz verortete sie in der Tradition graphologischer Experimente, wie sie um 1900 in europäischen Forschungskontexten erprobt worden waren.

Downeys Experimente mündeten auch in der Veröffentlichung eines eigenen Testverfahrens, das direkt an der Handschrift ansetzte und zwei Jahre später bei einem New Yorker Fachverlag veröffentlicht wurde. Inspiriert von der Jahrmarktsattraktion des »muscle reading«, bei der ein Schausteller vorgab, allein durch Handhalten herauszufinden, wo die betreffende Person vorher einen Gegenstand im Raum versteckt hatte, hatte sie in ihrem Labor den Grundlagen dieses Phänomens unter kontrollierten Bedingungen nachgehen wollen.¹²¹ In den Testreihen, bei denen sie beispielsweise mit verbundenen Augen nach einer versteckten Uhr suchte und Veränderungen in der Muskelspannung ihres Blindenführers als Richtungsmaß nutzte, war sie zu dem Ergebnis gekommen, dass besonders taugliche Fährtenweiser stärker in ihrer Handschrift reagierten als

¹¹⁹ Siehe ebenda, v.

¹²⁰ Siehe June E. Downey, *Graphology and the Psychology of Handwriting*, Baltimore 1919.

¹²¹ Siehe John D. Hogan/Dennis N. Thompson, »June Etta Downey: Pioneer of Personality Measurement«, in: Gregory A. Kimble/Michael Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology, Volume V*, Mahwah (New Jersey) 2003, 111–124, hier 115.

schlechte, indem sie unter Ablenkung größere Buchstaben zu Papier brachten oder schneller schrieben. Nachdem Versuche, auch den ›Charakter‹ einer Person durch »muscle reading« zu entziffern, nicht von Erfolg gekrönt waren, weil die Ergebnisse zu sehr von der Begabung der Beteiligten abzuhängen schienen, schlug Downey einen diagnostischen Weg ein, in dessen Mittelpunkt die Ausführung von Schriftproben unter verschiedenen Vorgaben stand.¹²² Ihr Verfahren, das sie als *Individual Will-Temperament Test* vermarktete, erforderte einen Füllfederhalter und eine Stoppuhr, mit der die Bearbeitungsdauer der Aufgaben gemessen werden konnte.¹²³ Während der Prüfungen war der eigene Name in normaler Geschwindigkeit, aber auch so schnell oder so langsam wie möglich, ohne Bewegungsunterbrechung auf den Papierbogen zu schreiben (Abb. 3.5). Analog dazu mussten die Versuchspersonen »United States of America« notieren, wobei zusätzlich die Imitations- und Verstellungsfähigkeit überprüft wurde. Daneben sollte der eigene Name unter verschiedenen Störbedingungen aufgeschrieben werden. Die erzielten Punktwerte konnten zuletzt in ein »Will Profile« überführt werden, dessen Ausprägung Aufschluss geben sollte über die »general dynamic force of personality«.¹²⁴ Als eines der ersten Testverfahren machte Downeys Instrument damit auch von einer psychographischen Darstellungsweise Gebrauch, in der die numerischen Ergebnisse eine anschauliche visuelle Übersetzung fanden. Diagnostisch aussagekräftig war dabei nicht nur die Höhe der eingetragenen Linie, sondern auch ihr Verlauf über die verschiedenen Kategorien, zu denen Aspekte wie »Motor Inhibition«, »Coordination of Impulses«, »Volitional Perseveration« oder auch »Flexibility« gehörten. Lagen die Summenwerte des Profils unterhalb einer kritischen Grenze, attestierte die Psychologin »some striking deficiency in will-temperamental qualities.«¹²⁵ Ein Wert oberhalb der 90 wurde als Ausdruck einer ›Persönlichkeit‹ mit beträchtlicher Stärke gedeutet.

Aufgrund seiner Konstruktion konnten mit dem Verfahren jedoch nur Personen untersucht werden, die über basale Schreib- und Lesekompetenzen verfügten. Downey implementierte in ihrem Test somit eine fundamentale Grenze, die letztlich für das gesamte Projekt der Graphologie die Möglichkeitsbedingung ihres Erfolgs markiert hatte. Zugleich wurde mit dem Instrument die Vorstellung eines ›normalen‹ Subjekts entworfen, das nicht nur kompetent über bestimmte Kulturtechniken verfügte, sondern auch mit spezifischen psychischen Qualitäten ausgestattet war. Die praktische Aussagekraft ihres Verfahrens hatte Downey gleich in der ersten Veröffentlichung betont, in der sie die visuellen

¹²² Siehe ebenda, 116.

¹²³ Siehe June E. Downey, *Downey Individual Will-Temperament Test. Manual of Directions*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1921.

¹²⁴ Siehe ebenda, 19–21.

¹²⁵ Siehe ebenda, 23.

Name June E. Downey Examiner A No. 1
 Occupation _____ Age _____
 Address _____ Education _____
Feb. 7, 1930

DOWNEY INDIVIDUAL WILL-TEMPERAMENT TEST

Devised by JUNE E. DOWNEY, Ph.D.
 Professor of Psychology, University of Wyoming

WORLD BOOK COMPANY : PUBLISHERS
 Yonkers - on - Hudson, New York

TEST

Each trial is timed separately. Always wait for the signal.

I Check the trait in each pair which more nearly describes you. If you wish to do so you may grade yourself on each trait in a pair instead of checking only one trait.

Examples: Sociable Unsociable or Clumsy Graceful

<p>1'38" 25" <hr/>1'50"</p> <p>Careful <input checked="" type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> Careless Cautious <input checked="" type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> Daring Ambitious <input checked="" type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> Unambitious Punctual <input checked="" type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> Tardy Accurate <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Inaccurate Industrious <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Lazy Vain <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Modest Impulsive <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Inhibited Enthusiastic <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Indifferent Obstinate <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Yielding Inferior intelligence <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Superior intelligence</p>	<p>Good memory <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Forgetful Self-confident <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Self-distrustful Hasty <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Deliberate <u>30-70</u> Orderly <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Disorderly Cheerful <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Gloomy Patient <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Impatient Quick <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Slow Aggressive <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Not aggressive Suggestible <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Not suggestible Extravagant <input type="checkbox"/> <input checked="" type="checkbox"/> Thrifty Superior character <input checked="" type="checkbox"/> <input type="checkbox"/> Inferior character</p>
--	---

42"

II Write your name as directed below. Wait for the signal for each trial.

1 Usual style and speed. 2 trials

5 June E. Downey Time
June E. Downey Time

2 As rapidly as possible. 2 trials

June E. Downey Time
June E. Downey Time

III Write your name as slowly as possible. 2 trials

June E. Downey Time
 (Counted - thought I had taken about 1')
 Time

Copyright, 1921, by World Book Company. Copyright in Great Britain. All rights reserved. DOWNEY 7-4

Abb. 3.5: Der Downey Individual Will-Temperament Test.

Profile zweiter Getesteter unter dem Kriterium des ›Erfolgs‹ miteinander verglichen und dabei auf die Bedeutsamkeit nicht-intellektueller Merkmale abgehoben hatte: »B makes a somewhat higher score on intelligence tests than does A. But A's score for volitional capacity is 84; B's is 44. Of the two, A is markedly the more successful; every atom of ability is put to serviceable use; her every-day activities, as well as the tests, suggest an extraordinary combination of motor impulsion, tenacity, freedom from inertia and general aggressiveness. [...] B, on the other hand, has excellent judgment, is painstaking and accurate, but makes little effort to overcome obstacles, shows high inertia and little confidence in herself.«¹²⁶ Anders als in der herkömmlichen graphologischen Praxis waren es nicht spezifische Gestaltmerkmale des Schriftbildes, die in Downeys Testverfahren psychische Eigenschaften signifizieren sollten. Über einen genau choreographierten Untersuchungsablauf wurden Handschriftproben vielmehr als psycho-motorisch aufschlussreiche Verhaltensstichproben eines Individuums eingeholt. Die sinnlich erfassbaren graphischen Spuren markierten in ihrer jeweiligen Zeitlichkeit Reaktionsprofile, denen eine dispositionelle Relevanz zugesprochen wurde. Der Test wurde nach seiner Veröffentlichung innerhalb der psychologischen Wissenschaften breit rezipiert, kritisch überprüft und in verschiedene Forschungszusammenhänge eingebunden.¹²⁷ Zuspruch erfuhr er vor allem von Kollegen, die am Faszinosum eines körperlichen Ausdrucksmediums der Psyche festhielten, dabei aber auf der Suche nach einem geordneten diagnostischen Vorgehen jenseits graphologischer Spekulation waren.¹²⁸ In diesem Kontext wurde auch die breite Anwendbarkeit des Tests positiv herausgestellt, die schon mit der Konzentration auf das ubiquitäre Ausdrucksmedium Handschrift als gegeben angesehen wurde. Mit der Verfügbarkeit anderer Erhebungsverfahren, die nicht auf die Schrift setzten, und aufgrund der strengen Prüfung des Tests im Hinblick auf verschiedene

¹²⁶ Siehe June E. Downey, »The Will-Profile. A Tentative Scale for Measurement of the Volitional Pattern«, in: *University of Wyoming Bulletin* 16 (1919), 38.

¹²⁷ Eine Reihe von Studien setzte sich mit den Gütekriterien des Instruments auseinander. Siehe zum Beispiel G. M. Ruch/M. C. Del Manzo, »The Downey Will-Temperament Group Test: A Further Analysis of Its Reliability and Validity«, in: *Journal of Applied Psychology* 7 (1923), 65–76. Als eine Kategorie wurde in den Untersuchungen auch auf vermeintliche »Rassenunterschiede« abgehoben. Siehe zum Beispiel John H. McFadden/J. F. Dashiell, »Racial Differences as Measured by the Will-Temperament Test«, in: *Journal of Applied Psychology* 7 (1923), 30–53; H. M. Bond, »An Investigation of the Nonintellectual Traits of a Group of Negro Adults«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 21 (1926), 267–276 und Thomas R. Garth/Mary A. Barnard, »The Will-Temperament of Indians«, in: *Journal of Applied Psychology* 11 (1927), 512–518.

¹²⁸ Für die Würdigung des Tests in Rezensionen siehe Jay Ream, »June E. Downey, Ph.D. The Will-Temperament and Its Testing. World Book Co., Yonkers, New York.«, in: *Journal of Applied Psychology* 8 (1924), 147–148 und Carl Rahn, »Downey, June E., The Will-Temperament and Its Testing. New York: World Book Co., 1923.«, in: *Psychological Bulletin* 21 (1924), 652–654.

Gütekriterien, verschwand er jedoch in den 1930er Jahren sukzessive aus der psychologischen Forschung.

Hatte sich Downey für eine Perspektive stark gemacht, bei der die Handschrift in künstlichen Prüfsituationen als psycho-physisches Reaktionsmuster verstanden wurde, das wiederum für bestimmte psychische Dispositionen stehen sollte, ohne dabei auf die Graphologie zu setzen, entstanden im Verlauf der 1930er Jahre wiederum punktuelle Versuche von universitärer Seite, die Postulate von graphologischen Praktikerinnen und Praktikern auf ihre Stichhaltigkeit hin zu überprüfen. Nach seiner Berufung auf eine Psychologie-Professur an der Harvard University hatte beispielsweise Gordon W. Allport in den frühen 1930er Jahren Studien durchgeführt, die der psychologischen Bedeutung von Ausdrucksbewegungen nachgegangen waren. Die Versuche waren in Kollaboration mit dem britischen Psychologen Philipp E. Vernon entstanden, der nach dem Abschluss seiner Dissertation mit der Unterstützung der Rockefeller Foundation für zwei Jahre in die Vereinigten Staaten gekommen war, um sich in New Haven und Cambridge explizit der Erforschung von ›Persönlichkeit‹ zuzuwenden. Das Buch *Studies in Expressive Movement*, das die gemeinsam durchgeführten Studien bündelte, wurde im Jahr der Rückkehr Vernons nach Großbritannien veröffentlicht und der Fachwelt präsentiert als »critical propaedeutic to the elusive problems of psychodiagnosis.«¹²⁹ Schon in ihrer Rhetorik reklamierten Allport und Vernon dabei einen neutralen Standpunkt für sich, der sich alleine von den Prinzipien der Wissenschaft leiten sollte. Exakte Aussagen über die Beziehung zwischen Ausdrucksbewegungen und Merkmalen der ›Persönlichkeit‹ wollten die Autoren deshalb nicht tätigen. Mit ihrer detaillierten Rezeption europäischer Forschungsaktivitäten wendeten sich Allport und Vernon zugleich gegen ihre amerikanischen Kollegen, denen sie einen ikonoklastischen Kreuzzug gegen populäre physiognomische Ansätze attestierten.¹³⁰ Als gerade in der populären Rezeption besonders stark aufgeladenes Ausdruckszeichen kam der Handschrift in ihrer Publikation eine prominente Rolle zu. Auf pointierte Art grenzten Allport und Vernon dabei rhetorisch zwei geographisch kodierte Typen von Akteuren ab, die sich in Abhängigkeit ihrer Forschungskultur deutlich voneinander unterscheiden sollten: »[...] American scientists regard handwriting as unrelated to the deep-lying central factors of personality, and as a product essentially of peripheral manual movement; they also consider it to be influenced greatly by external conditions of instruction and example. Continental psychologists [...] see in graphic movement the quintessence of expression. It is a ›crystallized‹ form of gesture, an intricate but accessible prism which reflects many, if not all, of the inner consistencies of personality.«¹³¹ Wurde von amerikanischen Wissenschaft-

¹²⁹ Siehe Gordon W. Allport/Philip E. Vernon, *Studies in Expressive Movement*, New York 1933, hier vii.

¹³⁰ Siehe ebenda, 7.

¹³¹ Siehe ebenda, 186.

lern damit jede tieferliegende Bedeutung der Handschrift negiert, erschien diese europäischen Psychologen als Resonanzfläche, die das innere Beziehungsgefüge nach außen trug und zugleich in einer bestimmten Form konservierte. Diagnostische Relevanz mit Blick auf ›Persönlichkeit‹ sprachen Allport und Vernon jedoch primär der Graphologie zu, die sie von einer Psychologie der Handschrift unterschieden wissen wollten: »Graphology is the art (and perhaps embryo science) of determining qualities of personality from script; the psychology of handwriting, on the other hand, has no special interest in the diagnostic use of handwriting, but concerns itself merely with analytical and psychological studies of graphic movement. Much of its work, however, yields results of practical significance for graphology, as well as for law, education, and psychiatry; above all the psychology of handwriting contributes to a general understanding of the fundamental problems of expressive movement.«¹³²

Für ihr Anliegen, die graphologische Expertise einer experimentellen Überprüfung zu unterziehen, hatten sich Allport und Vernon die Unterstützung von Edward Powers gesichert, der seinerzeit Assistant Professor am Dartmouth College war und für *Studies in Expressive Movement* ein eigenes Kapitel über graphologische Experimente beisteuerte.¹³³ Powers war dabei nicht der Frage nachgegangen, ob bestimmte Schriftmerkmale mit Aspekten von ›Persönlichkeit‹ zusammenhängen. Vielmehr wollte er der Hypothese nachgehen, ob der Formeneindruck in seiner Gesamtheit bestimmte Muster der ›Persönlichkeit‹ zu erkennen geben würde. Dazu hatte er auf die Zuordnungsmethode gesetzt, weil diese eine Entscheidung auf Basis des ganzen Schriftbildes verlangte. Um an entsprechende Schriftproben zu kommen, mussten zehn Probanden eine Textpassage abschreiben, die zugleich instruiert worden waren, möglichst spontan vorzugehen. Die Passage hatte vor allem Buchstaben enthalten, die in der graphologischen Theorie für besonders aussagekräftig gehalten wurden. Von den Schriftproben wurden im Anschluss fotostatische Reproduktionen eingeholt. Zusammen mit seinen Kollegen fertigte Powers darüber hinaus kurze Beschreibungen an, die in möglichst konziser Form die herausragenden ›Persönlichkeitsmerkmale‹ der Personen zum Ausdruck bringen sollten. Für das Experiment wurden die reproduzierten Schriftproben mit Nummern und die Vignetten mit Buchstaben versehen. Die Zuordnungen erfolgten dabei nicht nur von einer Gruppe von Studenten, sondern auch von Universitätsangehörigen und professionellen Graphologinnen beziehungsweise Graphologen. Gerade die Gruppe der letzteren, die von den Autoren mit besonderem Interesse eingebunden worden war, äußerte ihre Unzufriedenheit am Experimentalaufbau.¹³⁴ Einige von ihnen hatten moniert, dass die Schriftproben keine Signaturen enthielten – eine indi-

¹³² Siehe ebenda, 203.

¹³³ Siehe ebenda, Kapitel 10.

¹³⁴ Siehe ebenda, 221–223.

viduelle Ausdrucksspur, die im graphologischen Diskurs als hochsymptomatisches Zeichen gehandelt wurde. Daneben stieß die Verwendung fotostatischer Kopien auf Kritik, die nicht an die Qualität der Originale herangereicht und damit den diagnostischen Prozess erschwert hätte. Auch die Länge der Schriftproben wurde stellenweise für unzureichend befunden, genauso wie die von den Testleitern angefertigten Vignetten. Der letzte Kritikpunkt erschien Powers verständlich, weil sich an der künstlich produzierten Zusammenschau letztlich die Gültigkeit der graphologischen Expertisen zu beweisen hatte.¹³⁵ Insgesamt fiel das Ergebnis des Experiments ernüchternd aus.¹³⁶ Angesichts der komplexen Gemengelage an intervenierenden Faktoren ließ sich nur eine Pattsituation konzedieren: »Whether the low scores on the test were due to the limitations of the method or to the limitations of graphology cannot be decided dogmatically.«¹³⁷ Dass die ermittelte Verteilung keinem Zufallsbild entsprochen hatte, führte Powers auf die spezifischen Formqualitäten der Schriftproben zurück, die wohl die Zuordnungen beeinflusst hätten: »Handwritings evidently indicate to the judges definite personality patterns, and though these are not always the correct ones, the errors for the most part appear to be logical and meaningful.«¹³⁸ Damit schienen für die Beurteilerinnen und Beurteiler in der Schrift durchaus individuell charakteristische Muster sichtbar zu werden – ob diese jedoch mit der tatsächlichen ›Persönlichkeit‹ übereinkamen, war wiederum eine andere Frage.

Angesichts der vielschichtigen Befundlage und der komplizierten Effekte der Experimentalbedingungen entschieden sich Allport, Vernon und Powers zu einem Vorgehen mit neuer Rollen- und Expertiseverteilung. Dazu wurden von 23 Studenten verschiedene Schriftproben eingeholt, die aus vorangegangenen Erhebungen stammten und für die Autoren damit das gewünschte Signum von Spontaneität und Authentizität trugen.¹³⁹ Das Material wurde einmal June E. Downey, ein anderes Mal DeWitt B. Lucas überreicht, damit diese auf Basis der Schriftproben »personality sketches«¹⁴⁰ formulieren konnten. Somit war ein kompetitives Feld eröffnet, was die Expertise einer akademisch verankerten Schriftpsychologie anging, wie sie Downey repräsentieren wollte, und einer le-

¹³⁵ Siehe ebenda, 215.

¹³⁶ Für die Bewertung der Ergebnisse hatte Powers wahrscheinlichkeitstheoretische Überlegungen herangezogen. Insgesamt lagen die durchschnittlich korrekten Zuweisungen jeder Gruppe leicht über dem Zufall. Zugleich konnte das Material über die Versuchspersonen hinweg unterschiedlich erfolgreich zugeordnet werden. Die Getesteten unterschieden sich auch in ihrem Zuordnungserfolg.

¹³⁷ Siehe ebenda, 223.

¹³⁸ Siehe ebenda.

¹³⁹ Die Studenten hatten zum Beispiel in einer Erinnerungsaufgabe niederschreiben sollen, welche Details sie aus dem Gedächtnis abrufen konnten, zudem hatte man sich über an die Versuchsleiter adressierte Postkarten mehrere Unterschriften der Testpersonen verschafft.

¹⁴⁰ Siehe ebenda, 222.

benspraktischen Graphologie, deren Dienste Lucas öffentlichkeitswirksam mit eigenen Erhebungsprofilen offerierte (Abb. 3.6). Die Zuordnung der einzelnen »sketches« zu den ihm bekannten Probanden musste Powers übernehmen. Mit Blick auf die Quote der korrekten Zuordnungen fiel das Ergebnis jedoch noch unbefriedigender aus als in der ersten Studie. Nichtsdestotrotz hielten die Autoren in der abschließenden Zusammenschau an einer zuversichtlichen Lesart fest: »although any one of these results might seem discouraging, yet considered in aggregate they point to the conclusion that handwriting possesses an appreciable relation to personality.«¹⁴¹ Vor allem wurde betont, dass sich der Zuordnungserfolg über die Getesteten und die erhobenen psychologischen Merkmale deutlich unterschieden hätte. Die Schlussfolgerung, dass graphologische Analysen nur geringfügig besser ausfallen würden, als es der Zufall erwarten ließe, hielten Allport, Vernon und Powers deshalb für unzureichend: »a far more complex state of affairs exists, and at present we are quite unable to determine which psychological traits are most clearly expressed in script, what types of subjects are most accurately analyzed, or what graphological methods of analysis give the best results.«¹⁴² Die Autoren empfahlen für die Zukunft, die Experimentalbedingungen unter der Berücksichtigung der zahlreichen Einflussfaktoren noch feiner zu justieren. Hatten Allport, Vernon und Powers damit eine Betrachtungsebene gewählt, die sich auf methodische Aspekte konzentrierte und diese kritisch diskutierte, sah sich Lucas dazu veranlasst, mit Emphase auf seiner graphologischen Kompetenz zu beharren. Rhetorisch geschickt, sollte sich die Gültigkeit seiner Diagnostik nicht im hier-und-jetzt der experimentellen Überprüfung zeigen, sondern als Zukunftswissen, das präzise Vorhersagen treffen konnte: »I am not disappointed, and I have not failed. If you are able to keep track of these subjects, you will find that with the passing of the years, my estimate of these immature young men will be proved far more accurate than your present perspective.«¹⁴³

Unter der Leitung Allports wurden an der Harvard University in der ersten Hälfte der 1930er Jahre noch weitere Versuche unternommen, der Validität der Graphologie auf den Grund zu gehen. Die komparatistische Perspektive wies »graphologischen Methoden« dabei jedoch nicht nur rhetorisch, sondern ganz konkret einen Platz jenseits »psychologischer Methoden« zu, um sie einander direkt gegenüber zu stellen.¹⁴⁴ Bei der Umsetzung war es den Autoren darauf

¹⁴¹ Siehe ebenda, 238.

¹⁴² Siehe ebenda.

¹⁴³ Siehe ebenda, 241.

¹⁴⁴ Siehe beispielsweise H. Cantril/H. A. Rand/G. W. Allport, »The Determination of Personal Interests by Psychological and Graphological Methods«, in: *Character and Personality. A Quarterly for Psychodiagnostic and Allied Studies* 2 (1933), 134–143. Siehe auch H. Cantril/H. A. Rand, »An Additional Study of the Determination of Personal Interests by Psychological and Graphological Methods«, in: *Character and Personality. A Quarterly for Psychodiagnostic and Allied Studies* 3 (1934), 72–78.

THE IDEAL GRAPHOLOGICAL CHART.

Copyright, 1913, by DeWitt B. Lucas,
804 Renshaw Building, 9th & Liberty,
Pittsburgh Pennsylvania
(ALL RIGHTS RESERVED)

A quick and accurate basis for analyzing your own character, or that of another. Traits checked, indicate that particular characteristic is normally marked. A minus sign (-) indicates a lack of that particular trait—or under normal. A plus sign (+) signifies that particular characteristic is above the normal. All samples of handwriting submitted for analysis should be written on unruled paper, in ink, in a natural manner—should

be not less than fifty words in length, and should contain several capital letters. Unless there is enough material to work upon, satisfactory results are impossible. Always be sure to sign your name, or send signature of writer if possible. This is important. Write naturally, or send a naturally written specimen. Do not try to change your style for criticism, as dissatisfaction with the analysis will likely result. The sample form letter on the back

of this page, gives a good variety of words and letters. Copy it, if you are at a loss what to say—but don't try to force or alter your writing. The prominent characteristics found in the writing you submitted, will be found checked in the chart below. We hope you may find it helpful, and shall be glad to have you recommend our service to your friends.

No.	TRAIT.	No.	TRAIT.	No.	TRAIT.	No.	TRAIT.	No.	TRAIT.
✓ 1	Affection	✓ 28	Determination	✓ 55	Idealism	✓ 82	Modesty	✓ 109	Sensitiveness
✓ 2	Ambition	+ 29	Deductiveness +	✓ 56	Ill Health	83	Mathematical	110	Sensuality
3	Anger	✓ 30	Diplomacy	✓ 57	Indecision	- 84	Music	111	Sensuousness
4	Ardour	- 31	Dissimulation	✓ 58	Independence	- 85	Neatness	+ 112	Simplicity
- 5	Artistic Taste	✓ 32	Eccentricity <i>trace</i>	59	Imagination	✓ 86	Nervousness	+ 113	Sincerity
6	Avarice	✓ 33	Economy	- 60	Impulse	87	Nobility of Mind	- 114	Spontaneity
- 7	Audacity	24	Egotism	61	Indolence <i>trace</i>	88	Obstinacy	115	Superiority
8	Benevolence	✓ 35	Enthusiasm	+ 62	Intelligence	✓ 89	Order	116	Struggle in Life
+ 9	Bashfulness	36	Eloquence	✓ 63	Impatience	✓ 90	Originality	117	Spenthrift
10	Brutality	✓ 37	Energy <i>Variable</i>	64	Insanity	91	Parsimony	118	Spirituality
✓ 11	Business Ability	38	Extravagance	- 65	Intuition	✓ 92	Penetration	119	Suspicion
12	Calmness	39	Excitability	66	Jealousy	93	Patience	- 120	Tact
+ 13	Candour	- 40	Falsehood	+ 67	Judgment	✓ 94	Perseverance	121	Temper
14	Coarseness	41	Facility	✓ 68	Kindness	- 95	Poetic Feeling	✓ 122	Tenacity
15	Coldness	✓ 42	Faithfulness	- 69	Laziness	- 96	Pride	✓ 123	Tenderness
+ 16	Cautious	- 43	Finesse	✓ 70	Literary Ability	97	Prodigality	✓ 124	Thrift
+ 17	Conscientious	✓ 44	Firmness	71	Liveliness	98	Quick Thought	✓ 125	Truthfulness
✓ 18	Courage	45	Ferocity	+ 72	Logic	- 99	Quarrelsomeness	126	Untruthfulness
19	Criticism, <i>trace</i>	46	Flattery	✓ 73	Loyalty	+ 100	Reason	127	Vanity
20	Cruelty	+ 47	Frankness	74	Love	101	Refinement	- 128	Versatility
21	Cultivation	✓ 48	Generosity	+ 75	Lucidity of Mind	✓ 102	Reserve	129	Vivacity
- 22	Cunning	✓ 49	Gentleness	- 76	Luxury (love of)	103	Resistance	130	Vulgarity
✓ 23	Curiosity	- 50	Grandeur	77	Magnanimous	104	Sarcasm	✓ 131	Will
- 24	Deceit	✓ 51	Honesty	78	Magnificence	105	Selfishness	132	Will (Want of)
25	Despotism	- 52	Hypocrisy	79	Material Tastes	106	Self-devotion	133	Wit
✓ 26	Detail	✓ 53	Heroism	✓ 80	Melancholy	107	Self-contained	134	Weakness
✓ 27	Despondency	✓ 54	Humor	81	Minutiae	+ 108	Scientific Tastes	+ 135	Worry

SOME GENERAL CHARACTERISTICS.

- A Makes Mistakes. Not very clear headed person—nervous.
- B Very sensitive and passionate. Excitable and emotional. Feelings easily hurt.
- ✓ C ~~Feelings suppressed~~, mind controls. Calm and deliberate.
- D A great deal of resistance power. Severe at times, positive and stubborn.
- E Little resistance power, weak and easily influenced.
- F Enterprise and a desire to do great things. A lover of luxury. Proud.
- + G Much observation and criticism. Simplicity. Able to give good advice.
- H Immoderation. Superficiality. Generosity and carelessness are shown.
- I Character appears to be in a formative period. Perhaps too young to show marked traits.
- J Taste, culture, and an inclination toward art or music.
- ✓ K Logical. One who does not invent, but ~~with reasons~~ reasons.
- L Intuitive, impulsive and ideal. Theory and invention. Knows without reasoning.
- M A reserved person, diplomatic, secretive and disimulative perhaps.
- ✓ N Faithful, sincere, unwavering, firm and conscientious. A good friend.
- O Active, ambitious, optimistic and full of courage and enterprise. Energetic.
- P Afraid to venture. Timid, pessimistic, inactive, melancholy and easily discouraged.
- Q Starts out all right, but has not enough faith or energy to finish.
- R Finds it hard to begin, takes courage, gets hopeful and finishes strong.
- S Active character, fighting successfully against discouragements and disappointment.
- T Shows idealism. Mental and spiritual impulses are strongest. Usually a church worker.
- ✓ U Shows inclination toward business, sports, technical pursuits, etc.
- V Shows inclination to spend money and be liberal, but combats against it successfully.
- W Desires to save, but spends more all the time.
- X A temperament more material than spiritual. Enjoys the good things of life.
- + Y A clear, level headed nature. Good mentality, seldom at a loss for words to express the mind, and rarely has to apologize.
- Z —You did not give us enough material to work on to enable us to check very many traits. We cannot assert a sign unless it is repeated or qualified by others.

TRAITS YOU SHOULD TRY TO OVERCOME:

Lack of confidence

TRAITS YOU SHOULD TRY TO CULTIVATE:

Impulse, Neatness, Audacity

OCCUPATION BEST SUITED FOR.

Art ✓ Athletics Business Commercial Clerk	Dramatic Finance Invention Law Literature	Lecture ✓ Mechanical Medicine Politics Music	Professional Religious Surgical <u>Scientific</u>
---	---	--	--

REMARKS:

great frankness, Emotional Variation, Ambition in habits, Liability to Depression, Conscientious, Not administrative, Bluntness.

Abb. 3.6: Lucas' Ideal Graphological Chart.

angekommen, einen Versuchsaufbau zu finden, der den Bedürfnissen der Graphologen an Material und Medium der Handschriftproben genauso Rechnung trug wie den epistemischen Erfordernissen an eine gelungene Experimentalpraxis. Letztlich konnten diese Bestrebungen innerhalb der nordamerikanischen Psychologie jedoch keine nachhaltigen Forschungsimpulse setzen.¹⁴⁵ Auch Allport verließ das Forschungsfeld nach dieser Phase des ambitionierten Experimentierens und äußerte sich nicht mehr öffentlich zur Graphologie.¹⁴⁶ Als widerständiges Medium, das sich nicht ohne Weiteres mit einer auf Maß und Zahl setzenden Wissenskultur in Einklang bringen ließ, verschwand die Handschrift neben wenig erfolgreichen Wiederbelebungsversuchen damit nahezu vollständig aus dem nordamerikanischen Diskurs der psychologischen Wissenschaften.

3.2 *Der Klang des Körpers / Stimme und Sprechweise*

Neben der prominenten Rolle, die der Handschrift als Medium des Psychischen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zuteil wurde, geriet mit der menschlichen Stimme noch eine andere Ausdrucksform in das Visier von Psychiatrie und Psychologie. Aus der Sicht der Forscher markierte die Stimme einen quasi-natürlichen, bedeutungsvollen Ausdrucks- und Kommunikationskanal des Menschen, dessen Präsenz und Verfügbarkeit der Handschrift in nichts nachstand. Die Versuche, die das psychodiagnostische Potenzial der Stimme erkunden wollten, knüpften dabei an die kulturgeschichtlich lang tradierte, bis in die Antike zurückreichende Vorstellung von der Stimme als »index mentis«, als hörbares Zeichen von Gemüts- bzw. Bewußtseinszuständen« an.¹⁴⁷ Bereits im Altertum hatten sich physiognomische Abhandlungen mit der Stimme des Menschen beschäftigt und diese als Bedeutungsträgerin der Psyche diskutiert.¹⁴⁸ War es danach zunächst weitgehend still um die Stimme geworden, geriet sie um 1800 und mit dem Aufkommen der modernen Humanwissenschaften erneut in den Blick.¹⁴⁹ Eigentlich ein flüchtiges Phänomen, das sich dem wissenschaftlichen Zugriff durch seine

¹⁴⁵ So wurde *Studies in Expressive Movement* kaum in der Fachpresse rezipiert. Auf die Studien wurde von anderen Wissenschaftlern im Verlauf nur vereinzelt Bezug genommen.

¹⁴⁶ Aufschlussreich ist, dass Allport am Ende der Karriere seine Forschung zu expressiven Bewegungsmomenten als besonders wichtigen Beitrag einordnen und in diesem Zuge nochmals auf ihre Bedeutung für die Diagnose von »Persönlichkeit« hinweisen sollte. Siehe Richard I. Evans/Gordon W. Allport, *Gordon Allport, the Man and His Ideas*, New York 1971, 112 sowie Nicholson, *Inventing Personality*, 173–176.

¹⁴⁷ Siehe Reinhart Meyer-Kalkus, *Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001, 15.

¹⁴⁸ Vergleiche Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, 28.

¹⁴⁹ Siehe dazu ausführlich Reinhart Meyer-Kalkus, *Stimme*. Meyer-Kalkus beschreibt, dass die Stimme nach ihrer Thematisierung in antiken physiognomischen Lehren zunächst weitgehend aus dem Blick geriet und dann wieder im 18. und frühen 20. Jahrhundert unter physiognomischen Aspekten perspektiviert wurde. Eine Ursache sieht Meyer-Kalkus in der allmählichen Eingrenzung des Physiognomie-Begriffs auf das Gesicht. An der wissen-

inhärente Zeitlichkeit entzog, lag mit dem in den späten siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts von Thomas Alva Edison entwickelten Phonographen ein technisches Speichermedium vor, das Stimmen konservieren und mechanisch verfügbar halten konnte.¹⁵⁰ Als Aufzeichnungstechnik wurde der Phonograph im ausgehenden 19. Jahrhundert auch von Psychiatern rezipiert, die sich zunehmend für die verschiedenen Ausdrucksformen psychopathologischer Zustände interessiert und nach Möglichkeiten ihrer Erfassung gesucht hatten. Der Gießener Nervenarzt Robert Sommer würdigte die Phonographie in seinem 1899 erschienen *Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungsmethoden* in einer ausführlichen Besprechung als Technik, bei der »die Schallwellen, welche von Geisteskranken verursacht werden, benützt [werden], um auf einem Wachscyliner bleibende Spuren einzugraben.«¹⁵¹ Er selbst hatte mit unterschiedlichen Phonographenmodellen experimentiert und in seiner Klinik die verbalen Äußerungen von einem »stark erregten Geisteskranken« mit einem elektrisch angetriebenen Tainter'schen Graphophon festgehalten. Die Tonspur hatte er danach auf ihre inhaltlichen, aber auch formalen Eigenarten im Hinblick auf Rhythmus, Akzentuierung und Tonhöhe untersucht.¹⁵² An die Krankengeschichte des Patienten rückgebunden, sah Sommer seinen Testlauf als Beleg, dass die Phonographie auch bei »sehr erregten Geisteskranken« möglich wäre und »ein wichtiges Hilfsmittel der klinischen Forschung und des Unterrichtes« werden könnte.¹⁵³ Die Sprachbesonderheiten pathologischer Gruppen wies er als notwendiges zukünftiges Untersuchungsgebiet aus: »Die unarticulirte, verwaschene Sprache mancher Idioten, die katatonischen Verbigerationen, die eigenthümlichen Jammerlaute der Melancholischen und so fort setzen besondere Arten von Bewegung der Sprach- und Stimm-Musculatur voraus, deren Erforschung die Psychopathologie über kurz oder lang in Angriff nehmen muss.«¹⁵⁴ Der unmittelbare Einsatz der Phonographie bei der Untersuchung psychopathologischer Phänomene erschien ihm aufgrund der diffizilen technischen Voraussetzungen und des sprachphysiologischen Forschungsstands jedoch noch verfrüht. Auch Emil Kraepelin wies kurz nach der Jahrhundertwende in der achten Auflage seines Lehrbuchs die Erfassung der »Stärke des Stimmaufwandes« als vielversprechend aus, mit Blick auf

schaftlichen Erschließung der Stimme waren neben der Psychologie auch die Sprachwissenschaft und die Philosophie beteiligt. Siehe ebenda, 2.

¹⁵⁰ Siehe Friedrich A. Kittler, *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986.

¹⁵¹ Siehe Robert Sommer, *Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungs-Methoden*, Berlin/Wien 1899, 152–153, hier 152. Bei den 1904 von ihm für den Kongress für Experimentelle Psychologie für eine Ausstellung zusammengestellten Apparaten fehlte der Phonograph noch. Siehe Prof. Dr. Robert Sommer, *Die Ausstellung von experimental-psychologischen Apparaten und Methoden bei dem Kongreß für experimentelle Psychologie Gießen 18.–21. April 1904*, Leipzig 1904.

¹⁵² Siehe Sommer, *Lehrbuch*, 145.

¹⁵³ Siehe ebenda, 152.

¹⁵⁴ Siehe ebenda, 153.

die technischen Bedingungen erschien ihm diese jedoch als äußerst schwierig und kostspielig.¹⁵⁵ Bereits wenige Jahre zuvor hatte Erwin Stransky als Assistent an der Wiener Universitätsklinik eine Untersuchung durchgeführt, bei der er mit einem Apparat, der ihm von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung gestellt worden war, das Phänomen der »Sprachverwirrtheit« an Gesunden und Kranken untersucht hatte.¹⁵⁶ Nur ein technisches Hilfsmittel wie der Phonograph war für Stransky dabei in der Lage, die mit hoher Geschwindigkeit bekundeten verbalen Assoziationen seiner Versuchspersonen *in toto* zu registrieren. Etwa zeitgleich begann sich auch die psychologische Forschung für das Phänomen Stimme zu interessieren: Als Privatdozent an Wilhelm Wundts Institut für experimentelle Psychologie hatte Felix Krueger in einem Überblicksartikel auf die Bedeutung der Psychologie für das Gebiet der Phonetik hingewiesen und bei dem zweiten Kongress für experimentelle Psychologie, der im April 1906 in Würzburg veranstaltet worden war, Vorschläge für eine psychologische Phonetik unterbreitet.¹⁵⁷ Individuelle Aspekte und Einflüsse des psychophysischen Zustandes auf die Ausdrucksfunktion waren nach Krueger von der Phonetik bislang weitgehend außer Acht gelassen worden. Die Aufgabe der Psychologie sah er darin, bestimmte Stimmerkmale, ihre Klangfarbe, Stärke, Tonhöhe und zeitlichen Parameter oder aber auch die Sprechmelodie auf exaktem Wege und in Verbindung zu Affektlagen zu erfassen. Dazu mussten nach Krueger vor allem die »akustischen Eigenschaften der normalen Sprechstimme psychologisch genauer« gekannt werden.¹⁵⁸

Im frühen 20. Jahrhundert hatte sich damit eine Matrix aus technischen und epistemischen Bedingungen herausgebildet, in denen die psychischen Implikationen der Stimme auf experimentelle Weise erkundet werden konnten.¹⁵⁹

¹⁵⁵ Siehe Emil Kraepelin, *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Achte, vollständig umgearbeitete Auflage, 1. Band*, Leipzig 1909, 500. Erstmals auf den Phonographen Bezug genommen hatte er in der siebten Auflage seines Lehrbuchs. Siehe Kraepelin, *Psychiatrie*, 366.

¹⁵⁶ Siehe Erwin Stransky, *Über Sprachverwirrtheit. Beiträge zur Kenntnis derselben bei Geisteskranken und bei Geistesgesunden*, Halle 1905. Dabei ließ der Psychiater die Probanden in den Trichter des Phonographen auf ein vorgegebenes Reizwort hin sprechen oder stellte ihnen Fragen, um so ihre Assoziationen als Ausdruck von Gesundheit beziehungsweise Psychopathologie zu fixieren. Zu diesem Themengebiet siehe auch Yvonne Wübben, *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts*, Konstanz 2012.

¹⁵⁷ Siehe Felix Krueger, »Beziehungen der experimentellen Phonetik zur Psychologie«, in: F. Schumann (Hrsg.), *Bericht über den II. Kongress für experimentelle Psychologie in Würzburg vom 18. bis 21. April 1906*, Leipzig 1907, 58–122. Krueger unterschied zwischen den Hauptbereichen »Sprache als Ausdruck« und »Sprache als Gegenstand der Wahrnehmung«. Lautsprachliche Erscheinungen waren nach Krueger in der Regel »sowohl unmittelbarer Ausdruck seelischer Zustände als Gegenstände der Auffassung, seitens des Sprechenden selbst und anderer Personen.« Siehe ebenda, 90.

¹⁵⁸ Siehe ebenda, 110.

¹⁵⁹ Für eine Rekonstruktion der Entstehung der akustischen und experimentellen Pho-

Neben der Untersuchung phonetischer Merkmale einer Normalpopulation, die als neutraler Standard gesetzt wurde, übten vor allem klinisch-pathologische Fälle eine besondere Faszination aus. Im Zugriff der psychologischen Wissenschaften wurde die Stimme als untrügliche Mittlerin einer inneren Verfassung aufgerufen, deren Klangeigenschaften exteriorisiert und über den Anschluss an ein Dispositiv an Registrierapparaturen sinnlich erfahrbar werden konnten. Eigentlich ein Phänomen, dem wegen seiner Bewegung und Prozesshaftigkeit das Verschwinden eingeschrieben war,¹⁶⁰ ließ sich die Stimme so zu einem stabilen Objekt konvertieren, dass sich immer wieder reproduzieren ließ, ohne auf die Präsenz des eigentlich tongebenden Körpers angewiesen zu sein, der in diesem Falle technisch-apparativ substituiert wurde. ›Persönlichkeit‹ oder ›Charakter‹ spielten als Wissensobjekte in diesen Zugriffen jedoch noch keine Rolle. Eine Verlagerung des Interesses auf ihr vermeintliches Lautwerden in der Stimme zeichnete sich erst im Verlauf der 1920er Jahre ab. Die Stimme bot sich dabei an, weil der Körper im Klang in seiner organischen Materialität präsent wurde, dieser aber wiederum auf die Person, die die Stimme hervorbrachte, zurückwies.¹⁶¹ *Soma* und *Psyche* waren in der Stimme damit untrüglich verschränkt, zugleich erschien sie als charakteristische Signatur und Identitätsmarker.¹⁶² Die Vorstellung, dass auch stabile psychische Eigenschaften in der Stimme greifbar werden könnten, fügte sich harmonisch in diesen Bedeutungszusammenhang ein.

Im Folgenden zeichnet das Teilkapitel nach, wie die Stimme als Medium der Diagnostik von ›Persönlichkeit‹ und ›Charakter‹ im Verlauf der 1920er Jahre in den wissenschaftlichen Diskurs Einzug hielt. Dabei stehen zunächst die im Umkreis der deutschsprachigen Ausdruckspsychologie und Charakterologie durchgeführten Versuche im Zentrum, wobei vor allem die Untersuchungen im Labor von Karl Bühler in Wien rekonstruiert werden. Darauf aufbauend, untersucht der zweite Teil die Rolle der Stimme innerhalb der nordamerikanischen Psycho-diagnostik und ihre spezifische experimentelle Adressierung.

netik bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, siehe Joachim Gessinger, *Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen, 1700–1850*, Berlin/New York 1994.

¹⁶⁰ Siehe Doris Kolesch, »Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik«, in: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hrsg.), *Medien/Stimmen*, Köln 2003, 267–281, hier 267.

¹⁶¹ Vergleiche ebenda.

¹⁶² Siehe dazu auch Göttert, *Geschichte*, 13. Die Philosophin Sybille Krämer hat die Stimme als Phänomen beschrieben, das in seiner Ereignis- und Prozesshaftigkeit nicht in einem binären Ordnungsschema aufgeht. Sie ist »sinnlich und sinnhaft, somatisch und semantisch, indexikalisch und symbolisch, natürlich und künstlich, affektiv und kognitiv, diskursiv und ikonisch, individuell und sozial, materiell und immateriell, physisch und psychisch [...]«. Siehe Sybille Krämer, »Die ›Rehabilitierung der Stimme‹. Über die Oralität hinaus«, in: Doris Kolesch/Sybille Krämer (Hrsg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, Frankfurt am Main 2006, 269–295, hier 290.

3.2.1 *Die Stimme im Umkreis von Ausdruckspsychologie und Charakterologie*

Mit der zunehmenden Bedeutung von charakterologischen Fragestellungen geriet ab den späten 1920er Jahren auch die Stimme als Ausdrucksmedium in deutschsprachigen psychologischen Publikationen in den Blick.¹⁶³ Jenseits von psychopathologischen Kategorien, deren vermeintlich sinnlicher Niederschlag weiterhin im Interesse psychiatrischer Untersuchungen stand, fokussierte man hierbei den Zusammenhang von vokalen Äußerungen und Merkmalen des ›Charakters‹. Unter dem Oberbegriff der Sprechweise, mit der verschiedene Aspekte der vokalen Äußerungen eines Menschen abgedeckt wurden, nahm man sich dabei auch der Stimme an.¹⁶⁴ Der in Köln tätige Mediziner Paul Moses plädierte beispielsweise auf der ersten Tagung der internationalen Gesellschaft für experimentelle Phonetik, die 1930 in Bonn abgehalten wurde, für die Notwendigkeit einer »Stimmcharakterologie«, die man analog zur Graphologie betreiben müsste, weil sich in der Stimme das Wesen eines Menschen äußerte.¹⁶⁵ Die Untersuchungen, die ab den 1930er Jahren in Deutschland allmählich Kontur gewannen, beriefen sich dabei insbesondere auf Typen- und Temperamentskonzeptionen, deren Stimmcharakteristika mit unterschiedlichen Forschungsstrategien nachgegangen wurde. Als wichtiger Impulsgeber war hier der Tübinger Psychiater Ernst Kretschmer aufgetreten, der bereits in den frühen 1920er Jahren auf die charakteristische Sprechweise seiner Konstitutionstypen hingewiesen, dazu aber selbst noch keine Untersuchungen durchgeführt hatte, sodass in der Nachfolge eine Reihe von Studien entstanden, die diesem Desiderat nachkommen wollten.¹⁶⁶ Entsprechenden Klassifikationen und Typologien kam eine große und anhaltende Bedeutung zu, da sie als differenzsetzende Analyse-kategorien einen praktikablen Ausgangspunkt für die Analyse der Stimme boten und mit ihrer einfachen Struktur zugleich ein breites Anwendungsspektrum versprachen. Die Frage, ob aus der Stimme auf ›Charakter‹ oder ›Persönlichkeit‹

¹⁶³ Außerhalb der Psychologie hatte beispielsweise der Jurist Ottmar Rutz die These aufgestellt, dass in jedem Menschen ein »Ausdrucksbegehren« zum Tragen käme. Rutz analysierte in diesem Zuge Aspekte wie den Stimmklang, die Weise zu sprechen und zu singen oder die Art zu atmen. Die Typenlehre wurde innerhalb der psychologischen Forschung rezipiert und getestet. Siehe Ottmar Rutz, *Vom Ausdruck. Lehrbuch der Physiognomik*, Celle 1925, 11, 194 sowie Hans Schulte, »Experimentelle Prüfung der Rutz-Sieversschen Typenlehre«, in: *Archiv für die Gesamte Psychologie* 70 (1929), 119–208.

¹⁶⁴ Zwischen Stimme und Sprache wurde nicht immer klar getrennt. In der Forschung umfasste die Sprechweise oft Aspekte der Stimme wie auch die Art des Sprechens.

¹⁶⁵ Siehe Paul Moses, »Experimental-phonetische Grundlagen einer Charakterologie der Stimme«, in: Paul Menzerath (Hrsg.), *Bericht über die 1. Tagung der Internationalen Gesellschaft für experimentelle Phonetik in Bonn, vom 10. bis 14. Juni 1930*, Bonn 1930, 77–79, hier 77.

¹⁶⁶ Der Körperkonstitution und -form widmet sich der vierte Teil dieses Kapitels. Auf Kretschmer wird dabei ausführlich eingegangen.

geschlossen werden könnte, war auch von Interesse für die praktisch ausgerichtete Psychodiagnostik. Sie geriet in diesem Zuge beispielsweise in den Blick der Heerespsychologie, die nach neuen aussagekräftigen Anknüpfungen für die Selektion von militärischem Personal Ausschau hielt, nachdem sie sich bereits anderen körperbezogenen Ausdrucksmedien zugewendet hatte.¹⁶⁷ 1932 präsentierte der Heerespsychologe Johann Baptist Rieffert auf dem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie zum Beispiel ein eigenes Schema, das von verschiedenen Sprechtypen ausging und phonetische mit charakterologischen Merkmalen kurzschloss.¹⁶⁸ Die Beispiele seines Kategoriensystems illustrierte er dem Auditorium anhand von Grammophonaufnahmen, die von der Reichsrundfunkgesellschaft gegen die Erstattung der Produktionskosten erworben werden konnten. Ausgehend von den besonders prägnanten phonetischen Merkmalen der Sprechweise unterschied Rieffert zwischen einer Melos- und einer Rhythmuskategorie, wobei die erstere wiederum nach ihrem Sprechtempo, die zweite nach ihrer dynamischen Spannung, differenziert wurde. Ihnen wies Rieffert darüber hinaus unterschiedliche Ausdrucksstärken zu, die er an der Lautheit, Tonstärke und Klangfarbe festmachte. Ihre charakterologische Bedeutung erhielten die Klassen durch die Rückbindung an psychische Merkmale und Dispositionen.¹⁶⁹ Die über das Tempo definierte Melosklasse erschien Rieffert dabei als emotionale Sprechhaltung, die in ihrer lebhaften Form je nach Ausdrucksstärke für Kontaktbereitschaft oder Impulsivität stand. Die Rhythmuskategorie wurde von ihm als voluntative Sprechhaltung angesehen, die bei entsprechender Spannung

¹⁶⁷ Obwohl dieser Forschungsbereich eindeutig dokumentiert ist, gibt es nur wenige Veröffentlichungen dazu. Vergleiche Ulfried Geuter, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1984, 166. Das Interesse an der Stimme blieb in diesem Kontext bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestehen. Siehe dazu die Publikationen von Rudolf Fährmann, zum Beispiel: »Psychologische Typendiagnostik aus der Sprechweise«, in: *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* 8 (1954) 194–225; aber auch die Arbeiten von Gerhard Grünwald, zum Beispiel: »Zur Schreib- und Sprechmotorik der Konstitutionstypen«, in: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 7 (1957), 165–176.

¹⁶⁸ Siehe J. B. Rieffert, »Sprechtypen«, in: Gustav Kafka (Hrsg.), *Bericht über den 12. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Jena 1932, 409–413. Siehe auch O. Volkenborn, »Die Sprechweise im Rahmen einer Persönlichkeitsanalyse«, in: *Soldatentum* 3 1936, 187–189. Zu den Forschern, die sich der Stimme im Rahmen der heerespsychologischen Auswahlverfahren annahmten, zählte auch Martin Keilhacker, der in den 1930er Jahren mit der Sprechuntersuchung in Berührung gekommen war und diesem Forschungsgebiet in den 1940er Jahren treu bleiben sollte. Siehe ders., »Sprechweise und Persönlichkeit«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde* 59 (1940), 215–241. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung war Keilhacker Wehrmachtpsychologe in Wien, bis er 1941 in eine leitende Position nach München wechselte. 1952 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor an die Universität München. Siehe Klaus-Peter Horn, »Keilhacker, Martin«, in: ders., *Erziehungswissenschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert. Zur Entwicklung der sozialen und fachlichen Struktur der Disziplin von der Erstinstitutionalisierung bis zur Expansion*, Bad Heilbrunn (Oberbayern) 2003, 263–264.

¹⁶⁹ Siehe Rieffert, Sprechtypen, 412.

und Ausdrucksstärke auf einen distanzierten Herrschwillen hinweisen sollte. Bei einem ungespannten Rhythmus, der stark ausgedrückt wurde, sprach Rieffert von ruhiger Sachlichkeit, bei schwachem Ausdruck von kontaktgehemmter Ängstlichkeit. Mit dem Register, das für die Analyse der Sprechweise Anwendung fand, schrieb er zugleich eine musikalisch ausgerichtete Perspektive fort, die in der Folge auch von anderen charakterologisch ausgerichteten Forschern aufgegriffen und zum Teil um weitere Analyseeinheiten wie die Tonlage, die Geschwindigkeit, die Artikulation oder auch die Akzentuierung ergänzt wurde.¹⁷⁰

In diesem speziellen Forschungsklima, das konkrete Stimmmerkmale durch ihre genaue Betrachtung, ihren Vergleich und schließlich durch die charakterologische Deutung zu psychologisch signifikanten Typen verdichtete, wandte sich auch der Mediziner und Psychologe Karl Bühler dem Ausdruck der Stimme zu.¹⁷¹ Dabei entwickelte er jedoch einen methodisch anders gelagerten Zugang, bei dem es nicht dem Versuchsleiter oblag, eine eigene Theorie der Sprechtypen zu entwickeln. Über sorgfältig geplante Experimente sollten vielmehr Ausdrucks- und Rezeptionsvorgänge, wie sie mit Blick auf die Stimme in Erscheinung traten, einer empirischen Überprüfung unterzogen werden. Bühler war 1922 auf eine Professur für Philosophie und Psychologie an die Wiener Universität berufen worden und hatte sich nach Forschungsarbeiten zum Denken, der Gestaltwahrnehmung oder auch entwicklungspsychologischen Fragestellungen allmählich für die sprachliche Dimension von Kommunikation interessiert. Der Zusammenhang von Stimme und ›Persönlichkeit‹ markierte ab den frühen 1930er Jahren einen neuen Forschungsschwerpunkt seines Instituts. Eine bedeutende Rolle kam hierbei Bühlers Ausdruckstheorie zu, die er 1933 in monographischer Form veröffentlicht hatte und das Augenmerk auf den Rezeptionsprozess richtete.¹⁷² Die Beschaffenheit von Ausdrucksphänomenen erforderte aus der Perspektive Bühlers eine besondere Forschungspraxis: »Der Ausdruck wird schwindstüchtig im Laboratorium, wenn man ihn an Versuchspersonen, die im Lehnstuhl sitzen und mit Puls- und Atemschreibern armiert sind, erzeugen will. Denn der Ausdruck braucht eine Lebenswärme, die ihm entweder aus der Ernsthaltung gespannten Zweckstrebens oder aus der künstlerischen Gestaltungskraft zufließt, dagegen im Rahmen der früher bevorzugten Laboratoriumsbe-

¹⁷⁰ Siehe beispielsweise Erich Drach, »Sprechausdruck und Charakterkunde«, in: *Pädagogisches Zentralblatt* 5 (1928), 286–297 sowie Rieffert, Sprechtypen; Volkenborn, Sprechweise; Fähmann, Typendiagnostik und Hermann Fischer, »Sprechstimme und Schreibweise«, in: *Ausdruckskunde* 3 (1955), 133–137.

¹⁷¹ Für eine Rekonstruktion von Bühlers Werdegang und seiner Arbeiten siehe Utz Maas: »Bühler, Karl«, in: ders., *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945*, <https://zflprojekte.de/sprachforscher-im-exil/index.php/catalog/b/169-buehler-karl> (Letzter Zugriff: 28. März 2021).

¹⁷² Siehe Karl Bühler, *Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt*, Jena 1933. Zu Bühlers Radio-Experimenten siehe auch Meyer-Kalkus, Stimme, Kapitel IV.

dingungen in der Regel nach dem Nullpunkt hin absinkt.«¹⁷³ Damit wurden nicht nur klassische, aus der Gründerzeit des psychologischen Labors stammende physiologische Instrumente und ihre graphischen Aufzeichnungsverfahren hinfällig, wenn es um die Erforschung von Ausdrucksphänomenen ging. Es bedurfte vor allem eines Kontextes, der die Versuchspersonen in bestimmte Regungen versetzen konnte, die sich sodann in ihrem Ausdrucksverhalten niederschlagen würden. Für Bühler boten hier die durch die technische Entwicklung verfügbar gewordenen Medien der Aufzeichnung und Wiedergabe entsprechende Abhilfe – auch mit Blick auf die Registrierung des Phänomens selbst: »Die technisch neuen Aufnahmeapparate (Film, Grammophon, Tonfilm) haben die neue Ausdrucksforschung in Stand gesetzt, andere Versuchsbedingungen zu wählen und die Fesseln abzunehmen von den Versuchspersonen ohne Verzicht auf exakte Fixierung des Ausdrucksgeschehens.«¹⁷⁴ Dieser Umstand galt ganz besonders für die psychologische Untersuchung der Stimme. Um ihren physiognomischen Gehalt und ihren Ausdruck zu fassen, musste sie registriert und so formatiert werden, dass sie in verschiedene Untersuchungsbedingungen eingebettet werden konnte. Die Studien, die zu diesem Zweck in Bühlers Labor entwickelt wurden, experimentierten deshalb sukzessive mit einer ganzen Reihe verschiedener Medien und Versuchspläne. Den Auftakt dazu hatte eine groß angelegte Testung markiert, die nicht in den Räumen des psychologischen Instituts stattfand, sondern auf das Kommunikationsmedium Radio setzte. Bühler nahm dabei unmittelbar auf eine kurz zuvor durchgeführte Studie des Psychologen Tom H. Pear Bezug, der ein breit rezipiertes Radio-Experiment mit der British Broadcasting Company durchgeführt hatte, in deren Rahmen über 4.000 Zuhörerinnen und Zuhörer die Stimmen verschiedener Personen beurteilen mussten.¹⁷⁵ In der österreichischen Adaption wurden die Zuhörerinnen und Zuhörer von Radio Wien im Mai 1931 nach einer Vortragssendung Bühlers über »Stimme und Persönlichkeit« dazu eingeladen, die aufgezeichneten Stimmen von neun verschiedenen Sprechern physiognomisch zu deuten.¹⁷⁶ Die Sprecher, die aus verschiedenen Berufsgruppen stammten und unterschiedlichen Alters waren, hatten alle denselben Text von Friedrich Schiller vortragen müssen. Ihre Stimmen wurden an drei Terminen im Radio präsentiert. Mit Hilfe eines Fra-

¹⁷³ Siehe Bühler, *Ausdruckstheorie*, 1.

¹⁷⁴ Siehe ebenda.

¹⁷⁵ Dabei wurde nach Merkmalen wie dem Beruf, Alter, Geburtsort und der Führungserfahrung gefragt. Bei der Untersuchung war es Pear darauf angekommen, die Stimmen unterschiedlicher erfolgreicher Menschen aus verschiedenen Berufsgruppen zu versenden. Siehe ders., *Voice and Personality*, London 1931. Eine deutsche Übersetzung der zentralen Ergebnisse wurde kurz darauf publiziert. Siehe ders., »Stimme und Persönlichkeit«, in: *Charakter. Eine Vierteljahresschrift für psychodiagnostische Studien und verwandte Gebiete* 1 (1932), 40–64.

¹⁷⁶ Siehe dazu Bühler, *Ausdruckstheorie*, 192. Siehe auch ders., »Was erraten wir aus der menschlichen Stimme?«, in: *Radio Wien* 33 (1931), 11.

gebogens, den Bühler zuvor in der Zeitschrift des Senders veröffentlicht hatte, sollten die Zuhörerinnen und Zuhörer sodann Schlussfolgerungen über das Geschlecht und das Alter, den Beruf, aber auch die Körpergröße und das Gewicht, anstellen. Des Weiteren wurde gefragt, ob die Sprecher wohl gewohnt wären, Befehle abzugeben, und ob die Stimme als angenehm empfunden würde. Mit der Auswahl dieser Variablen hatten Merkmale im Mittelpunkt gestanden, die sich auf handfeste körperlich-biologische Aspekte bezogen, zugleich wurde der Weg zu individuellen Charakteristika und Präferenzen der Sprecher bereitet. Bühler nutzte darüber hinaus die Gelegenheit, Informationen über die technische Ausstattung, aber auch persönliche Merkmale der Zuhörerschaft einzuholen. Knapp acht Jahre, nachdem der zivile Rundfunk in Österreich Einzug gehalten hatte, war damit auch sein Potenzial für die Durchführung kommunikationswissenschaftlicher Forschungsprojekte erkannt worden.¹⁷⁷ Die Ergebnisse des Feldversuchs, bei dem etwa 2.700 Fragebogen im Institut eingingen, wurden von Bühlers Mitarbeiterin Herta Herzog separat in der *Zeitschrift für Psychologie* ausgewertet.¹⁷⁸ Da die Teilnahmequote bei weitem über das hinausging, was im Rahmen konventioneller Laborstudien möglich gewesen wäre und zudem eine heterogene Zuhörerschaft ihre Eindrücke rückgemeldet hatte, ging die Studie mit der Hoffnung einher, möglichst allgemeine Aussagen über den Ausdrucksgehalt der Stimme treffen zu können. Im Sinne der Bühlerschen Sprachtheorie stand dabei die Rezeption der Hörerinnen und Hörer im Fokus. Die Analyse zeigte, dass Merkmale wie das Geschlecht, das Gewicht und die Größe von vielen Testpersonen auf Basis des Stimmeindrucks richtig eingeschätzt werden konnten, die Bestimmung des Alters aber zu großen Divergenzen geführt hatte. Somit schien sich durchaus etwas in der Stimme zu transportieren, das über ihren bloßen Klang hinausging und auf die Person zurückverwies.

Mit ihren Befunden bildete die Radiostudie die Vorlage für weitergehende Untersuchungen, die jedoch die Form kontrollierter Laborstudien annahmen und primär in den Räumlichkeiten des psychologischen Instituts durchgeführt wurden. Dabei verlagerte sich das Interesse zusehends auf stabile psycho-somatische Charakteristika und ihre vermeintliche Resonanz in der Stimme. Helmut Tursky, ebenfalls ein Doktorand Bühlers, setzte in seiner Studie dazu am in-

¹⁷⁷ Siehe dazu Cornelia Epping-Jäger, »Kontaktaktion. Die frühe Wiener Ausdrucksforschung und die Entdeckung des Rundfunkpublikums«, in: Irmela Schneider/Isabell Otto (Hrsg.), *Formationen der Mediennutzung II. Strategien der Verdattung*, Bielefeld 2007, 55–72. Epping-Jäger sieht in den Studien die Grundlage der später entstandenen Medienwirkungsforschung. Vergleiche ebenda, 56 f. Siehe auch dies., »Von der anthropologischen zur medialen Stimme«, in: Axel Volmar/Jens Schröter (Hrsg.), *Auditive Medienkulturen*, Bielefeld 2014, 99–114. In den Vereinigten Staaten war der zivile Rundfunk 1921 entstanden, es folgten Großbritannien (1922) und das Deutsche Reich (1923). Siehe dazu Kittler, *Grammophon*, 145–146.

¹⁷⁸ Siehe Herta Herzog, »Stimme und Persönlichkeit«, in: *Zeitschrift für Psychologie* 130 (1933), 300–369.

nerhalb der deutschsprachigen Psychodiagnostik intensiv diskutierten Körperbau an und ging den psychischen Prozessen nach, die bei der Zuordnung ablaufen sollten.¹⁷⁹ In seinem Versuch wurde 25 Testpersonen ein Karton vorgelegt, der mit den Brustbildern von fünf verschiedenen Sprechern, jeweils als *en-face*- und als Profilaufnahme, versehen war.¹⁸⁰ Bei den Sprechern hatte Tursky wiederum Wert auf »Wiener Typen« gelegt, die in ihrer Erscheinung mit der Alltagserfahrung der Versuchspersonen übereinkamen, dabei aber aus unterschiedlichen sozialen und beruflichen Milieus stammten.¹⁸¹ In einer variierten Abfolge spielte der Versuchsleiter dann Grammophonplatten mit Stimmproben zu einem Text ab, der von dem verloren gegangenen Aufspürhund »Lux« handelte. Sämtliche Aussagen der Probanden zu den Bildvorlagen, aber auch ihre Verhaltensweisen wurden im Anschluss stenographiert, um Aufschluss über die Denkprozesse zu bekommen, die bei der Einordnung und Beurteilung des Materials abliefen. Tursky schlussfolgerte auf Basis der Auszählungen, dass die »Zahl der richtigen Lösungen weit über die Zufallsverteilung« hinausging – zumindest dann, wenn sekundäre soziale Typenmerkmale bei der Eindrucksbildung berücksichtigt würden.¹⁸² Vor allem zeigten die Protokolle, dass Stimme und Bild zu variationsreichen Merkmalszuschreibungen einluden und der Zuordnungsakt verschiedenen Logiken folgen konnte; zum Beispiel, indem er an dominanten Einzelaspekten ansetzte, die als »prävalent und persönlichkeitsbildend« den Verfahrensablauf bestimmten oder indem er strukturiert wurde durch »eine vage und undeterminierbare, aber zielsteuernde Vorstellung der hinter Bild und Stimme stehenden Persönlichkeit.«¹⁸³

Maria Bonaventuras zwei Jahre später veröffentlichte Forschungsarbeit blieb in der Struktur dem Vorgehen Turskys treu, setzte aber zugleich auf eine Feinjustierung seines Versuchsaufbaus.¹⁸⁴ Dabei vertrat sie das Postulat, dass Ausdrucksphänomene weit über das aktuelle Erleben hinausgingen und auch tiefe Schichten der ›Persönlichkeit‹ im Ausdrucksverstehen aufgegriffen werden könnten.¹⁸⁵ Medienkomparatistisch angelegt, wurden in der Studie Sprechstimme und Photogramm einander gegenübergestellt. Für ihren Versuch hatte Bonaven-

¹⁷⁹ Siehe Helmut Tursky, *Zur Phänomenologie des Zuordnungsaktes zwischen Stimme und Bild des Sprechers*, Dissertation, Universität Wien, Wien 1932.

¹⁸⁰ Siehe ebenda, 16.

¹⁸¹ Siehe ebenda, 21.

¹⁸² Siehe ebenda, 35. Bei der Interpretation der Ergebnisse berücksichtigte Tursky auch den Stand der technologischen Entwicklung. Um den Umstand zu erklären, dass mehr Äußerungen über die Stimme als über das Bild gemacht wurden, führte er zum Beispiel an, dass die Betrachtung von Fotografien »eine viel alltäglichere und daher weniger fesselnde Beschäftigung« wäre, als dies für die Grammophonaufnahmen gälte. Siehe ebenda, 47.

¹⁸³ Siehe ebenda, 123.

¹⁸⁴ Siehe Maria Bonaventura, »Ausdruck der Persönlichkeit in der Sprechstimme und im Photogramm«, in: *Archiv für die Gesamte Psychologie* 94 (1935), 501–570.

¹⁸⁵ Siehe ebenda, 503.

tura zwölf Männer gewonnen, die unterschiedliche Lebensalter und Körperbautypen repräsentierten und zu gleichen Teilen der Gruppe der »Arbeiter« und der Gruppe der »Akademiker« angehörten. Sekundäre Variablen im Aussehen und in der Sprache, die die Eindrucksbildung beeinflussen könnten, wurden kontrolliert. Während die erste Gruppe einen Text vortragen musste, bei dem es um eine Bitte zur Gehaltserhöhung ging, sollten die Akademiker einen Text vorlesen, der von einem Skiunfall in den Bergen berichtete.¹⁸⁶ Ihre Stimmproben wurden dabei auf Tilophanplatten aufgenommen, zudem erfolgte ihre fotografische Erfassung in Form von Totalbildern, bei denen auch die Hände sichtbar waren. Über Vergrößerungen des Kopfes wurde für jeden Sprecher zudem ein »Ausdrucksbild« hergestellt.¹⁸⁷ Mit Gruppenbildern, die die relative Körpergröße der Sprecher vor Augen führten, setzte Bonaventura zugleich ein Desiderat um, das in Turskys Studie deutlich geworden war. Dies galt auch für den Einfluss äußerer Faktoren auf den Beurteilungsprozess: So mussten die Sprecher in Bonaventuras Studie weiße Uniformen tragen, damit die semiologische Bedeutung der Kleidung kontrolliert werden konnte. Die Zuordnungsversuche wurden in zwei Serien vorgenommen, wobei entweder das Total-, oder das Kopfbild der einzelnen Gruppenmitglieder präsentiert wurde. Zuletzt erfolgte die Darbietung des Gruppenbildes. Die Bilder blieben bei der Darbietung der Stimmproben sichtbar. Wie bereits bei Tursky musste zudem ein Erlebnisprotokoll zu den Bildern und den Stimmen abgegeben werden. Bonaventuras Analyse zufolge gelang es den Beurteilerinnen und Beurteilern, eine korrekte Alterszuordnung zwischen den Stimmproben und den Bildern vorzunehmen, nicht jedoch dabei auch den Körperbautypus zu identifizieren. Die Auswertung zeigte zudem, dass sich die Beurteilerinnen und Beurteiler bei ihrer Einschätzung insbesondere auf »nicht allzu komplexe, an Bild und Stimme stark hervortretende Persönlichkeitsmerkmale« konzentriert hatten.¹⁸⁸ Deutlich wurde vor allem, dass das Ausdrucksverstehen unterschiedliche Formen annehmen konnte. Es bewegte sich zwischen einer globalen, intuitiv anmutenden Einfühlung und einem analytisch ausgerichteten Indizienvorgehen, bei dem sich die Aufmerksamkeit aktiv auf einzelne Merkmale und ihren Vergleich richtete.

Hatten Tursky und Bonaventura durch die geschickte Kombination qualitativer und quantitativer Analysen ihr Augenmerk auf die komplexe Prozesshaftigkeit der Eindrucksbildung gelegt und dabei einen Zugang erprobt, der das Ausdrucksphänomen ›Stimme‹ in seiner ganzen Beschaffenheit berücksichtigen wollte, verfolgte Norbert Thumb in seiner Dissertationsschrift eine dezidiert statistische Perspektive, die abermals am Körperbau ansetzte.¹⁸⁹ Anders als

¹⁸⁶ Siehe ebenda, 508–509.

¹⁸⁷ Siehe ebenda, 512.

¹⁸⁸ Siehe ebenda, 538.

¹⁸⁹ Siehe Norbert Thumb, *Wahrnehmung und Ausdruck im Lichte des Zuordnungsexperimentes von Körperbau und Stimme*, Dissertation, Universität Wien, Wien 1934.

die beiden Vorgängerstudien führte Thumb Untersuchungen an einer großen Stichprobe durch, zudem verzichtete er auf die frei berichteten Erlebnisprotokolle und setzte stattdessen einen klar strukturierten Fragebogen ein. Dazu hatte er zunächst fünf Studenten mit verschiedenen Körperbautypen rekrutiert, die hinsichtlich weiterer Aspekte relativ homogen waren. Nach der Anfertigung von zwei Körperaufnahmen in Profil- und Frontalansicht sowie einer Porträtfotografie pro Person wurden die Resultate zu einem Diapositiv montiert.¹⁹⁰ Anders als die Vorgängerstudien, entschied sich Thumb für die technisch unvermittelte Darbietung der Stimmproben. Dazu hatte er eine Kabine improvisiert, aus der die Sprecher ungesehen ihren Text vor einem Auditorium Psychologiestudierender vortragen konnten. Die fotografischen Aufnahmen wurden erst im Anschluss im verdunkelten Saal an die Wand projiziert. Zwischen den Darbietungen musste ein mehrseitiger Fragebogen für jede Stimme ausgefüllt werden, der auf ihre genaue Beschreibung mit Blick auf Höhe, Stärke, Timbre, Rhythmus, Tempo und Aussprache, ihren Ausdruckswert – gelistet waren hier verschiedene Dimensionen wie ›Temperament‹, ›Charakter‹ und ›Intelligenz‹ –, aber auch die Gründe für die getroffene Zuordnung abhob.¹⁹¹ In einem zweiten und dritten Versuch experimentierte Thumb mit der direkten Präsentation der Sprecher, die zu diesem Zweck aus dem provisorischen Serepree heraustreten mussten. Freiwillige für diese Aufgabe hatte er auf dem Arbeitsamt für Büroangestellte gefunden. Die Stimmproben erfolgten paarweise, sodass die Probanden einen vorgegebenen Dialog aufsagen mussten. Das kontrollierte Vorgehen, das den Versuchspersonen wenig Freiraum für Reflexion ließ und eine ganze Liste konkreter Angaben einforderte, sollte mit Blick auf die große Stichprobe belastbares Zahlenmaterial liefern. Als intrikates Untersuchungsobjekt erhob die Stimme hierbei jedoch Einspruch, wie Thumb mit Blick auf die statistische Perspektive selbst einräumte. Bühlers Argument, dass der Ausdruck einer besonderen Form der Zuwendung bedürfte, um ihn im Labor fassen zu können, wurde von seinem Schüler dabei nochmals konkretisiert: »Die Stimme ist eben etwas viel zu komplexes und qualitativ vieldeutiges, als dass sie einer einfachen Messung zugänglich wäre; nur einzelne an der Stimme abstrahierte, eindeutige Qualitäten, wie Stimmstärke erlauben die Anlegung eines derartigen (sic!) Massstabes.«¹⁹² Die Frage nach der adäquaten methodischen Adressierung der Stimme beantwortete Thumb für sich so, dass die statistische Perspektive alleine auf der globalen Ebene funktionierte – zum Beispiel, indem Stimme und Körperbau unmittelbar miteinander in Bezug gesetzt würden, ohne dabei auf ihre spezifischen Aspekte Bezug zu nehmen. Die Methodenreflexion bewegte ihn jedoch auch zu einer kritischen Betrachtung der Experimentalpraxis und ihrer Effekte. Hatte Bühler das

¹⁹⁰ Siehe ebenda, 8.

¹⁹¹ Siehe ebenda, zwischen 15 und 16.

¹⁹² Siehe ebenda, 42.

technische Aufschreibesystem von Fotografie, Phonographie und Film noch als Möglichkeitsbedingung einer exakten, aber zugleich sensiblen Ausdrucksforschung gewürdigt, fiel Thumbs Einschätzung mit Blick auf die bisherigen Forschungsbemühungen deutlich nüchterner aus. Vor allem mit der medialen Formatierung des Sprecherkörpers ging er ins Gericht. Eine einfache Fotografie könnte »niemals den gleichen Ausdrucksgehalt wie der sich bewegende stumme Mensch« haben.¹⁹³ Die bildgestützte Zuordnung, wie sie im Kontext entsprechender Experimente realisiert wurde, büßte damit wichtige Qualitäten ein, die nur aufschienen, wenn die Präsentation der Sprecher *in situ* erfolgte. Auch die Anfertigung der Fotomontagen und ihre anschließende Projektion als Diapositiv hielt Thumb für problematisch: »Der nicht zu vermeidende Umweg über die Photomontage bietet die Schwierigkeit, dass die Wiedergaben der Originalaufnahmen leiden und viel von der Modulation der der (sic!) Porträts verloren geht. Das Diapositiv erscheint bereits härter als die Originalaufnahmen und die Projektion lässt die Bilder eher noch härter erscheinen.«¹⁹⁴ Konnte die fotografische Erfassung schon nicht sämtliche Ausdrucksqualitäten konservieren, schrieben sich Entscheidungen des Experimentalaufbaus und ihre technischen Folgen damit zusätzlich in die Stimuli ein und verkomplizierten das Ausdrucksstudium. Die experimentelle Adressierung der Stimme im Rahmen psychodiagnostischer Überlegungen stand damit vor etlichen Herausforderungen, die aber weitgehend als notwendiges Übel des Experimentalsystems in Kauf genommen werden mussten. Gleichwohl hatte Thumb seine medienkritische Haltung nicht zuletzt auch in den Variationen seines Versuchs produktiv gemacht, weil hier nicht nur auf die phonographische Fixierung der Stimme verzichtet worden war, sondern auch die Porträtaufnahmen durch die unmittelbare Präsentation der Sprecher ersetzt wurde. Trotz alledem fiel die minutiöse statistische Analyse der Ergebnisse ambivalent aus. Je nach betrachteter Kategorie brachten die separaten Versuche vielfältige Tendenzen in den Zuordnungsversuchen zutage, ein klares und eindeutiges Bild wollte sich nicht so recht abzeichnen.

Kurze Zeit später – in der Mitte der 1930er Jahre – wurde es weitgehend still um die Stimme in Bühlers psychologischem Institut. Bühlers Forschungslinie zum Zusammenhang von Stimme und ›Persönlichkeit‹ fand auch nach seiner Immigration in die Vereinigten Staaten keine Fortsetzung, nachdem er 1938 von den Nationalsozialisten in die erzwungene Pensionierung versetzt worden war. Seine Schülerinnen und Schüler gingen der experimentell gestützten Erforschung des Stimmausdrucks ebenfalls nicht weiter nach. Da es sich bei den Studien vor allem um Qualifikationsarbeiten handelte, wanderte von den Ergebnissen auch nur ein Teil über Publikationen in den deutschsprachigen Diskurs. Jenseits des Wiener Instituts blieb die psychodiagnostische Erschließung der

¹⁹³ Siehe ebenda, 75.

¹⁹⁴ Siehe ebenda, 8–9.

Stimme jedoch bis in die Nachkriegszeit ein Themengebiet, dem vor allem charakterologisch-deutend, nicht jedoch mit den Mitteln des Experiments, begegnet wurde. Die fundamentale Bedeutung der Stimme für die Bestimmung des Menschen wurde in diesem Kontext vielfach beschworen. Aus der Graphologie bekannte Argumentationsfiguren ließen sich dabei harmonisch auf den neuen Kontext übertragen. Die Sprechweise erschien in diesem Zuge zum Beispiel als »Wesensäußerung«¹⁹⁵, deren Analyse »tiefe Einblicke in die psychophysische Konstitution des Sprechers, in seine intellektuelle, emotionelle und volitionelle Veranlagung« zu geben vermochte.¹⁹⁶ Der Psychologe Rudolf Fährmann betonte noch in den frühen 1950er Jahren, dass »die Symptome der Sprechweise [...] aufs innigste mit der seelischen Gesamtstruktur, der charakterlichen ›Eigenart‹ der sprechenden Persönlichkeit verquickt« wären.¹⁹⁷ Nicht »rational-willensmäßiger Verstellung [...] zugänglich«, erschien ihm die Stimme als Wahrheitsmedium ohne die Gefahr der »Maskenbildung« wie bei anderen Ausdrucksformen.¹⁹⁸ Was jedoch konkret an psychischen Merkmalen in der Stimme lesbar werden sollte, wurde von den Charakterologen unterschiedlich bewertet. Während der Psychologe Martin Keilhacker davon ausging, dass sich unbeschränkt alle Seiten der ›Persönlichkeit‹ in der Sprechweise zeigten, betonte sein Kollege O. Volkenborn, dass die intellektuelle Begabung nicht über die Analyse der stimmlichen Attribute erschlossen werden könnte und sie damit im Rahmen der Persönlichkeitsanalyse nur eine Station bildete.¹⁹⁹

3.2.2 *Stimm-Studien jenseits des Atlantik*

Genau zur Zeit, in der Karl Bühler mit seinen Doktoranden und Doktorandinnen dem psychologischen Ausdrucksgehalt der menschlichen Stimme nachgegangen war, entstanden auch an verschiedenen Orten der US-amerikanischen Universitätspsychologie Versuchsreihen, die das diagnostische Potenzial vokaler Äußerungen mit Blick auf psychische Dispositionen erkunden wollten. Diese standen Bühlers Projekt insoweit nahe, als dass auch hier fein aufeinander abgestimmte Experimente in unterschiedlichen Konstellationen konzipiert wurden. Eindrucksbildungsprozesse, denen der Kreis um Bühler mit verschiedenen, auch unstrukturierten Formaten der Datenerhebung nachgegangen war, spielten dabei jedoch keine Rolle. Ebenso beschränkten die US-amerikanischen Kolleginnen und Kollegen auf der Ebene der ›Persönlichkeit‹ und ihrer Merkmale größtenteils andere Wege. Die Veröffentlichungen, die ab den frühen 1920er Jahren zu diesem Themengebiet in Fachzeitschriften erschienen, fokus-

¹⁹⁵ Siehe Moses, *Grundlagen*, 77.

¹⁹⁶ Siehe Drach, *Sprechausdruck*, 293.

¹⁹⁷ Siehe Fährmann, *Typendiagnostik*, 195.

¹⁹⁸ Siehe ebenda.

¹⁹⁹ Siehe Keilhacker, *Sprechweise*, 40–41; Volkenborn, *Sprechweise*, 189.

sierten zunächst vor allem Aspekte der Sprache in Verbindung zu klinischen Kategorien, weniger jedoch die Stimme in ihrer klanglichen Erscheinung. June E. Downey hatte über die Beschäftigung mit dem psychomotorischen Fundament der Handschrift auch Interesse an Sprachpathologien gewonnen. Zusammen mit ihrer Doktorandin Lovisa Wagoner war sie beispielsweise dem Zusammenhang zwischen »speech defects« und Merkmalen des ›Temperaments‹ nachgegangen, die sie über ihr Testverfahren erhoben hatte.²⁰⁰ Dabei hatte vor allem die Frage im Raum gestanden, ob Sprachauffälligkeiten wie Stottern oder Stammeln nicht letztlich von einer ungesunden Konstellation des ›Temperaments‹ bedingt wurden.²⁰¹ In dieser Zeit erschien auch ein Artikel des Anthropologen Edward Sapir, der sich im *Journal of Sociology* aus einer theoretischen Perspektive mit dem Persönlichkeitsmerkmal Sprache beschäftigte und dazu grundlegende Überlegungen, vor allem mit Blick auf die Stimme, anstellte.²⁰² Den Zusammenhang zwischen der letzteren und ›Persönlichkeit‹ zu untersuchen, hielt Sapir für naheliegend und legitim: »Inasmuch as the psychophysical organism is very much of a unit, we can be quite sure on general principles that in looking for the thing we call personality we have the right to attach importance to the thing we call voice. Whether personality is expressed as adequately in the voice as in gesture or in carriage, we do not know. Perhaps it is even more adequately expressed in the voice than in these. In any event, it is clear that the nervous processes that control voice production must share in the individual traits of the nervous organization that condition the personality.«²⁰³ Als Ausdrucksmuster unterschied Sapir dabei dynamische Aspekte wie die Intonation, den Rhythmus, die Kontinuität oder die Geschwindigkeit, berücksichtigte aber auch Merkmale der Aussprache, die Wortwahl und den Konversationsstil eines Individuums. Vor allem verwies Sapir darauf, falschen Schlussfolgerungen über eine genaue Betrachtung vorbeugen zu müssen: »in spite of the personal and relatively fixed character of the voice, we make involuntary adjustments in the larynx that bring about significant modifications in the voice. Therefore, in deducing fundamental traits of personality from the voice we must try to disentangle the social element from the purely personal one. If we are not careful to do this, we may make a serious error

²⁰⁰ Siehe Lovisa C. Wagoner/June E. Downey, »Speech and Will-Temperament«, in: *Journal of Applied Psychology* 6 (1922), 291–297, hier 291.

²⁰¹ Siehe Lovisa C. Wagoner, »Speech as an Indication of Temperamental Traits«, in: *Quarterly Journal of Speech* 3 (1925), 237–242. In ähnlicher Weise hatte sich der amerikanische Psychiater Abraham Brill mit Sprachpathologien und Störungskategorien aus dem Bereich der Psychoneurosen, Psychopathien und Intelligenzminderungen beschäftigt. Siehe A. A. Brill, »Speech Disturbances in Nervous and Mental Diseases«, in: *Quarterly Journal of Speech* 9 (1923), 129–135.

²⁰² Siehe Edward Sapir, »Speech as a Personality Trait«, in: *American Journal of Sociology* 32 (1927), 892–905.

²⁰³ Siehe ebenda, 896.

of judgment.«²⁰⁴ Die Stimme erwies sich in dieser Lesart als komplexes Bündel von Reaktionsmustern, das gleich auf multiple Art kodiert war: einerseits biologisch-physiologisch bestimmt, andererseits auch sozial verfasst und jeweils auf individuelle Weise geprägt.

Im Nachgang dieser Veröffentlichungen gewannen die Versuche, dem Zusammenhang zwischen Stimme und ›Persönlichkeit‹ wissenschaftlich beizukommen, vor allem ab den 1930er Jahren an verschiedenen US-amerikanischen Einrichtungen an Auftrieb.²⁰⁵ Als Impuls hatte hier wiederum die Veröffentlichung von Pears Monographie *Voice and Personality* gewirkt, in der ausführlich von dem Experiment mit der British Broadcasting Company berichtet wurde.²⁰⁶ Als Ausdrucksmedium fand die Stimme in diesem Zuge auch Eingang in die Forschungen Gordon W. Allports an der Harvard University. Zusammen mit seinem ehemaligen Doktoranden Hadley Cantril war er im Rahmen mehrerer Zuordnungsversuche der Frage nachgegangen, inwiefern sich die ›Persönlichkeit‹ von Menschen auf Basis ihrer Stimme erschließen ließ, die die beiden Psychologen als äußere Form des vokalen Ausdrucks verstanden.²⁰⁷ Im Unterschied zu der auf Defekte und Defizite ausgerichteten sprachpathologischen Forschung wurde die Stimme dabei als Ganze adressiert. Ihre Zergliederung, um sodann Kategorien wie die Tonhöhe, Geschwindigkeit oder Intensität mit spezifischen Aspekten von ›Persönlichkeit‹ innerhalb eines Experimentalsystems in Verbindung zu bringen, hielten die beiden Forscher für nicht zielführend.²⁰⁸ Die von Pear und Bühler so erfolgreich betriebene Radiokooperation hatte die beiden Forscher in Cambridge inspiriert, Kontakt zu einer lokalen Sendeanstalt aufzunehmen. Neben sechs Laborstudien, bei der die technische Ausstattung von der Edison Electric Illuminating Company bereitgestellt worden war, hatten die Forscher auch zwei Versuche im Rundfunkstudio von WEEL in Boston durchgeführt und hierbei die Öffentlichkeit um die Einsendung entsprechender Beurteilungen zu den männlichen Stimmproben gebeten. Für Allport und Cantril stand damit nicht allein die Stimme zur Disposition, sondern auch die technische Errungen-

²⁰⁴ Siehe ebenda, 895.

²⁰⁵ Siehe H. C. Taylor, »Social Agreements on Personality Traits as Judged from Speech«, in: *Journal of Social Psychology* 5 (1934), 244–248 sowie Sapir, Speech, die beide an der University of Chicago forschten. Ross Stagner widmete sich in Akron der Untersuchung der Stimme. Siehe ders., »Judgments of Voice and Personality«, in: *Journal of Educational Psychology* 27 (1936), 272–277.

²⁰⁶ Siehe Pear, *Voice*. Formate, die an eine breitere Leserschaft appellierten, erschienen jedoch schon früher zu diesem Themengebiet. Die US-amerikanische Schauspielerin Clare Tree Major hatte 1920 einen Ratgeber für eine männliche Zielgruppe verfasst, die über Atmungs- und Körperhaltungsübungen zur Stimmbildung beruflich erfolgreicher werden wollte. Siehe dies., *Your Personality and Your Speaking Voice*, New York 1921.

²⁰⁷ Siehe Gordon W. Allport/Hadley Cantril, »Judging Personality from Voice«, in: *The Journal of Social Psychology* 5 (1934), 37–55, hier 38.

²⁰⁸ Siehe ebenda, 39.

schaft des Radios in seiner Formatierung der Klangrezeption.²⁰⁹ Im Allgemeinen schien diese jedoch nicht als Problem wahrgenommen zu werden. Beide schlussfolgerten mit Blick auf die Ergebnisse, dass es den meisten Menschen gelänge, durch die mechanischen Störgeräusche der Übertragung hindurchzuhören.²¹⁰ Da die Zahl der korrekten Zuordnungen bei dieser Variante jedoch geringer ausgefallen war als im Labor, nahmen die Autoren an, dass die »natürliche Stimme« persönliche Qualitäten stärker zu erkennen gäbe als die technisch vermittelte Version im Radio.²¹¹ Ob der Verlust an Ausdrucksqualität allein den Übertragungsbedingungen geschuldet wäre und in Zukunft durch eine Verbesserung der technischen Möglichkeiten korrigiert werden könnte, konnten Allport und Cantril nur mutmaßen. Davon unbenommen schien die Stimme zahlreiche Aspekte von »Persönlichkeit« zu transportieren – wenn auch nicht auf konsistente Weise: »many features of many personalities can be determined from voice«, war deshalb das allgemeine Fazit.²¹²

Die in Cambridge initiierten Forschungen wurden einige Jahre später von Paul J. Fay und Warren C. Middleton mit neuer Schwerpunktsetzung in Greencastle, Indiana, weiterverfolgt. Fay war als Professor für Psychologie der DePauw University 1941 zum Direktor des neu eingerichteten Campusradios ernannt worden, das sich eine Etage mit dem psychologischen Institut teilte.²¹³ Da das Radio als vielversprechende Technik der Massenkommunikation²¹⁴ zahlreiche Fragen aufrief, die unmittelbar das Forschungsfeld der Psychologie berührten, richtete Fay mit seinem Kollegen ein eigenes »Laboratory for Research on the Psychological Problems of Radio« ein, das mit modernster Tonstudio-Technik ausgestattet war und insbesondere die Wirkung der Radiostimme ergründen

²⁰⁹ Beide Autoren legten kurze Zeit später auch eine Monographie zur Psychologie des Radios vor. Neben »Voice and Personality« und »Sex Differences in Radio Voices« wurden dabei auch die Effekte unterschiedlicher Rezeptionsbedingungen, einem »Speaker« oder »Loud-Speaker« zuzuhören, untersucht. Siehe Hadley Cantril/Gordon W. Allport, *The Psychology of Radio*, New York/London 1935, Kapitel VI, VII und VIII.

²¹⁰ Siehe Allport/Cantril, Judging, 49.

²¹¹ Die Autoren sprachen hierbei von »natural voice«, siehe ebenda. Der Befund wurde durch den Umstand unterstrichen, dass sich die Ergebnisse verbesserten, wenn statt des Radios ein Vorhang zum Einsatz kam.

²¹² Siehe ebenda, 50.

²¹³ Siehe DePauw University Archives, »Early Years: 1941–1954«, in: *WGRE The Radio Voice of DePauw University 60 Years of Radio*, <http://my.depauw.edu/library/archives/wgre/EarlyYears1941–1951.asp> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).

²¹⁴ Zu der Zeit, in der die DePauw University ihr Campusradio installierte, hatte sich das Radio in den Vereinigten Staaten bereits als Mittel der Massenkommunikation mit einem breiten Spektrum an Programmformaten etabliert. In der Zeitspanne von 1935 bis 1941 waren mehr als 200 neue Radiostationen hinzugekommen, wobei auch kleinere Gemeinden eigene Sender installierten, die sich oftmals zu Netzwerken zusammenschlossen. Siehe dazu Christopher H. Sterling/John Michael Kittross, *Stay Tuned: A History of American Broadcasting, Third Edition*, Mahwah (New Jersey)/London 2002, 168. Die Autoren bezeichnen die Zeit von 1934 bis 1941 als »Radio's Golden Age«. Siehe ebenda, 153.

wollte.²¹⁵ In den Folgejahren widmeten sich die beiden Psychologen in zahlreichen Versuchen der Frage, inwiefern es unter Experimentalbedingungen gelingen konnte, von spezifischen Stimmproben auf psychologische Charakteristika der Sprechenden zu schließen. Das »modern public address equipment« sollte die technischen Widrigkeiten, mit denen frühere Versuche zu kämpfen hatten, eliminieren und Aufschluss darüber geben, inwiefern sich die Befunde durch verbesserte Übertragungsmöglichkeiten veränderten.²¹⁶ Die Versuchspersonen mussten dazu in einen schallisolierten Raum treten und einen vorgegebenen Text in ein Kristallmikrophon sprechen, wobei ein Tontechniker die akustischen Parameter überwachte. Die Darbietung der Stimmen erfolgte über ein leistungsfähiges Lautsprechersystem, das an einen Verstärker gekoppelt war und sich in einem eigenen Vorführungsraum befand. Um die Bedingungen einer Radioaufnahme zu simulieren, ließen Fay und Middleton die Stimmen im Regelfall nicht auf Schallplatten konservieren, zumal sie an der akustischen Leistungsfähigkeit regulärer Phonographenaufnahmen zweifelten. Stattdessen mussten sich die Versuchspersonen und das beurteilende Auditorium im Sinne einer *live*-Übertragung vor Ort einfinden und einem genau choreographierten Skript Folge leisten, das von einem »audition director« überwacht wurde.²¹⁷ Die Ankündigung der Stimmdarbietungen erfolgte durch einen Ansager, der sich ebenfalls im Aufnahmestudio befand und auf der anderen Seite des Mikrofons stand. Über eine Lichtampel wurden die Probandinnen und Probanden dann zur Abgabe ihrer Stimmprobe aufgefordert. Zwischen den einzelnen Darbietungen wurden kurze Musikstücke eingespielt. Damit lag ein stabiler und funktionsfähiger Rahmen für ein Experimentalsystem vor, das hinreichend viele Möglichkeiten der Variation und Überprüfung bot. Im Anschluss an die Konjunktur typologischer Konzeptionen, die in den 1920er und 1930er Jahre auch ihre Spuren in der nordamerikanischen Forschung hinterlassen hatte, interessierten sich Fay und Middleton zunächst für das akustische Sichtbarwerden von Körperbau- und Wesenstypen.²¹⁸ In den Experimenten wurden die potenziellen Sprecherinnen und Sprecher dazu vorab genau inspiziert – einmal per Blickdiagnose, über die eine Zuordnung zu einem der Kretschmerschen Körperbautypen erfolgte, ein anderes Mal per Fragebogen, um die Personen einem von Sprangers »Lebens-typen« zuzuordnen, dessen Konzept 1928 einem englischsprachigen Publikum

²¹⁵ Siehe Paul J. Fay/Warren C. Middleton, »The DePauw Laboratory for Research on the Psychological Problems of Radio«, in: *American Journal of Psychology* 54 (1941), 571–575.

²¹⁶ Siehe Paul Fay/Warren C. Middleton, »Judgment of Spranger Personality Types from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Character and Personality* 8 (1939), 144–155, hier 146.

²¹⁷ Siehe ebenda, 147.

²¹⁸ Siehe Fay/Middleton, Spranger sowie dies., »Judgment of Kretschmerian Body Types from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Social Psychology* 12 (1940), 151–162.

durch die Übersetzung seiner deutschen Monographie bekannt gemacht worden war.²¹⁹ Ein Kurs von Psychologiestudierenden sollte nach jeder Darbietung über den Lautsprecher auf einem Auswertungsbogen eine Zuordnung der Stimmen zu der ihnen beschriebenen Typologie vornehmen. Dabei kam man zu dem Ergebnis, dass die Stimmen überzufällig häufig den tatsächlichen Typen der Sprecher zugeordnet werden konnten. Der Befund schien Fay und Middleton für die Produktion ausdrucksstarker Radioprogramme relevant, die über die Auswahl ihrer Sprecherinnen und Sprecher so bestimmte Eindruckseffekte beim Publikum bahnen konnten: »Practical use might be made of stereotyped voices in the broadcasting of dramatic materials. The casting of characters, frequently done ineffectively, could thus be greatly improved.«²²⁰ Neben der Zuordnung von Menschen zu psychologischen Typologien auf Basis ihrer Stimmcharakteristika zielten weitere Experimente auf die Identifikation von Zuständen in der Stimme ab.²²¹ Auch der Niederschlag umschriebener Merkmale wie »intelligence«, genauso wie »sociability«, »emotional balance«, aber auch »lying« und »truth-telling« wurde erhoben.²²² Weiterhin nahmen die Forscher Eigenschaften wie »persuasiveness«, »confidence«, »leadership« und »sales ability« in den Blick, deren Identifikation in der Stimme gerade für den Industrie- und Wirtschaftskontext vielversprechend schien.²²³ Inwiefern dabei die technische Übermittlung Einfluss auf den Eindruck beziehungsweise die Ausdrucksqualität nehmen konnte, wurde ebenfalls überprüft. Als eigene Variable ging der technische Rahmen damit selbst in das psychologische Experimentalsystem ein.²²⁴ Fay und

²¹⁹ Der deutsche Psychologe Eduard Spranger hatte ein Modell von sechs verschiedenen Idealtypen der Individualität aufgestellt und einen theoretischen, sozialen, ökonomischen, ästhetischen, politischen und religiösen Typus unterschieden. Siehe Eduard Spranger, *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit*, 6. Auflage, Halle an der Saale 1927.

²²⁰ Siehe Fay/Middleton, Spranger, 154.

²²¹ Siehe Paul J. Fay/Warren C. Middleton, »The Ability to Judge the Rested or Tired Condition of a Speaker from His Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Applied Psychology* 24 (1940), 645–650.

²²² Siehe dies., »Judgment of Intelligence from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Sociometry* 3 (1940), 186–191; dies., »The Ability to Judge Sociability from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Social Psychology* 13 (1941), 303–309; dies., »Ability to Judge Truth-Telling, or Lying, from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *General of General Psychology* 24 (1941), 211–215 sowie dies., »Judgment of Emotional Balance from the Transmitted Voice«, in: *Character and Personality* 10 (1941), 109–113.

²²³ Siehe dies., »Relationship between Sales Ability and Ratings of the Transcribed Voices of Salesmen«, in: *Journal of Applied Psychology* 26 (1942), 499–510; »Measurement of the Persuasiveness of the Transcribed Voice«, in: *Journal of Psychology* 14 (1942), 259–267; dies., »Judgment of Leadership from the Transmitted Voice«, in: *The Journal of Social Psychology* 17 (1943), 99–102 sowie »Judgment of Confidence from Voice«, in: *Journal of General Psychology* 30 (1944), 93–95.

²²⁴ Siehe Paul J. Fay/Warren C. Middleton, »Rating a Speaker's Natural Voice when Heard over a Public Address System«, in: *Quarterly Journal of Speech* 27 (1941), 120–125.

Middleton gingen dabei der Frage nach, ob alle vokalen Elemente, die Einfluss auf die Stimmbeurteilung nähmen, durch ein elektrisches Verstärkersystem reproduziert würden. Als Beurteilungsvariable wurde dazu die vokale »pleasantness« von elf verschiedenen Stimmen herangezogen, die von dem Auditorium einmal mit Blick auf die »natural voice«, ein anderes Mal mit Blick auf ihre technisch vermittelte Form, einzuschätzen war.²²⁵ Um den Ausdruck angesichts der ungewohnten Situation, in ein Mikrofon zu sprechen zu müssen, nicht zu verfälschen, wurden die Sprecher zunächst in einer Übungssitzung mit der Technik vertraut gemacht. Die Resultate zeigten, dass sich die Beschallungsanlage negativ auf die Beurteilung der Stimme auswirkte, wenn man die Bedingung des »natürlichen Sprechens« dagegen hielt, bei der die Testpersonen vor dem Auditorium vorsprachen.²²⁶ Damit erwies sich die allgemeine Beurteilung der Stimme als kein verlässlicher Maßstab für die Bedingungen, die eine Radiosituation simulieren sollten. Ob die Differenz in den Bewertungen allein auf den Umstand der elektrischen Übertragung zurückgeführt werden konnte, blieb allerdings unklar, da es sich in den Versuchen nicht um dieselben Personen im Auditorium gehandelt hatte und bei der direkten Vortragsform auch noch Mimik und Gestik einen Effekt gehabt haben konnten. In gewisser Weise arbeiteten sich die beiden Psychologen mit ihrer Studie damit auch an der Vorstellung von der Äquivalenz von natürlicher und körperlos-technischer Stimme ab. Genau auf diesen Aspekt hatte der Fabrikant Edison mit einer Reihe marketingstrategischer Tontests abgehoben, bei denen eine Sängerin im dunklen Auditorium plötzlich durch einen Phonographen ausgetauscht wurde, um über die Vorführung der mimetischen Qualität des Geräts bürgerliche Haushalte für die Anschaffung eines Phonographen zu gewinnen.²²⁷

Wollten Fay und Middleton mit ihrem Experimentalsystem eine möglichst adäquate Simulation einer Radioübertragung herstellen, so erwies sich ihre Lösung zugleich als voraussetzungsreich und wenig praktisch. Das Auditorium, bei dem es sich im Regelfall um Studierende handelte, musste sich, genauso wie die nach psychologischen Kriterien ausgewählten Sprecherinnen und Sprecher, zu einem vorgegebenen Zeitpunkt in den Räumlichkeiten des Instituts einfinden, um dann über einen Medienverbund von Mikrofon, Verstärker und Lautsprecher miteinander verschaltet zu werden. Damit waren gleich zwei Personenkreise innerhalb eines fixierten technischen Ensembles zu koordinieren, was die Untersuchungen zu einem zeit- und personalaufwendigen Unterfangen machte. Um die Aufnahme- von der Testsituation zu entkoppeln, experimentierten Fay und Middleton deshalb bald auch mit der elektrischen Transkription der Stimmproben, die mit professionellem Aufnahme-Equipment aus Radio-

²²⁵ Siehe ebenda, 121.

²²⁶ Siehe ebenda, 123–124.

²²⁷ Siehe Brigitte Felderer, »Die Stimme. Eine Ausstellung«, in: dies. (Hrsg.), *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*, Berlin 2004, 12–13.

stationen angefertigt wurde.²²⁸ Aufwendig und kostspielig in der Herstellung, lag mit den elektrischen Transkriptionen ein Medium vor, das die Stimmen konservieren und so verschiedenen Gruppen von Zuhörerinnen und Zuhörern zugänglich machen konnte. In dieser festen Form konnten die Testleiter flexibler Experimente entwickeln und vor allem der epistemischen Tugend der Standardisierung Rechnung tragen. Diese Vorgehensweise ermöglichte es zusätzlich, die Stimmen des Personals der Lewis Strauss Company sowie eines Damenbekleidungsgeschäftes im Hörsaal auferstehen zu lassen, die daraufhin in den Merkmalen »enthusiasm«, »convincingness« und »sales ability« eingeschätzt werden sollten.²²⁹ Als Außenkriterium hatten Fay und Middleton zuvor Angaben zum bisherigen Verkaufserfolg der Personen eingeholt. Passenderweise wurde auch das Merkmal »introversion« auf diese Weise für die Untersuchung zugänglich gemacht, sodass die Testpersonen, die hier ihre Stimmen präsentierten, nicht per *live*-Schaltung einem Auditorium ausgesetzt werden mussten.²³⁰ Im Laufe der minutiös arrangierten Studien zeichnete sich allerdings ab, dass sich nur geringfügige Zusammenhänge zwischen Aspekten der »Persönlichkeit« und der Stimme ermitteln ließen.²³¹ Gemessen an statistischen Kriterien, gelang es in der Regel nicht, eine adäquate Einschätzung der erhobenen Merkmale auf Basis der präsentierten Stimmen vorzunehmen. Fay und Middleton hielten zwar mit ihren Untersuchungen am »Faszinosum Stimme« in ihrer spezifischen phänomenologischen Qualität fest; zugleich folgten sie mit ihrem Zugriff, der auf Variablenkontrolle und ein vorgegebenes Durchführungsskript setzte, einem methodologischen Rahmen, der dem Anspruch einer dezidiert experimentalwissenschaftlichen Psychologie gerecht werden sollte. Für die Forscher wurde dabei deutlich, dass sich vor allem soziokulturelle Vorstellungen und stereotype Zuschreibungen auf die Zuordnungen und Einschätzungen auswirkten – ein Aspekt, auf den bereits Sapir Mitte der 1920er Jahren aufmerksam gemacht hatte,

²²⁸ Dabei wurden die Platten, die sich in ihrer Qualität von kommerziell vertriebenen Schallplatten unterschieden und im Durchmesser wesentlich größer als solche für den Heimgebrauch waren, zum Beispiel in der Radiostation WIRE in Indianapolis produziert. Zur Geschichte dieser Aufzeichnungspraxis im Radiokontext siehe Andre Millard, *America on Record: A History of Recorded Sound, Second Edition*, Cambridge (Massachusetts) 2005, 139–146.

²²⁹ Siehe Fay/Middleton, Sales Ability, 499–510.

²³⁰ Siehe Paul J. Fay/Warren C. Middleton, »Judgment of Introversion from the transcribed Voice«, in: *The Quarterly Journal of Speech* 28 (1942), 226–228.

²³¹ Keine Zusammenhänge ergaben sich zum Beispiel für »sociability«, die über eine Skala erfasst wurde. Mit Blick auf »introversion« ermittelten die Autoren eine Beurteilungsgenauigkeit, die etwa dem Zufallswert entsprach. Dasselbe stellte sich auch mit Blick auf »leadership« heraus. Auch für »self-confidence« hatte sich nur eine geringe Detektionsfähigkeit auf Basis der Stimme ergeben. Was die Einschätzung der emotionalen Stabilität anging, ermittelten die Autoren nur bedingt aussagekräftige Werte an einer Stichprobe von Studentinnen. Siehe Fay/Middleton, Sociability, 303–309; Introversion, 226–228, Leadership, 102, Confidence, 93–95, Emotional Balance, 109–113.

bei gleichzeitiger Betonung der intimen Beziehung zwischen Stimme und ›Persönlichkeit‹. Die Identifikation individueller Unterschiede, die in der Stimme aufscheinen sollten, erwies sich für das Experimentalsystem unter diesen Gesichtspunkten nicht nur als große Herausforderung, sondern stellte sich zusehends auch als Bedingung der Unmöglichkeit dar. Der investigative Rahmen, der dazu in Indiana ausgebildet wurde, blieb auch für nachfolgende Untersuchungen zum psychologischen Gehalt der Stimme handlungsleitend. Als Untersuchungsobjekt der Psychodiagnostik verschwand sie mit Blick auf die nur bedingt erfolgreichen Versuche in den 1930er und 1940er Jahren jedoch weitgehend aus dem wissenschaftlichen Diskurs.²³²

3.2.3 *Fazit*

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wendeten sich die psychologischen Wissenschaften diesseits und jenseits des Atlantik auch der menschlichen Stimme zu. Die Stimme wurde dabei als vielversprechendes Medium in den Blick genommen, das je nach Perspektive nicht nur Auskunft über spezifische Affekte einer Person, sondern ebenfalls über psychopathologische Phänomene, neurotische Zustände oder stabile psychische Dispositionen geben konnte. Die Studien, die in dieser Zeit entstanden, arbeiteten sich damit auf unterschiedliche Art und Weise an dem kulturgeschichtlich tradierten Topos von der Stimme als »index mentis« ab.²³³ Im Rekurs auf allgemein verbreitete Wahrnehmungsschemata, die von einem Resonanzverhältnis zwischen der Stimme und psychischen Charakteristika ausgingen, entstanden ab den 1930er Jahren zahlreiche Untersuchungsformate, die an diesen populären Vorstellungen ansetzten. Die Autorinnen und Autoren, die vor allem aus dem Gebiet der Psychologie und der Medizin, stellenweise auch aus anderen Ausbildungszusammenhängen stammten, standen dabei zunächst vor der Frage, wie die sinnliche Erscheinung der Sprechweise überhaupt erschlossen und an psychologisch-psychiatrische Episteme rückgebunden werden konnte. Ansätze, die auf die Zergliederung der Stimme setzten und bestimmte Merkmale wie zum Beispiel den Rhythmus, die Intonation oder die Geschwindigkeit in den Blick nehmen wollten, standen hierbei in Opposition zu Zugängen, die von der Totalität des Ausdrucksphänomens ›Stimme‹ ausgingen und in einem analytischen Raster die Gefahr sahen, ihre sinnliche Erscheinung zu zerstückeln.²³⁴ Physiologisch-apparative Methoden, wie sie im

²³² Experimente, die von der Stimme auf die ›Persönlichkeit‹ schließen wollten, wurden in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur noch vereinzelt in wissenschaftlichen Veröffentlichungen vorgestellt. Inhaltlich bezogen sich diese in der Regel auf sprachwissenschaftliche oder sozialpsychologische Publikationen.

²³³ Siehe Meyer-Kalkus, *Stimme*, 15.

²³⁴ In den Vereinigten Staaten hatte Stagner Mitte der 1930er Jahre einen solchen Ansatz probiert, indem er »voice intensity«, »flow of speech«, »poise« und »clearness« einschätzen

Kontext der Experimentalphonetik entwickelt worden waren, um eine ›objektive‹ Registrierung von Stimmparametern herzustellen, spielten in diesem Kontext weder in Deutschland, noch in Nordamerika eine nennenswerte Rolle.²³⁵ Während der deutschsprachige Diskurs einem apparativen Zugriff schon mit Blick auf seine physiognomisch-charakterologische Ausrichtung kritisch gegenüber stand, bestand auch auf der US-amerikanischen Seite Zweifel an einem solchen Ansatz. Fillmore H. Sanford, Psychologe an der Harvard University, wies 1942 beispielsweise in einem Übersichtsartikel darauf hin, dass neuere Techniken wie die Phono- oder Stroboskopografie möglicherweise auf den Bereich der Persönlichkeitsforschung angewendet werden könnten, gab aber im gleichen Zug zu denken, dass der Zusammenhang zwischen ›Persönlichkeit‹ und Ausdruck in einer solchen »hard-headed« analysis verloren gehen könnte.²³⁶ Eine molekulare Analyseebene, die an einzelnen Merkmalen ansetzte, schien für viele Forscherinnen und Forscher nicht zielführend und lief der spezifischen phänomenologischen Qualität der Stimme entgegen, die man ihr attestierte. Die psychodiagnostische Erforschung der Stimme machte jedoch insofern von einem technischen Aufschreibesystem Gebrauch, als dass sie im Regelfall auf die elektrische Aufzeichnung setzte, um Stimmproben verschiedener Populationen für die Analyse zu gewinnen oder diese als technisches Ding²³⁷ im Rahmen sich anschließender Versuchsreihen wieder auferstehen zu lassen. Dabei handelte es sich meistens um Phonographen, die Trägermedien aus Materialien wie Lack oder Aluminium beschrieben. Der technisch-apparative Rahmen der Experimente erwies sich damit einerseits als Möglichkeitsbedingung einer spezifischen Experimentalkultur, er stellte sich jedoch auch als epistemisches Hindernis heraus, weil er die Stimme auf spezifische Weise formatierte und sich in ihre Beurteilung einschrieb. Fragen der Registrierung und Operationalisierung betrafen allerdings nicht nur die vokalen Äußerungen. Als theoretisch-analytischer Rahmen der psychodiagnostischen Erkundungen wurde diesseits wie jenseits des Atlantik auf diskursiv verfügbare psychologisch-psychiatrische Konzepte zurückgegriffen, die von Krankheitsentitäten bis hin zu verschiedenen Typologien von

ließ und diese an Bewertungen der »nervousness« und »aggressiveness« der Stimme rückzubinden versuchte. Mit seinem Ansatz verwehrte er sich dagegen, die Stimme als »unanalyzable whole« zu betrachten. Siehe Stagner, *Voice*, 272. Auch charakterologisch ausgerichtete deutschsprachige Forscher nahmen verschiedene Stimmparameter in den Blick.

²³⁵ Das technisch Mögliche an Aufzeichnungs- und Registrierapparaten wurde beispielsweise 1930 auf der ersten Tagung der Internationalen Gesellschaft für Phonetik präsentiert. Dazu zählten Kathodenstrahlzillographen, Stroboskope, Röntgenfilmaufnahmen, Tonhöhen- und Lautstärkenschreiber, Kehlkopfsprachzeichner und ein Strobilion zur Bestimmung von Tonhöhen.

²³⁶ Siehe Fillmore H. Sanford, »Speech and Personality«, in: *Psychological Bulletin* 39 (1942), 811–845, hier 838.

²³⁷ Der Begriff des technischen Dings wird hier in Anlehnung an Rheinberger verwendet. Vergleiche Rheinberger, *Epistemic Things*, 29–30.

›Temperament‹ oder ›Persönlichkeit‹ reichten, wobei sich gerade Typenkonzepte als produktiv erwiesen. Im Unterschied zu deutschsprachigen weiteten US-amerikanische Ansätze bald ihre Perspektive auf spezifische, eng umschriebene Merkmale aus, zu denen beispielsweise die Intro- oder Extraversion einer Person, ihre emotionale Stabilität oder auch ihr Dominanzverhalten gehörten – Merkmale, die im Diskurs um das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ im Verlauf der 1930er Jahre innerfachlich eine größere Bedeutung gewonnen hatten und auch aus gesellschaftlicher Warte für relevant befunden wurden.

Als Impulsgeber dieser Forschungslinie hatte vor allem auch die stetige Verbreitung des zivilen Rundfunks gewirkt. Die Bedeutung des medialen Dispositivs Rundfunk, seine Möglichkeiten und Wirkungen, wurde ab den späten 1920er Jahren intensiv diskutiert.²³⁸ Neben ästhetischen und formalen Fragen ging es hierbei auch um die Effekte, die die körperlose Stimme auf Zuhörerinnen und Zuhörer entfalten konnte. Im Diskurs von Radioprogramm-Gestaltern spielte der Topos von der Stimme als Indikator der ›Persönlichkeit‹ dabei ebenso eine Rolle. Ernst Hardt, Intendant der Westdeutschen Rundfunk AG, ging beispielsweise soweit zu behaupten, dass er »einen großen Teil deutscher Dichter in ihrer Persönlichkeit und Menschlichkeit erst durch das Mikrophon kennen und lieben gelernt« hätte, weil die aufgezeichnete Stimme mehr preisgäbe als das gedruckte Wort.²³⁹ Die Art und Weise, wie etwas gesagt wurde, erwies sich aus der Perspektive Hardts als Mittel, um einen Menschen in seinem wirklichen, ja ganz und gar ›eigentlichen‹ Wesen zu fassen zu bekommen. Ein Radiomitarbeiter aus New York bekräftigte 1933 wiederum in einem Artikel des *New York Times Magazine*, dass die Stimme nicht nur die Stimmung, sondern auch ›Temperament‹ und ›Persönlichkeit‹ reflektierte, und skizzierte in diesem Zuge gleich ein akustisch begründetes Psychogramm des amerikanischen Präsidenten: »President Roosevelt's voice reveals sincerity, good-will and kindness, determination, conviction, strength, courage and abounding happiness.«²⁴⁰ Fernab des Verhaltens, an dem eine Person gemessen werden konnte, bot die Stimme aus dieser Perspektive heraus genügend Material für eine umfassende Bestimmung ihrer psychischen Verfassung, die zugleich für die Vorhersage genutzt werden konnte.

Auch der Psychologe und Kulturjournalist Rudolf Arnheim beschäftigte sich in den 1930er Jahren eingehend mit dem Rundfunk.²⁴¹ Wie Fay und Middleton

²³⁸ Siehe dazu Cornelia Epping-Jäger, »Embedded Voices. Stimmpolitiken des Nationalsozialismus«, in: Brigitte Felderer (Hrsg.), *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*, Berlin 2004, 145–157.

²³⁹ Siehe Ernst Hardt, »Essay und Dialog«, in: Stiftung Archiv der Akademie der Künste (Hrsg.), *Dichtung und Rundfunk – 1929. Ein Dokument der Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Archiv-Blätter 5*, Berlin 2000, 61–62, hier 62.

²⁴⁰ Siehe *New York Times Magazine*, June 18 (1933), Section 6, 6, zitiert nach Allport/Cantril, Judging, 37.

²⁴¹ Siehe Helmut H. Diederichs (Hrsg.), *Rudolf Arnheim, Die Seele in der Silberschicht. Medientheoretische Texte Fotografie – Film – Rundfunk*, Frankfurt am Main 2004. Arn-

wenig später auf Basis ihrer Untersuchungen empfehlen sollten, plädierte Arnheim für eine genaue Auswahl der Stimmen in Abhängigkeit der Rolle, für die sie gebraucht würden. Dies galt insbesondere für die Funktion des Radioansagers: Er sollte ein Sprechorgan ohne vokale Defekte besitzen und sich zugleich »aller rezitatorischen Ausdrucksmittel enthalten«, um sich »wie eine Sprech-Maschine auf deutlichen Textvortrag« zu beschränken.²⁴² Aus der Perspektive der Psychologie hatte sich der Rundfunk nicht nur als eindrucksvolle Technik der Massenkommunikation erwiesen, sondern einmal mehr die Aufmerksamkeit auf die körperlose Stimme gelegt, die im Radiogerät an multiplen Orten laut wurde. Sie lud die Zuhörerinnen und Zuhörer dazu ein, ein mentales Bild von der sprechenden Person in ihrer psychophysischen Beschaffenheit zu entwerfen. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass neben der allgemeinen Konjunktur von Typenkonzepten gerade auch der Körperbau einen ersten wichtigen Bezugspunkt für psychologische Studien in diesem Bereich bildete. Auf der Ebene der Programmgestaltung ließ sich diese imaginative und assoziative Fähigkeit produktiv machen und kreativ nutzen. Im Rahmen der psychologischen Forschung zeichnete sie sich jedoch zugleich als Problem ab, weil sie sich nur bedingt in kontrollierte Bahnen lenken ließ und die kulturelle Rekursivität des eigenen Experimentalsystems vor Augen führte.

3.3 *Der Ausdruck des Körpers / Mimik und Pantomimik*

Unter den körperbasierten Ausdrucksmedien, die in den Blick der psychologischen Analyse gerieten, kam ebenso der Mimik und der Pantomimik große Bedeutung zu. Im deutschsprachigen psychologischen Diskurs hatten mit dem Aufkommen charakterologischer Positionen in den 1920er Jahren physiognomische Denkfiguren neuen Auftrieb gewinnen können, die den kulturgeschichtlich tradierten Topos vom Gesicht als ›Spiegel der Seele‹ wieder aufleben ließen. Faziale Charakteristika wurden in diesem Zuge nicht allein als Ausdruck fluktuierender psychischer Zustände betrachtet, sondern gerieten auch als Indikatoren stabiler psychischer Dispositionen in den Blick. ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ sollten sich dieser Lesart zufolge unmittelbar im Gesicht eines Menschen niederschlagen oder zumindest durch den Anschluss an ein Beobachtungs- und Aufzeichnungsdispositiv bestimmt werden können. In Abgrenzung zu früheren Überlegungen hoben die Ansätze, die in dieser Zeit entstanden, jedoch weniger auf die psychologische Bedeutsamkeit statischer Merkmale ab als auf den Körper in seinen charakteristischen Bewegungen. Nicht die Architektur

heims Monographie zum Radio wurde 1936 zunächst auf Englisch veröffentlicht. Siehe Rudolf Arnheim, *Radio, Translated by Margaret Ludwig and Herbert Read*, London 1936.

²⁴² Siehe Rudolf Arnheim, »Rund um den Funk 1932«, in: Helmut H. Diederichs (Hrsg.), *Rudolf Arnheim, Die Seele in der Silberschicht. Medientheoretische Texte Photographie – Film – Rundfunk*, Frankfurt am Main 2004, 346–349, hier 348.

des Gesichts erschien interessant, sondern seine mimischen Charakteristika.²⁴³ Im Bereich der Pantomimik wurden dabei auch Aspekte der Körperhaltung, des Ganges oder des Bewegungsablaufes berücksichtigt. Diese Hinwendung zu den bewegten Ausdrucksmedien stand wiederum mit einer Neuorientierung innerhalb der Psychotechnik in Verbindung. ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ nahmen in diesem Zuge den Status praktisch relevanter Größen an, die es mit psychologischen Mitteln zu diagnostizieren und zu prüfen galt. Welche Form diese Mittel annehmen sollten, war jedoch Gegenstand von Diskussionen und Kontroversen. Die populäre Vorstellung, über das Gesicht auf psychische Dispositionen schließen zu können, spielte in den 1920er Jahren auch jenseits des Atlantik eine Rolle. Im deutlichen Kontrast zu den deutschsprachigen Auseinandersetzungen wurde sie jedoch primär in psychologieaffinen Diskursen aufgerufen, denen eine akademische Einbindung fehlte. Die akademisch verankerte Psychologie nahm die Popularität der entsprechenden Ansätze wiederum zum Anlass, um sie einer rigorosen Überprüfung zu unterziehen und für die Legitimität ihres eigenen Wissens zu werben, dessen Anwendung auf gesellschaftliche Problemlagen ebenfalls in den Blickpunkt geraten war.

Im Folgenden widmet sich das Teilkapitel der zentralen Versuche, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts mittels verschiedener Aufzeichnungstechniken mimische und pantomimische Merkmale für die Diagnose von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ fruchtbar machen wollten. Mit Blick auf das historisch verfügbare Material liegt der Schwerpunkt hierbei auf der Analyse der epistemisch-medialen Praktiken, die im Kontext des Auswahlverfahrens des deutschen Militärs in den späten 1920er und frühen 1930er Jahren entwickelt wurden. Um die Vorbedingungen dieser Ansätze zu rekonstruieren, wird in einem knappen Exkurs auch die Entstehung der Psychotechnik skizziert. Der letzte Teil des Kapitels untersucht die Bedeutung des Gesichts im nordamerikanischen Wissenschaftsdiskurs zu ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹. Im Zentrum stehen dabei die epistemischen Strategien, mit denen populäre physiognomische Deutungsansätze in Misskredit gebracht werden sollten.

3.3.1 *Mimik und ›Charakter‹ in der Heerespsychologie*

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts entwickelten sich, stimuliert durch die wirtschaftlichen und sozialen Transformationen der Industrialisierung, unter dem Schlagwort ›Psychotechnik‹ zahlreiche Ansätze, die auf die Anwendung psychologischer Kenntnisse und Techniken im Arbeits- und Wirtschaftskontext abzielten.²⁴⁴ Diese konnten auf einer etablierten Forschungspraxis der Experi-

²⁴³ Zum epistemischen Objekt der »mimischen Expressivität« und seiner Mediengeschichte siehe Petra Löffler, *Affektbilder. Eine Mediengeschichte der Mimik*, Bielefeld 2004.

²⁴⁴ Bei diesem Teilkapitel handelt es sich um eine Erweiterung der Ausführungen meines Artikels »Der Ausdruck der Persönlichkeit. Fotografische Medien als Instrumente

mentalpsychologie, wie auch Diskussionen um eine »Differentielle Psychologie« aufbauen. Letztere wollte ihr Augenmerk auf die unterschiedlich ausgeprägten psychischen Merkmale von Personen legen, aus denen in einem weiteren Schritt auch eine unterschiedliche Eignung für bestimmte Arbeitstätigkeiten abgeleitet wurde. Die Grundprämissen der Differentiellen Psychologie waren bereits 1900 von dem Hamburger Psychologen William Stern skizziert worden, der damit das Individuum und seine Individualität als Problem des 20. Jahrhunderts ausrief.²⁴⁵ Die differentielle Perspektive sollte nicht in Konkurrenz zu Ansätzen treten, die allgemeingültige Gesetze proklamierten, sondern vielmehr den Grundstein für eine »wissenschaftliche Beschäftigung mit den individuellen Verschiedenheiten des menschlichen Seelenlebens« legen.²⁴⁶ Waren die »differentiellen Eigentümlichkeiten der Seele« bislang als zu vernachlässigende Größe, wenn nicht sogar Fehlerquelle aufgefasst worden, hatte Stern sie zu einem eigenständigen und notwendigen Forschungsobjekt erklärt.²⁴⁷ Die Differentielle Psychologie sollte die seelischen Verschiedenheiten identifizieren und beschreiben, ihre Besonderheiten zu Typen ordnen und über immer komplexer werdende Konstellationen schließlich Einblicke in die Individualität des Menschen geben. Methodisch war sie dabei an der »generellen Psychologie« ausgerichtet.²⁴⁸ Der Begriff der »Psychotechnik« wurde von Stern erstmals in einer Skizze zur Angewandten Psychologie im Jahr 1903 erwähnt, in der er auch die Forderung aufstellte, dass diese adäquat institutionalisiert werden müsste.²⁴⁹ Im Gegensatz zur Theoretischen Psychologie sollte diese angewandte Ausrichtung ihr Wissen in relevanten Gesellschaftsbereichen, zum Beispiel im Schulsystem, dem Gerichtswesen, der Wirtschaft oder auch im Militär, einbringen, um so praktische Probleme und Fragestellungen anzugehen. Dazu gehörten vor allem Aufgaben der »Psycho-

der Charakterologischen Diagnostik in den 1930er Jahren«, in: *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 36 (2016), 37–48. Zur Geschichte der Psychotechnik siehe die einschlägige Darstellung von Siegfried Jaeger/Irmingard Staeuble, »Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen«, in: François Stoll (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Band XIII, Anwendungen im Berufsleben. Arbeits-, Wirtschafts- und Verkehrspsychologie*, Zürich 1981, 53–95.

²⁴⁵ Siehe L. William Stern, *Über Psychologie der individuellen Differenzen (Ideen zu einer »Differentiellen Psychologie«)*, Leipzig 1900, V. Siehe dazu auch die umfassende Studie von James T. Lamiell, *Beyond Individual and Group Differences: Human Individuality, Scientific Psychology, and William Stern's Critical Personalism*, Thousand Oaks (California) 2003.

²⁴⁶ Siehe Stern, *Psychologie*, V.

²⁴⁷ Siehe ebenda, 3.

²⁴⁸ Vergleiche ebenda, 2–6.

²⁴⁹ Siehe William Stern, »Angewandte Psychologie«, in: L. William Stern (Hrsg.), *Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung, Erste Folge*, Leipzig 1903, 4–45. Stern schwebte hier die Einrichtung eines Instituts für angewandte Psychologie vor, an dem die Anwendungsbemühungen zusammen kamen und ihre Umsetzung wie auch die Auswertung von Experten begleitet wurde.

gnostik« und »Psychotechnik«. ²⁵⁰ Während sich erstere der Beurteilung von Individuen und daraus folgend auch der Prognostik widmete, sah Stern die Aufgaben der »Psychotechnik« darin, konkrete Zielstellungen durch psychologische Maßnahmen und Handlungsweisen zu fördern. ²⁵¹ Dem Begriff wurde einige Jahre später durch die Publikationen Hugo Münsterbergs zu einer größeren Sichtbarkeit verholfen, dessen *Grundzüge der Psychotechnik* 1914 in Leipzig erschien. Anders als Stern, wollte dieser die Psychotechnik allgemein als »die Wissenschaft von der praktischen Anwendung der Psychologie im Dienste der Kulturaufgaben« verstanden wissen. ²⁵²

Obgleich die Konturen eines psychotechnischen Programms bereits früher vorlagen, erwies sich erst der Kriegseintritt Deutschlands als ihr zentraler Antriebsmotor. ²⁵³ Die erste psychotechnische Prüfstellung wurde 1915 in Berlin eingerichtet und stand im Dienst des Militärs. Bei der Kraftfahrerersatzabteilung des preußischen Gardekörps sollten unter psychologischer Anleitung geeignetes Fahrpersonal ausgewählt und die Einsatzmöglichkeit von Frauen als Lastkraftführerinnen im Heer begutachtet werden. ²⁵⁴ Bis 1918 wurden an weiteren Standorten Prüfstellen dieser Art eingerichtet. Dem folgten psychotechnische Eignungsprüfungen für kriegsrelevante Spezialaufgaben, zum Beispiel für Flugzeugführer und Beobachter, aber auch Funker, Schall- und Lichtmesser. Bald darauf kamen Ausleseverfahren für das Personal von Straßen- und Eisenbahnen zum Einsatz. In Form und Inhalt einem psychologischen Experiment nachempfunden, wurden die Anwärterinnen und Anwärter bei der Eignungsprüfung mit bestimmten Reizkonstellationen konfrontiert, die für die konkrete Tätigkeit charakteristisch sein und die spätere Arbeitsanforderung möglichst realistisch simulieren sollten. Dazu kamen Geräte zum Einsatz, die aus dem Forschungskontext bekannt waren. Falls sich diese nicht eigneten, wurden entsprechende Modifikationen vorgenommen oder neue Apparate konstruiert. Die Reizdarbietung erfolgte im Regelfall apparativ, zum Beispiel auf elektrische Art. Parallel wurden die Reaktionen der Geprüften gemessen und beispielsweise mit physiologischen Verfahren aufgezeichnet. Beflügelt durch die Erfolge, die bei der Konzeption von Eignungsprüfungen für Soldaten mit Spezialaufgaben erzielt wurden, konnte dieser Zweig einer angewandten Psychologie seinen Wirkungsbereich allmählich auch auf verschiedene Berufsbereiche und Organisationsformen ausdehnen.

²⁵⁰ Siehe ebenda, 20–33.

²⁵¹ Inhaltlich führte Stern seinen Ansatz einige Jahre später in seiner Monographie *Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen* aus, die er 1911 anstelle einer zweiten Auflage seiner ersten Arbeit zur Differentiellen Psychologie vorlegte. Die Psychologie nahm er darin in die Pflicht, sich noch stärker bei der »Lösung praktischer Kulturaufgaben« zu engagieren. Siehe William Stern, *Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, Leipzig 1911, 6.

²⁵² Siehe Hugo Münsterberg, *Grundzüge der Psychotechnik*, Leipzig 1914, 1.

²⁵³ Siehe dazu Jaeger/Staebule, *Psychotechnik*, 69.

²⁵⁴ Siehe ebenda.

Im Vergleich zu anderen Ländern verlief die Verbreitung dieser Form von Psychotechnik in Deutschland dabei besonders erfolgreich.²⁵⁵ Neben industriellen Berufen kamen entsprechende Ansätze auch bei technisch-zeichnerischen oder kaufmännischen Berufen zum Einsatz.²⁵⁶ Angehende Friseure und Telefonistinnen wurden ebenfalls bald in ihrer Eignung überprüft.²⁵⁷ Im pädagogischen Bereich wurden zudem Berufsberatungen und Begabtenauslesen etabliert. Verfügte man nicht über eigene Prüfstellen, konnten entsprechende Aufträge an technische Universitäten, Handelshochschulen, Ingenieurakademien oder private Institute erteilt werden. Auch staatliche Einrichtungen wie Arbeitsämter, die Reichspost oder die Reichsbahn boten entsprechende Auswahlverfahren an. Innerhalb kurzer Zeit gelang es der Psychotechnik so, sich fest in der Unternehmenskultur der Weimarer Republik zu verankern.²⁵⁸

Waren psychotechnische Verfahren in den frühen 1920er Jahren breitflächig in der Industrie und Wirtschaft zum Einsatz gekommen und besonders positiv rezipiert worden, änderte sich diese Haltung jedoch bald. In der Mitte der 1920er Jahre nahm die Nachfrage nach Eignungstests und Möglichkeiten der Berufsberatung ab, und auch unter ihren Vertretern wurden kritische Stimmen an der Ausrichtung der Psychotechnik laut.²⁵⁹ In der Industrie mehrten sich zum Beispiel Zweifel, ob psychotechnische Maßnahmen tatsächlich zu einer Produktivitätssteigerung führten, zudem formierte sich innerhalb der Arbeiterbewegung Kritik an den oftmals mit Rationalisierungsmaßnahmen verbundenen Interventionen.²⁶⁰ Zeitgleich zu der abnehmenden Akzeptanz vollzog sich innerhalb des psychotechnischen Diskurses eine Neuausrichtung, was den Gegenstand und die Verfahren anbelangte. Hatte man zunächst auf eine apparative, messende Diagnostik gesetzt, die auf einzelne Fertigkeiten und Fähigkeiten abhob, gerieten ab der Mitte der 1920er Jahre zunehmend psychische Eigenschaften als bedeutsame Determinanten von Eignung und Arbeitsleistung in den Blick, die auf den ›Charakter‹ oder die ›Persönlichkeit‹ eines Menschen verwiesen.²⁶¹ Begleitet wurde

²⁵⁵ Siehe Siegfried Jaeger, »Zur Herausbildung von Praxisfeldern der Psychologie bis 1933«, in: Mitchell G. Ash/Ulfried Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert: Ein Überblick*, Opladen 1985, 83–112, hier 102.

²⁵⁶ Siehe Jaeger/Staeuble, *Psychotechnik*, 79.

²⁵⁷ Vergleiche Katja Patzel-Mattern, *Ökonomische Effizienz und gesellschaftlicher Ausgleich. Die industrielle Psychotechnik in der Weimarer Republik*, Stuttgart 2010, hier 24.

²⁵⁸ Vergleiche ebenda, 27–28. Zur Geschichte der Psychotechnik und ihrer Subjektmodellierung, siehe Dominik Schrage, *Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918–1932*, München 2001.

²⁵⁹ Siehe Anson Rabinbach, *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, Wien 2001, 333.

²⁶⁰ Siehe dazu Mitchell G. Ash, »Weimar Psychology. Holistic Visions and Trained Intuition«, in: Peter E. Gordon/John P. McCormick (Hrsg.), *Weimar Thought. A Critical Companion*, Princeton (New Jersey) 2013, 35–54, hier 45.

²⁶¹ Diese Perspektiverweiterung lässt sich anhand der inhaltlichen Ausrichtung von Fachzeitschriften nachvollziehen. Die 1919 gegründete Zeitschrift *Praktische Psychologie*,

diese Verlagerung von Einschätzungen, dass sich die Psychotechnik in eine Krise manövriert hätte.²⁶² Pointiert wurde diese Perspektive in einem Artikel des Budapester Autors Andor Juhász auf den Punkt gebracht, der 1929 gleich im Titel von der »Krise der Psychotechnik« sprach und sich in seinem Text wiederum auf Karl Bühler bezog, der bereits 1926 eine »Krise der Psychologie« konstatiert hatte.²⁶³ Mit Blick auf die Frage der adäquaten methodischen Adressierung wies Juhász dabei die konventionelle Verwendung von Tests in ihre Schranken: »Wir müssen mit der Testmethode nur insofern brechen, als diese die Gesamtheit der Persönlichkeit mit der Gefahr der Zerstückelung bedroht. Betrachten wir aber die Fähigkeiten nicht gesondert für sich, sondern immer personbedingt, ganzheitsbezogen, so haben wir mit der Testmethode eine Macht in Händen, mittels der wir der Gesamtbefähigung des Individuums Herr werden können.«²⁶⁴ Um ›Persönlichkeit‹ und ›Charakter‹ adäquat zu adressieren, bedurfte es nach diesen Überlegungen eines veränderten Methodenrepertoires, das weniger auf die Zergliederung und Quantifizierung setzte. Verhaltensbeobachtungen wurden dabei genauso diskutiert wie stärker auf die Interpretation setzende Verfahren, die sich vor allem dem Ausdruck in seinen mannigfaltigen Erscheinungen zuwendeten.²⁶⁵ Die Analyse von Mimik und Pantomimik bildete hierbei das Herzstück der Auseinandersetzungen. Ausdruckskundliche Verfahren wurden in den späten 1920er Jahren damit als adäquate psychologische Techniken rezipiert, um die ›ganze Persönlichkeit‹ in den Blick zu nehmen.²⁶⁶

die ihren Schwerpunkt auf Fragen der Angewandten Psychologie, der Berufsberatung und der Psychotechnik legte, nahm ab dem vierten Jahrgang entsprechende Perspektiven auf. Bei der von Walther Moede herausgegebenen *Industriellen Psychotechnik*, die ab 1924 erschien und vor allem auf die Berufspraxis im Industriekontext setzte, lag der Fokus in den ersten Jahren auf Eignungsuntersuchungen für verschiedene Berufs- und Industriezweige, daneben wurden Erfolgskontrollen wie auch Beeinflussungsmöglichkeiten der Leistungsfähigkeit thematisiert. Ab 1926 fanden sich neben Arbeiten zu Eignungsprüfungen und psychotechnischen Fragestellungen ebenso Artikel zur Charakterologie und Graphologie. Auch in der eher auf klassische Themen setzenden, zwischen 1925 und 1936 von Hans Rupp herausgegebenen *Psychotechnischen Zeitschrift* widmeten sich einzelne Artikel und Rezensionen der Bedeutung und Diagnostik von ›Charakter‹ und ›Wille‹.

²⁶² Siehe dazu auch Alexandre Métraux, »Die angewandte Psychologie vor und nach 1933 in Deutschland«, in: Carl F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985, 221–262, hier 230–244.

²⁶³ Siehe Andor Juhász, »Die ›Krise‹ der Psychotechnik«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 33 (1929), 456–463. Siehe auch Karl Bühler, *Die Krise der Psychologie*, Jena 1927. Bühler hatte zuvor einen gleichnamigen Text publiziert. Siehe ders., »Die Krise der Psychologie«, in: *Kant-Studien* 31 (1926), 455–526.

²⁶⁴ Siehe Juhász, *Krise*, 463.

²⁶⁵ Siehe dazu Stefan J. Petri, *Eignungsprüfung, Charakteranalyse, Soldatentum. Veränderung der Wissenschafts- und Methodenauffassung in der Militärpsychologie des Deutschen Reiches, Großbritanniens und der USA 1914 bis 1945*, Dortmund 2004, hier 19–20.

²⁶⁶ Siehe ebenda.

Die Entwicklung von charakterologischen Prüfsystemen, die vor allem an dem Ausdruck ansetzten, stand in Deutschland eng mit der Heerespsychologie in Verbindung und wurde vor allem innerhalb ihres Kreises rezipiert.²⁶⁷ 1920 war der habilitierte Psychologe Johann B. Rieffert von ministerieller Seite als Referent eingestellt worden, um die kriegsbezogene Psychotechnik und das Format der Eignungsprüfungen weiter zu entwickeln.²⁶⁸ Rieffert baute als wissenschaftlicher Leiter bis zu seiner Entlassung 1931 das Psychologische Laboratorium der Reichswehrpsychologie auf, das im April 1927 seine Arbeit aufnahm.²⁶⁹ Die Methoden, die dabei zum Tragen kamen, orientierten sich zunächst an den psychotechnischen Ansätzen, die aus der Zeit des Ersten Weltkrieges bekannt waren.²⁷⁰ Mit der Einrichtung von Vollprüfstellen weitete sich das diagnostische Aufgabengebiet jedoch aus, sodass neben der Erfassung des intellektuellen Vermögens nun auch der ›Wille‹ und die ›Persönlichkeit‹ der Rekruten mit psychologischen Mitteln untersucht werden sollten. Über die Konzeption von »Intelligenz- und Willensprüfungen« erlangten die beim Militär angestellten Psychologen damit die Verantwortung über ein Gebiet, das zur Zeit des Ersten Weltkrieges noch keine besondere Bedeutung bei den Auswahlverfahren gespielt hatte.²⁷¹ In der Folge entstanden ab den 1930er Jahren zahlreiche psychologische Prüfstellen, die jeden Offiziersanwärter in seinen körperlichen und psychischen Voraussetzungen untersuchen sollten. Die Prüfungen umfassten in der Regel zweieinhalb Tage, wobei sich die Kommission aus zwei Psychologen, zwei Offizieren und dem Kommandeur zusammensetzte.²⁷² Abschließend wurde ein Gutachten formu-

²⁶⁷ Siehe Geuter, Professionalisierung, 180. Siehe dazu auch H. L. Ansbacher, »German Military Psychology«, in: *Psychological Bulletin* 38 (1941), 370–392.

²⁶⁸ Johann Baptist Rieffert hatte sich 1919 bei Carl Stumpf in Berlin habilitiert und war 1921 zum Leiter der Heerespsychologie ernannt worden. Siehe Ash, Institut, 128. Zu Rieffert siehe Wolfgang Schönplüg, »Johann Baptist Rieffert. Gelehrter. Im Nationalsozialismus Gefolgsmann. Selbst ein Opfer?«, in: Theo Herrmann/Włodek Zeidler (Hrsg.), *Psychologen in autoritären Systemen*, Bern/Brüssel/Frankfurt am Main/New York/Oxford 2012, 65–93.

²⁶⁹ Nach der Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit widmete sich Rieffert vor allem dem Gebiet der Charakterologie. Rieffert trat 1933 in die NSDAP und die SA ein, zudem richtete er sich in seiner Lehre an der NS-Ideologie aus. 1934 erhielt er eine außerplanmäßige Professur sowie ein Ordinariat der Philosophie, das sich vor allem der Charakterkunde widmen sollte. Kurze Zeit später übernahm er als kommissarischer Direktor das Institut für Psychologie der Berliner Universität und begann mit der personellen wie inhaltlichen Umstrukturierung im Sinne einer nationalsozialistischen und rassenpsychologischen Ausrichtung, bis er 1937 wegen einer nicht angegebenen früheren SPD-Mitgliedschaft suspendiert wurde. Siehe dazu Ash, Institut, 128–130 sowie Ulfried Geuter, »Gleichschaltung von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus«, in: *Psychologische Rundschau* 35 (1984), 198–213.

²⁷⁰ Vergleiche Petri, Eignungsprüfung, 96–97.

²⁷¹ Siehe ebenda.

²⁷² Siehe dazu und im Folgenden Thomas Flemming, »›Willenspotenziale‹. Offizierstugenden als Gegenstand der Wehrmachtpsychologie«, in: Ursula Brey Mayer/Bernd Ulrich/Karin Wieland (Hrsg.), *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere*, Frankfurt am Main 1999, 111–122, hier 117–118.

liert, das sich für oder gegen die Eignung des Kandidaten aussprach. Max Simoneit, der nach mehreren Jahren der Tätigkeit als Heerespsychologe ab 1931 mit der Leitung der Zentralen Prüfstelle für Offiziersanwärter betraut wurde, hatte dazu ein System vorgesehen, mit dem »die gesamte Person« zum Gegenstand der charakterologischen Betrachtung werden konnte.²⁷³ Vor allem hielt Simoneit die psychotechnische Erfassung einzelner Fähigkeiten, wie sie beispielsweise aus der Berufsanalyse stammte, im militärischen Kontext für sinnlos. Mit der charakterologischen Methode sollte vielmehr eine »Lehre von der gesamten seelisch-körperlichen Veranlagung einschließlich der Werteinstellungen« für die Begutachtung zum Zuge kommen.²⁷⁴ Verbunden war damit zugleich die Forderung nach einer anderen epistemischen Praxis, genau genommen der »Zurückdrängung des Prinzips der exakten Messung durch die logisch kontrollierte Beschreibung«, wobei die ›Objektivität‹ der Ergebnisse durch verschiedene Kontrollmaßnahmen sichergestellt werden sollte.²⁷⁵

Das Verfahren, dessen Grundzüge bereits Rieffert ausgearbeitet hatte, sah nach der Registrierung der körperlichen Erscheinung zunächst eine Analyse des Lebenslaufs vor. In der sich anschließenden Ausdrucksanalyse bildete die Physiognomik in der Form von Mimik und Pantomimik einen Schwerpunkt, wobei auch das Sprechverhalten und die Schriftformen in ihrer Bewegungsabfolge Berücksichtigung fanden. Mit Blick auf das Gesicht sollten nicht die »erstarrten Formen«, sondern die bewegten Züge auf ihren charakterologischen Gehalt hin untersucht werden.²⁷⁶ Nur eine Form, die im »unmittelbaren Zusammenhang mit dem lebendigen seelischen Erleben« stand, konnte nach Simoneit charakterologische Bedeutung besitzen.²⁷⁷ Zu diesem Zweck wurden ohne das Wissen der Prüflinge kinematographische Aufnahmen von ihrem Verhalten angefertigt. Hierbei galt es, im Ausdruck vor allem solche Merkmale zu identifizieren, die nicht nur für den momentanen Zustand charakteristisch waren, sondern für die »seelische Veranlagung.«²⁷⁸ Für das Prüfungsgremium bedeutete dies, seinen subjektiven Eindruck nach rationalen Ordnungskriterien und im Bezug auf das Fachwissen in eine beobachterunabhängige, stabile Form zu überführen. Nach der Ausdrucksanalyse wurde das intellektuelle Vermögen der Anwärter anhand von schriftlichen Aufgabenreihen getestet. Die Handlungsanalyse, bei der vorgegebenen Befehlen Folge geleistet, körperliche Übungen durchgeführt und die pädagogische Anleitung von Mitprüflingen (»Führerprobe«) erfolgen

²⁷³ Siehe Max Simoneit, »Zur charakterologischen Auswertung von Reaktionsprüfungen«, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 83 (1932), 357–384, hier 358.

²⁷⁴ Siehe Max Simoneit, *Wehrpsychologie. Ein Abriss ihrer Probleme und praktischen Folgerungen*, Berlin 1933, 44.

²⁷⁵ Siehe ebenda, 44–45.

²⁷⁶ Siehe ebenda, 49.

²⁷⁷ Siehe ebenda.

²⁷⁸ Siehe ebenda, 47.

sollte, bildete den Schwerpunkt des zweiten Prüfungstages.²⁷⁹ Die Prüfer fokussierten hier vor allem die Willenskraft der Offiziersanwärter. Nach Simoneit hatte man es dabei mit einem »komplizierten seelischen Gebilde« zutun, das nicht über einfache Tests erschlossen werden konnte, sondern ein ganzheitliches Studium der »Prüflingspersönlichkeit« anhand der einzelnen Untersuchungsetappen bedurfte.²⁸⁰ Zuletzt versuchte sich die Kommission im Rahmen einer abschließenden Exploration einen Gesamteindruck über den ›Charakter‹ eines jeden Anwärters zu verschaffen. Mit ihrer Ausrichtung verstanden sich das Zentrallabor und das Netz aus Prüfstellen als Orte einer anwendungsorientierten Forschung, in denen neue psychodiagnostische Verfahren im Rückgriff auf allgemeinspsychologisches Wissen konzipiert und auf ihre Tauglichkeit überprüft wurden. Die so entwickelten Ansätze wurden einerseits über militär- und allgemeinspsychologische Publikationen einem interessierten Fachpublikum zugänglich gemacht, andererseits aber auch über Studienarbeiten und Monographien zu einzelnen diagnostischen Themen.²⁸¹ Bekanntgaben in der Presse zielten zugleich darauf ab, die Öffentlichkeit über die psychologischen Tätigkeiten des Militärs zu informieren.²⁸² Einen prägnanten monographischen Auftakt bildeten hierbei die Forschungen Philipp Lersch, die 1932 in seiner Publikation *Gesicht und Seele* nach einer etwa fünfjährigen Arbeit bei der Wehrpsychologie gebündelt wurden.²⁸³ Lersch hatte den Rahmen des militärpsychologischen Ausleseverfahrens genutzt, um den Prämissen und Möglichkeiten einer mimischen Diagnostik von ›Persönlichkeit‹ auf den Grund zu gehen. Das Vorhaben knüpfte dazu an eine Alltagspraxis der »verstehenden Einfühlung« an, wollte diese aber durch ein regelgeleitetes und kontrolliertes Vorgehen zum Bestandteil einer wissenschaftlichen Methodik machen.²⁸⁴ Von einem Probandenkollektiv, das etwa 300 Männer zwischen 18 und 21 Jahren umfasste, war der Gesichtsausdruck

²⁷⁹ Siehe ebenda, 56.

²⁸⁰ Siehe Max Simoneit, »Die Willensuntersuchung bei wehrmachtpsychologischen Eignungsuntersuchungen«, in: Oberregierungsrat Dr. Simoneit/Oberregierungsrat Dr. Kreipe/Regierungsrat Dr. Zilian/Oberregierungsrat Dr. Metz (Hrsg.), *Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin Heft 1430, Wehrpsychologische Willensuntersuchungen (mit Anhang)*, Langensalza 1937, 5–13, hier 9, 12.

²⁸¹ Dazu zählte die Zeitschrift *Soldatentum*, die von der Inspektion des Personalprüfwesens des Heeres von 1934 bis 1942 in Berlin herausgegeben wurde, aber auch die zwischen 1939 und 1940 von der Forschungsstelle im Heerespersonalamt veröffentlichten *Wehrpsychologischen Mitteilungen*.

²⁸² Vergleiche Ansbacher, *Psychology*, 372.

²⁸³ Siehe Philipp Lersch, *Gesicht und Seele. Grundlinien einer mimischen Diagnostik*, München 1932. Bei der Studie handelte es sich um Lersch's Habilitationsschrift an der Technischen Hochschule Dresden. Siehe auch ders., »Die Bedeutung der mimischen Ausdruckserscheinungen für die Beurteilung der Persönlichkeit«, in: *Industrielle Psychotechnik* 5 (1928), 178–183. Zu Lersch's weiterem Werdegang und seiner Verbindung zum Nationalsozialismus, siehe Klaus Weber, *Vom Aufbau des Herrenmenschen. Philipp Lersch. Eine Karriere als Militärpsychologe und Charakterologe*, Pfaffenweiler 1993.

²⁸⁴ Siehe Lersch, *Ausdruckserscheinungen*, 178.

mit filmischen Mitteln festgehalten worden, während diese bestimmte Aufgaben verrichten mussten. Die Offiziersanwärter sollten beispielsweise mit aller Kraft wiederholt an einem Expander ziehen oder auf verschiedene Stimuli reagieren. Darüber hinaus wurde im Rahmen eines »Elektrisierversuchs« erhoben, wie die Betroffenen auf elektrische Impulse reagierten und was die Erwartung von einem »apperzeptiven Schock« mimisch mit ihnen machte.²⁸⁵ Die kinematographische Ausdrucksfixierung in »konkreten Lebenssituationen«²⁸⁶ sollte dabei jene Geschehnisse sichtbar machen, »in denen das menschliche Antlitz lebendig wird und seine stumme Sprache redet.«²⁸⁷ Mit seiner Studie wollte Lersch zunächst das Mienenspiel in seiner Vielfalt dokumentieren, um es dann in seinen körperlichen Entstehungszusammenhängen zu ergründen und schließlich auch in seiner Bedeutung zu entziffern. Die verschiedenen »Ausdrucksgeschehnisse« sollten deshalb nicht nur »mimisch«, sondern auch »anatomisch-physiologisch« und zuletzt »psychologisch« mit Blick auf ihren spezifischen Ausdruckssinn untersucht werden.²⁸⁸ Wäre ihr psychologischer Sinn bekannt, könnte darauf aufbauend unter Berücksichtigung des Reiz-Reaktions-Verhältnisses bestimmt werden, was ihr Vorkommen in der konkreten Form für die »Persönlichkeit« bedeutete. Mit diesem letzten Punkt war die von Lersch avisierte charakterologische Bedeutung des mimischen Geschehens angesprochen.²⁸⁹ Hierbei bedurfte es eines schrittweisen Vorgehens, bei dem sich die Prüfer die »objektiven«, zum Beispiel anatomischen oder physiologischen Ursachen ihres Eindrucks bewusst machen mussten, um abwägen zu können, ob ihnen »eine echte Ausdruckserscheinung« entspräche.²⁹⁰ Der diagnostische Weg von der Körperoberfläche zur Psyche erschien Lersch jedoch nur angesichts eines Mangels an alternativen Methoden probat: »Solange aber die Psychodiagnostik darauf angewiesen ist, aus dem äußeren Bilde eines Menschen ihre Fremderkenntnis zu schöpfen, muß sie, wenn jener Mensch nicht von selbst sein Inneres aufschließt, sich die Wege von außen nach innen suchen.«²⁹¹ Die Mimik bot für Lersch dabei »einen besonders günstigen Ausgangspunkt« – vor allem, wenn sie mit dem Film gekoppelt wurde.²⁹² Mittels der kinematographischen Methode konnten flüchtige Mo-

²⁸⁵ Siehe Lersch, *Gesicht*, 44–46.

²⁸⁶ Siehe ebenda, 7.

²⁸⁷ Siehe ebenda, 12.

²⁸⁸ Siehe ebenda, 33–34.

²⁸⁹ In den psychologischen Wissenschaften hatte es Ende der 1920er Jahre eine Abkehr von der Annahme gegeben, dass es statische Ausdrucksformen geben würde. Stattdessen wurde der Ausdruck in seinem Bewegungsmoment fokussiert und in seiner Mehrdeutigkeit in den Blick genommen. Mit seiner Ausrichtung an der Ausdrucksbewegung und dem Fokus kontextbezogener Aspekte schloss Lersch an diesen Diskurs an. Siehe dazu auch Auguste Flach, »Die Psychologie der Ausdrucksbewegung«, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 65 (1928), 435–534, hier 460.

²⁹⁰ Siehe Lersch, *Ausdruckserscheinungen*, 179.

²⁹¹ Siehe Lersch, *Gesicht*, 161.

²⁹² Siehe ebenda.

mente festgehalten und gerade solche konserviert werden, die dem menschlichen Auge andernfalls entgangen wären. Vor allem erlaubte der Film auch die sukzessive Betrachtung einzelner Momentaufnahmen, in denen die mimisch-muskulären Reaktionen genau studiert und auf ihre dispositionelle Bedeutung befragt werden konnten. Das mimische »Gelände« wurde für die konkrete Analyse in den Bereich des Ober- beziehungsweise Untergesichts unterteilt, um dann seine Komponenten in ihren Ausdrucksformen näher zu betrachten.²⁹³ Auch wurden die »allgemeinen Modi des mimischen Geschehens« untersucht, wozu neben der »Ausdrucksfülle« auch Aspekte wie die »Bewegtheit des Minenspiels« oder die »Tiefe des mimischen Geschehens« zählten.²⁹⁴ Allerdings musste hier die Analyse vorläufig bleiben, weil das Publikationsformat es nicht erlaubte, das filmische Material zur Anschauung beizugeben.

Womit die Studie jedoch aufwartete, waren zehn aufwendig gestaltete Bildtafeln, die fotografisch festgehaltene Ausdruckserscheinungen zeigten. Mit einer strengen Rasterung versehen, waren auf neun von ihnen jeweils 20 durchnummerierte Momentaufnahmen in identischem Format zu sehen (Abb. 3.7). Einige der rechteckigen, in weiß gehaltenen Bildfelder, die alle in gleichen Abständen zueinander vor einem schwarzen Hintergrund positioniert waren, trugen zudem die Initialen der Untersuchten. In der formalen Gestaltung homogen, unterschieden sich die reproduzierten Bildfragmente der einzelnen Versuchspersonen durchaus voneinander: Nicht wenige der Porträtierten blickten zum Beispiel in die Kamera, einige schauten an dieser vorbei, hatten die Augen gesenkt oder auch ganz verschlossen. Um einerseits die Identifikation der Probanden zu erschweren, andererseits das »*mimisch* Eigenartige« in das Zentrum zu rücken, beschränkte Lersch die Tafeln auf Ausschnitte des Ober- und Untergesichts.²⁹⁵ Die einzelnen *frames* der Filmrolle waren zu diesem Zweck zerschnitten und zugleich im Sinne der intakten Ursprungsaufnahme arrangiert worden. In ihrer fragmentarischen Erscheinung muteten die auf weißem Untergrund fixierten Gesichter trotz ihres individuellen Ausdrucksgehalts damit nicht nur maskenhaft an, sondern erschienen auch körperlos und ohne lokalisierbaren Ort. Auf Basis der Bildcollagen ließ sich nichts über die Produktionsbedingungen und den Kontext der Aufnahmen in Erfahrung bringen. Über das Arrangement sollte sich die Eindrucksanalyse allein auf die mimischen Dimensionen stützen, ohne durch statische Aspekte der Physiognomik oder ablenkende Bildinformationen beeinflusst zu werden. Die letzte Tafel zeigte wiederum eine Reihe von Ausdrucksbeispielen, bei denen es sich neben Detailaufnahmen aus der medizinischen Literatur vor allem um Porträts und *film stills* aus der populären Filmkultur der 1920er und frühen 1930er Jahre handelte. Ohne, dass

²⁹³ Siehe ebenda, 34.

²⁹⁴ Siehe ebenda, 139–159.

²⁹⁵ Siehe ebenda, 7. Hervorhebung im Original.

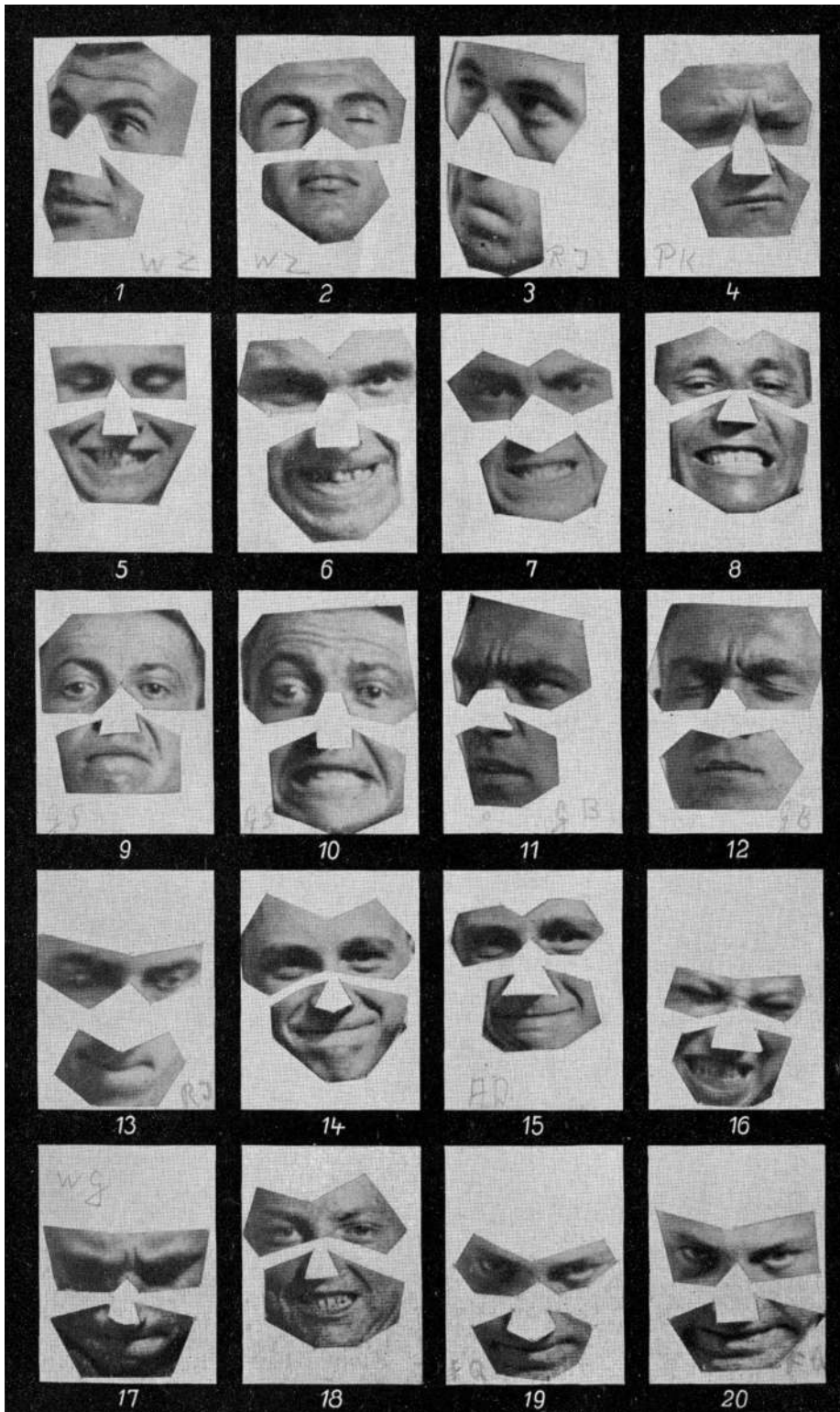


Abb. 3.7: Lerschs mimische Psychodiagnostik auf Basis des filmisch festgehaltenen Ober- und Untergesichts.

Lersch hier näher auf die Abgebildeten einging oder sie namentlich kenntlich machte, kam hier eine illustre Runde von Schauspielerinnen und Schauspielern als Bildcollage zusammen, zu denen beispielsweise Emil Jannings, Buster Keaton oder auch Greta Garbo gehörten (Abb. 3.8). Damit nahm Lersch doppelt auf die Visualisierungstechniken Film und Fotografie Bezug: Einerseits als Methode im Rahmen einer charakterologischen Psychodiagnostik, andererseits in Referenz einer auf die Mimik setzenden visuellen Kultur und ihren spezifischen ästhetischen Prämissen. Herausgelöst aus dem Bilderstrom des Filmmaterials, hatten Lersch die Fragmente des Ober- und Untergesichts aus den einzelnen *frames* als empirisches Material für die von ihm zu entwickelnde Ausdrucksdiagnostik gedient.²⁹⁶ Nicht nur ließen sich auf diese Weise die Mimikvorgänge einzelner Personen in Reaktion auf bestimmte Stimuluskonstellationen der Prüfungsreihe erfassen und im Verlauf dokumentieren; Lersch konnte mit den Mitteln des Films auch Vergleiche zwischen den Anwärtern vornehmen. Die filmisch festgehaltenen Unterschiede in den mimischen Reaktionen des Ober- und Untergesichts wurden von ihm dabei als visuelle Evidenz für charakterologische Differenzen angeführt – zum Beispiel hinsichtlich der »Gesamtwillenshaltung« der Person.²⁹⁷ In *Gesicht und Seele* kamen die reproduzierten Bildtafeln wiederum als Mittel der Illustration und Beglaubigung der angestellten Beobachtungen und Schlussfolgerungen zum Tragen. Kurze Fallvignetten zu jedem Probanden sollten darüber hinaus die im Rekurs auf die fotografischen Bildmedien gemachten Postulate untermauern, indem sie mit einer Engführung zwischen mimischen Erscheinungen und Dispositionen der ›Persönlichkeit‹ aufwarteten. Zu Prüfling »W. Z.« hieß es beispielsweise zusammenfassend (Abb. 3.7, 1 und 2 [Seite 163]): »Intellektuell gut ausgestattet, geweckt, zeigt aber allen Dingen gegenüber eine gewisse überlegene, humorig gefärbte Gleichgültigkeit und Passivität und muß zum Einsatz seiner Kräfte nachdrücklich angehalten werden.«²⁹⁸ Das Studium der Mimik markierte für Lersch damit einen integralen Bestandteil psychodiagnostischer Zugänge. Um Kenntnis über »das Ganze einer menschlichen Persönlichkeit« zu erlangen, bedurfte es immer auch einer Analyse des Teils, der sich mimisch äußern würde.²⁹⁹

In den 1930er Jahren wurden neben der Studie von Lersch noch weitere Testreihen im psychologischen Laboratorium des Reichswehrministeriums zu den Ausdrucksformen der ›Persönlichkeit‹ durchgeführt. Der Psychologe Hermann Strehle hatte die verschiedenen Stationen des Auswahlverfahrens beispielsweise zum Anlass genommen, um eine Analyse und Beurteilung des »Geba-

²⁹⁶ Als Rahmen entwickelte Lersch darauf aufbauend eine eigene Charakterologie, die 1938 von ihm publiziert wurde. Siehe Philipp Lersch, *Der Aufbau des Charakters*, Leipzig 1938.

²⁹⁷ Siehe Lersch, *Gesicht*, 46.

²⁹⁸ Siehe ebenda, 168.

²⁹⁹ Siehe ebenda, 162.



Abb. 3.8: Lerschs Fotocollage mit Detailaufnahmen des Auges und Mimikexpressionen von Schauspielerinnen und Schauspielern aus der populären Kultur.

rens« vorzunehmen.³⁰⁰ Das Verhalten der Anwärter war zu diesem Zweck aus einem Nebenraum heraus während der verschiedenen Stationen mit einer Filmkamera aufgenommen worden. Als Komplement zu Lerschs Studien gedacht, konzentrierte sich Strehle in seiner Analyse auf die körperlichen Ausdrucksercheinungen jenseits des Gesichts, wobei er insbesondere dem Bewegungsablauf und den Haltungsweisen in der Kopf- und Schulterpartie, dem Rumpf, den Armen und Händen sowie schließlich auch den Beinen und Füßen nachging. Auf Basis des Bildmaterials der Filmrollen wollte Strehle versuchen, die aufgenommenen Versuchspersonen »ganzheitlich« zu beurteilen.³⁰¹ Dabei war er sich darüber im Klaren, dass die »Persönlichkeitsbilder«, auf die abgehoben werden sollte, unvollkommen bleiben mussten, weil das Material bestimmte Merkmale wie das Tempo oder den Rhythmus nur unvollkommen wiedergab, andererseits aber auch »Versuchssituationen der Vielfalt des Lebens nie ganz gerecht werden« konnten.³⁰² Die Gültigkeit seiner Ergebnisse wollte er durch den Vergleich mit den schriftlichen Gutachten der Auswahlkommission, in die auch zwei Psychologen und ein Psychiater eingebunden waren, absichern. Strehles Monographie, die von der Inspektion des Personalprüfwesens des Heeres herausgegeben wurde, stützte sich dazu auf einen umfangreichen Anhang mit Bildtafeln, die jeweils eine größere Anzahl nummerierter, eng zueinander gesetzter Einzelbilder unterschiedlicher Größe beinhalteten.³⁰³ Für die Reproduktion hatte er Aufnahmen ausgewählt, »die eine häufig wiederkehrende und darum für die Vp. charakteristische Ausdrucksform« zeigen würden.³⁰⁴ Nicht also die Fülle der verschiedenen Ausdrucksweisen bot hier den Anlass zur Dokumentation, sondern eine für die Testperson bestimmte typische Ausprägung. Zudem wurden Form und Inhalt der *frames* von Strehle auf unterschiedliche Weise modifiziert – zum Beispiel durch die Fokussierung einzelner Motive wie die Körperhaltung in schmal geschnittenen Rechtecken oder aber die Eliminierung physiognomischer Details wie der Nasenpartie oder Kopfform (Abb. 3.9). Viele der Fotografien wiesen deshalb runde, ovale oder dreieckige Leerstellen in ihrer Mitte auf oder hatten zackige Einschnitte, die stellenweise bis tief in die Bildmitte hineinragten und damit das rechteckige Bildformat in komplexere geometrische

³⁰⁰ Siehe Hermann Strehle, *Analyse des Gebarens. Erforschung des Ausdrucks der Körperbewegung*, Berlin 1935. Siehe ebenso die kürzeren Übersichtsdarstellungen dess., »Analyse des Gebarens (Körperbewegung und -haltung)«, in: *Industrielle Psychotechnik* 11 (1934), 89–90 und »Die Ausdrucksdeutung als Mittel der praktischen Menschenkenntnis«, in: *Industrielle Psychotechnik* 12 (1935), 360–366.

³⁰¹ Siehe Strehle, *Erforschung*, 27.

³⁰² Siehe ebenda, 27–28.

³⁰³ Mit der ab 1934 veröffentlichten Serie, die unter dem Titel »Lehre von der Praktischen Menschenkenntnis« firmierte, sollte das psychologische Wissen der Wehrmacht in insgesamt 28 Bänden gebündelt werden. Die Herausgeber blieben jedoch deutlich hinter diesem Ziel zurück, der letzte Band erschien 1943.

³⁰⁴ Siehe Strehle, *Erforschung*, 153.

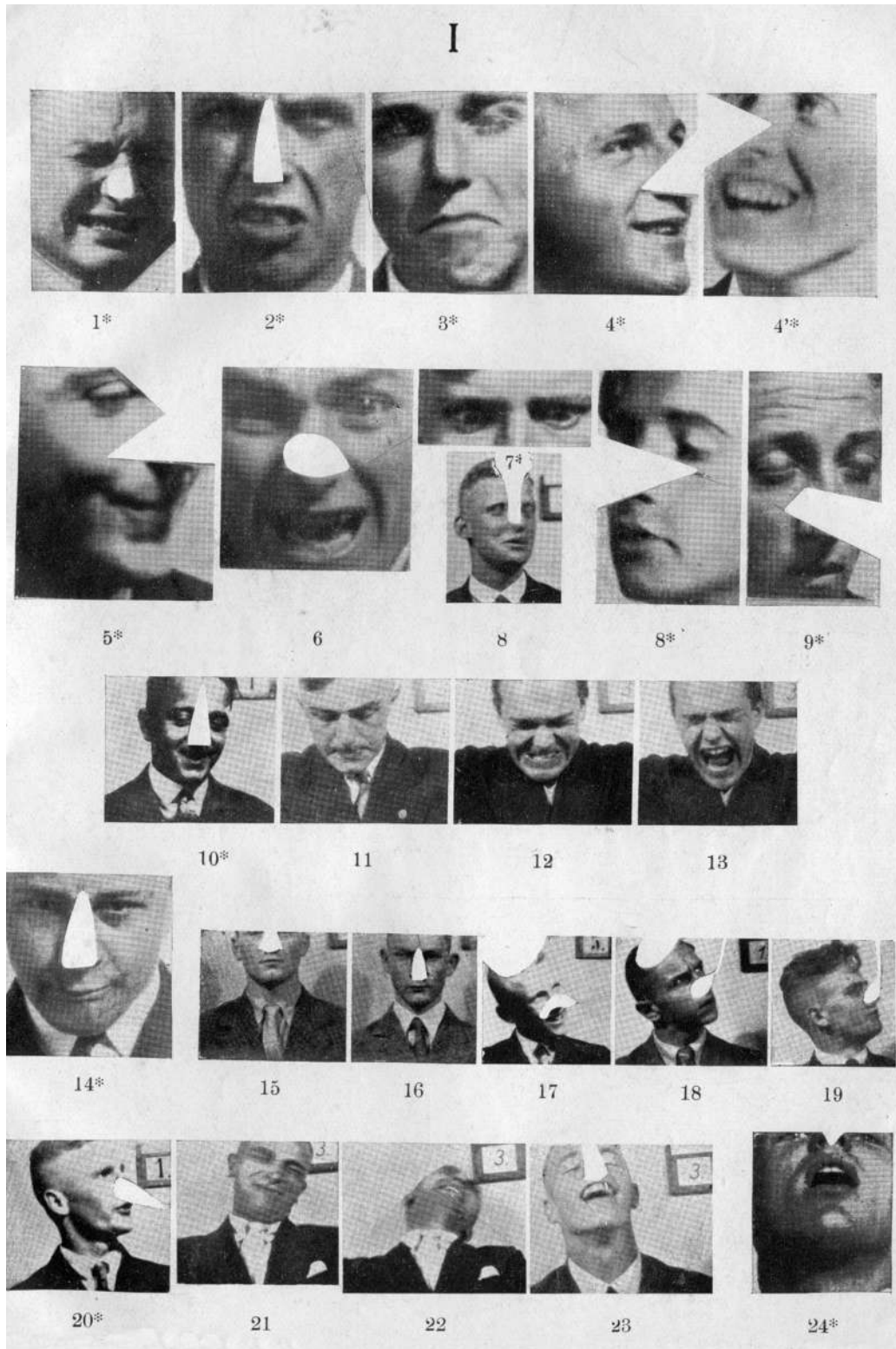


Abb. 3.9: Mimische Reaktionen im Moment der Prüfung, zum Beispiel während der Elektrisierung.

Formen überführten. Zugleich wurden für die Diagnostik irrelevante Merkmale wie der räumliche Kontext oder aber die Kleidung der Testpersonen nicht neutralisiert. Dass die Aufnahmen wohl aus einer Prüfsituation stammten, zeigte sich schon an der formal anmutenden Kleidung der Getesteten. Auch waren in den Bildern kleinere Details der Raumsituation (beispielsweise angeschlagene Nummern hinter den Köpfen) und des Mobiliars (Tische, Stühle, tafelähnliche Objekte) zu erkennen. Die *frames* wurden von Strehle einerseits thematisch gegliedert, andererseits mit Blick auf die einzelnen Versuchspersonen angeordnet, sodass es möglich wurde, das Ausdrucksverhalten einerseits interindividuell im Vergleich, zum Beispiel angesichts des Elektrisierversuchs, andererseits aber auch in seinem zeitlichen Verlauf bei einer Person, nachzuvollziehen. In dieser Form funktionierten die Bilderreihen als piktoriale Legitimation der vorgenommenen charakterologischen Schlussfolgerungen. Bei Versuchsperson E., die als »Der Affektschwache« typisiert wurde, machte Lersch zum Beispiel auf Basis der ersten sechs Abbildungen eine »ausgeprägte Spannungsarmut« in der Körperhaltung aus, von der er auf die »geringe Unternehmenslust« des Abgebildeten schloss (Abb. 3.10).³⁰⁵ Die »untätig auf dem Rücken liegenden Hände« sah er als Bekräftigung seiner Deutung, die er mit Blick auf die Bewegungstendenzen der anderen Körperpartien weiter ausführte: »Die labilen Fußstellungen weisen darauf hin, daß die Vp. wenig bestimmt auftritt. Es fehlt überhaupt an kräftigen Antrieben, besonders emotionaler Art, das ersieht man aus der Kombination von Spannungsarmut, geringer Bewegtheit und Monotonie. Die Neigung, den Blick zu senken, spricht von dem Wunsch, sich zu isolieren. Besonders deutlich wird die Tendenz zur Abschließung in den Bildern 7, 8, 12 und 13, wo die Vp. nicht nur den Kopf vom Vl. wegwendet, sondern durch Verhängung der Augen jede optische Apperzeption ablehnt. Das gleichzeitig auftretende Lächeln mit gesenkten Mundwinkeln bei 12 und 13 verleiht dem Verhalten die Note der Blasiertheit, so daß man im ganzen wohl einen Mangel an vitaler Kraft und Frische sowie eine Neigung zur Resignation und Unfrohhheit annehmen darf.«³⁰⁶ Ausnahmen in der Körperspannung und Motorik, die sich in den einzelnen Abbildungen abzeichneten, markierten für Lersch sogleich die Gültigkeit der Regel.³⁰⁷ Die reproduzierten *frames* dienten damit als empirisch gewonnene Beglaubigung der vorgenommenen Verhaltensbeschreibung und ihrer anschließenden psychologisch-charakterologischen Einordnung, in die von Strehle weitere psychologische Konzepte wie Körperbautypen oder Merkmale von »Temperament« eingewoben wurden.

³⁰⁵ Siehe ebenda, 157–158.

³⁰⁶ Siehe ebenda, 158.

³⁰⁷ Siehe ebenda.

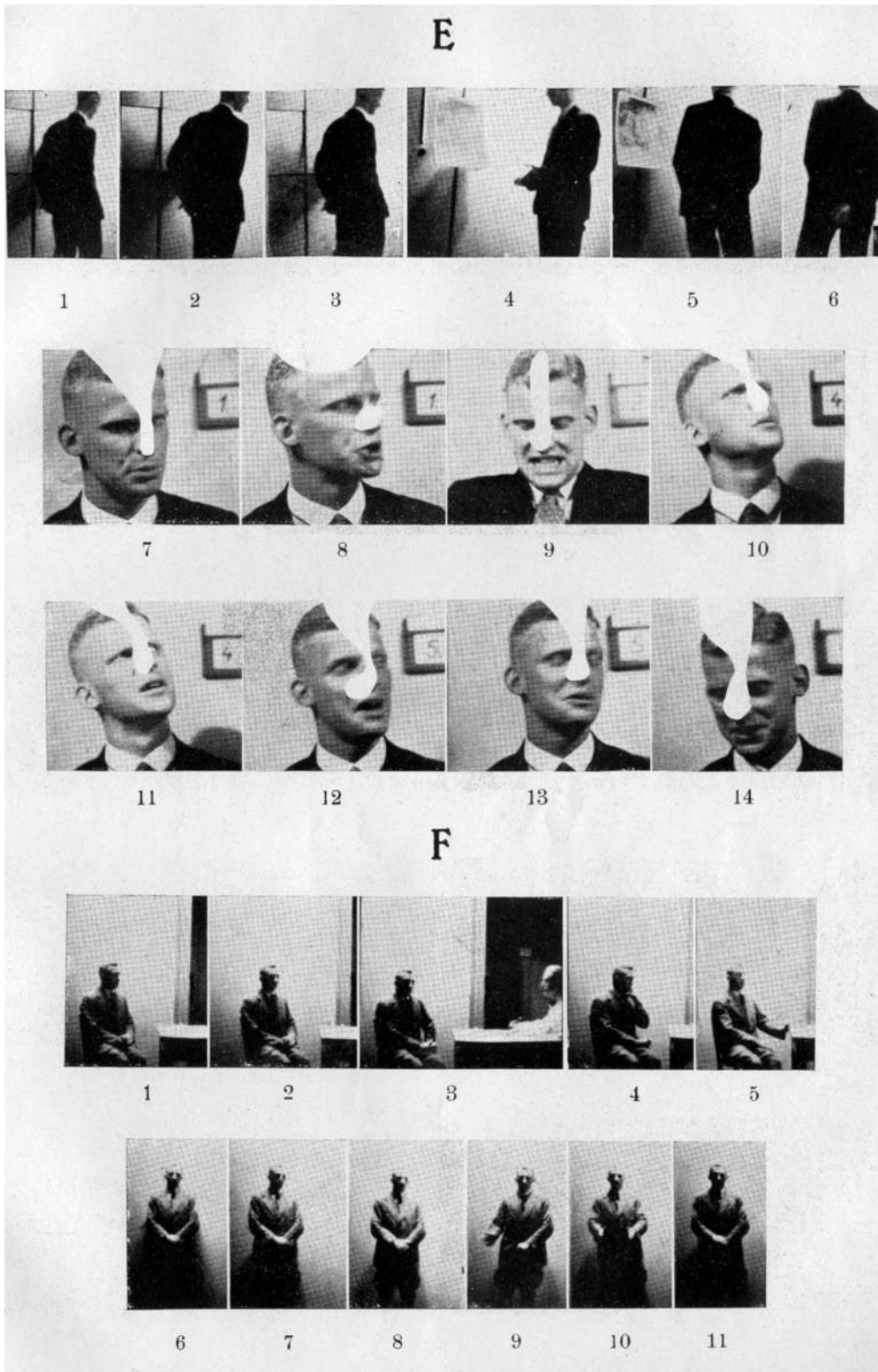


Abb. 3.10: Die Probanden »E« und »F« während verschiedener Stationen der Eignungsprüfung.

Mit der Kinematographie hatten die Wehrpsychologen, die in den 1920er und 1930er Jahren an der Konzeption des Eignungsfeststellungsverfahrens beteiligt waren, schlussendlich eine Visualisierungstechnik an der Hand, die neue Möglichkeitsräume für eine charakterologisch ausgerichtete Psychodiagnostik bot. Das Ziel vor Augen, mehr als die Ausprägung einzelner Fertigkeiten zu ermitteln, sondern die ›Persönlichkeit‹ mit Blick auf komplexe Charakteristika zu erkunden, die für den militärischen Verwendungszweck bedeutsam schienen, wurde mit dem Film die systematische Beschreibung, Analyse und Deutung von Ausdruckserscheinungen im Einzel- und Bewegtbild möglich. Die beteiligten Wissenschaftler knüpften mit ihren Studien dabei unmittelbar an die allgemeinen ausdruckspsychologischen Debatten der Zeit an und verstanden ihre Forschungen als Beitrag, dessen Relevanz sich nicht auf die militärische Auslese beschränkte, sondern für allgemeine psychodiagnostische Überlegungen von Bedeutung wäre. Epistemologisch erwies es sich dabei durchaus als Herausforderung, die filmisch fixierten körperlichen Zeichen an psychologisch-charakterologische Theoreme rückzukoppeln. In Abgrenzung zu der Ausdrucksforschung vor 1900, die vor allem die Idee einer festen Relation zwischen Zeichen und Bedeutung verfolgt hatte, war man in den 1920er Jahren dazu übergegangen, die semiologische Mehrdeutigkeit von Ausdrucksbewegungen vor dem Hintergrund ihrer kontextuellen Bedingungen, aber auch sender- beziehungsweise adressatenbezogener Variablen zu thematisieren.³⁰⁸ Mit dem psychologischen Diskurs um Ausdruckserscheinungen eng vertraut, waren Psychologen wie Lersch und Strehle deshalb bemüht, pauschalen Zuschreibungen und Schlussfolgerungen aus dem Weg zu gehen, zugleich aber auch die Bedeutsamkeit ihrer Beobachtungen für die Diagnose von ›Persönlichkeit‹ argumentativ zu untermauern. Über den Einsatz von Schmalfilm- oder Robot-Mini-Kameras³⁰⁹ reihten sie sich wiederum in eine humanwissenschaftliche Kinematographie ein, die bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert ihre Kontur gewonnen und mit der Zerlegung von Bewegung in Einzelbilder eine neue Form von Wahrnehmung verfertigt hatte, die sich für epistemische Zwecke nutzen ließ.³¹⁰ Insbesondere im medizinischen Kontext war die Möglichkeit, den Menschen als lebendes Untersuchungsobjekt in seinen Erscheinungs- und Verhaltensweisen mit der Filmkamera festzuhalten, auf großes Interesse gestoßen.³¹¹ Dies galt gerade für den Bereich der psychia-

³⁰⁸ Vergleiche dazu auch Löffler, *Affektbilder*, 237–241.

³⁰⁹ Siehe ebenda, 195.

³¹⁰ Vergleiche Ramón Reichert, *Im Kino der Humanwissenschaften. Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens*, Bielefeld 2007, hier 9–10.

³¹¹ Siehe zum Beispiel die Hervorbringung des »Kriegshysterikers« mittels medialer Techniken wie Fotografie und Film in der Psychiatrie des frühen 20. Jahrhunderts. Siehe dazu Julia Barbara Köhne, *Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920)*, Husum 2009. Die psychiatrische Kinematographie ging auf den Berliner Nervenarzt Paul Schuster zurück, der die Technik bereits in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts zur Aufzeichnung von Bewegungsstörungen bei

trisch-neurologischen Forschung, der sich nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zunehmend mit den Einsatzmöglichkeiten einer wissenschaftlichen Kinematografie, insbesondere im Rahmen klinischer Studien, beschäftigte.³¹² Aber auch in psychologischen Forschungsprojekten jenseits der Klinik wurde ab den 1920er Jahren mit dem Medium Film experimentiert.³¹³ Das Psychologische Institut der Berliner Universität profilierte in dieser Zeit beispielsweise eine breite Praxis filmischer Aufnahmen zu Forschungszwecken.³¹⁴ Die Studierenden wurden ab 1923 in Übungsveranstaltungen mit dem Einsatz und der Handhabung von Filmen zu Forschungszwecken vertraut gemacht, zudem reservierte das Institut zwei Räume innerhalb des Stadtschlusses für kinematographische Aufnahmen.

Mit diesen Vorläufern eines entsprechenden Medientechnik-Gebrauchs vertraut, hatten die Wehrpsychologen folglich ein Instrument an der Hand, das Ausdrucks- und Verhaltensabläufe in ihren kontextuellen und situativen Markern festhalten konnte. Vorgegeben waren diese Marker wiederum durch den stabilen Rahmen des Auswahlverfahrens mit seinen verschiedenen, genau definierten Stationen, sodass es sich letztlich um ein künstlich herbeigeführtes, quasi-experimentelles Szenario handelte, das mit dem Medium Film registriert werden konnte. Als Momentaufnahme schrieb das belichtete Einzelbild bestimmte Ausdrucksgebärden materiell fest und ließ diese, bei entsprechender Fokussierung, für den diagnostischen Blick sichtbar werden. Die Prüfungskommission und die beteiligten Forscher hatten damit ein wirkungsvolles Dispositiv der Sichtbarmachung zur Hand, das zugleich mit der Signatur versehen war, optische Evidenz herzustellen. Dem technischen Medium wurde die Fähigkeit zugeschrieben, die Wirklichkeit zu konservieren und bei Bedarf wiedergeben zu können – ein Topos, der bereits in der frühen Debatte um den Film verhandelt worden war.³¹⁵ Anhand der Filmaufnahmen konnten die Psychologen zudem ihren *in situ* gewonnenen Eindruck abgleichen und ›objektivieren‹, zumal sich

Patienten benutzte. Siehe K. Podoll/J. Lüning, »Geschichte des wissenschaftlichen Films in der Nervenheilkunde in Deutschland 1895–1929«, in: *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie* 66 (1998), 122–132.

³¹² Siehe ebenda, 123. In dem von Podoll und Lüning untersuchten Literaturkorpus gab es nur wenige Studien, die den Film als diagnostisches Hilfsmittel benutzt hatten.

³¹³ Ein prominentes Beispiel ist Kurt Lewin, der ab 1922 als Privatdozent am Psychologischen Institut der Berliner Universität lehrte und in entwicklungspsychologischen Studien auf die kinematografische Technik zurückgriff. Siehe dazu Mel Van Elteren, »Kurt Lewin as Filmmaker and Methodologist«, in: *Canadian Psychology/Psychologie canadienne* 33 (1992), 599–608 sowie Oksana Bulgakowa, »Sergej Eisenstein und Kurt Lewin«, in: Wolfgang Schönplug (Hrsg.), *Kurt Lewin – Person, Werk, Umfeld. Historische Rekonstruktionen und aktuelle Wertungen aus Anlass seines hundertsten Geburtstags*, Frankfurt am Main u. a. 1992, 161–171.

³¹⁴ Siehe Pratschke, *Gestaltexperimente*, 82–85.

³¹⁵ Vergleiche Löffler, *Affektbilder*, 204.

die mobilen Bilder immer wieder neu begutachten und arrangieren ließen. Auch erlaubte die Materialität des Filmstreifens die manuelle Bearbeitung zu wissenschaftlichen und didaktischen Zwecken. Für die Ausdrucksanalyse weniger interessante oder gar ablenkende physiognomische Merkmale ließen sich mit der Schere herauschneiden oder abtrennen, die Gesichtspartien verschiedener Probanden konnten, auf relevante Details beschränkt, direkt nebeneinander gesetzt werden. Für die publizierte Fassung ihrer Studien knüpften die Wissenschaftler hierbei an Darstellungskonventionen und Techniken der Blickführung an, die bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der fotografisch gestützten Ausdrucksforschung zum Tragen gekommen waren.³¹⁶ Vor allem wurde mit dieser finalen Form eine Anordnung geschaffen, die das vergleichende Sehen zu einer konstitutiven epistemischen Praxis erhob. Als Arbeitsmaterial gedacht, spielten ästhetische Kriterien im Sinne geltender fotografischer Darstellungs- und Inszenierungskonventionen bei der Anfertigung der Filmaufnahmen allenfalls eine nachrangige Rolle.³¹⁷ Ihre wissenschaftstiftende Bedeutung erhielten die Bildmedien zudem erst durch die gezielten gestalterischen Interventionen auf der formalen und inhaltlichen Ebene. In einem größeren Kontext betrachtet, korrespondierte der Umgang der Psychologen mit den fotografischen Materialien damit mit der visuellen Kultur ihrer Zeit.³¹⁸ In den 1920er und 1930er Jahren hatte man in verschiedenen künstlerisch-avantgardistischen und populären Kontexten mit Collage- und Montage-techniken experimentiert, die zum Beispiel im Film, in der Plakatkunst oder auch der Musik zu neuen Wahrnehmungsweisen verhelfen sollten. Was Lersch und Strehle mit einer visuellen Kultur verband, die auf Collage und Montage setzte, war das Ziel, über die Arbeit mit der »auktorialen Schere« spezifische

³¹⁶ So hatte bereits Duchenne de Boulogne bei der fotografischen Aufzeichnung seiner experimentellen Mimikstudien mit Abdeckungen gearbeitet, um den Blick auf die für ihn wesentlichen Teilbereiche zu lenken, daneben hatte er die fotografischen Reproduktionen in seinen Publikationen zu Tableaus angeordnet. Vergleiche Löffler, *Affektbilder*, 155, 242. Zu Duchenne siehe ders., *Mécanisme de la physiognomie humaine ou analyse électro-physiologique de l'expression des passions*, Paris 1862, Pl. 1 und Pl. 2. Als weitere wichtige Referenz für Lersch und Strehle sind in diesem Kontext die Abhandlungen des deutschen Arztes Theodor Piderit zu nennen, der sich gegen die experimentelle Herangehensweise Duchennes ausgesprochen und für die Analyse der psychologischen Ursachen von Mimikvorgängen votiert hatte. Siehe Theodor Piderit, *Mimik und Physiognomik*, Zweite, neubearbeitete Auflage, Detmold 1868.

³¹⁷ Man denke hier an die Anfertigung von Porträtaufnahmen zu repräsentativen Zwecken im privaten oder öffentlichen Kontext oder auch an die Filmästhetik zur Zeit der Weimarer Republik. Siehe dazu Wolfgang Brückle, »Kein Gesicht mehr? Zur Physiognomik in der deutschen Bildnisphotographie um 1930«, in: Claudia Schmolders/Sander Gilman (Hrsg.), *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 131–155 sowie Anton Kaes, »Das bewegte Gesicht. Zur Großaufnahme im Film«, in: Ebenda, 156–174.

³¹⁸ Siehe dazu die umfangreiche Studie von Hanno Möbius, *Montage und Collage. Literatur, bildende Künste, Film, Fotografie, Musik, Theater bis 1933*, München 2000.

Wahrnehmungseffekte herbeizuführen und über die Materialkombination einen neuen Bildsinn zu konstruieren.³¹⁹ Während jedoch Teile der künstlerischen Avantgarden durch die direkte Konfrontation heterogener Materialien auf einer Bildfläche vor allem auf den visuellen Konflikt setzten, zielten die hier behandelten Studien auf eine direktive Blickführung ab, über die ein visuelles Argument im Sinne der ausdruckspsychologischen und charakterologischen Episteme konstruiert werden sollte. Dazu gehörte einerseits die kalkulierte Auswahl des Materials, andererseits das gezielte Arrangement der fotografischen Elemente in einem ordnungsstiftenden Raster horizontaler und vertikaler Linien. Als Kombinations- und Konstruktionsverfahren diente die hier verwendete Form der Montagetechnik damit vor allem der visuellen Argumentation und Erzeugung von Evidenz. Der an künstlerische Gestaltungspraktiken erinnernde Umgang mit den Bildmedien verfolgte wissenschaftliche Zwecke, zeitigte in dieser Zielsetzung aber gleichzeitig eine spezifische Ästhetik der epistemischen Bilder.³²⁰ Einem in der Tradition physiognomischer Denk- und Argumentationsweisen stehenden Paradigma verpflichtet, das die sinnlich wahrnehmbaren Ausdrucksmedien des Körpers als Schlüssel zur ›Persönlichkeit‹ interpretierte, fand die charakterologische Diagnostik in der Kinematographie eine kongeniale, ebenso am Primat des Visuellen ansetzende Technik vor, die es erlaubte, den Ausdruck der ›Persönlichkeit‹ auf gleich doppelte Weise – in seiner Statik und Dynamik, im Einzel- und Bewegtbild einzufangen und so als Wissensobjekt medial zu fassen.

3.3.2 Das Gesicht zwischen populärer Diagnostik und wissenschaftlicher Psychologie

Parallel zu den Entwicklungen in Deutschland hatte es in Nordamerika vor den 1920er Jahren ebenfalls vielfach Bestrebungen von universitärer Seite gegeben, psychologisches Wissen für den Berufs- und Betriebsbereich nutzbar zu machen. Die Diagnose von psychischen Merkmalen mithilfe eigens entwickelter Verfahren und Techniken wurde von den Vertreterinnen und Vertretern dieser anwendungsorientierten Psychologie dabei als eine zentrale Aufgabe angesehen. Mit ihrer Entstehung, die durch wirtschaftsnahe Wissenschaftler wie Hugo Münsterberg an Auftrieb gewann, der für eine Psychologie eintrat, die sich

³¹⁹ Der Begriff stammt von Anke te Heesen und wurde von Bernd Stiegler übernommen. Siehe ders., »Der montierte Mensch«, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 39 (2012), 209–226, hier 224. Für eine ausführliche Diskussion der epistemischen Dimension fotografischer Montagetechniken siehe ders., *Montagen des Realen. Photographie als Reflexionsmedium und Kulturtechnik*, München 2009, 285–320.

³²⁰ Zum Konzept des epistemischen Bildes siehe Lorraine Daston, »Epistemic Images«, in: Alina Payne (Hrsg.), *Vision and its Instruments. Art, Science, and Technology in Early Modern Europe*, University Park (Pennsylvania) 2015, 13–35.

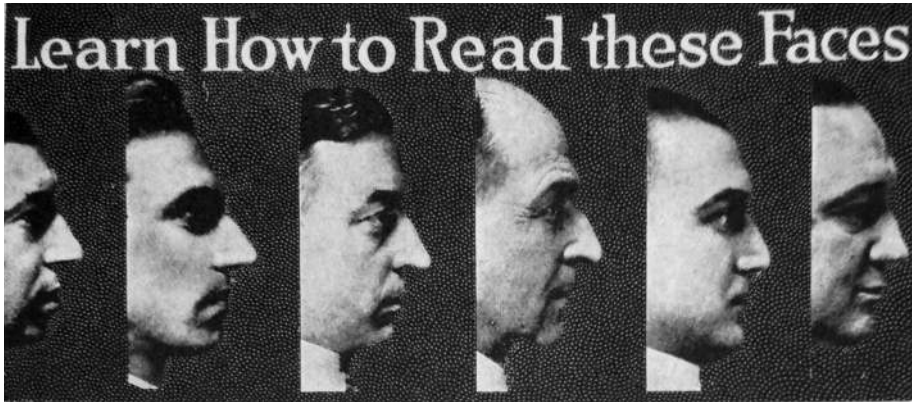
Problemen aus dem Arbeitskontext annahm,³²¹ stieß man auch in ein Terrain vor, das nicht populären Deutungsansätzen überlassen werden sollte. Was die Bestimmung stabiler psychischer Dispositionen anging, hatten nach der Jahrhundertwende in den Metropolregionen an der Ost- und Westküste zahlreiche »Character Analysts« begonnen, ihre Dienste für die Personalauswahl anzubieten und sich dabei vor allem auf die Ausdeutung fazialer Merkmale konzentriert. In Form und Inhalt knüpften diese Ansätze an populäre physiognomische und phrenologische Vorstellungen aus dem vorangegangenen Jahrhundert an, die sich in verschiedenen Beratungskontexten großer Beliebtheit erfreut und auch entsprechendes Ansehen genossen hatten.³²² »Character Analysts« versprachen Unternehmen professionelle Hilfestellung, um geeignetes Personal auf Basis einer geschulten Blickdiagnose ausfindig zu machen. Als Experten ihres Gebiets nahmen sie an Bewerbungsverfahren teil, stellenweise boten sie auch eine Diagnose anhand übermittelter Lichtbilder an. Ihre Vorstellungen vermittelten die Vertreterinnen und Vertreter dieses Gebiets über Bücher, die sich an Personalabteilungen richteten, andererseits populäre Darstellungen und Kursmaterialien, die dazu einluden, sich selbst als »Character Analyst« ausbilden zu lassen. Die Medizinerin Katherine M. H. Blackford, die auf diesem Gebiet eine besondere Aktivität verzeichnete und öffentlich als Expertin für Personalangelegenheiten auftrat, publizierte zum Beispiel ab 1910 zahlreiche entsprechend ausgerichtete Bücher, die auch in Periodika beworben wurden (Abb. 3.11). Mit Titeln wie *The Science of Character Analysis by the Observational Method* oder *How to Read Your Own Character* hob sie nicht nur auf die Darstellung ihrer entwickelten Methode ab, sondern leitete auch dazu an, wie der eigene »Charakter« bestimmt werden könnte, um auf dieser Selbstdiagnose aufbauend einen passenden Beruf zu finden.³²³ Für die Auswahl von Fachkräften hatte Blackford zudem eigene Formulare entwickelt, die bei Bewerbungsgesprächen zum Zuge kommen sollten und auf die Beobachtung der eingeladenen Kandidatinnen und Kandidaten abzielte, während diese eine Reihe von Angaben ausfüllen oder Fragen beantworten mussten.³²⁴ Dabei wurde nicht ihr Interaktionsverhalten in

³²¹ Münsterberg hatte 1912 und 1913 entsprechende Monographien zu diesem Gegenstandsbereich vorgelegt. Siehe ders., *Psychology and Industrial Efficacy*, Boston 1913 sowie *Psychologie und Wirtschaftsleben. Ein Beitrag zur Angewandten Experimental-Psychologie*, Leipzig 1912.

³²² Wie Phrenologie und Physiognomie als interpretative Rahmen im 19. Jahrhundert verbunden wurden, um den Körper lesbar zu machen, rekonstruiert Richard Twine. Siehe ders., »Physiognomy, Phrenology and the Temporality of the Body«, in: *Body and Society* 8 (2002), 67–88.

³²³ Siehe Katherine M. H. Blackford, *The Science of Character Analysis by the Observational Method*, New York 1914; siehe auch dies., *How to Read Your Own Character*, New York 1919.

³²⁴ Siehe Katherine M. Blackford/Arthur Newcomb, *The Man, the Boss, the Job*, New York 1914, 86.



Learn How to Read these Faces

**If you are a good judge of character
—I can make you a better one**

IN spite of your ability to judge men you have made many a mistake during the past year. These mistakes were costly, maybe. You could have avoided them. You will avoid them in the future if you learn from me the accurate

Science of Character Analysis

Taught by Mail by Dr. Katherine M. H. Blackford

I HAVE saved large firms thousands of dollars in selecting men. I have trained assistants who are now earning large salaries as employment experts with great corporations. For years letters by the thousands have come in demanding instruction.

At last the Review of Reviews Company suggested that I put the science in such form that you could study it by mail.

Send the coupon promptly and you will be in time to be enrolled.

I have spent years in studying and analyzing character. I have been a practicing physician. From sciences of psychology, physiology, biology, anthropology and anatomy, I have evolved a new

Science. I have put this Science through a most rigid test. I have analyzed over 100,000 people.

I have "sized up" thousands of prospects for jobs, and I tell you that the judging of people is not a gift, or a special talent of my own; it is a science based on facts that you can learn and that you can apply with just as much success as I can.

I will teach you why your eyes are blue or brown; why your face is convex; why the texture of your hair is coarse or fine, and how all these things affect you in the choice of your business.

What You Learn from the Course

<p>How to judge all people.</p> <p>How to understand yourself, and decide what you are best fitted to do.</p> <p>How to sell goods by understanding your customer.</p> <p>I can teach you to judge your client, your jury, your congregation, your assistant, your employer, your employee, your guests, the man you meet casually at a dinner table, and the man, who, as your partner, may make a success or a failure of your business ventures.</p> <p>Only a limited number of students can be taken. Send coupon for whole story FREE before the rolls are filled up.</p>	<p>How to judge the aptitudes and abilities in your children.</p> <p>How to have social ease.</p> <p>How to read the secrets that men reveal in eyes and face and hand.</p>
---	---

KATHERINE M. H. BLACKFORD
Review of Reviews Company
30 Irving Place New York

Please send me full information regarding your Science of Character Analysis. I wish to have the complete course. The specific use for which I wish it is the following.

(Put an X against the line of greatest interest to you.)

<input type="checkbox"/>	To employ help.
<input type="checkbox"/>	To select my own vocation.
<input type="checkbox"/>	To decide my children's future.
<input type="checkbox"/>	To help me socially.
<input type="checkbox"/>	To sell goods.

Ans. 1-15

Name

Address

Katherine M. H. Blackford
Review of Reviews Company 30 Irving Place, New York

Abb. 3.11: Werbeanzeige für Blackfords Science of Character Analysis, 1915.

den Blick genommen, sondern vor allem ihre körperlichen Charakteristika wie die Beschaffenheit und Form von Kopf, Mund, Auge, Nase oder Kinn. Die Vermittlung physiognomischen Diagnosewissens erfolgte in diesen verschiedenen Publikationsformaten vor allem anhand ausgewählter Porträtaufnahmen bekannter und weniger bekannter Individuen, bei denen Blackford eine Zuordnung zwischen Gesichtsmerkmalen und Dispositionen des ›Charakters‹ vornahm.³²⁵ Die Porträts wurden zu diesem Zweck auf zahlreichen Tafeln reproduziert, die sich durch den Textkörper zogen und als vergleichendes Anschauungsmaterial der einzelnen Analysekategorien dienten. Dabei kamen auch Bildcollagen zum Zuge, sodass die Ausprägung und Form verschiedener Körperteile vergleichend betrachtet werden konnte. Als ausgebildete Medizinerin betonte Blackford, dass ihrer Analyse ein wissenschaftlicher Status zuzusprechen wäre, der anderen akademischen Disziplinen in nichts nachstünde.³²⁶ Auch untermauerte sie in ihren Schriften, dass allein ihre Methode der geschulten Observation einen sicheren und effektiven Zugang zur Psyche des Gegenübers böte.

Unabhängig von diesen Beteuerungen, mit denen Blackford ihren Ansatz rhetorisch als legitime Form der naturwissenschaftlichen Analyse positionierte, fiel die Reaktion vonseiten der akademisch institutionalisierten Psychologie überaus skeptisch aus. Die Popularität entsprechender Ansätze und das eigene Bestreben, psychologisches Wissen aus den universitären Laboratorien für praktische Fragen und Problemstellungen marktgängig zu platzieren, veranlasste eine Reihe von Psychologen, die Praktiken und Postulate dieses wenig regulierten Betätigungsfeldes genauer zu überprüfen. Knight Dunlap, zu diesem Zeitpunkt Direktor des Instituts für Psychologie an der Johns Hopkins University, setzte sich in den frühen 1920er Jahren in gleich mehreren Veröffentlichungen mit dem Vorgehen und der konzeptuellen Basis der »Character Analysis« auseinander.³²⁷ Getragen von einem aufklärerischen Impetus, der nicht nur der Öffentlichkeit, sondern auch der Psychologie als akademischer Disziplin zu Diensten sein sollte, warf er ihren ökonomisch erfolgreichen Vertreterinnen und Vertretern vor, willkürliche und intuitive Schlussfolgerungen zu treffen, ohne dabei auf statistische Verfahren, experimentelle Versuchspläne oder gar humanwissenschaftliche Fachkenntnisse zurückzugreifen.³²⁸ Darüber hinaus zog Dunlap den gewählten

³²⁵ Siehe dazu auch insbesondere die Analyse von Elspeth H. Brown, die hierbei auf die Rolle des fotografischen Mediums abzielt: Elspeth H. Brown, *The Corporate Eye: Photography and The Rationalization of American Commercial Culture, 1884–1929*, Baltimore/London 2008, 24–60.

³²⁶ Siehe zum Beispiel Blackford, *The Man*, 114; oder dies., *Analyzing Character. The New Science of Judging Men; Misfits in Business, the Home and Social Life, Ninth Edition*, New York 1922.

³²⁷ Siehe Knight Dunlap, »The Reading of Character from External Signs«, in: *The Scientific Monthly* 15 (1922), 153–165; ders., »Fact and Fable in Character Analysis«, in: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 110 (1923), 74–80.

³²⁸ Siehe Dunlap, *Reading*, 158.

Beobachtungsfokus in Zweifel. In einer betonten Distanzierung von physiognomisch-phrenologischen Ansätzen plädierte er dafür, nicht statisch-anatomische Gesichtsmerkmale als Zeichen von ›Charakter‹ zu werten, sondern das Augenmerk auf physiologische Indizien zu richten, die wiederum mit den im Inneren ablaufenden Gefühlsregungen und Gedankengängen verbunden sein sollten. Diese würden sich als habituelle Muster in die Mimik einer Person einschreiben: »Habitual modes of expression, moreover, leave their traces, especially in the face, even when the actual expression is not occurring. There would seem to be, therefore, a complex system of signs, not only of fleeting mental changes, but signs also of character traits, provided we can make use of them.«³²⁹ Falls es in der Zukunft so etwas wie eine wissenschaftlich fundierte Form der »Character Analysis« gäbe, schloss Dunlap, müsste sich diese auf die ausdrucksassoziierten Bewegungsmomente stützen. Plausibilisiert wurde diese Position wiederum durch eine Reihe von Studien, die ab den 1918er Jahren an verschiedenen psychologischen Instituten durchgeführt worden und dabei der Frage nachgegangen waren, ob sich aus dem Gesicht das intellektuelle Vermögen ablesen lassen würde. Die Experimente, bei denen einer Gruppe von Versuchspersonen im Regelfall fotografische Porträts unbekannter Personen vorgelegt wurden, waren im Allgemeinen zu einem negativen Befund gekommen.³³⁰ Harry L. Hollingworth, der sich als Advokat einer wirtschaftsnahen angewandten Psychologie verstand und am Barnard College in New York unterrichtete, hatte sich 1922 zudem in seinem Lehrbuch *Judging Human Character* intensiv mit verschiedenen Beurteilungsmethoden auseinandergesetzt und hierbei eine »traditionelle«, tendenziell unwissenschaftliche Form von einer modernen, wissenschaftlich fundierten abgegrenzt.³³¹ Eine bildmediengestützte Diagnose von ›Charakter‹, die an fazialen Merkmalen ansetzte, ordnete er der ersten Kategorie zu. Im Rahmen einer eigenen Untersuchung hatte Hollingworth Testpersonen gebeten, die Fotografien von 20 Menschen bezüglich ihrer Ausprägung in verschiedenen Merkmalen zu ordnen, wobei neben der »intelligence« auch Aspekte wie »perseverance«, »kind-

³²⁹ Siehe ebenda, 163–164.

³³⁰ Den Auftakt hatte hierbei eine Untersuchung des Psychologen Rudolf Pintner von der Ohio State University gebildet. Siehe ders., »Intelligence as Estimated from Photographs«, in: *Psychological Review* 25 (1918), 286–296. Zu den weiteren Veröffentlichungen in diesem Kontext gehörten L. Dewey Anderson, »Estimating Intelligence by Means of Printed Photographs«, in: *Journal of Applied Psychology* 5 (1921), 152–155; Donald A. Laird/Herman Remmers, »A Study of Estimates of Intelligence from Photographs«, in: *Journal of Experimental Psychology* 7 (1924), 429–446; Peter C. Gaskill/Norman Fenton/James P. Porter, »Judging the Intelligence of Boys from their Photographs«, in: *Journal of Applied Psychology* 11 (1927), 394–403; Herbert Gurnee, »An Analysis of the Perception of Intelligence in the Face«, in: *The Journal of Social Psychology* 5 (1934), 82–90 und Stuart A. Cook, »The Judgment of Intelligence from Photographs«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 34 (1939), 384–389.

³³¹ Siehe H. L. Hollingworth, *Judging Human Character*, New York 1922.

liness« und »courage« Berücksichtigung fanden.³³² Hollingworth stellte fest, dass es zum Teil deutliche Übereinstimmungen in den Einschätzungen gab, betonte jedoch, dass damit noch nichts über die tatsächliche Gültigkeit ausgesagt wäre. Als Korrektiv wurden zusätzlich Informationen von Menschen eingeholt, die die Abgebildeten seit mindestens zwei Jahren persönlich kannten und auf dieser Basis ebenfalls eine Einschätzung zu den Merkmalen vornehmen sollten. Die ernüchternden Ergebnisse wurden von Hollingworth jedoch nicht zum Anlass genommen, um einer fazialen Psychodiagnostik jegliche Relevanz abzuspüren. Vielmehr bildeten sie die Basis, um für eine Feinjustierung der wissenschaftlichen Praktiken durch die Kombination verschiedener Beurteiler und die Auswahl bestimmter Merkmale zu argumentieren. Eine methodische Reflexionsebene wählten kurze Zeit später auch die beiden Psychologen Glen U. Cleeton und F. B. Knight, die den Gültigkeitsanspruch von Gesichtsdeutungen mittels statistischer Analysen überprüften.³³³ In ihrer Untersuchung, die sich auf eine ganze Reihe verschiedener »Character Traits« stützte und Aspekte wie »frankness«, »will power«, »leadership« und »impulsiveness« betrachtet hatte, konnten die beiden abermals keine relevanten Zusammenhänge ausmachen. Entsprechend prägnant fiel auch die Schlussfolgerung aus, die Cleeton 1926 im Magazin *Scientific Monthly* präsentierte: »there are no fixed anatomical characteristics of the head or face by which character or personality traits may be estimated with a degree of accuracy such as is demanded by science or in reality by practical needs in every-day life.«³³⁴ Die kritische Bewertung, die sich mit ihrer wohlkalkulierten Platzierung an die allgemein interessierte Öffentlichkeit wendete, las sich damit wie ein Abgesang auf den Geltungsanspruch der »Character Analysis«, zumal Cleeton die Genauigkeitsansprüche von Wissenschaft und Alltag geschickt in eins setzte. Wie bereits Dunlap einige Jahre zuvor betont hatte, betrachtete Cleeton die fluiden Verhaltensmerkmale eines Menschen als wesentlich bessere Basis für entsprechende Schlussfolgerungen. Dazu zählten vor allem der Gesichtsausdruck und die Gestik, die sich über die Herstellung von Beobachtungssituationen oder »quicker than eye instruments« wie den Film analysieren ließen.³³⁵ Diese Verschiebung des diagnostischen Blicks weg von einer Perspektive, die schon aufgrund ihrer historischen Verbindungslinien schlecht beleumundet schien, bot allerdings auch keine rechte Lösung, um mit einem kritischen Faktor umzugehen, der sich zur selben Zeit in einer Studie von Stuart A. Rice an der University of Pennsylvania mit Blick auf die

³³² Siehe ebenda, 34–35.

³³³ Siehe Glen U. Cleeton/F. B. Knight, »Validity of Character Judgments based on External Criteria«, in: *Journal of Applied Psychology* 8 (1924), 215–231.

³³⁴ Siehe Glen U. Cleeton, »Estimating Human Character«, in: *The Scientific Monthly* 23 (1926), 427–431, hier 429.

³³⁵ Siehe ebenda, 431.

Wirkung von pauschalen Wahrnehmungsprozessen gezeigt hatte.³³⁶ Rice war mit Walter Lippmans wenige Jahre zuvor veröffentlichter Abhandlung zu Stereotypen in Berührung gekommen, die dieser als wirkmächtige »pictures in our heads« ausgewiesen hatte.³³⁷ Um ihren Effekt auf den diagnostischen Prozess zu erfassen, hatte er in seiner Studie Porträtfotografien aus dem *Boston Herald* verwendet und in einem geschickten Experimentalaufbau festgestellt, wie sehr die Eindrucksbildung letztlich von pauschalen sozial-kulturellen Assoziationen geprägt wurde: »When personality is judged by photographs, or by first uncorrected impressions of appearance, [...] it is inevitable that striking errors will be made. It seems evident that a method of arriving at judgments concerning the character of fellow men or women, sufficiently realistic to serve as a basis for an employment policy, for example, cannot lean heavily upon photographs.«³³⁸ Der Befund war einerseits mit Blick auf die Praxis der »Character Analysts« alarmierend, die sich primär auf das Medium der Fotografie stützte. Zugleich zeichnete Rice aber auch ein zweifelhaftes Bild entsprechender Forschungsbemühungen, die an dem kulturellen Topos, den ›Charakter‹ über das Gesicht ergründen zu können, festhielten. Was die vollständige Entdeckung und Eliminierung von Stereotypen anbelangte, war Rice pessimistisch. Anders als bei einer bildmediengestützten Diagnostik, sah er aber in der direkten Begegnung und dem Austausch mit dem Gegenüber die Chance auf eine ausgewogenere Eindrucksbildung.

Die Abkehr von stabilen Zeichen, die in der Mitte der 1920er Jahre im psychologischen Fachdiskurs gefordert wurde, nahm letztlich jedoch einen anderen Verlauf, als es die Stimmen selbst eingefordert hatten: Mit der Betonung des dynamischen Ausdrucksgeschehens rückte ein neues Wissensobjekt in den Fokus der Versuchspläne, das nur mittelbar mit ›Charakter‹ beziehungsweise ›Persönlichkeit‹ assoziiert war, und sich stattdessen auf Emotionen als fluktuierende Zustände richtete. Die Möglichkeiten ihrer Lesbarkeit wurden in den rasch entstehenden experimentellen Untersuchungen vor allem mit spezifischen »Affektbildern«³³⁹ untersucht – Porträt- oder Filmaufnahmen von unterschiedlichen Gesichtsausdrücken aus diversen Kontexten.³⁴⁰ Anders als in der deutschsprachigen Charakterologie, die bis weit über die 1930er Jahre an der Bedeutung des Gesichts festhielt, verschwand die Diagnose von ›Persönlichkeit‹ auf Basis

³³⁶ Siehe Stuart A. Rice, »Stereotypes: A Source of Error in Judging Human Character«, in: *Journal of Personnel Research* 5 (1926), 267–276.

³³⁷ Siehe Walter Lippmann, *Public Opinion*, New York 1922, 3.

³³⁸ Siehe Rice, *Stereotypes*, 276.

³³⁹ Siehe dazu Löffler, *Affektbilder*.

³⁴⁰ Als Stimuli kamen vor allem die Gesichtsausdrücke professioneller Schauspieler zum Zuge, stellenweise legten die Versuchsleiterinnen und Versuchsleiter auch Variationen ihrer eigenen Emotionsausdrücke vor, arbeiteten mit experimentell erzeugten Ausdrücken von Versuchspersonen oder nutzten Material aus Handbüchern wie auch der populären Presse.

von entsprechendem Bildmaterial damit rasch aus dem nordamerikanischen Forschungsdiskurs.³⁴¹

3.4 *Die Form des Körpers / Tektonik und Konstitution*

Neben der Handschrift, der Stimme und dem Gesicht spielte im psychodiagnostischen Diskurs vor der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine weitere Perspektive eine große Rolle: Die Vorstellung, dass von der Form des Körpers, seinem Aufbau und seiner Tektonik, auf dessen Dispositionen, Eigenarten und Vulnerabilitäten geschlossen werden könnte, gewann im zweiten und dritten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts innerhalb biomedizinischer, psychiatrischer und psychologischer Fachdiskurse Auftrieb. Inhaltlich konnte diese Perspektive, die im ausgehenden 19. Jahrhundert vor allem von einem medizinischen und anthropologischen Forschungsinteresse initiiert worden war, wiederum an ältere heilkundliche und philosophische Ideen anschließen.³⁴² Die Form des Körpers wurde hierbei als Analyseinheit behandelt, die mit spezifischen medizinischen, psychiatrischen oder psychologischen Charakteristika in Verbindung stehen sollte. Hatte sich ein breites Spektrum der deutschsprachigen Medizin in der Weimarer Zeit der Körperkonstitution zugewendet, entwickelte sich nahezu parallel auch ein nordamerikanischer Zweig, der ebenfalls von der Bedeutung der Körperanlage und -form für die Entstehung von Erkrankungen, ihren Verlauf oder ihrer Anfälligkeit gegenüber ausging. Diesseits wie jenseits des Atlantik kam Fragen des Zusammenhangs zwischen Soma und Psyche dabei eine große Bedeutung zu. Um diesen postulierten Konnex aufzudecken, wurde der menschliche Körper mittels verschiedener medialer Praktiken in ein Analyseraster eingebettet, an dessen Ende die Produktion eines Modells stabiler Typologien stand. Im Rückgriff auf verschiedene epistemische Techniken wurde das Modell wiederum mit statistisch gewonnenen, psychiatrisch-psychologischen Wissensbeständen verkoppelt. Angewendet auf den Einzelfall, sollten über die genaue Betrachtung des Individualkörpers so auch dessen spezifische somato-psychische Veranlagungen und Merkmalsausprägungen transparent werden. Der vornehmlich klinisch ausgerichtete Diskurs rückte neben Auffälligkeiten der Psyche insbesondere individuelle Eigenarten in den Mittelpunkt, die unter den Begriffen ›Temperament‹, ›Charakter‹ oder ›Persönlichkeit‹ perspektiviert wurden.

³⁴¹ Es gab noch vereinzelte Anknüpfungs- und Wiederbelebungsversuche. Siehe beispielsweise Carney Landis, »Studies of Emotional Reactions. I. A Preliminary Study of Facial Expression«, in: *Journal of Experimental Psychology* 7 (1924), 325–341; Stanley G. Estes, »Judging Personality from Expressive Behavior«, in: *Journal of Abnormal Psychology* 33 (1938), 217–236 sowie Philipp Eisenberg, »Expressive Movements Related to Feeling of Dominance«, in: *Archives of Psychology* 211 (1937), 296–301.

³⁴² Siehe dazu William B. Tucker/William A. Lessa, »Man: A Constitutional Investigation«, in: *Quarterly Review of Biology* 15 (1940), 265–289, 411–455, hier 265–269.

Anschaulich wird diese Hinwendung zum Körper an zwei prominenten Vertretern dieser auf die Konstitution ausgerichteten Forschungs- und Diagnosepraxis. Während der Psychiater Ernst Kretschmer seine Methodik der Körperbauanalyse in den späten 1910er Jahren in Süddeutschland an einer Universitätsklinik entwickelte und mit seiner psychologisch-psychiatrischen Typologie weite Teile des deutschsprachigen Diskurses um ›Temperament‹ und ›Charakter‹ prägte, wirkte sich das Modell des Psychologen und Mediziners William H. Sheldon, dessen Grundzüge an einer Universität im Mittleren Westen der Vereinigten Staaten einige Jahre später entstanden, vor allem auf nordamerikanische Betrachtungsweisen um die Bedeutung der Konstitution aus. Beide Verfahren machten dabei auf vielfältige Weise von medialen Praktiken Gebrauch und setzten auf ein visuelles Wissen, das die Lehre von der Körperkonstitution und seine Bedeutung für die Psychodiagnostik in eine anschauliche Form überführte. In dem folgenden Teilkapitel stehen deshalb die medialen Strategien im Zentrum, mit denen beide Wissenschaftler die sichtbare körperliche Erscheinung an das Unsichtbare psychischer Dispositionen koppeln wollten. Diese werden über ein *close reading* ihrer zentralen, an die Fachöffentlichkeit gerichteten Publikationen herausgearbeitet, wobei im Falle von Sheldon dazu auch Originalia aus seinem Nachlass berücksichtigt werden. An seinem Beispiel zeichnet das Teilkapitel darüber hinaus die Zirkulation dieses Wissens im medialen Diskurs der späten 1940er und frühen 1950er Jahre nach, das sich in seiner kompakten Form aus Theorie und Bild einprägsam in der US-amerikanischen populären Presse platzieren ließ.

3.4.1 Die Psyche des pyknischen Körpers – Kretschmers Konstitutionstypologie

Ernst Kretschmer hatte nach dem Abschluss seines Medizinstudiums in Tübingen eine Assistentenstelle am dortigen Universitätsklinikum angetreten und im Rahmen dieser Ausbildung zunehmend Interesse an einer Perspektive entwickelt, die auf die psychiatrisch-medizinische Bedeutung von Charakter- und Temperamentsmerkmalen abzielte. Seine 1918 abgeschlossene Habilitation war dem Phänomen des Beziehungswahns als »Beitrag zur Paranoiafrage und zur psychiatrischen Charakterlehre« nachgegangen.³⁴³ Die zweite Monographie, deren Drucklegung drei Jahre später unter dem Titel *Körperbau und Charakter*

³⁴³ Siehe Ernst Kretschmer, *Der sensitive Beziehungswahn. Ein Beitrag zur Paranoiafrage und zur psychiatrischen Charakterlehre*, Berlin 1918. Siehe dazu auch die Dissertation von Martin Priwitzer, *Ernst Kretschmer und das Wahnproblem*, Stuttgart 2007. Für eine literatur- und kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kretschmer siehe Jutta Person, *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*, Würzburg 2005.

erfolgte und sich auf Untersuchungen von Patienten in Tübingen und Winnental stützte, blieb diesem Themenbereich ebenfalls treu, indem sie auf zentrale psychische Dispositionen abhob.³⁴⁴ Weil diese nun aber in ihrer Verbindung zum menschlichen Körper in den Blick genommen wurden, setzte *Körperbau und Charakter* zugleich einen entscheidenden neuen Schwerpunkt. Mit der Ausrichtung auf die Körperkonstitution schloss Kretschmer an ein hochaktuelles Forschungsgebiet an, das in den deutschsprachigen medizinischen Kreisen in der Zwischenkriegszeit mit großer Aufmerksamkeit diskutiert wurde und praktisch relevante Ergebnisse für die Klinik versprach.³⁴⁵ Die Arbeit war als Plädoyer für die Bedeutsamkeit einer konstitutionspsychologischen beziehungsweise -psychiatrischen Perspektive gedacht, verfolgte aber auch ihre konkrete Anwendung. Zu diesem Zweck war sie mit einer eigens entwickelten Handreichung ausgestattet, die unmittelbar für die Durchführung von Körperbauuntersuchungen genutzt werden konnte. Darüber hinaus wartete sie mit einer eigenen Theorie der ›Temperamente‹ und ›Charaktereigenschaften‹ auf. Für Kretschmer bildete die Konstitution eine psychophysische Einheit, die die Gesamtheit aller individuellen, auf Vererbung zurückgehenden Eigenschaften umfasste.³⁴⁶ Den Begriff des ›Charakters‹ wollte er rein psychologisch verstanden wissen. Für einen Bereich jenseits der »schwer krankhaften Seelenzustände« reserviert, umfasste dieser »die Gesamtheit aller affektiv-willensmäßigen Reaktionsmöglichkeiten eines Menschen.«³⁴⁷ Endogene, zum Beispiel die Vererbung betreffende Einflüsse gingen in die Ausprägung des ›Charakters‹ ebenso ein wie exogene Faktoren, zu denen beispielsweise die Erziehung und der soziale Kontext gehörte. Der Begriff des ›Temperaments‹ hatte für Kretschmer vor allem eine heuristische Funktion. Auf der somatischen Ebene durch den Drüsenapparat des Gehirns bestimmt, sollte es sich um einen »Teil des Psychischen« handeln, der wiederum über den humoralen Weg mit dem Körperbau verbunden war.³⁴⁸ Kretschmer sprach dem ›Temperament‹ die Funktion zu, durch Antrieb und Hemmung in die »seelischen Apparate« einzugreifen und damit auf die Empfindlichkeit gegenüber seelischen Reizen, die Stimmungsfarbe und das psychische Tempo einzuwirken.³⁴⁹ Als ausgebildeter Mediziner trat Kretschmer auf diese Weise für eine biomedizinisch fundierte Analyse psychischer Merkmale und Dispositionen ein. Sie war somit als Ergänzung zu den charakterologischen Ansätzen der 1920er Jahre angelegt,

³⁴⁴ Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin 1921.

³⁴⁵ Siehe dazu Carsten Timmermann, »Constitutional Medicine, Neoromanticism, and the Politics of Anti-Mechanism in Interwar Germany«, in: *Bulletin of the History of Medicine* 75 (2001), 717–739, hier 722–723.

³⁴⁶ Siehe Kretschmer, *Körperbau*, 184.

³⁴⁷ Siehe ebenda.

³⁴⁸ Siehe ebenda, 185.

³⁴⁹ Siehe ebenda.

die in ihrer Perspektive vor allem auf die Intuition gesetzt und der somatischen Basis weniger Aufmerksamkeit geschenkt hatten.³⁵⁰

Die Bestimmung der psychischen Dispositionen erforderte ein planvolles Vorgehen. Dazu gehörte zum Beispiel die genaue Befragung der betreffenden Person inklusive ihrer Angehörigen. Offenkundige Charaktereigenschaften, Krankheiten und Körperbaumerkmale der Blutsverwandten sollten ebenso protokolliert werden. Kretschmer wollte so die Übergänge und Abstufungen zwischen dem Pathologischen und dem Gesunden sichtbar werden lassen. In *Körperbau und Charakter* lieferte Kretschmer damit nicht nur genaue Analysen der Temperamentsmerkmale von Patientinnen und Patienten, die er mit Fallvignetten illustrierte, er arbeitete auch spezifische Untertypen heraus, die bis in das »Normalpsychologische«³⁵¹ hineinreichten. Nahm man nicht nur die Psychose des Patienten in den Blick, sondern auch dessen gesamte ›Persönlichkeit‹, und weitete die Betrachtung auf Familienmitglieder aus, würde so ein »spiritus familiaris« an psychischen Dispositionen sichtbar werden, der alle Individuen miteinander verband.³⁵² Endogene Psychosen wären als »pointierte Zuspitzungen« unmittelbar mit ›normalen‹ Temperamentstypen verbunden.³⁵³ Zeigten Personen die »psychologischen Grundsymptome der schizophrenen und der zirkulären Psychosen in dem leichteren Grade einer Persönlichkeitsspielart«, handelte es sich um eine »zykloide« oder »schizoide« Ausprägung von ›Temperament‹.³⁵⁴ Die damit artverwandten Begriffe »schizothym« und »zyklothym« erhielten in einem weiteren Zug den Status zweier fundamentaler Kategorien »für große, allgemeine Biotypen«, in denen gesunde, aber auch vereinzelte kranke Personen verortet werden konnten.³⁵⁵ Bisherige Versuche der Konstitutionsforschung, Zusammenhänge zwischen Soma und Psyche zu identifizieren, hatte Kretschmer aus methodologischen Gründen für unzureichend befunden. Beide bedurften zunächst einer genauen Analyse, bevor sie in einem weiteren Schritt mit den Mitteln der Kategoriebildung und statistischen Absicherung in ihren Verbindungslinien betrachtet werden konnten. Dabei war es Kretschmers vorderstes Ziel, die Körperbauuntersuchung zu einem präzisen Teilgebiet der Medizin zu entwickeln. Um eine »exakte klinische Diagnostik des Körperbaues«³⁵⁶ zu erreichen, die für die psychiatrische Konstitutionslehre herangezogen werden konnte, mussten drei Schritte zusammenkommen: Auf eine erste Beschreibung des Körpers folgte seine Vermessung mit Tastenzirkel und Maßband, die optische Erfassung mittels Zeichnung und Fotografie bildete den Abschluss. Insbesondere dem ärztlichen Blick schrieb Kretschmer eine zen-

³⁵⁰ Vergleiche Person, Blick, 211.

³⁵¹ Siehe Kretschmer, Körperbau, 152.

³⁵² Siehe ebenda, 92.

³⁵³ Siehe ebenda, 91.

³⁵⁴ Siehe ebenda, 96.

³⁵⁵ Siehe ebenda, 152.

³⁵⁶ Siehe ebenda, 8.

trale Bedeutung für die Konstitutionsdiagnostik zu. Die »vollkommen künstlerische, sichere Schulung« des Sehannes, ohne dass dieser apparativ aufgerüstet werden müsste, war hier entscheidend.³⁵⁷ Der in diesem Sinne unterwiesene Arzt sollte den Körper des entkleideten Patienten zunächst in einer adäquaten Lichtsituation begutachten und systematisch alle relevanten Aspekte durchgehen. In einem weiteren Schritt erfolgte dann die genaue Vermessung des Körpers nach der Maßgabe anthropologischer und psychiatrischer Standards.³⁵⁸ Obgleich die Betrachtung und die Vermessung unabhängige Operationen bildeten, sollten sich »Maßzahl und optischer Eindruck« bei dieser Prozedur »immer gegenseitig ergänzen.«³⁵⁹ Komplettiert wurde die Registrierung durch den Einsatz zeichnerischer wie fotografischer Mittel. Kretschmer empfahl hier Skizzen vom Frontalriss des Gesichts, wenn dieses besonders charakteristisch war, genauso wie die Anfertigung von Fotografien, die insbesondere das Gesicht und den Schädel fokussieren sollten. Während er Aufnahmen vom ganzen Körper nicht für hilfreich hielt, weil sie anfällig für Verzerrungen wären und sich relevante Merkmale kaum darin niederschlugen, empfahl er Fotografien »der halben Figur bis ungefähr Nabelhöhe.«³⁶⁰ Mit dieser Verquickung verschiedener epistemischer Praktiken, die einerseits auf Maß und Zahl, andererseits auf die intuitive Betrachtung setzten, fügte sich Kretschmer harmonisch in den Zeitgeist der 1920er Jahre ein. Neben der Ausrichtung auf Fakten, Zahlen und Daten kam darin auch ein Streben nach »organischer Ganzheit« zum Ausdruck, dass sich einer konkreten Fixierung entzog und danach strebte, den ›Charakter‹ in seiner Komplexität, Tiefe und Mehrschichtigkeit abzubilden.³⁶¹

Die eigene Studie, deren Ergebnisse in *Körperbau und Charakter* erstmalig präsentiert wurden, hatte sich diese Prämissen zunutze gemacht und an 225 klinischen Fällen Körperbauuntersuchungen vorgenommen. Über die Analyse der erhobenen Merkmalsausprägungen wollte Kretschmer dabei nicht nur eine Körperbautypologie entwickeln, sondern auch nach komplexen endogenen psychischen Typen suchen und in einer weiteren Etappe ihren gesetzmäßigen Beziehungen nachgehen.³⁶² Als a priori gesetztes Ordnungskriterium hatte er mit ›zirkulärem Irresein‹ und ›Schizophrenie‹ zwei klassische psychia-

³⁵⁷ Siehe ebenda, 7.

³⁵⁸ Für die technischen Details verwies er beispielsweise auf Conrad Rieger, *Die Meßstange. Begrüßungsschrift der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie am 25. April 1918 in Würzburg*, Jena 1918.

³⁵⁹ Siehe Kretschmer, *Körperbau*, 7.

³⁶⁰ Siehe ebenda, 8.

³⁶¹ Vergleiche dazu Person, *Blick*, 230. Dieser Ansatz lässt sich auch als Effekt einer Krisendiskussion in der Medizin und den Lebenswissenschaften ansehen – analytische Konzepte wurden dabei zugunsten einer diffusen organischen Ganzheit in den Hintergrund gestellt. Vergleiche Michael Hau, *The Cult of Health and Beauty in Germany. A Social History*, Chicago/London 2003, 165.

³⁶² Siehe Kretschmer, *Körperbau*, 11.

trische Diagnosen herangezogen, deren klinische Grenzen bei der Analyse zugleich »möglichst weit gesteckt« worden waren.³⁶³ Auf der Basis der vorgenommenen Konstitutionsuntersuchungen grenzte Kretschmer schließlich drei Durchschnittstypen voneinander ab, die er als »asthenisch«, »athletisch« und »pyknisch« bezeichnete. In ihrer spezifischen Konfiguration sollten sie die »vorwiegend gemeinsamen Merkmale« der Patienten deutlich hervortreten lassen, während ihre individuellen Züge in den Hintergrund rückten:³⁶⁴ »Wir gehen so vor, als ob wir gleichsam die Bilder von 100 Personen eines Typs auf einer einzigen Bildfläche aufeinander kopierten, wobei wiederum die sich deckenden Züge sich intensiv verstärken, die nicht aufeinander passenden aber verwischen. Nur die im Durchschnitt sich verstärkenden Züge beschreiben wir als »typisch.«³⁶⁵ Um die Konstruktionslogik der Typenbildung zu veranschaulichen, griff Kretschmer damit auf eine visuelle Metaphorik zurück, die sich mit dem Kompositverfahren Francis Galtons deckte, ohne diesen jedoch explizit zu benennen. Neben der verbalen Beschreibung ihrer Charakteristika, die sich auch auf typische Entwicklungsverläufe stützte, präsentierte er in der Monographie auch eine Tabelle mit den durchschnittlichen Hauptkörpermaßen für Männer und Frauen, zudem wurden die drei Typen anhand fotografischer Reproduktionen von Fallbeispielen illustriert. Pauschal die einzelnen Konstitutionsklassen für gesünder oder kränker zu erklären, lehnte Kretschmer ab. Vielmehr sah er in ihnen »normalbiologische« Anlagen, die bei einem kleineren Teil der Personen durch pathologische Merkmale mit Blick auf Erkrankungen, darunter insbesondere auch psychiatrische, gekennzeichnet wären.³⁶⁶ Ob sich die Körperbautypen unterschiedlich auf die a priori bestimmten psychiatrischen Diagnosen verteilen würden, überprüfte Kretschmer durch eine einfache Zuordnung der entsprechenden Fallzahlen. Dabei kam er zu dem Befund, dass eine »deutliche biologische Affinität« zwischen »der seelischen Anlage der Manisch-Depressiven und dem pyknischen Körperbautypus« bestünde.³⁶⁷ Eine vergleichbare Tendenz stellte er zwischen der schizophrenen Erkrankung und einer Körperbauart fest, die als »asthenisch«, »athletisch« oder »dysplastisch« bezeichnet werden konnte. Auch wenn die Zuordnung noch nicht perfekt war, hatten sich die Konstitutionstypen damit als fundamentales analytisches Raster bewährt, das körperliche wie psychologisch-psychiatrische Aspekte gleichermaßen kondensierte.

In Harmonie mit der Vorstellung, dass sich die Psyche unmittelbar in der Erscheinung des Körpers niederschlagen müsste, setzte Kretschmer für die didaktische Vermittlung seiner Perspektive verschiedene Formen der Visualisierung ein. Dazu gehörte ein fertiges Analyseschema, das sich in seiner kompakten Form

³⁶³ Siehe ebenda, 9.

³⁶⁴ Siehe ebenda, 11.

³⁶⁵ Siehe ebenda, 12.

³⁶⁶ Siehe ebenda.

³⁶⁷ Siehe ebenda, 28.

direkt für die konstitutionsdiagnostische Praxis nutzen ließ. Tabellarisch aufgebaut, stützte sich das Schema zunächst auf das Gesicht und den Schädel der zu beurteilenden Person, ging dann zum Bau und zur Oberfläche des Körpers über und nahm zuletzt die Drüsen wie auch die Eingeweide in den Blick.³⁶⁸ Für die einzelnen Körpermerkmale, die unter den Bereichen abgehandelt wurden, wartete die Zusammenstellung mit verbalen Beschreibungen auf, aus denen die begutachtende Ärzteschaft die jeweils passenden auswählen und unterstreichen konnte. Bei der Dokumentation empfahl Kretschmer, in Abhängigkeit der Merkmalsausprägung auch noch die Stärke der Unterstreichung zu variieren. Der fertig ausgefüllte Bogen konnte so als übersichtliches Diagramm bereits auf den ersten Blick einen Eindruck von den erhobenen Merkmalen in ihrer jeweiligen Deutlichkeit vermitteln. Auf dem Schema festgehalten wurden auch personenbezogene und medizinische Angaben, genauso wie die Zeitpunkte des Auftretens bestimmter somatischer oder psychischer Auffälligkeiten, aber auch verschiedene Körpermaße. Die Begutachtung auf dem Formblatt endete schließlich mit einer zusammenfassenden Darstellung des Körperbaustatus, der Angabe des identifizierten Persönlichkeitstypus und der Einschätzung der Heredität. In seiner klar gegliederten Form lieferte das Schema damit eine Handlungsanweisung, die Schritt für Schritt abgearbeitet werden konnte. Durch die vorgegebenen Kategorien wurde der medizinische Blick, der während der Anamnese zwischen dem Manual und dem Patientenkörper hin- und her wechselte, auf die für die Diagnostik relevanten Merkmale gebahnt, während andere Aspekte ausgeblendet wurden.

Um seine Typologisierung zu veranschaulichen, hatte sich Kretschmer in *Körperbau und Charakter* eines Rasters aus bildenden Künstlern, Schriftstellern und bedeutenden historischen Größen bedient.³⁶⁹ Visuell besonders eindringlich waren jedoch die fotografischen Reproduktionen, die ab der ersten Auflage in dem Buch reproduziert wurden. Jeder Konstitutionstypus wurde hierbei mit zwei Fotografien illustriert, die einen männlichen Patienten im Halbporträt zeigten. Für die Aufnahmen, die in einem nicht näher charakterisierten Innenraum angefertigt worden waren, den man bei der Reproduktion durch verschiedene Maßnahmen kaschiert hatte, hatten die Personen auf einem dunklen Stuhl Platz genommen und ihre Oberbekleidung abgelegt. Während es sich bei der ersten Fotografie um den Typus der Frontalansicht handelte, bei der die Abgebildeten direkt in die Kamera blickten, zeigte die zweite eine Profilaufnahme. Vom Text eingerahmt, wurden die hochformatigen Bilder dabei mittig auf den Druckseiten platziert und so gesetzt, dass die aufgeschlagene Buchseite eine vergleichende Betrachtung zwischen beiden Ansichten ermöglichte. Das sorgfältige Arrangement aus Text und Bild führte dem medizinisch und psychologisch geschulten Fachpersonal dabei vor Augen, dass es bei den Porträtaufnahmen

³⁶⁸ Siehe ebenda, 2–5.

³⁶⁹ Siehe dazu Person, Blick, 207.

nicht darum ging, die Abgebildeten in ihrer jeweils individuellen Identität festzuhalten. Vielmehr sollte ein spezifischer Körperbautypus mit den Mitteln der Fotografie zur Anschauung gebracht werden. In seiner konkreten Erscheinung verwies der Körper der Ausgewählten damit auf die allgemeine Morphologie eines Typus. Auch wenn es sich um konkrete Individuen handelte, ordnete sich ihre Einzigartigkeit zugunsten einer für die Gruppe charakteristischen Einschätzung unter.³⁷⁰ Unterstützt wurde diese Konstruktion, die auf das Allgemeine im Einzelnen abhob, durch sorgfältig platzierte Bildunterschriften. Sie wiesen den Abgebildeten als Repräsentanten eines spezifischen Körperbautypus aus, markierten ihn darüber hinaus aber auch noch als Träger einer medizinisch-psychiatrischen Pathologie, die in Klammern dahinter gesetzt wurde. Ab der vierten Auflage wurden die fotografischen Reproduktionen zusätzlich durch visuelle Schemata ergänzt, die auf Zeichnungen basierten.³⁷¹ In ihrer formalen Gestaltung den Fotografien ähnlich, hielten sie die drei Konstitutionstypen in ihrer prototypischen Ausprägung jeweils frontal und im Profil fest (Abb. 3.12).

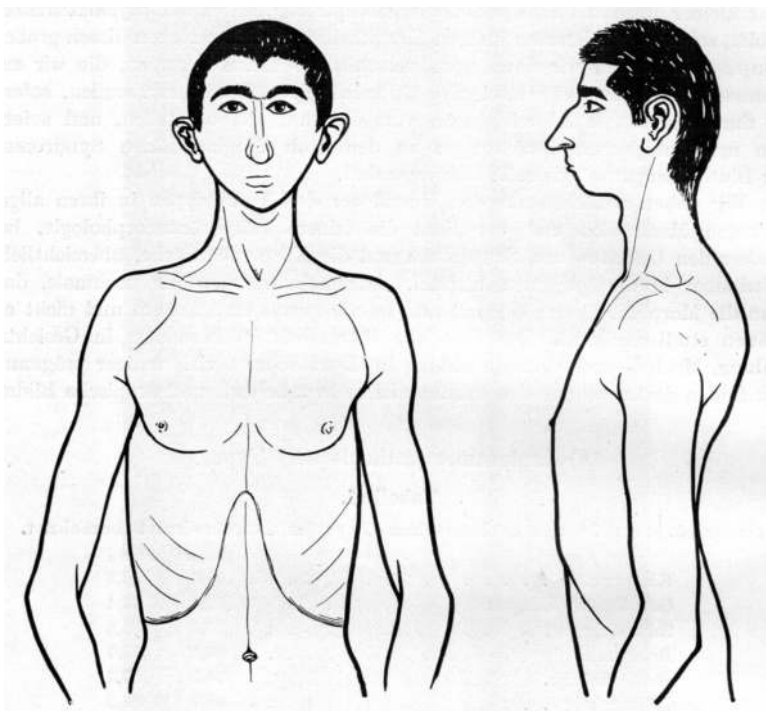


Abb. 3.12: Eine schematische Darstellung von Kretschmers »asthenischem Typus«.

³⁷⁰ Siehe dazu auch Björn Weyand, »Abschied vom letzten Reservat des Individualismus. Der ärztliche Blick der Moderne in Ernst Kretschmers *Körperbau und Charakter* (1921)«, in: Moritz Baßler/Arne Klawitter (Hrsg.), *Der Mensch ist nicht gegeben. Zur Darstellung des Subjekts in der Moderne*, Rostock 2005, 145–163.

³⁷¹ Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage*, Berlin 1925, 18, 22, 27.

Die mit festem schwarzen Strich ausgeführten Zeichnungen legten besonderes Augenmerk auf die für die Körperkonstitution charakteristischen Merkmale, zu denen auch eine Ausarbeitung der Kopf- und Gesichtspartie gehörte. Eigentlich ein Schema, das auf die abstrakte Darstellung setzte, entstanden auf diese Weise zugleich individualisierende Physiognomien, die wiederum spezifisch für den beschriebenen Konstitutionstypus sein sollten. Die gewählten Visualisierungsformen blieben über die Auflagen, in denen *Körperbau und Charakter* erschien, jedoch nicht konstant. Das Schema des »asthenischen Typus« erfuhr ab der elften Auflage eine deutliche Korrektur, die vor allem physiognomische Details und die Kopfform betraf. Hatte die ursprüngliche Version mit ihren markanten Zügen bereits an rassifizierte visuelle Stereotype angeknüpft, die nach der »Machtergreifung« der Nationalsozialisten in den Vorstellungen einer »typisch« jüdischen Physiognomie ihre drastische Zuspitzung erfahren sollten, wurde derselbe Typus, nun allerdings unter der Bezeichnung des »Leptosomen«, durch eine harmonischer anmutende Formensprache zur Darstellung gebracht.³⁷² Auch die Auswahl der Fotografien unterlag im Verlauf der Auflagen Änderungen. Waren in der ersten Veröffentlichung bei der Frontal- und Profilaufnahme des »asthenischen Typus« noch zwei verschiedene Patienten abgebildet worden, die einmal mit der Diagnose »Schizoider Psychopath«, ein anderes Mal mit »Schizophrenie« versehen worden waren, fanden später zwei neue Fotografien Verwendung, die nun denselben Patienten in einer Frontal- und Profilaufnahme zeigten.³⁷³ Dasselbe galt für den »pyknischen Typus«, der nun ebenfalls durch einen anderen Repräsentanten veranschaulicht wurde.³⁷⁴ In der siebten und achten Auflage verzichtete Kretschmer auf die Angabe einer Diagnose als Bildunterschrift, die in den früheren Versionen die Abgebildeten unmittelbar mit psychiatrischen Wissensbeständen verknüpft hatte. Über die Gründe dieser Bildpolitik lassen sich nur Mutmaßungen anstellen.³⁷⁵ Könnte die veränderte schematische Formensprache im Falle des »leptosomen« Körperbaus als Versuch der visuellen Reinigungsarbeit an dem konstruierten Wissen über die psychobiologische Konstitu-

³⁷² Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Elfte und zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1936, 18.

³⁷³ Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Fünfte und sechste unveränderte Auflage*, Berlin 1926, 14–15.

³⁷⁴ Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage*, Berlin 1922, 24–25.

³⁷⁵ Siehe Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Siebente und achte verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1929, zum Beispiel 28–29. In den zahlreichen Neuauflagen, die in rascher Abfolge erschienen, machte Kretschmer zur veränderten Abbildungspraxis keine Angaben.

tion und seinen rassistischen Konnotationen gedeutet werden, liegt es nahe, den Austausch der einzelnen Fotografien insbesondere als strategische Maßnahme anzusehen, die einer stringenteren visuellen Argumentation Rechnung tragen sollte: Einerseits durch die konsequente Präsentation nur eines Patienten, der jeweils in Frontal- und Profilansicht abgebildet wurde und damit schon visuell den Eindruck eines konsistenten, den gesamten Körper durchformenden Typus vermittelte, andererseits durch die Auswahl von Exemplaren, die mit ihren Merkmalsausprägungen als besonders ›typische‹ Repräsentanten taugen konnten. Gerade mit Blick auf die 1921 abgedruckten Fotografien des »pyknischen Typus« hatte Kretschmer zum Beispiel angemerkt, dass die Nase des Patienten »atypisch, für den pyknischen Durchschnitt zu lang und zu scharf« wäre.³⁷⁶

Konsequent zu einem Tableau aus Texten, Tabellen und Bildern arrangiert, erschien die Monographie Kretschmers als Unterweisung und Anleitung für eigene konstitutionsmedizinische Erkundungen. Die enthaltenen Fotografien und schematischen Darstellungen hatten dabei nicht nur eine illustrative Funktion, sondern eigneten sich als visuelle Marker, an dem der ärztliche Blick geschult werden konnte. Ohne erst das umfangreiche Konstitutionsschema Schritt für Schritt abzuarbeiten, ließ sich im Rekurs auf das Bildmaterial bereits eine Körperbaudiagnostik vornehmen, bei der der ärztliche Blick seine Kunstfertigkeit *in situ* unter Beweis stellen konnte. Getreu der eigenen Proklamation, dass die ärztliche Profession wieder sehen lernen müsste, eignete sich das visuelle Material in *Körperbau und Charakter* damit als Folie, auf deren Basis nur noch ein Formabgleich zwischen dem konkreten Exemplar und der ins Bild gesetzten Typologie erfolgen musste. Darüber hinaus enthielt die Monographie weitere fotografische Porträts in Frontal- und Profilansicht, um so das Argument bestimmter Gesichtstypen bei verschiedenen Erkrankungsformen visuell zu belegen.³⁷⁷ Nicht die immaterielle Psyche, sondern der sinnlich erfahrbare menschliche Körper in seiner äußeren Gestalt bildete damit den Ausgangspunkt für Kretschmers konstitutionsmedizinische Erkundungen. Um diesen in seiner mannigfaltigen Erscheinung genau erfassen zu können, bedurfte es eines medizinischen Blicks, der auf besondere Weise trainiert und kultiviert werden musste. Beginnend mit dem Gesicht und dem Schädel arbeitete sich dieser Blick taxierend und tastend

³⁷⁶ Siehe Kretschmer, *Körperbau* (1921), 23. Interessant ist der Umstand, dass in der 20. Auflage eine Präsentation verfolgt wurde, bei der das 1921 verwendete Porträtfoto des schizophrenen Patienten wieder Eingang fand, die Profilaufnahme jedoch von dem 1926 besprochenen Fall stammte. Siehe ders., *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Zwanzigste wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1951, 18–19.

³⁷⁷ Siehe Kretschmer, *Körperbau* (1921), 49, 56 und 58–59. Der Teil über »Die Genialen« zeigte eine Radierung sowie Stiche berühmter Persönlichkeiten, zum Beispiel von Alexander von Humboldt und H. G. R. de Mirabeau. Siehe ebenda, 158 f.

vor, zumal das Schema auch Einschätzungen vorsah, die eigentlich einen taktilen Sinneseindruck erforderten. Vom Körperinneren wurde in diesem Prozess abgesehen – lediglich die sichtbare Oberfläche diente als empirisches, sinnlich erfahrbares Bezugsobjekt, das es einzuordnen galt. Mit dem Postulat dreier primärer Körperbautypen, die sich durch eine handvoll charakteristischer Merkmale voneinander abgrenzen ließen, hatte Kretschmer darüber hinaus eine kompakte Wissensform geschaffen, die die Begehrlichkeit einer universellen Anwendbarkeit – zumindest in ihrem geographisch-kulturellen Entstehungskontext – weckte. Die schematischen Darstellungen, die in ihrer abstrakten Form Idealtypen vor Augen führten, bildeten, zusammen mit den fotografierten Fallbeispielen realer Exemplare, eine visuelle Referenz und Heuristik, um eine ökonomische Zuordnung konkreter Körper vorzunehmen. Die Möglichkeit, eine Person einem Konstitutionstypus zuzuordnen, ging jedoch über eine deskriptive Funktion hinaus und hatte weitreichende diagnostische Implikationen. Über die Zuordnung wurden spezifische medizinische und psychologische Episteme abrufbar, die über das bloße Sichtbare der Körperbeschaffenheit hinausgingen und ein Tableau unsichtbaren Spezialwissens offenbarten. Dieses Spezialwissen bezog sich nicht nur auf ›normale‹ medizinische und psychologische Parameter, sondern auch auf die Abweichung von ihnen. Verbunden war damit die Fantasie eines Blicks, der über die bloße Zuordnung zu einem der drei Typen die Person in ein lesbares Objekt zu transformieren vermochte. Über die Einordnung der Person aufgrund von sichtbaren Merkmalen wurde ein unsichtbares, latentes Wissen verfügbar, das auch auf ›Temperament‹ und ›Charakter‹, genauso wie spezifische Vulnerabilitäten, zum Beispiel mit Blick auf somatische oder psychiatrische Erkrankungen, abhob. Die anschauliche, auf wenigen Schlagworten basierende Typologie wurde nicht nur im Kontext der psychologischen Wissenschaften rezipiert und ging dort als Perspektive in zahlreiche Untersuchungsansätze ein. Sie hielt auch Eingang in populäre Diskurse und verbreitete sich in den 1920er und 1930er Jahren schnell als allgemeines Wissen über die Psyche. Anschaulich wird dies anhand einer persönlichen Anekdote, die der Kunsthistoriker Ernst Gombrich den Leserinnen und Lesern seiner kunsthistorischen Arbeit *Norm und Form* berichtete: Während seiner Jugendzeit in Wien wäre Kretschmers Unterscheidung zwischen »schizothymen« und »zyklothymen« Menschen »Mode und in aller Munde« gewesen.³⁷⁸

³⁷⁸ Siehe Ernst Gombrich, *Die Kunst der Renaissance I. Norm und Form*, Stuttgart 1985, 109–110, hier 110. Siehe dazu auch Michael Hau/Mitchell G. Ash, »Der normale Körper, seelisch erblickt«, in: Claudia Schmolders/Sander L. Gilman (Hrsg.), *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 12–31, hier 21–22.

3.4.2 Endomorphe Wesensarten – Sheldons Konstitutionspsychologie

Zum Zeitpunkt von Kretschmers Körperbauanalysen, die auch international in den psychologischen Wissenschaften Beachtung fanden, hatte sich in Nordamerika ein eigener konstitutionsmedizinischer Zweig etabliert, der vor allem auf der Rezeption und Weiterentwicklung europäischer Ansätze basierte.³⁷⁹ In kritischer Haltung gegenüber einer Forschung und Praxis, die aus ihrer Perspektive für den medizinischen Mainstream stand, trat die nordamerikanische Konstitutionsmedizin mit der Zielsetzung an, sich dem ›ganzen‹ Menschen zuzuwenden und auf diese Weise eine Brücke zwischen der Biomedizin und den Sozialwissenschaften zu schlagen. Vor allem psychologische und psychiatrische Fragestellungen erwiesen sich in diesem Zusammenhang als vielversprechende Forschungskontexte. Ihnen kam bei der Ausdifferenzierung konstitutionsmedizinischer Überlegungen, deren Blütezeit von den 1920er Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges anhielt, eine zentrale Rolle zu.³⁸⁰

Eng verbunden waren diese Aktivitäten mit dem Mediziner und Psychologen William H. Sheldon, der sich ab den späten 1920er Jahren für die Profilierung einer »constitutional psychology« einsetzte und diese in mehreren monographischen Arbeiten entwickelte, die bis in die 1950er Jahre publiziert wurden.³⁸¹ Erstmals mit konstitutionspsychologischen Fragestellungen in Berührung gekommen war Sheldon über den römischen Anthropologen Sante Naccarati, der im Rahmen eines Stipendiums in die Vereinigten Staaten gekommen war, um dem Zusammenhang zwischen morphologischen Merkmalen und intellektuellen Fähigkeiten nachzugehen.³⁸² Sheldon, der kurz vor seinem Studienabschluss in Psychologie an der University of Chicago stand, machte Naccaratis Studie zum Ausgangspunkt seiner Dissertation und überprüfte den Ansatz an Studienanfängern.³⁸³ Die statistische Studie, bei der er eine kleine, aber posi-

³⁷⁹ Siehe Sarah W. Tracy, »An Evolving Science of Man: The Transformation and Demise of American Constitutional Medicine, 1920–1950«, in: Christopher Lawrence/George Weisz (Hrsg.), *Greater than the Parts. Holism in Biomedicine, 1920–1950*, New York/Oxford 1998, 161–188, hier 165.

³⁸⁰ Siehe ebenda, 172.

³⁸¹ Für eine Einführung in diesen Themenbereich, seine verschiedenen Ansätze und Geschichte siehe J. E. Lindsay Carter/Barbara Honeyman Heath, *Somatotyping – Development and Applications*, Cambridge 1990. Siehe auch Patricia Vertinsky, »Embodying Normalcy: Anthropometry and the Long Arm of William Sheldon's Somatotyping Project«, in: *Journal of Sport History* 29 (2002), 95–133 sowie Stephen H. Gatlin, *William H. Sheldon and the Culture of the Somatotype*, Dissertation, Virginia Polytechnic and State University, Blacksburg (Virginia) 1997.

³⁸² In einer Studie an der Columbia University hatte Naccarati einen Index aus mehreren Körpermessungen gebildet und diesen mit der intellektuellen Fähigkeit einer Studienendstichprobe in Beziehung gesetzt. Inhaltlich hatte er dabei an die anthropometrischen Studien der italienischen Mediziner Achille De Giovanni und Giacinto Viola angeknüpft. Siehe Sante Naccarati, *Morphologic Aspect of Intelligence*, New York 1921.

³⁸³ Siehe dazu William H. Sheldon, »Morphologic Types and Mental Ability«, in: *Journal*

tive Assoziation zwischen dem Körperindex und den Intelligenzindikatoren ermitteln konnte, bildete den Auftakt für die Entwicklung eines umfangreichen Forschungsprogramms, das in seinen unterschiedlichen Gestalten um die Verbindungslinien zwischen Soma und Psyche kreiste. Psychische Merkmale jenseits des intellektuellen Vermögens entwickelten sich in diesem Kontext schnell zu Sheldons Hauptinteresse. Um ihrem Zusammenhang mit der Körpermorphologie auf den Grund zu gehen, hatte er nach der Fertigstellung seiner Dissertation zum Beispiel 155 Studienanfänger von jeweils fünf älteren Kommilitonen in einer Reihe mentaler Charakteristika einschätzen lassen.³⁸⁴ Statistisch ergab sich auch hier eine überzufällige Beziehung zwischen dem Körpermaß und zumindest drei der erhobenen Merkmale – »aggressiveness«, »leadership« und »sociability«. In einer weiteren Untersuchung war er darüber hinaus dem Zusammenhang zwischen Gesichtsmerkmalen und mentalen beziehungsweise sozialen Charakteristika nachgegangen.³⁸⁵ Dazu hatte er einen eigenen fotografischen Apparat konstruieren lassen, der eine Fixierung des Kopfes erlaubte und Profil- wie *en-face*-Aufnahmen anfertigen konnte, ohne dass die Kamera oder die Testperson bewegt werden mussten.³⁸⁶ Die Aufnahmen wurden im Anschluss genau inspiziert und mit Blick auf 27 Variablen vermessen, die nicht nur verschiedene Längenmaße, sondern auch Verhältnisse und Indices umfassten.³⁸⁷ Bis Sheldon 1938 eine Anstellung an der Harvard University erhielt, hatte er sein Medizinstudium abgeschlossen, verschiedene Positionen an Universitäten im Mittleren Westen bekleidet und darüber hinaus eine ausgedehnte Forschungsreise nach Europa mit einem Stipendium des National Council on Religion in Higher Education³⁸⁸ unternommen, in deren Rahmen auch Begegnungen mit Ernst Kretschmer, Carl Gustav Jung und Sigmund Freud stattfanden.³⁸⁹ Wäh-

of Personnel Research 5 (1927), 447–451. Als Maß der intellektuellen Fähigkeit diente ein Intelligenztest, zudem wurden die Studienleistungen berücksichtigt.

³⁸⁴ Siehe William H. Sheldon, »Social Traits and Morphologic Types«, in: *The Personnel Journal* 6 (1927), 47–55.

³⁸⁵ Siehe William H. Sheldon, »Ability and Facial Measurements«, in: *The Personnel Journal* 6 (1927), 102–112.

³⁸⁶ Siehe ebenda, 104.

³⁸⁷ Siehe ebenda, 106–107.

³⁸⁸ Das nicht-konfessionsgebundene Council war in den frühen 1920er Jahren mit dem Anliegen gegründet worden, der Religion im höheren Bildungswesen zu einem größeren Stellenwert zu verhelfen. Für diesen Zweck wurden im Rahmen von »Kent Fellowships« College-Absolventinnen und -Absolventen unterstützt, die beruflich im Hochschulwesen Fuß fassen wollten und neben fachlichen wie persönlichen Qualitäten eine gefestigte religiöse Haltung mitbrachten. Siehe Elizabeth G. Wright, »The National Council on Religion in Higher Education«, in: *The Christian Scholar* 37 (1954), 169–171, hier 169.

³⁸⁹ Im Nachlass von Sheldon finden sich einige wenige Briefe, die zwischen Sheldon und Kretschmer ausgetauscht wurden. Aus einem Brief vom 26. Mai 1950 geht hervor, dass Kretschmer die Kollaboration mit Sheldon und vor allem den Vergleich der statistisch ermittelten Ergebnisse suchte. Eine tragfähige Forschungszusammenarbeit ging daraus jedoch nicht hervor. Siehe NAA, Sheldon Papers, Box 4.

rend der Zeit in Cambridge, in der Sheldon als Forschungsassistent für Anthropologie und Dozent für Psychologie tätig war, entstanden auch die beiden ersten Monographien seiner mehrbändigen »Constitution Series«. Mit seinem ersten Buch, das 1940 unter dem Titel *The Varieties of Human Physique* in New York und London erschien, wollte Sheldon in das Themengebiet der Konstitutionsforschung einführen und ihre Anschlussmöglichkeiten für verschiedene Wissenschaftszweige ausloten.³⁹⁰ Im Zentrum stand die Vorstellung eines neuen Forschungsbereiches, den Sheldon unter dem Begriff der »constitutional psychology« vorstellte.³⁹¹ Im Unterschied zu anderen psychologischen Richtungen, trat diese für eine Perspektive ein, bei der mentale Prozesse und Funktionen konsequent an die materielle Basis des Körpers rückgebunden wurden: »Constitutional psychology questions the wisdom of studying mental function in isolation from morphology, morphology apart from physiological processes, and physiological functions as though the body had no shape and could not think. Constitutional psychology shares a growing conviction that the hope and promise of a useful study of personality lies in a program of research which will keep a perspective upon the whole individual.«³⁹² Damit wurde das »ganze« Individuum zur Zielgröße erklärt, wobei der Anspruch einer umfassenden Betrachtung über die Verschränkung psychologischer wie auch somatophysischer Ebenen erreicht werden sollte. Die Konstitution eines Menschen verstand Sheldon dabei als relativ stabiles und unveränderliches Muster charakteristischer Merkmale, die hinter der »Persönlichkeit« liegen würden. So konturiert, betraf die Erschließung von »Persönlichkeit« damit nicht nur die spezifische Art des Denkens, Fühlens und Wollens einer Person, sondern auch ihre Körperstruktur genauso wie die Funktion ihrer Organe. Ihre adäquate Adressierung erforderte die abgestimmte Untersuchung sämtlicher dieser Aspekte, vor allem hinsichtlich ihrer Interdependenzen.³⁹³ In seinen eigenen Studien hatte sich Sheldon zunächst eingehend mit der Körperbauanalyse Kretschmers beschäftigt. Die Begrifflichkeiten, die sein Kollege in Tübingen entwickelt hatte, schienen ihm jedoch problematisch. Auch lehnte er den Ansatz, die Variabilität menschlicher Körperformen einer von drei fundamentalen Kategorien zuzuordnen, wegen mangelnder Präzision ab.³⁹⁴ Sheldon begab sich deshalb auf die Suche nach einem neuen Klassifikationssystem des »somatotyping«, das ebenfalls auf einer überschaubaren Anzahl von Kategorien basierte, dabei aber numerische Aussagen über ihre Ausprägung

³⁹⁰ Siehe William H. Sheldon/with the Collaboration of S. S. Stevens/W. B. Tucker, *The Varieties of Human Physique. An Introduction to Constitutional Psychology*, New York/London 1940.

³⁹¹ Siehe ebenda, 1.

³⁹² Siehe ebenda, 2.

³⁹³ Siehe ebenda, 3.

³⁹⁴ Siehe ebenda, 238–239.

machen konnte.³⁹⁵ Da er als Arzt nicht klinisch tätig war, hatte er jedoch kein Anschauungsmaterial aus der medizinischen Praxis zur Hand. Um eine eigene Klassifikation zu entwickeln und zu überprüfen, musste sich Sheldon auf andere Weise Zugang zu einem großen Spektrum an Probanden-Körpern verschaffen. Abhilfe bot hier die an US-amerikanischen Colleges weit verbreitete Praxis, die Körper der Studenten an Instituten der »Physical Education« fotografisch zu erfassen.

Entstanden war diese Routinehandlung im Rahmen von reformatorischen Bestrebungen, die bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert auf die Bedeutung der Positur für das psycho-physische Wohlbefinden hingewiesen und auf Maßnahmen zur Leibeserziehung von Heranwachsenden abgezielt hatten.³⁹⁶ Auch in den frühen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts blieb die Körperhaltung in der gebildeten Mittelschicht ein wichtiges Bezugs- und Interventionsobjekt.³⁹⁷ Die stark mit viktorianischen Idealen aufgeladene Vorstellung, die Körperhaltung als »window to the soul«³⁹⁸ zu begreifen, traf hier auf fruchtbaren Boden und wurde durch verschiedene Akteure aus dem Gesundheitsbereich mit neuem Leben gefüllt. Neben schulischen Einrichtungen waren im frühen 20. Jahrhundert insbesondere Colleges damit hervorgetreten, den Zustand des Körpers zu erfassen und seine Haltung mit verschiedenen Bildgebungstechniken, allen voran der Fotografie, zu dokumentieren.³⁹⁹ Die Praxis, Aufnahmen von nur teilweise oder gar nicht bekleideten Studienanfängern anzufertigen, konnte sich auf diese Weise an vielen Bildungseinrichtungen etablieren. Sie ging mit dem Ziel einher, über den fotografisch dokumentierten Zustand beispielsweise physiotherapeutische Maßnahmen abzuleiten, zudem wurden Programme zur körperlichen Ertüchtigung und kollektiven Leibesübung angeboten.

Indem Sheldon mit seinem Vorhaben an diese etablierte Praxis anknüpfte, konnte er verschiedene Institute und Einrichtungen davon überzeugen, entsprechende Aufnahmen anzufertigen und ihm vorhandene zukommen zu lassen. Über die Jahre gelang es Sheldon so, zusammen mit einem Team aus Assistenten und Kolleginnen Fotografien von insgesamt 4.000 Studenten im Alter von 16 bis 20 Jahren zusammenzutragen, die sich vornehmlich in Sportprogramme an Bildungseinrichtungen der Ostküste und im Mittleren Westen eingeschrieben

³⁹⁵ Der Neologismus des »somatotyping« ging wohl nicht auf Sheldon selbst zurück, sondern soll von dem Anthropologen Earnest Alber Hooton geprägt worden sein, der ebenfalls an der Harvard University tätig war. Siehe Nicole Hahn Rafter, »Somatotyping, Antimodernism, and the Production of Criminological Knowledge«, in: *Criminology* 45 (2007), 805–833, hier 829.

³⁹⁶ Siehe dazu David Yosifon/Peter N. Stearns, »The Rise and Fall of American Posture«, in: *American Historical Review* 103 (1998), 1057–1095.

³⁹⁷ Siehe ebenda, 1068.

³⁹⁸ Siehe ebenda, 1081.

³⁹⁹ Neben der Fotografie gehörten auch »shadowgraphs« oder »schematographs« dazu. Siehe ebenda, 1076.

hatten.⁴⁰⁰ Die Praktiken der fotografischen Erfassung, mit denen er bereits in seinen ersten Konstitutionsstudien in den späten 1920er Jahren experimentiert hatte, wurden für diese groß angelegten Registriervorgänge perfektioniert.⁴⁰¹ In einem sorgfältig vorbereiteten räumlich-technischen Arrangement bedurfte es dazu mehrerer genau instruierter Operateure, von denen der erste die Kamera bediente, der zweite bei der Herstellung der gewünschten Körperposition behilflich war und eine dritte Person die Aufgabe hatte, die Körpergröße und das Gewicht der Testperson zu dokumentieren. Nachdem diese ihre Kleidung abgelegt hatte, musste sie sich mit aufrechter Körperhaltung auf ein Podest mit vorgestanzten Fußtritten stellen, wobei die beiden Arme nach unten ausgestreckt werden sollten (Abb. 3.13). Während der Aufnahme brauchte sie sich nicht zu bewegen, da der Untersatz des Podests mit dem Fuß angetrieben werden konnte und verschiedene Standpunkte in einem Winkel von 90 Grad abschnitt. Die Person wurde hierbei von einer Glasplattenkamera aus der Frontal-, Seiten- und Rückenperspektive vor einem weißen Bildschirm aufgenommen. Ein besonders konstruiertes Rückteil erlaubte es zudem, bei jeder Aufnahme nur einen Drittel des Bildfeldes zu belichten. Die Vorrichtung konnte sicherstellen, dass der belichtete Teil des Films immer auf einer Ebene mit der Linse lag. Ausgerichtet auf die Körpermitte, erlaubte diese Langfokus-Linse von 9½ Zoll verzerrungsfreie Aufnahmen des ganzen Körpers. Auf diese Weise entstanden exakt justierte Aufnahmen aus drei verschiedenen Betrachtungswinkeln ohne Bewegungsverzerrungen oder -unschärfen. Künstliche Beleuchtungsmittel in Form professioneller Blitzlichtbirnen sorgten zudem für eine optimale Ausleuchtung, in der keine Schatten auf den Körper fielen.

Allerdings erfolgte die Analyse des Körperbaus nicht im Rahmen der fotografischen Erfassung. Anstelle die Probanden vor Ort zu vermessen, griff Sheldon auf die belichteten Negative zurück, die mit einem Format von 5 × 7 Zoll eine hinreichend gute Auflösung der körperlichen Details boten. Das Material diente dazu, nach morphologischen Typen zu suchen, die am deutlichsten von der durchschnittlichen männlichen Körperform abwichen. Drei dieser Abwei-

⁴⁰⁰ Siehe Sheldon, *Human Physique*, 31.

⁴⁰¹ Dies geht zum Beispiel aus den Handreichungen zur fotografischen Erfassung hervor, die im Nachlass von Sheldon übermittelt sind. Die Vorgaben, die zwischen den einzelnen Aufnahmepositionen unterschieden, bezogen sich dabei nicht nur auf die Kopf- und Körperhaltung, sondern auch auf die Hände und den Abstand der Arme zum Körper. Als »drill sergeant« sollte der »Poser« die zu fotografierende Person Schritt für Schritt anleiten und die einzelnen Positionen demonstrieren. Die gewünschte Körperposition wurde hergestellt, indem der »Poser« mit entsprechender Kraftanstrengung die Person anfasste und die gewünschte Position herstellte. Die Vorgaben enthielten auch Hinweise auf die nötige technische Ausstattung des Labors, inklusive des nötigen Mobiliars. Siehe William H. Sheldon, *Instructions for Posing in Somatotype Photography*, in: NAA, Sheldon Papers, Box 14. Siehe auch Sheldon, *Human Physique*, 30.

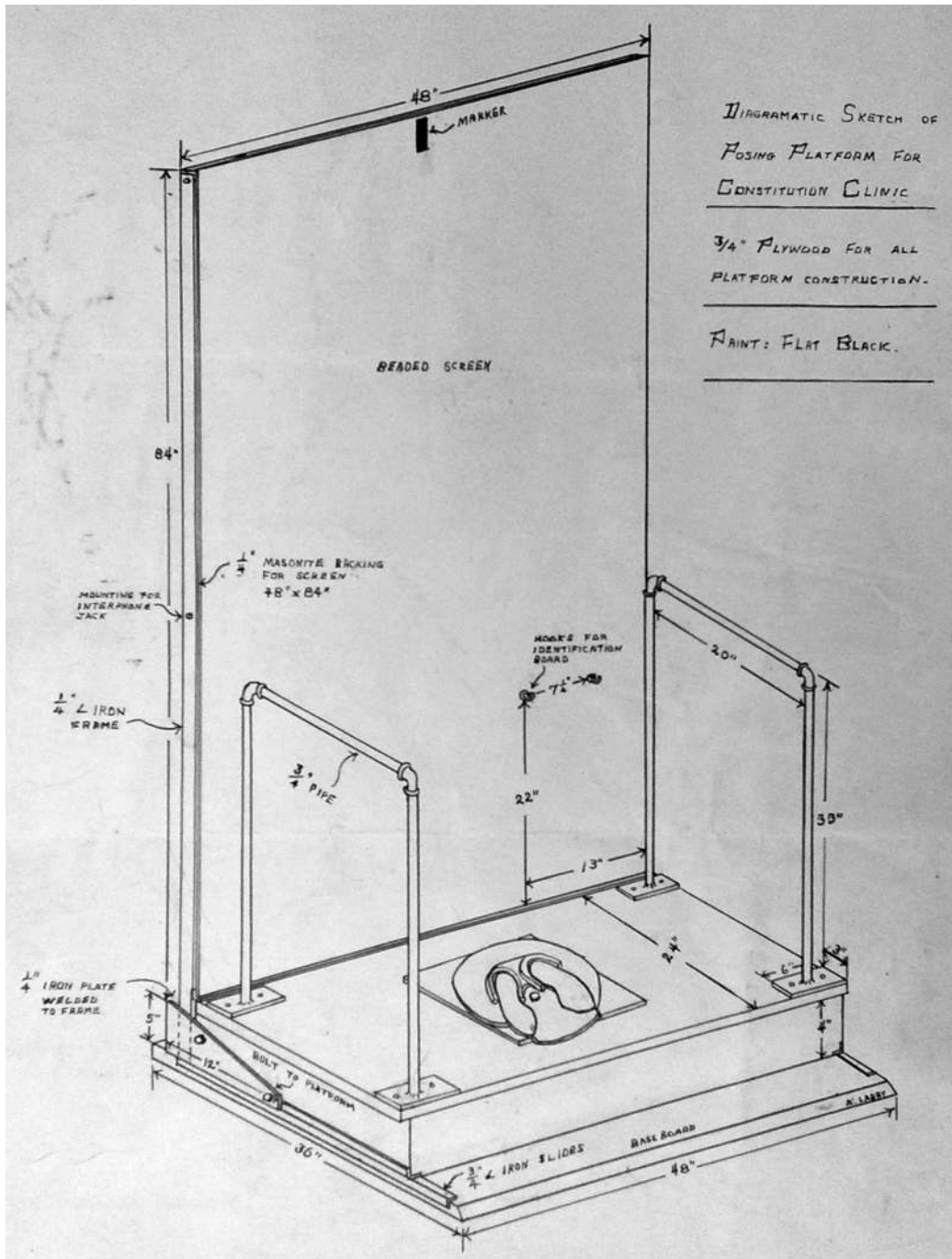


Abb. 3.13: Sheldons Skizze der Messvorrichtung.

chungen waren in ihrer visuellen Erscheinung besonders markant:⁴⁰² Dominierten weiche und runde Formen, sprach Sheldon von »endomorphie«. War der Körper eher durch Muskeln, Knochen und Bindegewebe geprägt, handelte es sich dem Schema zufolge um »mesomorphie«. Eine vergleichsweise starke Ausprägung linearer und fragiler Züge subsumierte Sheldon unter der Kategorie »ectomorphie«. Diese drei Typen bildeten für Sheldon fundamentale Strukturkomponenten des Körpers, die in unterschiedlichen Ausprägungsformen bei jedem Menschen vorliegen sollten. Um ein umfassendes System zu konstruieren, fertigte Sheldon in einem weiteren Schritt Papierkarten an, auf denen er neben den Fotografien auch die zentralen Merkmale der sichtbaren Körperstruktur notierte. In einem mehrfachen Durchgang wurden die Text-Bild-Kombinationen immer wieder neu arrangiert, bis sich entsprechende Abstufungen in der Ausprägung der ersten, der zweiten und der dritten Komponente ergaben. Nachdem Sheldon die Position der Pappkarte innerhalb der Verteilung der jeweiligen Komponenten auf der Rückseite markiert hatte, entwickelte er ein metrisches System mit einer siebenstufigen Skala, wobei der Wert eine gleichabständige Zu- oder Abnahme in der jeweiligen Komponente zum Ausdruck bringen sollte. Über den Vorgang des Vergleichs und der immer wieder vollzogenen Sortierung entstand so ein System mit 76 verschiedenen Somatotypen, die sich mit numerischen Indices ausdrücken ließen.⁴⁰³ Mit universalem Anspruch versehen, sollte das System jeden beliebigen männlichen Körper typisieren können. Für seine anschauliche Vermittlung experimentierte Sheldon mit verschiedenen Darstellungsformen. Die Notationsform des Somatotyps erlaubte beispielsweise eine dreidimensionale geometrische Repräsentation, bei der die orthogonalen Achsen gleichzeitig für die einzelnen siebenstufig skalierten Komponenten standen.⁴⁰⁴ Sheldon beließ es nicht nur bei einer graphischen Darstellung, sondern ließ auch ein entsprechendes Modell aus Metall und Holz anfertigen (Abb. 3.14). Drei der Metallstreben markierten dabei den skalierten Raum, in den die einzelnen Somatotyp-Kombinationen als Holzwürfel positioniert werden konnten. Daneben entwarf Sheldon die Form eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Endpunkte wiederum mit Somatotypen besetzt waren, die in einer der drei Komponenten Extremwerte erzielten. Die Häufigkeit der spezifischen Kombinationen, die Sheldon innerhalb des Dreiecks abtrug, wurde durch die zugewiesene

⁴⁰² Siehe ebenda, 37–46.

⁴⁰³ Neben den drei Komponenten hatte Sheldon noch »second-order variables« einbezogen. Dazu zählte die »Dysplasia« als Grad der Disharmonie zwischen Körperregionen, »Gynandromorphie« als Ausdruck der Ausprägung von sekundären Merkmalen des anderen Geschlechts, »Texture« als Grad der Feinheit beziehungsweise Grobheit der Körperstruktur und »Hirsutism« als Grad der Körperbehaarung. Siehe Sheldon, *Human Physique*, 7.

⁴⁰⁴ Siehe dazu die Abbildung und die Skizze in ebenda, 117.

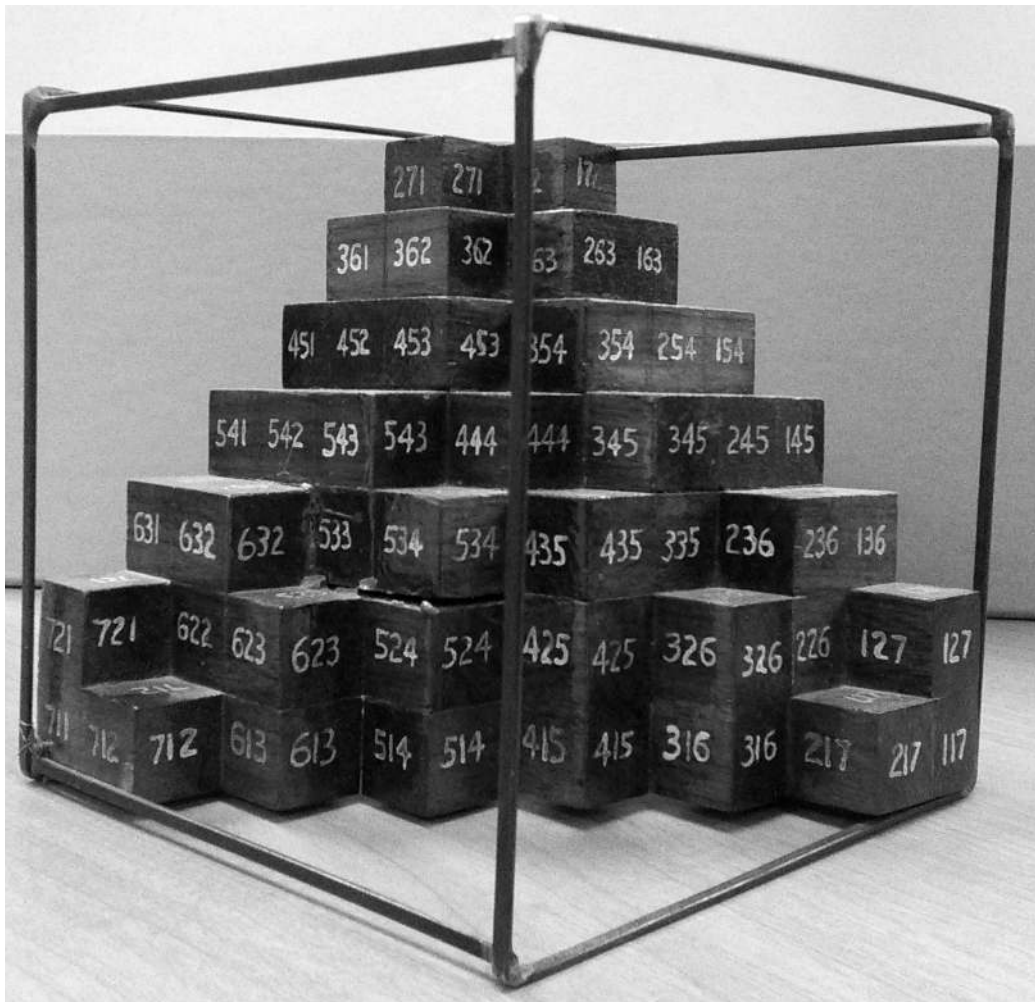


Abb. 3.14: Sheldons Modell aus Metall und Holz.

Fläche markiert. Auf diese Weise entstand ein symmetrisch gegliedertes Modell der Somatotypverteilungen.

The Varieties of Human Physique lieferte auch eine detaillierte Handreichung zur Somatotypisierung, für die Sheldon akademisch ausgebildete und entsprechend qualifizierte Fachkräfte vorsah. Diese erfolgte nicht *in situ*, wenn die Person ihre Kleidung abgelegt hatte, sondern stützte sich wiederum alleine auf das fotografische Bildmedium, wobei zunächst die Kontaktabzüge, in einem zweiten Schritt seine Negative, zum Einsatz kamen. Die einzigen körperbezogenen Angaben, die während der fotografischen Erfassung eingeholt werden mussten, bezogen sich auf das Gewicht und die Körpergröße. Sheldon sah dazu die Verschränkung zweier Vorgehensweisen vor:⁴⁰⁵ Zunächst bedurfte es einer

⁴⁰⁵ Siehe ebenda, 80–82.

Inaugenscheinnahme der fotografischen Abzüge, um einen ersten Eindruck von der Dominanz einer der drei Komponenten zu erhalten. Dieses, als »anthroposkopisch« beschriebene Vorgehen sollte sich vor allem auf das Erfahrungs- und Ausbildungswissen der Beurteilenden stützen und im Zuge der gewonnenen Expertise immer präziser werden.⁴⁰⁶ Der geschätzte Somatotyp sollte dann mit einem numerisch ermittelten Somatotyp verglichen werden, bei dem zunächst die Körpergröße der Person durch die Quadratwurzel ihres Gewichts dividiert wurde. Sheldon hatte zu diesem Zweck umfangreiches tabellarisches Wissen zusammengetragen, sodass das Ergebnis dieses Rechenschrittes Auskunft darüber gab, welche anderen Somatotypen ein vergleichbares Verhältnis zeigten. Dabei kamen jedoch nur diejenigen infrage, die mit der anthroposkopischen Einschätzung aus dem ersten Schritt im Einklang blieben. Auf diese Weise ließ sich zu einer eingegrenzten Auswahl passender Somatotypen vorrücken und dabei auch noch ihre Wahrscheinlichkeit berücksichtigen. Danach erfolgte die detaillierte Betrachtung der Negative entlang eines definierten Schemas.⁴⁰⁷ Die Beurteilung schritt dazu in analoger Manier von Kopf bis Fuß über fünf definierte Körperregionen voran, wobei neben der anthroposkopischen Einschätzung zu jedem Körperbereich Verhältnis-Indices auf Basis der Vermessung der Negative generiert wurden.⁴⁰⁸ Das Dominanzverhältnis, das bereits im Zuge der Anthroposkopie ermittelt worden war, bildete für die schrittweise Detektion des Somatotyps abermals die Richtschnur. Zuletzt galt es, den Durchschnitt der Werte der Kom-

⁴⁰⁶ Siehe ebenda, 81. Übersetzung des Verfassers.

⁴⁰⁷ Der Begriff ›Anthropometrie‹ geht auf den deutschen Mediziner Johann Sigismund Elsholtz zurück, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Gerät entwickelte, um den menschlichen Körper in seinen verschiedenen Proportionen vor dem Hintergrund der hippokratischen Vorstellung einer Beziehung zwischen Körperformen und verschiedenen Pathologien zu vermessen. Im späten 19. Jahrhundert erfuhr der Begriff eine zunehmende Engführung mit einem Fokus auf Vermessung, vor allem unter einer komparativen Perspektive (zum Beispiel bezüglich verschiedener Altersgruppen und ›Rassenzugehörigkeiten‹). Siehe dazu Frank Spencer, »Some Notes on the Attempt to Apply Photography to Anthropometry During the Second Half of the Nineteenth Century«, in: Elizabeth Edwards (Hrsg.), *Anthropology and Photography 1860–1920*, New Haven/London 1992, 99–107, hier 106.

⁴⁰⁸ In diesem Zusammenhang ist es erwähnenswert, dass Sheldons Interesse an Praktiken der Messung über den menschlichen Körper hinausgingen. Schon in seiner Kindheit hatte sich Sheldon für alte Münzen, ihre Formen, Farben und Materialarten interessiert. Diese Liebe ging so weit, dass er Ende der 1940er Jahre ein Buch zur Klassifikation früherer amerikanischer Münzen publizierte, die Sheldon darin nach Größe und Qualität gruppierte. Sein Projekt wollte er als Beitrag zu einer entstehenden »science of cent values« verstanden wissen. Siehe ders., *Early American Cents, 1793–1814. An Exercise in Descriptive Classification with Tables of Rarity and Value*, New York 1949. Die Taxonomie, die ihm vorschwebte, erschien zugleich als nostalgisches Projekt, das die frühen Münzen der Vereinigten Staaten als Kulturgut einer verlorenen Epoche honorierte (zu seiner romantisierend-nationalistischen Aufladung, siehe den Epilog, 335 und 338). Zu Sheldons Forschungsansatz als Ausdruck einer antimodernen, an traditionellen Werten ausgerichteten Wissenschaftshaltung siehe Hahn Rafter, *Somatotyping*, 805–833.

ponenten für alle fünf Regionen zu berechnen, um auf diese Weise den finalen Somatotyp zu bestimmen. Der diagnostische Vorgang bewegte sich damit zwischen den Polen einer auf implizitem Wissen fußenden synthetisierenden Anschauung, die entsprechende Dominanzverhältnisse aus der Tektonik des Körpers herauslesen konnte, und einer präzisen metrischen Bestimmung, die nach genauen Vorgaben vorzunehmen war und in Relation zu statistischem Tabellenwissen gebracht wurde. Beide Methoden waren nicht nur aufeinander bezogen, sondern auch voneinander abhängig und dienten als gegenseitiges Korrektiv.⁴⁰⁹

Insgesamt handelte es sich bei der Somatotypisierung um ein aufwendiges Unterfangen. Um den diagnostischen Prozess, der nicht nur ein geschultes Auge, sondern auch eine sichere Hand bei der präzisen Vermessung der Negative erforderte, einfacher zu gestalten, schien die Entwicklung eines automatisierten Vorgehens besonders attraktiv. Der Psychologe und Psychoakustiker Stanley S. Stevens nahm diesen Umstand in den späten 1930er Jahren zum Anlass, in seinem Labor in Cambridge eine Maschine zu entwickeln, um Somatotypen effizienter ermitteln zu können.⁴¹⁰ In den »Harvard Somatotyper« waren die Algorithmen der Zuordnung und das tabellarische Wissen, auf dem der Klassifikationsprozess fußte, implementiert worden. Optisch einem Spielautomaten ähnlich, bestand die Apparatur aus einem Pult mit Bedienelementen und einer rechteckigen Tafel, auf der 18 Lampenreihen übereinander angeordnet waren, von denen 17 die anthropometrischen Indices repräsentierten.⁴¹¹ Mit seiner quasi-automatischen Erfassung weckte das Gerät Fantasien eines fehlerfreien Messvorganges, der nicht mehr auf den menschlichen Verstand angewiesen war. Sheldon liebäugelte deshalb auch damit, das Wunderwirken des Geräts einmal mit einem trainierten Affen vorzuführen.⁴¹² Letztlich kam der »Harvard Somatotyper« allerdings nicht flächendeckend zum Einsatz, weil seine eingelassene Datenmatrix allein auf einer Studentenstichprobe basierte und Variablen wie Alter, Geschlecht, Ernährungszustand oder vorliegende Pathologien nicht berücksichtigte. Davon unberührt betonte Sheldon jedoch die Notwendigkeit einer dynamischen Handhabung seiner Taxonomie jenseits einer rein mechanischen Anwendung.⁴¹³ Auf der Suche nach einer ganzheitlichen Perspektive war es deshalb das Ziel, ein System zu finden, das über eine statische Fixierung hinauszugehen vermochte.

Hatte Sheldon in seiner ersten Monographie der Serie zunächst in die Techniken und Praktiken des »somatotyping« eingeführt, stellte sich damit zugleich

⁴⁰⁹ Siehe Sheldon, *Human Physique*, 103.

⁴¹⁰ Siehe ebenda, Tafel zwischen 104 und 105.

⁴¹¹ Siehe dazu die Beschreibung in ebenda, 104.

⁴¹² Siehe William H. Sheldon/with the Collaboration of C. Wesley Dupertuis/Eugene McDermott, *Atlas of Men. A Guide for Somatotyping the Adult Male at all Ages*, New York 1954, 8.

⁴¹³ Siehe ebenda, 9.

die Frage, inwiefern das Konzept mit psychischen Charakteristika kurzgeschlossen werden konnte. Dafür bedurfte es zunächst einer Form, die sich für die nähere Bestimmung des Psychischen eignete. Eine Möglichkeit bot hier die Entwicklung eigener Erhebungsinstrumente, mit denen sich psychische Merkmale und Dispositionen fassen ließen. In seiner zweiten Veröffentlichung innerhalb der Serie, die 1942 publiziert wurde, ging Sheldon diesem Vorhaben im Detail nach.⁴¹⁴ Sheldon hatte dabei vor allem auf das ›Temperament‹ abgezielt und damit einen umschriebenen Bereich avisiert, der in seiner Lesart oberhalb des physiologischen Funktionsniveaus, aber unterhalb erworbener Einstellungen und Glaubenssätze angesiedelt wäre.⁴¹⁵ Um diese spezifische Ebene der ›Persönlichkeit‹ in ihren Hauptmerkmalen genauer zu bestimmen, trug Sheldon in einem ersten Schritt 650 Eigenschaften zusammen, die in einem Reduktionsvorgang schließlich auf 50 gekürzt und in die Form einer numerischen Skala überführt wurden. Über die Testung des Materials an verschiedenen Versuchspersonen-Gruppen konnte Sheldon mittels statistischer Analysen schließlich drei relativ distinkte Merkmalshäufungen ausmachen, die innerhalb ihrer jeweiligen Gruppierungen positiv miteinander korrelierten, nach außen aber größtenteils negativ assoziiert waren. In der Folge eines mehrjährigen Überprüfungs- und Revisionsprozesses entstand so eine finale *Scale of Temperament* mit 60 Eigenschaften (Abb. 3.15).⁴¹⁶ Aufgeteilt zu je 20 Merkmalen, sollte die Skala die drei fundamentalen Komponenten »viscerotonia«, »somatotonia« und »cerebrotonia« erfassen und damit den unpräzisen Begriff der ›Neurose‹ ablösen.⁴¹⁷ Während die erste Komponente auf Merkmale abzielte, die bei Personen zum Tragen kommen sollten, die ihr Leben primär um die Bedürfnisse ihres Magens organisierten, umfasste die zweite Eigenschaften, die für eine Dominanz somatisch-muskulärer Strukturen standen und für Personen charakteristisch waren, die sich gerne körperlich betätigten.⁴¹⁸ Die dritte Komponente enthielt Merkmale, die eine Vorherrschaft der höheren Zentren des Nervensystems markierten.⁴¹⁹ Bei der Skala handelte es sich jedoch nicht um ein Verfahren, das für die Selbsteinschätzung gedacht war. Explizit als Fremdbeurteilungsinstrument konzipiert, sollte sie vielmehr in der Hand von Fachpersonal bleiben, das die betreffende Person mit Blick auf ihre Ausprägung in den einzelnen Komponenten ein-

⁴¹⁴ Siehe William H. Sheldon/with the Collaboration of S. S. Stevens, *The Varieties of Temperament: A Psychology of Constitutional Difference*, New York/London 1942.

⁴¹⁵ Siehe ebenda, 4.

⁴¹⁶ Siehe ebenda, 24 sowie die Auflistung, 26.

⁴¹⁷ Siehe ebenda, 23.

⁴¹⁸ Zu »Viscerotonia« gehörten Aspekte wie »Relaxation in Posture and Movement« und »Slow Reaction«, »Somatotonia« zeichnete sich beispielsweise durch »Love of Physical Adventure« und »General Noisiness« aus. Siehe ebenda, 26.

⁴¹⁹ Zu »Cerebrotonia« gehörten Merkmale wie »Love of Privacy« und »Mental Overintensity«. Siehe ebenda.

THE SCALE FOR TEMPERAMENT			
Name	Date	Photo No.	Scored by
I		II	III
VISCEROTONIA . . .		SOMATOTONIA . . .	CEREBROTONIA . . .
() 1. Relaxation in Posture and Movement	()	1. Assertiveness of Posture and Movement	() 1. Restraint in Posture and Movement, Tightness
() 2. Love of Physical Comfort	()	2. Love of Physical Adventure	— 2. Physiological Over-response
() 3. Slow Reaction	()	3. The Energetic Characteristic	() 3. Overly Fast Reactions
— 4. Love of Eating	()	4. Need and Enjoyment of Exercise	() 4. Love of Privacy
— 5. Socialization of Eating	—	5. Love of Dominating, Lust for Power	() 5. Mental Overintensity, Hyperattentionality, Apprehensiveness
— 6. Pleasure in Digestion	()	6. Love of Risk and Chance	() 6. Secretiveness of Feeling, Emotional Restraint
() 7. Love of Polite Ceremony	()	7. Bold Directness of Manner	() 7. Self-conscious Motility of the Eyes and Face
() 8. Sociophilia	()	8. Physical Courage for Combat	() 8. Sociophobia
— 9. Indiscriminate Amiability	()	9. Competitive Aggressiveness	() 9. Inhibited Social Address
— 10. Greed for Affection and Approval	—	10. Psychological Callousness	— 10. Resistance to Habit, and Poor Routinizing
— 11. Orientation to People	—	11. Claustrophobia	— 11. Agoraphobia
() 12. Evenness of Emotional Flow	—	12. Ruthlessness, Freedom from Squeamishness	— 12. Unpredictability of Attitude
() 13. Tolerance	()	13. The Unrestrained Voice	() 13. Vocal Restraint, and General Restraint of Noise
() 14. Complacency	—	14. Spartan Indifference to Pain	— 14. Hypersensitivity to Pain
— 15. Deep Sleep	—	15. General Noisiness	— 15. Poor Sleep Habits, Chronic Fatigue
() 16. The Untempered Characteristic	()	16. Overmaturity of Appearance	() 16. Youthful Intentness of Manner and Appearance
() 17. Smooth, Communication of Feeling, Extraversion of Viscerotonia	—	17. Horizontal Mental Cleavage, Extraversion of Somatotonia	— 17. Vertical Mental Cleavage, Introversion
— 18. Relaxation and Sociophilia under Alcohol	—	18. Assertiveness and Aggression under Alcohol	— 18. Resistance to Alcohol, and to other Depressant Drugs
— 19. Need of People when Troubled	—	19. Need of Action when Troubled	— 19. Need of Solitude when Troubled
— 20. Orientation toward Childhood and Family Relationships	—	20. Orientation toward Goals and Activities of Youth	— 20. Orientation toward the Later Periods of Life

NOTE: The thirty traits with brackets constitute collectively the short form of the scale.

Abb. 3.15: Sheldons Scale of Temperament.

schätzen konnte.⁴²⁰ Für jede Person ließ sich abschließend ein individueller »Index of Temperament« bestimmen.⁴²¹ Mit der *Scale of Temperament* lag nun ein Instrument vor, das in nahezu strukturäquivalenter Form etwas für die Psyche leisten sollte, was die Somatotypisierung mit Blick auf den Körper verfolgt hatte. Vor allem aber bot der gewonnene Index die Möglichkeit, ihn auf seine Beziehung zur Körpermorphologie hin zu untersuchen. Die gleichzeitige Betrachtung von Soma und Psyche in ihrem charakteristischen Beziehungsgefüge sollte die »Persönlichkeit« damit allumfassend zugänglich machen – in ihrer morphologischen Statik, die gewissermaßen die Struktur bestimmte, genauso wie in ihren funktionellen Aspekten, die sich auf die dynamischen Merkmale der Psyche, allen voran das »Temperament«, bezogen. Dabei interessierte Sheldon das gesamte Spektrum möglicher Ausprägungen. Ein Gravitationspunkt bildete hierbei die Untersuchung von Patientenkollektiven mit einer psychiatrischen Diagnose. Über eine Forschungskoooperation hatte Sheldon beispielsweise Zugang zu psychiatrischen Fällen des in Illinois gelegenen Elgin State Hospital erhalten. Die vor Ort tätige Psychologin Phyllis Wittman war in einem eigenen Projekt der Frage nachgegangen, ob sich aus den Niederschriften in den Patientenakten psychologisch-psychiatrische Merkmale identifizieren ließen, die für die Diagnostik genutzt werden konnten. Die so zusammengetragenen Merkmale wurden von ihr an einem Patientenkollektiv überprüft.⁴²² Damit lag eine differenzierte Betrachtung vor, deren Format sich jedoch nicht ohne weiteres für Forschungszusammenhänge nutzen ließ. Im Austausch mit Sheldon entwarf Wittman ein Schema aus drei fundamentalen Komponenten, die das gesamte Spektrum psychotischer Reaktionen abbilden können sollten. Mit der Unterscheidung einer primär affektiven, paranoiden und heboiden Komponente ließ sich die große Heterogenität in der Symptomatik deutlich reduzieren, zudem konnten Mischformen durch die relative Gewichtung der Komponenten charakterisiert werden. Um formale Vergleichbarkeit mit Sheldons Bestimmung des »Temperaments« herzustellen, wurde die Einschätzung auf einer siebenstufigen Skala vorgenommen. Den Abschluss bildete die Beurteilung jedes einzelnen Patienten in der Form eines psychiatrischen Indices. Damit lag ein probates Ver-

⁴²⁰ Wie bereits bei der Somatotypisierung kam hierbei eine siebenstufige Skala zum Einsatz. Die Identifikation der dominierenden Komponente gestaltete sich jedoch als äußerst aufwendig. Sheldon sah vor, dass für die korrekte Diagnose Beobachtungsgesamtheiten in verschiedenen Lebenssituationen herzustellen waren, wobei die Beobachtungspunkte mindestens ein Jahr umspannen sollten. Darüber hinaus bedurfte es analytischer Interviews, um verschiedene biographische Aspekte einzuholen. Eine Skala, die von den Testpersonen eigenständig beantwortet würde, erschien Sheldon mit Blick auf mögliche Verzerrungen als »almost worthless.« Siehe ebenda, 28.

⁴²¹ Siehe ebenda, 95.

⁴²² Siehe dazu Phyllis Wittman/William H. Sheldon/Charles J. Katz, »A Study of the Relationship Between Constitutional Variations and Fundamental Psychotic Behaviour Reactions«, in: *The Journal of Mental and Nervous Disease* 108 (1948), 470–476.

fahren vor, dessen diagnostische Befunde mit morphologischen Daten in Verbindung gebracht werden konnten. Sheldon hatte zwischenzeitlich 150 Patienten der Klinik fotografisch erfasst und auf Basis des Materials ihre Somatotypen bestimmt. Wittman wiederum erhielt die Aufgabe, die Fälle auf Basis der Aktenlage bezüglich ihrer primären psychiatrischen Komponente einzuschätzen. Abgesichert wurde die Beurteilung durch ihren ärztlichen Kollegen Charles Katz, der dieselbe Patientengruppe ebenfalls anhand der Krankenakten auf der Skala einordnete. Nachdem sich feststellen ließ, dass die beiden Beurteiler in ihren unabhängigen Einschätzungen hohe Übereinstimmungen aufwiesen, wurde der von Wittman entwickelte Index für adäquat befunden. Über einfache Korrelationsbestimmungen, die von einem befreundeten Statistiker durchgeführt wurden, konnten die morphologischen und psychiatrischen Indices schließlich paarweise miteinander in Verbindung gebracht werden. Dabei zeigte sich, dass es sich bei Patienten, die in ihrer psychiatrischen Symptombildung in der affektiven Komponente dominierten, vor allem um mesomorphe Endomorphe gehandelt hatte. Die Fälle, die psychiatrisch vor allem hebephrene Symptome gezeigt hatten, konnten mit Blick auf ihre Konstitution einer Extremform der Ektomorphie zugeordnet werden.⁴²³ Was sich über den Weg der Statistik für die psychiatrische Symptomatik abzeichnete, stellten Sheldon und Wittman auch mit Blick auf das ›Temperament‹ fest: Numerisch noch eindrücklicher als im Falle der psychiatrischen Komponenten zeigten Patienten mit affektiver Komponente zum Beispiel ein stark ausgeprägtes viscerotonisches Temperament. Eine heboide Schizophrenie hatte wiederum in enger Assoziation mit cerebrotonischem Temperament gestanden.⁴²⁴ Vor dem Hintergrund dieser statistischen Befunde ließ sich das topographische Modell um Informationen über die Psyche erweitern. Eine relativ einfache Möglichkeit bot hier zunächst die Abtragung der Somatotypen der Patientenstichprobe auf dem sphärischen Dreieck, um auf diese Weise einen Eindruck von ihrer räumlichen Häufigkeitsverteilung zu gewinnen.⁴²⁵ Das visuelle Modell führte vor Augen, dass die klinischen Fälle deutlich in Richtung des ektomorphen Pols angeordnet waren – im Unterschied zur als Kontrast gesetzten Stichprobe der Studenten, deren Somatotypen nach Sheldons Einschätzung eine nahezu ausgeglichene Verteilung zeigten. Über diese Technik ließen sich zudem die Fallzahlen der jeweils zugewiesenen psychiatrischen Komponenten betrachten. Übertragen in das topographische Modell verorteten sich die Patienten mit starker ›manischer‹ Komponente dabei deutlich im ›Nordwesten‹, jene mit ›paranoider‹ Ausprägung im ›nordöstlichen‹ wie auch ›nordwestlichen‹ Bereich. ›Katatone‹ Patienten, die eine mittlere Ausprägung auf

⁴²³ Für eine ausführliche Diskussion der Ergebnisse siehe William H. Sheldon/with the Collaboration of Emil M. Hartl/Eugene McDermott, *Varieties of Delinquent Youth. An Introduction to Constitutional Psychiatry*, New York 1949, 68–78.

⁴²⁴ Siehe Wittman/Sheldon/Katz, Study, 472.

⁴²⁵ Siehe Sheldon, *Delinquent Youth*, 70.

allen drei psychiatrischen Komponenten zugewiesen bekommen hatten, nahmen im Modell vor allem das Zentrum ein. Im definierten Raum des topographischen Modells hob Sheldon damit auf eine visuelle Synthese morphologischer und psychologischer Wissensbestände vor dem Hintergrund ihrer statistischen Verkopplung ab. Dass es sich nur um eine erste Annäherung handelte, musste dieser jedoch einräumen. So kam die Datenlage bei genauerer Betrachtung nicht mit der Idee einer symmetrisch angelegten Raumstruktur überein. Und auch die räumliche Lokalisation der Somatotypen in Abhängigkeit der Komponentendominanz führte abermals vor Augen, dass sich die Fallzahlen nicht harmonisch in die postulierte Struktur einfügten.

Sheldons konstitutionspsychologische Bemühungen gipfelten in den frühen 1950er Jahren schließlich in der Publikation eines Atlas, der auf mehreren hundert reich bebilderten Seiten eine kondensierte Darstellung der bisherigen Vermessungen präsentierte.⁴²⁶ Zu diesem Zeitpunkt war Sheldon seit sieben Jahren als Direktor des Constitution Laboratory am College of Physicians and Surgeons der Columbia University angestellt und hatte zudem 1951 ein weiteres Labor an der University of Oregon mit Finanzierungshilfe durch die Rockefeller Foundation eingerichtet, um einen möglichst breiten Zugang zu Versuchspersonen zu bekommen.⁴²⁷ Als Standardreferenz sollte der Atlas, dessen Produktion mit Geldmitteln der neu gegründeten Wenner-Gren Foundation finanziert worden war, einen Überblick über die Variation von Somatotypen geben und zugleich als »working periodic table« für korrelative Forschungsvorhaben Verwendung finden.⁴²⁸ Neben Tabellen mit Normwerten enthielt er eine elaborierte Darstellung der technisch-apparativen Bedingungen, um präzise Somatotypisierungen vor-

⁴²⁶ Siehe Sheldon, Atlas. Auf diesen Atlas sollte bald eine Version mit Fotografien weiblicher Personen folgen. Im Jahr 1950 hatte Sheldon dazu ein Kooperationsprojekt mit der University of Washington in Seattle initiiert, wo er entsprechende Aufnahmen anfertigte. Diese Praxis wurde jedoch jäh unterbrochen, als es zu Protesten vonseiten der Betroffenen und ihren Eltern kam. Die Praxis der fotografischen Erfassung, die vor allem an renommierten Colleges noch bis in die 1940er Jahre gepflegt worden war, erregte zuletzt Mitte der 1990er Jahre einen öffentlichen Skandal, als der Journalist Ron Rosenbaum in einem Artikel ihre Verbreitung darstellte und auch Fotografien hochrangiger Politikerinnen und Politiker gefunden wurden. Siehe dazu Ron Rosenbaum, »The Great Ivy League Nude Posture Photo Scandal«, in: *The New York Times Magazine*, January 15 (1995), 26–31, 40, 46, 55, 56.

⁴²⁷ Von der Rockefeller Foundation hatte Sheldon eine fünfjährige Förderung mit einem Volumen von 100.000 Dollar erhalten. Für eine Rekonstruktion der Finanzierung seiner Forschung siehe Patricia Vertinsky, »Physique as Destiny: William H. Sheldon, Barbara Honeyman Heath and the Struggle for Hegemony in the Science of Somatotyping«, in: *CBMH/BCHM* 24 (2007), 291–316.

⁴²⁸ Siehe Sheldon, Atlas, xiv. Die Wenner-Gren Foundation war 1941 mit dem Ziel gegründet worden, anthropologische Forschungen zu unterstützen. Sie hatte weitreichenden Einfluss auf die Formierung einer international ausgerichteten nordamerikanischen Anthropologie. Siehe Susan N. Lindee/Joanna Radin, »Patrons of the Human Experience: A History of the Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research, 1941–2016«, in: *Current Anthropology* 57, Supplement 14 (2014), 280–301.

zunehmen.⁴²⁹ Dem Somatotyp attestierte Sheldon darin eine zentrale Bedeutung, um einen Menschen in seiner Individualität zu beschreiben. Auch erschien er als zentrale Ebene, um der ›Persönlichkeit‹ habhaft zu werden: »The somatotype is a first step, a kind of temporary scaffolding, for the description of an individual. It appears to be the most deep-seated, most general, and most overt expression of personality that a human being presents. It is possibly the least changing manifestation of human personality that is both general and overt.«⁴³⁰ Aufwendig produziert und in seinem Aufbau an das Genre medizinischer Atlanten angelehnt, war der Band mit 1.175 fotografischen Reproduktionen bestückt, die das gesamte Spektrum unterschiedlicher Körperkonstitutionen vor Auge führen sollten. Als empirisches Material hatte Sheldon dazu auf 46.000 ›normale‹ Männer im Alter zwischen 18 und 65 zurückgegriffen.⁴³¹ Als Ordnungskriterium für die Präsentation der fotografisch dokumentierten Somatotyp-Beispiele diente die numerische Ausprägung auf den drei Komponenten. Zunächst wurden die Somatotypen mit der ordinal niedrigsten numerischen Kombination aufgeführt. Somit bildeten solche Fallbeispiele den Auftakt, deren Somatotyp in der ersten Komponente mit einer »1« eingeschätzt worden war. In einer Abfolge bewegte sich der Atlas sukzessive bis zu Fällen mit einer Maximalausprägung in der ersten Komponente fort, die sich numerisch im Wert »7« ausdrückte. Damit umfasste der Atlas fotografisches Material, das von der Kodierung 1 1 7, von Sheldon als »Walking Sticks« bezeichnet, bis hin zu 7 4 1, von ihm wenig charmant als »Ancient Hippopotamus« ausgewiesen, reichte.⁴³² In der Regel als Doppelseite angelegt, fiel der Blick dabei zunächst auf sechs quadratische Flächen, die wiederum sechs verschiedene Exemplare des beschriebenen Somatotyps aus jeweils drei Perspektiven zeigten. Für die Reproduktion hatten Sheldon und seine Kollegen die separat angefertigten Körperansichten zusammen gruppiert und auf einen neutralen, grau hinterlegten Bildgrund montiert. Gesichtspartien wie der Augen-, Nasen- und Mundbereich, die die Personen individuell bestimmbar machten, wurden auf der

⁴²⁹ Während das Grundgerüst der fotografischen Erfassung gleich geblieben war, hatte Sheldon seine Ausrüstung um moderne Elektronenblitzgeräte erweitert. Zudem hatte er damit begonnen, mittels anderer Techniken Aufnahmen anzufertigen, die einen besonders guten Eindruck von der Beschaffenheit des Körpers, seiner Dreidimensionalität und Pigmentierung geben sollten. Hierbei kamen vor allem 35 mm-Diapositive von Kodachrome zum Einsatz. Von Interesse war für Sheldon auch der Einsatz einer Stereokamera, deren Bilder zielführend schienen, um psychiatrische Charakteristika oder Variablen der ›Persönlichkeit‹ zu untersuchen. Siehe Sheldon, Atlas, 345–346.

⁴³⁰ Siehe ebenda, xv. Hervorhebung im Original.

⁴³¹ Laut Sheldon hatte es sich zum einen um Studenten gehandelt, die man vor Ort fotografiert hatte. Eine weitere Gruppe bildeten Personen, die über soziale, industrielle oder militärische Einrichtungen während des Zweiten Weltkrieges rekrutiert worden waren. 9.000 Probanden kamen von kooperierenden Ärzten und aus Krankenhäusern, darunter psychiatrische Abteilungen. Zusätzlich hatte Sheldon Aufnahmen von Personen aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Berufsgruppen einbezogen. Siehe ebenda, 11.

⁴³² Siehe ebenda, 36–37, 335–336.

Frontal- und Seitenansicht mit weißen Schablonen abgedeckt. Dieselbe Prozedur fand auch bei der Abdeckung der Geschlechtsteile ihren Einsatz. Jedes Fallbeispiel war zudem mit einer Bildnummer und der Ziffer des Somatotyps verzeichnet, ergänzt durch weitere numerische Angaben wie auch dem Alter der Person. Die rasterhafte Anordnung des fotografischen Materials erlaubte es, in einem Modus des vergleichenden Sehens zwischen den einzelnen Fallbeispielen hin und her zu wechseln und auf diese Weise eine mentale Vorstellung von der körperlichen Gestalt spezifischer Somatotypen zu entwickeln. Dabei wurde offensichtlich, dass sich die Beispiele in zahlreichen Details voneinander unterschieden, die wesentlichen Strukturmerkmale in ihren Verhältnissen aber konstant blieben. Komplettiert wurde diese didaktische Präsentation durch ein ebenso streng gegliedertes Arrangement aus Texten, Tabellen und Diagrammen auf der gegenüberliegenden Seite, die sich unmittelbar auf den jeweiligen Somatotyp bezogen. Der nüchterne Bericht von statistischen Werten und fallspezifischen Angaben wechselte sich hier mit einer metaphorisierenden, oftmals lakonisch anmutenden Sprache ab, mit der die jeweiligen Somatotypen in ihrer konkreten somato-psychischen Erscheinung anschaulich gemacht wurden. Die Präsentation von Somatotyp 1 2 6 leitete zum Beispiel mit der Bezeichnung »Wasps« ein, an die sich nach der verbalen Beschreibung der Kodierung (»Mesomorphic extreme ectomorphy at extreme endopenia, 9-level«) eine inhaltliche Charakterisierung mit ironischem Unterton anschloss.⁴³³ »Little wasps. Slight, delicate fellows, crushed by your lightest step. Yet they can sting.«⁴³⁴ Direkt darunter gab ein visuelles Modell über die topographische Lokalisation des jeweiligen Somatotyps Auskunft. In seinem Atlas hatte Sheldon damit eine Visualisierungsform aufgegriffen, die in ihren Grundlagen bereits ab den frühen 1940er Jahren Verwendung gefunden hatte. Die dreieckige Struktur, die hier in eine nahezu sphärische Form aufgelöst worden war, wurde in ihren Ecken von den Extremformen 7 1 1 (»Endomorphy«), 1 1 7 (»Ectomorphy«) und 171 (»Mesomorphy«) bestimmt. Im Zentrum kamen die einzelnen Achsen unter der Notation 4 4 4 zusammen, die damit einen austarierten, in Balance liegenden Bereich markierte. Die Fläche des visuellen Modells enthielt zudem eine Reihe von Somatotyp-Notationen, die in Abhängigkeit ihrer Ausprägung auf den drei Dimensionen positioniert worden waren. Die durch die Binnenachsen entstehenden Segmente wurden wiederum mit charakterisierenden Bezeichnungen im Sinne der Komponenten-Dominanz entlang der Außenseiten versehen.⁴³⁵ Neben dieser topographischen Visualisierung enthielt der Atlas für jeden beschriebenen Somatotyp auch noch eine diagrammatische Darstellung,

⁴³³ Siehe ebenda, 126.

⁴³⁴ Siehe ebenda.

⁴³⁵ Der Kulturwissenschaftler George L. Hersey weist darauf hin, dass die Topographie für Sheldon den Status eines mystischen Territoriums annahm, in dem jede Somatotyp-Kombination ihren Platz finden sollte. Siehe ders., *The Evolution of Allure. Sexual Selection from the Medici Venus to the Incredible Hulk*, Cambridge (Massachusetts) 1996, 98.

mit der die Veränderung des Größen-Gewichts-Verhältnisses im Altersverlauf nachvollzogen werden konnte, genauso wie eine Gewichtstabelle in Abhängigkeit von Alter und Körpergröße. Nach dem kurzen Bericht zu der Inzidenz des jeweiligen Typs in der Population und seinem altersbezogenen Gewichtsverlauf wartete der Atlas auch mit einer diagnostischen Einschätzung auf. Oftmals in einem lakonischen Sprachduktus verfasst, hob diese Einschätzung neben körperlichen Charakteristika insbesondere auf psychische Dispositionen und psychopathologische Vulnerabilitäten ab. Für Somatotyp 1 2 6 kam Sheldon beispielsweise zu folgender Schlussfolgerung: »[...] the 1 2 6 is [...] an overexposed, and in that sense a biologically extraverted organism. He is therefore almost necessarily *introverted* socially, and in a psychiatric sense must resist great pressure to jettison his awareness – to dissociate. [...] Although easily crushed, *he can sting the thing that crushes him*. According to the interplay of circumstance and his own temperament, this new quality may blossom into Promethean achievement or may congeal to paranoid hostility and resentment. In the mental hospitals the diagnosis of the 1 2 6 tends to alternate between hebephrenic and paranoid schizophrenia. In the colleges this can be a successful somatotype and perhaps the same has been true in monasteries of various sorts.«⁴³⁶ Der Atlas arbeitete damit nicht nur fundamentale morphologische Aspekte der einzelnen Somatotypen heraus, sondern lieferte auch ein kompaktes Psychogramm, das die Eckfeiler der zu erwartenden Verhaltens- und Erlebensweisen in ihren Normvarianten, aber auch ihrer pathologischen Ausprägung festschrieb. Während die fotografische Darstellung als Schulung des Blicks für die körperlichen Variationen innerhalb eines Somatotyps sensibilisierte und damit zugleich auf einen generischen Typus abhob, der die einzelnen Exemplare miteinander verband, führten der Text und die diagrammatischen Repräsentationen eine komparative Perspektive ein, die gerade auch auf den Vergleich zwischen den verschiedenen Somatotypen setzte. Aus der gezielten Kombination von anonymisierten Fotografien, anthropometrischen Messwerten, statistischen Kennzahlen, Tabellen, graphischen Darstellungen und topographischen Modellen entstand auf diese Weise ein dicht gewobenes epistemisches Netz aus Texten, Zahlen und Bildern, das auf die medizinische, psychologische und psychiatrische Einschätzung seiner Exemplare abhob.

Sheldons Projekt einer »constitutional psychology«, die dieser ab den späten 1920er Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelte, hatte seinen Ausgangspunkt in der Form, Struktur und Erscheinung des menschlichen Körpers gefunden. Das konstitutionspsychologische Vorgehen skizzierte Sheldon dabei als Gegenmodell zur Psychoanalyse: Während erstere vom objektiv Gegebenen des Körpers ausginge, würde letztere genau entgegengesetzt verfahren und das Subjektive zum Ausgangspunkt nehmen.⁴³⁷ Was Sheldon hier mit den Termini von

⁴³⁶ Siehe Sheldon, Atlas, 38. Hervorhebung im Original.

⁴³⁷ Siehe Sheldon, Delinquent Youth, 5.

›subjektiv‹ und ›objektiv‹ zu fassen versuchte, war einer Wissensordnung verpflichtet, die sich vom Sichtbaren des Körpers in das unsichtbare Terrain der Psyche vorarbeitete und diese über den Rekurs auf statistische wie diagnostische Praktiken wieder in seine materielle Erscheinung einschrieb. Wurde der Körper eines Individuums durch das Schema der Somatotypen gelesen, eröffneten sich mit diesem heuristischen Blick spezifische psychodiagnostische Wissensbestände, die für die jeweilige Somatotyp-Kategorie, damit aber auch für den konkreten Einzelfall, Geltung beanspruchten. Im Rekurs auf die Vorarbeiten von Kretschmer etablierte Sheldon damit nicht nur eine Technik, den menschlichen Körper zu lesen, sondern ein komplexes Dispositiv, das ebenso Rückschlüsse auf das Verborgene und Unsichtbare erlaubten sollte. In ihrer Zusammenschau produzierten die Tabellen, visuellen Modelle, fotografischen Reproduktionen und Fallsynthesen dabei auch spezifische Vorstellungen von Normalität und Abweichung, was Körper und Psyche anbelangte.⁴³⁸ Ästhetische Bewertungsmaßstäbe bezüglich schöner und weniger schöner Körper fanden darin ebenso ihren Niederschlag wie Geschlechterstereotype, die auf einem binären Modell von Männlichkeit und Weiblichkeit fußten.⁴³⁹ In seinem *Atlas of Men* charakterisierte Sheldon Somatotyp 1 7 2 beispielsweise wie folgt: »The 1 7 2, with long-limbed freedom of action, often with tall stature, with rugged power at its maximum and with fast agility, presents something like an incarnation of a heroic ideal. It is a masculine ideal of warlike and conquering peoples.«⁴⁴⁰ Passenderweise fanden bei diesem Konstitutionstypus keine medizinischen oder psychiatrischen Vulnerabilitäten Eingang in die Beschreibung. Somatotypen mit einer stark ausgeprägten mesomorphen Komponente wurden auf diese Weise mit Vorstellungen einer idealen, vor allem muskulösen Männlichkeit verbunden, die nicht durch eine schwache oder krankheitsanfällige Biologie in Mitleidenschaft gezogen würde. Sie erschienen damit gewissermaßen als »humanity's alpha males.«⁴⁴¹ Sheldon indes verstand seine konstitutionspsychologischen Praktiken als wertfreie, epistemischen Tugenden von Präzision und ›Objektivität‹ folgende Unternehmung. Dabei rekurrierte er auf Techniken der fotografischen Erfassung, die bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts von der Anthropologie für die Produktion von »Völkertaxonomien« erprobt worden waren, dabei aber noch vor großen technischen Herausforderungen standen.⁴⁴² Für die Somatotypisierung

⁴³⁸ Siehe dazu auch Vertinsky, *Embodying Normalcy*, z.B. 111.

⁴³⁹ Wich eine Körperregion einer Person von der zu erwartenden Norm und damit von ästhetischen Proportionsverhältnissen ab, attestierte Sheldon ihr eine »Dysplasia«, die in Abhängigkeit ihres Ausmaßes mit einem entsprechenden Quotienten belegt wurde. Einer Störvariable gleich durchkreuzte diese damit den harmonischen Aufbau des Körpers. Für diese und weitere solcher Variablen siehe Sheldon, *Human Physique*, 7.

⁴⁴⁰ Siehe Sheldon, *Atlas*, 67.

⁴⁴¹ Siehe Hersey, *Evolution*, 96.

⁴⁴² Siehe dazu Elizabeth Edwards, »Andere Ordnen. Fotografie, Anthropologien und Taxonomien«, in: Herta Wolf (Hrsg.), *Diskurse der Fotografie*, Frankfurt am Main 2003,

taugte in diesem Sinne nur solches fotografisches Material, das den minutiös definierten Herstellungsbedingungen von Sheldon gefolgt war. Der Körper der Abgebildeten musste nach einer genau definierten Choreographie in Szene gesetzt werden, damit die Negative wie auch die entwickelten Aufnahmen für die Somatotypisierung herangezogen werden konnten. In ein standardisiertes Raster überführt, wurde dieser gewissermaßen stillgestellt, um ihn im Anschluss in seiner fotografischen Fixierung vermessen zu können. Die auf das Bildmedium gestützte Praxis der Vermessung sollte wiederum eine besondere ›Objektivität‹ gewährleisten, die bei einer direkten, unvermittelten Vermessung des Körpers *in situ* nicht gegeben schien.⁴⁴³ Sheldon war damit einer Konzeption von fotografischer ›Objektivität‹ verpflichtet, die sich seit der Verbreitung der fotografischen Methode und ihrem Einzug in verschiedene Wissenschaftszweige hartnäckig gehalten hatte.⁴⁴⁴ Diese ›Objektivität‹ musste jedoch erst auf komplizierte Weise hergestellt werden – zum Beispiel, indem die beteiligten Operateure unterwiesen wurden, das technische Material nach bestimmten Kriterien eingerichtet und ordnungsgemäß zum Einsatz gebracht, aber auch die abzubildende Person entsprechend instruiert wurde. Im Prozess der Somatotypisierung erfolgte die Herstellung von ›Objektivität‹ wiederum durch den schrittweisen Vorgang, der zwischen dem geschulten Blick, der metrischen Erfassung und der Verortung in den Normtabellen hin- und her schritt. Bei der Rückkoppelung an psychologische und psychiatrische Merkmale diente die Integration verschiedener Datenquellen als Absicherung. Dabei kam dem Urteil des ärztlichen oder psychologischen Expertenblicks wiederum eine zentrale Stellung zu, der auf den statistisch evaluierten Instrumenten eine entsprechende Einschätzung vorzunehmen hatte. Publikationen wie der *Atlas of Men* vertraten als Produkte dieses Forschungsdispositivs einen ebensolchen Anspruch auf ›Objektivität‹ und Wissenschaftlichkeit. Dass das Tableau aus Fotografien, Tabellen und Diagrammen auch einlöste, was es schon durch seine Anordnung und inhaltliche Komposition rhetorisch vorgab, wurde jedoch nicht zuletzt von einer ehemaligen Assistentin Sheldons in Zweifel gezogen.⁴⁴⁵ In der Summe fiel die Rezeption von Sheldons Konzepten und Instru-

335–358. Federführend waren hier Henry Huxley und John Lamprey gewesen, die in den späten 1860er Jahren standardisierte Formate der fotografischen Kartographierung von Körpern entwickelten, um zu anthropometrischen Daten zu gelangen. Dazu gehörte, dass die Personen sich vor der Linse entkleiden mussten, bestimmte Posen einzunehmen hatten und aus verschiedenen Perspektiven aufgenommen wurden. Huxley integrierte in seine Aufnahmen ebenfalls eine Messskala, um ein Körpergrößenmaß direkt im Bild zu haben. Siehe Spencer, Notes.

⁴⁴³ Vergleiche auch Tracy, *Science*, 177.

⁴⁴⁴ Siehe dazu Kelley Wilder, *Photography and Science*, London 2009.

⁴⁴⁵ In den 1990er Jahren – mehrere Jahrzehnte nach der Konjunkturphase konstitutionspsychologischer Ansätze – bezichtigte Sheldons ehemalige Assistentin Barbara Honeyman Heath Sheldon der Datenmanipulation. Bestrebt, inhaltliche Konsistenz zwischen den verschiedenen Wissensformen herzustellen, hätte Sheldon das Alter oder das Größe-Gewichts-Verhältnis der Probanden im Sinne der vorab tabellierten Kriterien ver-

mentarien in humanwissenschaftlichen Forschungskreisen jedoch durchaus positiv aus, wobei zahlreiche Stimmen zugleich auf die Vorläufigkeit seiner empirischen Befunde verwiesen.⁴⁴⁶ Sheldons akademische Anbindung, die seit der Veröffentlichung der ersten Monographie nicht aus regulären Positionen, sondern vor allem aus wechselnden Affiliationen und Kooperationen bestanden hatte, konnte dieser dabei nichts anhaben. Vor allem aber traf das Konzept der Somatotypisierung zwischen den 1940er und 1950er Jahren in der populären US-amerikanischen Presse auf breite Resonanz. Neben Periodika wie *Popular Science* und *Scientific Monthly* berichteten *Harper's Monthly*, *Time* oder *Life* über Sheldons Ansatz und die damit verbundene Vorstellung, über die Klassifikation des Körpers auch etwas über die psychischen Dispositionen einer Person in Erfahrung zu

ändert, wenn dies mit Blick auf die Fotografien erforderlich gewesen wäre. Sie selbst wäre aufgefordert worden, Retuschen an den Fotografien vorzunehmen, wenn keine passenden Fallbeispiele gefunden werden konnten. Als Material verloren die Fotografien durch diese Interventionen den Status empirischer Daten, die Einspruch gegen ein a priori formuliertes Kategoriensystem im Sinne einer hypothesenprüfenden Forschungslogik erheben konnten. Siehe Carter/Honeyman Heath, *Somatotyping*, 12. Honeyman Heath hatte in diesem Zusammenhang auf Foto Nummer 1 verwiesen. Siehe Sheldon, *Atlas*, 37.

⁴⁴⁶ Überaus positiv waren zum Beispiel Wile, »The Varieties of Temperament: A Psychology of Constitutional Differences. W. H. Sheldon, Ph.D., M.D., with Collaboration of S. S. Stevens, Ph.D. New York: Harper & Brothers. 1942.«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 12 (1942), 739–741; Carney Landis, »The Varieties of Temperament. By W. H. Sheldon with the Collaboration of S. S. Stevens, New York: Harper, 1942.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 38 (1943), 111–113; siehe auch Richard L. Jenkins, »Atlas of Men. W. H. Sheldon, Ph.D., M.D., with the Collaboration of C. Wesley Dupertuis, Ph. D., and Eugene McDermott, M.A. Harper, New York, 1954.«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 25 (1955), 657–658. Siehe Anne Anastasi, »Sheldon, W. H. (with the Collaboration of Stevens, S. S.) The Varieties of Temperament: A Psychology of Constitutional Differences. New York: Harper, 1942.«, in: *Psychological Bulletin* 40 (1943), 146–149; Nancy Bayley, »Sheldon, William H., in Collaboration with Dupertuis, C. Wesley, & McDermott, Eugene. Atlas of Men. New York: Harper, 1954.«, in: *Psychological Bulletin* 52 (1955), 367–368. Kritischer waren die Rezensionen vor allem bei der Publikation *Varieties of Delinquent Youth*. Siehe dazu Edwin H. Sutherland, »Critique of Sheldon's Varieties of Delinquent Youth«, in: *American Sociological Review* 16 (1951), 10–13; Gerald Sykes, »Varieties of Delinquent Youth. By William H. Sheldon; with the Collaboration of Emil M. Hartl and Eugene McDermott. Harper and Brothers.«, in: *The Nation* 171 (1950), 318; William A. Hunt, »Sheldon, William H. (with the Collaboration of E. M. Hartl and E. McDermott). Varieties of Delinquent Youth. New York: Harper, 1949.«, in: *Psychological Bulletin* 47 (1950), 448. Der Psychologe Robert. R. Holt hatte sich mit der Veröffentlichung in zwei verschiedenen Publikationsformaten auseinandergesetzt. Während die eine als Rezension in einer Fachzeitschrift platziert wurde, erschien die andere als alarmierender Brief an den Herausgeber von *The Nation*. Holt hatte das Buch darin bezeichnet als »piece of dangerously fascistic pseudo-science [...]. Sheldon has written a scientifically incompetent and socially vicious book«, siehe Robert R. Holt, »Delinquent Scientist?«, in: *The Nation*, November 25 (1950), 495. Siehe auch ders., »Varieties of Delinquent Youth. By William H. Sheldon, with the Collaboration of Emil M. Hard and Eugene McDermott. New York: Harper, 1949.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 45 (1950), 790–795.

bringen.⁴⁴⁷ Die Leserinnen und Leser wurden dabei oftmals schon durch den rhetorisch gewählten Titel direkt adressiert und zur Selbstverortung eingeladen. Beispielsweise forderte der 1951 in *Life* veröffentlichte, mit Karikaturen gespickte Artikel des Journalisten Robert Coughlan unter dem Titel »What Manner of Morph Are You?« dazu auf, das eigene »Temperament« zu bestimmen und präsentierte zu diesem Zweck eine Auflistung von 20 Merkmalen der einzelnen Somatotypen.⁴⁴⁸ Aldous Huxley wiederum, der sich nach der persönlichen Bekanntschaft mit Sheldon zu einem großen Fürsprecher von dessen Forschungsansatz entwickelt hatte, läutete seinen 1944 veröffentlichten Artikel in *Harper's Magazine* mit der Frage »Who are You?« ein, um dann die Leserinnen und Leser auf den großen persönlichen wie auch gesellschaftlichen Nutzen des Somatotyping hinzuweisen: Menschen könnten auf diese Weise nicht nur herausfinden, wer sie und die anderen wirklich wären, sondern auch lernen, der Umwelt für ihre konstitutionsbedingten Verhaltens- und Wesensarten mehr Verständnis gegenüber zu zeigen.⁴⁴⁹ Liam O'Connor, Journalist bei *Popular Science*, hob 1952 in seiner Würdigung von Sheldons Forschungsleistungen auf deren breite Anwendungsmöglichkeiten ab und präsentierte den typischen Tag der verschiedenen Somatotypen als Comic Strip:⁴⁵⁰ Während der nervöse »Mr. Ecto« durch den Tag hasten würde, dafür aber bei dem anderen Geschlecht punktete, legte »Mr. Endo« als gemütlich-geselliger Angestellter Wert auf einen entspannten Tagesablauf im Kreise seiner Familie und Kollegen. In Sachen Energiehaushalt wurden beide von »Mr. Meso« übertrumpft, der seinen Tag voller Aktivität und Tatendrang begann. Dazu gesellten sich zahlreiche Beiträge in Zeitschriften, die auf eine weibliche Zielgruppe ausgerichtet waren.⁴⁵¹ Der Somatotyp und seine psychologische Bedeutung wurden auch hier als bedeutsam für die eigene Selbsterkenntnis, aber auch als hilfreiches Orientierungswissen in der Pflege und Gestaltung sozialer und romantischer Be-

⁴⁴⁷ Zum Beispiel N. N., »Judging Mind by Body«, in: *Time*, July 15, 36 (1940), 55. Liam O'Connor, »How Your Shape Shapes Your Life«, in: *Popular Science*, May, 160 (1952), 116–119, 228, 230, 232.

⁴⁴⁸ Siehe Robert Coughlan, »What Manner of Morph Are You?«, in: *Life*, June 25, 30 (1951), 65, 66, 68, 71, 75, 76, 79. Zugleich diagnostizierte der Text ein Spannungsverhältnis zwischen Sheldons Menschenbild und den Idealen der US-amerikanischen Gesellschaft, weil dieser wohl kaum die Vorstellung gefallen könnte, durch ihr biologisches Erbe bestimmt zu sein. Sheldon wiederum pries die Konstitutionspsychologie als Schlüssel zu einer harmonischen Gesellschaft an, die auch dem Einzelnen gerecht werden konnte, indem ein Individuum nach Maßgabe der von seiner Natur definierten besten Potenziale entwickelt und zugleich vor falschen, damit nicht übereinkommenden Ambitionen geschützt würde. Nicht fatalistisch, sondern naturalistisch vergrößerte die Konstitutionspsychologie aus dieser Perspektive die Möglichkeit eines gelungenen Lebens. Siehe Sheldon, *Varieties of Temperament*, 438. Hervorhebung im Original.

⁴⁴⁹ Siehe Aldous Huxley, »Who are You?«, in: *Harper's Magazine* 189 (1944), 512–522.

⁴⁵⁰ Siehe O'Connor, *Shape*.

⁴⁵¹ Zum Beispiel Nell Giles, »What's Your Man Like? Doctor Sheldon's Psychology Quiz Will Open Your Eyes«, in: *Ladies Home Journal* 62, July (1945), 26–27, 107, 108–111.

ziehungen ausgewiesen. Die Lehre von den Somatotypen erschien in den Artikeln als heilbringende Botschaft einer neuen Wissenschaft, die nicht nur unzählige Anwendungsmöglichkeiten bot, sondern auch der Gesellschaft zu einem glücklicheren und schöneren Leben verhelfen konnte. Zum Beispiel verwies die Autorin Phoebe Radcliffe in *Woman's Home Companion* auf Sheldons Somatotypen, wendete diese aber auf den weiblichen Körperbau an und appellierte unmittelbar an ihre praktische Relevanz: »Women should know these facts about their children, husbands, friends and selves.«⁴⁵² Die sich anschließenden Charakterisierungen von »Mrs. Rotund«, »Mrs. Active«, und »Miss Fragile« lieferten nicht nur Verhaltenstipps im Umgang mit den verschiedenen Somatotypen, sie gaben auch Ratschläge zur Selbstmodifikation an die Hand, um bestimmte Verhaltenstendenzen, die mit einem Somatotyp verbunden waren, in den Griff zu bekommen.⁴⁵³ Der von Ernest Hooton, seinerzeit Anthropologe an der Harvard University, im *Ladies Home Journal* publizierte Artikel wartete unter dem Titel »Is Your Man Normal?« wiederum mit praktischen Diagnosehilfen auf, damit die Leserinnen der Zeitschrift anhand von sechs Fragen die Hauptmerkmale der »Persönlichkeit« ihres Partners bestimmen konnten.⁴⁵⁴ Ein Quiz sollte zusätzlich helfen, den Somatotyp auf einfache Weise zu ermitteln. Aus den aseptischen Räumen der Konstitutionskliniken ging das kompakte Konzept des Somatotyps, praktisch gewendet und auf die Relevanz für die eigene Lebensführung zugespitzt, damit in das populäre psychologische Wissen der damaligen Zeit über. Als positive Form der psychologischen (Selbst)Erkenntnis sollte das Wissen um den Somatotyp einerseits die Grundlage dafür schaffen, eine optimale Lebensführung und »Persönlichkeit« – im Rahmen des biologisch vorbestimmten Potenzials – zu erreichen, andererseits aber auch die Beziehungsgestaltung im Sinne der Partnerwahl oder auch der Kindeserziehung auf Basis konstitutionspsychologischer Erkenntnisse vorzunehmen.

3.5 Fazit

Mit seiner komparatistischen Studie, deren erste Ergebnisse auf dem Jahreskongress der American Psychological Association 1932 in Ithaca vorgestellt wurden, hatte Goodwin Watson deutliche Unterschiede zwischen einer nordamerikanischen und einer deutschsprachigen psychologischen Forschung identifiziert, die sich nicht alleine auf die theoretischen Perspektiven, sondern vor allem auf die verwendete Methodik bezogen.⁴⁵⁵ In Watsons Übersicht nur eine Rubrik unter den Forschungsthemen, war davon insbesondere das Wissensobjekt »Persönlich-

⁴⁵² Siehe Phoebe Radcliffe, »Your Figure and Yourself«, in: *Woman's Home Companion*, September (1946), 31, 87, hier 31.

⁴⁵³ Siehe ebenda, 87.

⁴⁵⁴ Siehe Earnest Hooton, »Is Your Man Normal?«, in: *Ladies Home Journal* 63, April (1946), 49, 167–169.

⁴⁵⁵ Siehe Watson, *Psychology*.

keit betroffen. ›Persönlichkeit‹ wurde Watsons Analyse zufolge in der deutschsprachigen Psychologie stärker als Einheit verstanden, die ein Individuum auf charakteristische Weise kennzeichnete, sie war auch auf intrikate Art mit verschiedenen Ausdrucksweisen assoziiert, denen intensiv nachgegangen wurde. Die Abgrenzung zur US-amerikanischen Forschungskultur hatte Watson wiederum mit einem ganzen semantischen Feld verschiedener Begriffe herausgearbeitet, die er in den deutschsprachigen Ansätzen der 1930er Jahre stärker ausgeprägt sah: »German psychology is still more thoughtful, more qualitative, more subjective, more concerned with wholes, more insistent on understanding the particular case, more apt to make typological and characterological studies, more interested in achieving insight, more concerned with schools and systems.«⁴⁵⁶ Aufgerufen waren damit vor allem auch mediale Differenzen, die von Watson als solche jedoch nicht explizit benannt wurden. Mit dem Einzug von ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ in den Diskurs der psychologischen Wissenschaften und der daran anschließenden Frage ihrer Fassbarkeit wurde der menschliche Körper zu einem »Bedeutungskörper« rekonfiguriert, in unterschiedliche Areale, Zonen und Bereiche untergliedert und schließlich semiologisch ausgedeutet.⁴⁵⁷ Produktivität gewann dabei eine physiognomisch motivierte Perspektive, die am Außen ansetzte, um zum verborgenen Inneren vorzudringen. Zugleich betrieben die Protagonisten dieses Forschungsfeldes keine Engführung auf faziale Merkmale, sondern entwickelten eine Praxis, die an die kulturgeschichtlich lange tradierte Vorstellung verschiedener körperlicher Ausdrucksmedien anknüpfte.⁴⁵⁸ In Abhängigkeit von Zeit und Raum wurden im Diskurs der psychologischen Wissenschaften dabei unterschiedliche Konzepte auf der Seite des Ausdrucks festgesetzt, die sich in ihrer inhaltlichen Ausrichtung und in ihrem Abstraktionsgrad voneinander unterschieden. Als analytische Klammer, unter der verschiedene Merkmale und Eigenschaften verstanden werden konnten, nahm hierbei vor allem das ›Charakter‹-Konzept eine prominente Stellung ein, das im deutschsprachigen Diskurs oftmals synonym zur ›Persönlichkeit‹ verwendet wurde, während sich die nordamerikanische Perspektive sukzessive auf letztere verlagerte. Als Pendant wurde auf der Seite der Körpermedien mal ein breiter, mal enger gefasstes Spektrum anvisiert, das die postulierten Innerlichkeiten zeichenhaft nach außen tragen sollte und der fachkundigen Dechiffrierung bedurfte. Abgesehen von konstitutionstypologischen Ansätzen, für die die festen Formen des Körpers, vor allem seine Tektonik und Statur, als Ausgangs-

⁴⁵⁶ Siehe ebenda, 771.

⁴⁵⁷ Siehe Gunnar Schmidt, *Das Gesicht. Eine Mediengeschichte*, München 2003, hier 8.

⁴⁵⁸ Der antike Physiognomikbegriff hatte eine Reihe verschiedener Körpermedien und -zeichen in seine Analyse einbezogen, von denen faziale Merkmale nur einen Bereich markierten. Siehe dazu Robert Kirchhoff, »Zur Geschichte des Ausdrucksbegriffs«, in: ders. (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie. Ausdruckspsychologie. 5. Band*, Göttingen 1965, 9–38, hier 14–15.

punkt und Anker psychodiagnostischer Schlussfolgerungen dienten, vollzog sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine Abkehr vom statischen Körper mit seinen festgeschriebenen Merkmalen. Als Schlüssel zur Psyche gerieten stattdessen Formen von Körperlichkeit in ihrem konkreten Vollzug in den Blick, wie sie in zeitlich kodierten Bewegungsmomenten greifbar wurden. Dazu zählte vor allem die Schrift, die um 1900 in das Blickfeld verschiedener Wissenschaften vom Menschen geraten war und gerade im Hinblick auf den Ausdruck von ›Charakter‹ beziehungsweise ›Persönlichkeit‹ faszinierte. Aufgebracht auf das Trägermedium Papier konnte sie als geronnene, graphische Bewegungsspur der Psyche analysiert werden, wobei dazu ihre Formmerkmale und materiellen Aspekte betrachtet wurden. Im Falle anderer körperbasierter Ausdrucksmedien mussten erst technisch avancierte Aufschreibesysteme mobilisiert werden, um sich ihnen wissenschaftlich-systematisch zuwenden zu können. Dazu zählten vor allem die flüchtigen Phänomene der Stimme und Sprechweise, wie auch die Erscheinungen von Mimik und Pantomimik, die in ihrer Rolle als Bedeutungsträger psychischer Prozesse und Dispositionen untersucht wurden. Analog technischen Medien wie der Fotografie, der Kinematographie und der Phonographie kam hierbei eine zentrale Bedeutung zu, weil sie mit ihrer Speicherfunktion eine zeitliche Entkoppelung zwischen der Herstellungs- und Reproduktionssituation ermöglichten. Die mobile Form dieser technischen Medien erlaubte es, das produzierte Material einer weitergehenden Analyse zu unterziehen, es als Stimulus in Versuchsanordnungen zu platzieren oder es für andere Zwecke zu vervielfältigen. Phonograph und Kinematograph ermöglichten darüber hinaus die Speicherung akustisch und optisch registrierbarer Ausdrucksphänomene in ihrem zeitlichen Verlauf, sodass ihre Erscheinung auch im Prozess beziehungsweise Vollzug untersucht werden konnte.

Der Rekurs auf den Körper als Medium der Psychodiagnostik nahm in der deutschsprachigen Psychologie dabei durchaus andere Formen an, als dies in Nordamerika der Fall war, zudem zeigte er in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine andere Entwicklung. In den 1920er und 1930er Jahren hatten physiognomische Denk- und Argumentationsweisen in Deutschland eine breite kulturelle Renaissance erlebt, die sich auf verschiedenen Ebenen niederschlug und mit einem gerade auch in den Humanwissenschaften rezipierten Diskurs um Ganzheitlichkeit kompatibel war.⁴⁵⁹ Ihre Vertreter konnten auf eine historisch gesetzte, wissenschaftlich durchaus ernst genommene Praxis referieren und damit die Legitimität ihres Vorhabens absichern.⁴⁶⁰ Angemessen erschienen entspre-

⁴⁵⁹ Siehe dazu die einschlägigen Studien von Ash, *Gestalt Psychology* sowie von Anne Harrington, *Reenchanted Science: Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler*, Princeton (New Jersey) 1996.

⁴⁶⁰ Vergleiche Gray, *Physiognomik*, 337. Diese Tradition trug Grays Analyse zufolge auch dazu bei, dass ein physiognomisch begründeter Rassismus in Deutschland an Boden gewinnen konnte.

chende Ansätze auch mit Blick auf die anerkannte Stellung einer in der Tradition der Geisteswissenschaften stehenden, deutenden Psychologie, die zudem auf Positionen außerhalb der Universität rekurrieren konnte.⁴⁶¹ In ein Netz aus heterogenen epistemischen Praktiken eingebunden, zu denen die Deutung, die Analyse, der Vergleich, aber auch numerisch-statistische Operationen gehörten, bildeten physiognomische Vorstellungen damit keine Opposition zu einer Psychodiagnostik, die nach wissenschaftlichen Kriterien funktionieren sollte.⁴⁶² Holistische Vorstellungen, die auf die Ganzheitlichkeit des Organismus abhoben und ihn in seiner Individualität begreifen wollten, spielten auch im nordamerikanischen Diskurs der Humanwissenschaften eine Rolle. Neben einzelnen Vertretern der Psychologie, der Psychiatrie oder auch der Biomedizin, die wiederum mit Interesse die deutschsprachigen Entwicklungen zur Kenntnis genommen hatten, gewannen diese Positionen aber nicht dieselbe weitreichende Bedeutung – insbesondere nicht in Forschungszusammenhängen, die sich ›Charakter‹ oder ›Persönlichkeit‹ zuwendeten. Während populäre und fachwissenschaftliche Diskurse im deutschsprachigen Kontext gleichermaßen auf den Körper als hochsignifikantes Medium des Psychischen verwiesen, fiel die Rezeption im nordamerikanischen Fachdiskurs zurückhaltend und deutlich kritisch aus – ganz im Unterschied zu populären Auseinandersetzungen, die sich eines breiten, an psychologischen Fragen und Selbsterkundungen interessierten Publikums sicher sein konnten.

Die Studien, die dennoch dazu ansetzten, ›Charakter‹ oder ›Persönlichkeit‹ über das Äußere des Körpers oder sein Ausdrucksverhalten dingfest zu machen, bedienten sich in diesem Sinne verschiedener Strategien der rhetorischen Rahmung und Legitimierung. Dazu gehörte vor allem der Rekurs auf experimentelle Versuchspläne und der Einsatz eines statistischen Instrumentariums, mit denen eine Differenz zu ungeprüften, intuitiven oder ›unwissenschaftlichen‹ Ansätzen markiert werden konnte. In ihrer komplexen Gestalt erwiesen sich die körperbasierten Medien, die hier Eingang fanden, jedoch als widerständig und fügten sich nicht harmonisch in die aufwendig konzipierten Experimentalsysteme ein. Vor allem die Notwendigkeit ihrer kontrollierten Erfassung stellte eine Herausforderung dar, der unterschiedlich begegnet wurde. Ein Zugang, der auf Zergliederung und Fragmentierung setzte, wurde dabei durchaus ambivalent bewertet, weil hier die Gefahr gesehen wurde, dass die Ausdrucksmedien in ihrer spezifischen Phänomenalität beschnitten würden. Ein Eingriff in das Phänomen selbst

⁴⁶¹ Vergleiche Petri, Eignungsprüfung, 120.

⁴⁶² Die eminente Bedeutung ausdruckspsychologischer und charakterologischer Ansätze führte sogar dazu, dass eine auf Körpermedien abzielende Psychodiagnostik in (West-) Deutschland akademisch weit über die 1950er Jahre hinaus reüssieren konnte. Siehe dazu die kritische Bestandsaufnahme von Peter Mattes, »Die Charakterologen: westdeutsche Psychologie nach 1945«, in: Walter H. Pehle/Peter Sillem (Hrsg.), *Wissenschaft im geteilten Deutschland: Restauration oder Neubeginn nach 1945?*, Frankfurt am Main 1992, 125–135.

konnte seine spezifische und bedeutungstiftende Form versehen, sodass es für die psychodiagnostische Analyse unbrauchbar wurde. Die kulturellen Aufladungen der untersuchten Ausdrucksmedien markierten damit letztlich die Grenzen ihrer Szientifizierung und Operationalisierung. Vor allem erwiesen sie sich als Problem für die experimentellen Versuchspläne, die darauf abgehoben hatten, sie mit den Mitteln der Wissenschaft zu demaskieren, dabei aber letztlich wieder rekursiv auf sie zurückfallen mussten. Die körperbasierte Diagnose von ›Charakter‹ oder ›Persönlichkeit‹ verschwand unter diesen Voraussetzungen als legitimes Unterfangen aus dem nordamerikanischen Wissenschaftsdiskurs. An ihre Stelle traten pragmatischere Zugänge, die schon aufgrund ihrer medialen Eigenarten in kurzer Zeit auf breite Resonanz stoßen konnten. Die jeweils spezifischen Formen, die dafür gefunden wurden, werden in den nächsten beiden Kapiteln rekonstruiert.

4 Projektionen der ›Persönlichkeit‹

1939 wurde im zweiten Heft des mittlerweile achtbändigen *Journal of Psychology* ein Artikel publiziert, der aus der Hand eines Ökonomen stammte.¹ Sein Autor, Lawrence K. Frank, blickte als Mitarbeiter der Josiah Macy Jr. Foundation zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine langjährige Karriere als Wissenschaftsförderer zurück, in deren Funktion er insbesondere die institutionenübergreifende Erforschung pädiatrisch-entwicklungspsychologischer Fragestellungen unterstützt hatte.² Neben seiner Rolle als Multiplikator wissenschaftlicher Erkenntnisse war er mit Publikationen hervorgetreten, die sich auf sozialwissenschaftliche, psychologische und anthropologische Perspektiven stützten. Gerade anthropologische Fragestellungen hatte Frank mit besonderem Interesse verfolgt, zumal etwas in ihren Blick geraten war, dem man zuvor noch keine größere Bedeutung zugesprochen hatte: die Untersuchung von ›Persönlichkeit‹ und ihre Formung durch den kulturellen Kontext.³ Unter dem programmatischen Titel »Projective Methods for the Study of Personality« wollte Frank dem Fachpublikum der Zeitschrift eine Perspektive vorstellen, die unmittelbar auf die jüngeren Entwicklungen der psychologischen Diagnostik Bezug nahm, dabei aber Impulse aus der Anthropologie und den Sozialwissenschaften integrierte. Franks Einschätzung der Lage fiel keineswegs schmeichelhaft aus. Um der konzeptuellen und methodischen Konfusion etwas entgegen zu setzen, von der das Forschungsfeld geprägt wäre, schlug er eine prozessorientierte Perspektive vor, die die Entstehung von ›Persönlichkeit‹ als Produkt individueller Entwicklungserfahrungen verstand.⁴ Dazu bedurfte es eines besonderen Zugangs: »When we examine the personality process or *private worlds* of individuals we face a somewhat peculiar problem, because we are seeking not the cultural and social norms of the uniformities of organic activity, but rather the revelation of just that peculiar, individual way of organizing experience and of feeling which personality implies.«⁵ Jeder Situation prägte der »personality process« eines Individuums damit seinen charakteristischen Stempel auf, der sich in spezifischen Bedeu-

¹ Siehe Lawrence K. Frank, »Projective Methods for the Study of Personality«, in: *Journal of Psychology* 8 (1939), 389–413.

² Für eine biographische Skizze zu Frank siehe Milton J. E. Senn/Lois Barclay Murphy/J. Roswell Gallagher/Lois Meek Stolz/Herbert R. Stolz, »Lawrence K. Frank«, in: *Child Development* 40 (1969), 347–353.

³ Siehe zum Beispiel Edward Sapir, »The Emergence of the Concept of Personality in a Study of Culture«, in: *Journal of Social Psychology* 5 (1934), 408–415.

⁴ Vergleiche Frank, *Projective Methods*, 389–390.

⁵ Siehe ebenda, 390. Hervorhebung im Original.

tungszuschreibungen und Wahrnehmungsweisen niederschlagen sollte. Statistische Techniken, die Gruppennormen herstellten und dazu standardisierte Verfahren einsetzten, verfehlten aus Franks Perspektive das Individuum vollständig. Mit Blick auf die neueren Entwicklungen der Naturwissenschaften schien vielmehr ein indirekter, die Individualität wahrer Zugang vonnöten.⁶ Frank ging es in seinem Artikel nicht darum, neue Verfahren in den Bestand psychologischer Untersuchungsmethoden einzugemeinden. Den Terminus »projective tests« schlug er vor, um eine heterogene Gruppe bereits existierender Strategien unter einem eigenen Begriff zu subsumieren, der zugleich ihr postuliertes Wirkprinzip benannte. Unterschiedlicher Art, aber von einem relativ geringen Grad der Strukturierung veranlassten diese die unwissende Testperson dazu, ihre individuelle Sicht- und Seinsweise in die präsentierten Medien, Materialien und Situationen zu legen: »to obtain from the subject, ›what he cannot or will not say,‹ frequently because he does not know himself and is not aware what he is revealing about himself through his projections.«⁷ Franks griffige Bezeichnung konnte sich in kürzester Zeit innerhalb der psychologischen Diagnostik durchsetzen. Konfrontiert mit ganz unterschiedlichen Stimuli, zu denen neben abstrakten Konfigurationen auch gegenständliche Bildvorlagen, fotografische Materialien, dreidimensionale Figuren oder gar Tondarbietungen gehörten, sollten die provozierten Reaktionsweisen verborgene psychische Dispositionen, Motive, Merkmale oder Abgründe zur Anschauung bringen – die ›Persönlichkeit‹ in ihrer ganzen Komplexität.⁸ Mit dem postulierten Funktionsprinzip schrieben die Verfechterinnen und Verfechter dieser Klasse von Tests diesen darüber hinaus einen privilegierten Zugang zur Psyche zu. Aufgrund der unverfänglichen Präsentation der Stimuli würden mögliche Widerstandsbarrieren – bewusster wie unbewusster Art – aufseiten der Untersuchten von Anbeginn geschickt ausgehebelt. Im Folgenden widmet sich dieses Kapitel schwerpunktmäßig einem prominenten Beispiel projektiver Verfahren: dem in den 1930er Jahren an der Harvard Psychological Clinic entwickelten *Thematic Apperception Test*. Aufbauend auf der Rekonstruktion seiner historischen Vorläufer, werden die Komponenten dieses Verfahrens über eine dichte Beschreibung als komplexes mediales Dispositiv ausgewiesen, das in seinem spezifischen Zusammenwirken verborgene Dynamiken der ›Persönlichkeit‹ exponieren sollte. Besonderes Augenmerk gilt dabei den piktorialen Stimuli des Tests, ihrer Herkunft und der auf der Bildebene verfolgten ästhetischen Strategien. Das Kapitel zeigt anhand der Genese des *TAT* und der daran im Anschluss entwickelten Verfahren auf, dass gerade die Idee,

⁶ Eine neuerliche Hinwendung zur Individualität sah Frank beispielsweise in aus der Physik stammenden, in der Biologie zur Anwendung gekommenen feldtheoretischen Vorstellungen, Vorbilder für die Konzeption indirekter Untersuchungsmethoden sah er wiederum in der Röntgendiagnostik und der Spektroskopie. Siehe ebenda, 395–399.

⁷ Siehe ebenda, 404.

⁸ Siehe ebenda, 408–409.

über Bildmaterial Zugang zur ›Persönlichkeit‹ zu erhalten, mit einer besonderen Faszination aufgeladen war. Auch bei dem *TAT* war es die visuelle Suggestivkraft der Tafeln, die durch die geschickte Instruktion, Geschichten zu ihnen zu erzählen, im Einklang mit bestehenden kulturellen Wahrnehmungsschemata den Schlüssel seines Erfolgs ausmachte – bei hochgradig normativ aufgeladenen Stimuli aus spezifischen Bildkulturen.⁹ Die Medialität projektiver Verfahren sollte einen neuen Möglichkeitsraum der Erkenntnis über ›Persönlichkeit‹ eröffnen. Vor dem Hintergrund geltender wissenskultureller Prämissen erwies sich genau diese Medialität aber auch als epistemische Herausforderung, der innerhalb des Fachdiskurses einerseits mit Kritik, andererseits mit spezifischen Bewältigungsversuchen begegnet wurde.

4.1 Der Inhalt einer blauen Pappschachtel

Wie Henry A. Murray und sein Kollegium an der Harvard Psychological Clinic auf die erste Lieferung ihres ab 1943 vom Universitätsverlag professionell produzierten *Thematic Apperception Test* reagierten, ist nicht überliefert.¹⁰ Zu diesem Zeitpunkt hatten die Beschäftigten, die in einem alten Gebäude an der Plympton Street Nummer 64 in Cambridge, Massachusetts untergebracht waren, unter schwierigen Bedingungen bereits etliche Jahre in die Entwicklung eines eigenständigen Testverfahrens investiert und dabei immer wieder Modifikationen vorgenommen.¹¹ Anders als die früheren Versionen, die nur in einem kleinen Radius zirkulierten und noch von der Klinik selbst herausgegeben worden waren, wartete die Form, die ab 1943 weltweit vertrieben werden sollte, erstmals mit fachkundig hergestellten Tafeln aus glattem Bristolkarton auf, die sich im Inneren einer Pappschachtel befanden.¹²

⁹ Siehe dazu auch David Keller, »Sich selbst verraten im Bild des Anderen. Zur medialen Modellierung von Menschenbildern in »projektiven« Testverfahren, in: Jens Eder/Joseph Imorde/Maike Sarah Reinerth (Hrsg.), *Medialität und Menschenbild*, Berlin/Boston 2013, 67–84.

¹⁰ Siehe Henry A. Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, *Thematic Apperception Test*, Cambridge (Massachusetts) 1943.

¹¹ Murray selbst war zwischen November 1943 und 1948 primär für das Office of Strategic Services tätig, um diagnostische Verfahren zu entwickeln. Siehe Henry A. Murray, »Henry A. Murray«, in: Edwin G. Boring/Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 5*, New York 1967, 283–310, hier 305. Siehe auch Forrest G. Robinson, *Love's Story Told. A Life of Henry A. Murray*, Cambridge (Massachusetts) 1992, 278 f.

¹² Siehe Wesley G. Morgan, »The 1943 Images: Their Origin and History«, in: Lon Gieser/Morris I. Stein (Hrsg.), *Evocative Images: The Thematic Apperception Test and the Art of Projection*, Washington, D.C. 1999, 65–83, hier 65. Bei der ersten Bilderserie hatte es sich noch nicht um einen abgeschlossenen Korpus gehandelt. Siehe dazu Wesley G. Morgan, »Origin and History of the Earliest Thematic Apperception Test Pictures«, in: *Journal of Personality Assessment* 79 (2002), 422–445, vor allem 427–428. Von der zweiten Serie ist bekannt, dass sie 1936 im Klinikkollegium zirkulierte. Die fotografischen Reproduktionen

Öffnete man die blau gefärbte Schachtel, fiel der neugierige Blick zunächst auf ein kleinformatiges Papiermanual, hinter dem bereits die eigentlichen Bildtafeln erahnt werden konnten.¹³ Schon die kurze Inaugenscheinnahme der knapp 22,7 × 27,4 cm messenden 31 Tafeln führte ein großes Motivspektrum vor Augen: Der die Vorderseiten überfliegende Blick zeigte zunächst, dass die Tafeln mit jeweils einem eigenen Bild bedruckt waren, das immer Platz für einen großzügig bemessenen Rand ließ. Die durch den Rand wie von einem Passepartout eingefassten Motive gaben dabei weder Auskunft, wer sie geschaffen hatte, noch waren sie mit einem Datum versehen. Auch die Rückseite der Papptafeln klärte wenig auf: Jede war in der oberen rechten Ecke mit einer Zahl bedruckt, an die sich zuweilen paarweise die Buchstaben »BM« oder »GF« anschlossen. Wanderte der Blick von der ersten bis zur letzten Tafel, so fiel zunächst auf, dass nahezu alle Motive Menschen unterschiedlichen Alters und Geschlechts in den Mittelpunkt rückten. Mal waren die Szenen reich an Kontextinformation, platzierten die abgebildeten Personen beispielsweise in ein häusliches Interieur oder zeigten sie in freier Natur, auf anderen Tafeln blieb der Ort oder die Situation wiederum weitgehend unbestimmt. Einige wenige Motive zeigten Szenen, die mit bildnerischen Mitteln so gestaltet waren, dass nicht eindeutig ausgemacht werden konnte, ob auch Menschen auf ihnen zu sehen waren. In ihren formalen wie auch künstlerisch-technischen Charakteristika divergierten die Tafeln deutlich: Einige waren im Hochformat, andere im Querformat gehalten. Viele gaben sich aufgrund ihrer Strichführung als Zeichnungen zu erkennen, andere als Malereien oder Illustrationen. Bei wieder anderen musste es sich um Fotografien oder Holzschnitte handeln, die für die Tafeln reproduziert worden waren. Schließlich stellte sich bei der Durchsicht heraus, dass die letzte Pappkarte gar nicht bedruckt war. In der Summe muteten die mit Notationen versehenen Bildtafeln anschaulich-suggestiv, andererseits aber auch kryptisch und unverständlich an. Ihre Bedeutung und Funktionalität erschloss sich nicht über die Betrachtung der Bildoberfläche und -rückseite. Zu einem psychologischen Test konstituierte sich das Material erst, wenn es im Sinne der beigelegten Textbeilage arrangiert wurde: Der Inhalt des schmalen Manuals, das über die Zielsetzung, Durchführung und letztlich die Ergebnisproduktion dieses als *Thematic Apperception Test* vermarkteten Verfahrens aufklärte, erweckte die Tafeln als psychologischen Test zum Leben.

wurden auf weißen Bristolkarton geklebt. Die Serie umfasste zehn, für beide Geschlechter gedachte sowie jeweils zehn geschlechtsspezifische Karten. Siehe ders., »Origin and History of the ›Series B‹ and ›Series C‹ TAT Pictures«, in: *Journal of Personality Assessment* 81 (2003), 133–148, hier 133–134. Die dritte Version (›C-Serie‹) hatte 28 Tafeln. Siehe dazu ebenda, 141 f.

¹³ Henry A. Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, *Thematic Apperception Test MANUAL*, Cambridge (Massachusetts) 1943.

Was es mit diesem Verfahren auf sich hatte, war der Fachwelt erstmals 1935 in den *Archives of Neurology and Psychiatry* beschrieben worden.¹⁴ Unter dem Titel »A Method for Investigating Fantasies« hatten Murray und seine Assistentin Christiana D. Morgan ihren Test dabei als ökonomisches Hilfsmittel für die Planung und Durchführung einer psychoanalytischen Behandlung angepriesen, das an den Fantasien von Patientinnen und Patienten ansetzte.¹⁵ Potenziell Ausdruck unterdrückter Kräfte und Triebregungen, sollte über die Untersuchung bewusst angeregter Einfälle ein Zugang zu den zugrundeliegenden Dynamiken der ›Persönlichkeit‹ möglich werden.¹⁶ Würde eine Testperson aufgefordert, die Handlung in den ausgewählten Bildvorlagen zu deuten und sich vorzustellen, was vor dem konkreten Ereignis passiert sein könnte und wie die Geschichte vermutlich ausginge, bliebe ihr gar nichts anderes übrig, als eigene Fantasien in das Material zu projizieren und auf diese Weise einige ihrer drängenden, im Inneren verborgenen Bedürfnisse preiszugeben.¹⁷ Der Artikel hielt jedoch weder eine Reproduktion der Bilder noch ein ausgearbeitetes Kodierschema bereit. Als Überblick angelegt und mit Fallvignetten bestückt, hatte er vielmehr die Funktion, die psychiatrische und psychologische Fachwelt auf ein gerade entwickeltes Testverfahren aufmerksam zu machen, für das Morgan und Murray die Urheberschaft reklamierten. Einen näheren Eindruck von den verwendeten Stimuli konnte sich die Fachwelt sodann drei Jahre später in einem Bericht zu einem Forschungsprojekt verschaffen, der zumindest eine Auswahl von Bildtafeln zur Illustration von Fallvignetten enthielt und unter dem Titel *Explorations of Personality* publiziert wurde.¹⁸ In dem Bericht wurde der *TAT* als Methode vorgestellt, mit der über die direkte Stimulation literarischer Kreativität Fantasien evoziert werden konnten. Aus dem generierten Material ließen sich verdeckte und unbewusste Komplexe aufdecken – und umso mehr über ihre ›Persönlichkeit‹, wenn die Testperson dazu aufgefordert würde, eine dramatische Geschichte zu entwickeln.¹⁹ Das ab 1943 professionell vertriebene Manual präsentierte den *TAT* schließlich als Breitband-Diagnostikum, das bei jeder umfassenden Untersuchung von ›Persönlich-

¹⁴ Siehe Christiana D. Morgan/Henry A. Murray, »A Method for Investigating Fantasies«, in: *Archives of Neurology and Psychiatry* 34 (1935), 289–306. Interessant ist, dass Murray den Artikel zunächst unter dem Titel »A Method for the Investigation of Unconscious Phantasies« beim *International Journal of Psychoanalysis* veröffentlichen wollte, der damalige Herausgeber aber die Publikation ablehnte. Siehe Morris I. Stein/Lon Gieser, »The Zeitgeists and Events surrounding the Birth of the Thematic Apperception Test«, in: Lon Gieser/Morris I. Stein (Hrsg.), *Evocative Images: The Thematic Apperception Test and the Art of Projection*, Washington, D.C. 1999, 15–21, hier 18.

¹⁵ Siehe Morgan/Murray, Method, 289.

¹⁶ Vergleiche ebenda, 306.

¹⁷ Vergleiche ebenda, 289, 305.

¹⁸ Siehe Henry A. Murray, *Explorations in Personality. A Clinical and Experimental Study of Fifty Men of College Age by the Workers at the Harvard Psychological Clinic*, New York 1938.

¹⁹ Siehe ebenda, 530–531.

keit von Nutzen wäre – aber auch bei der Deutung von Verhaltensstörungen, psychosomatischen Erkrankungen, Neurosen oder Psychosen.²⁰ Sein besonderer Wert läge in der Fähigkeit, in der Tiefe liegende, unterdrückte Tendenzen offen zu legen, die nicht freiwillig zugegeben würden oder unbewusst wären.²¹ Unverfänglich als Imaginationstest präsentiert, würde die Person im Sprechen über die Abgebildeten sensible Dinge über sich selbst preisgeben. Der TAT operierte damit gleichsam einer Röntgenaufnahme: »As a rule the subject leaves the test happily unaware that he has presented the psychologist with what amounts to an X-Ray picture of his inner self.«²²

4.1.1 Der TAT und die Harvard Psychological Clinic

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des TAT hatte sich die Harvard Psychological Clinic einen Namen als Einrichtung gemacht, an dem nicht allein psychische Beschwerden behandelt wurden, sondern gerade auch unkonventionelle Forschungsvorhaben umgesetzt werden konnten. Dies hatte mit ihrer besonderen Stellung im institutionellen Gefüge der Universität zutun, die intellektuelle Freiräume ermöglichte, aber auch eine dauerhaft prekäre finanzielle Lage bedeutete.²³ Ende der 1920er Jahre hatte der Mediziner und ausgewiesene Psychopathologe Morton Prince aus verschiedenen Quellen Geldmittel akquiriert, um eine eigenständige psychologische Klinik an der Harvard University jenseits der medizinischen Fakultät aufzubauen.²⁴ Auf der Suche nach einem Assistenten, war die Wahl auf Murray gefallen.²⁵ An die Position war er primär über Kontakte und glückliche Fügungen gekommen, da er keine akademische

²⁰ Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, Manual, 1.

²¹ Siehe ebenda.

²² Siehe ebenda.

²³ Die Existenz der Klinik konnte über viele Jahre nur über Mittel der Rockefeller Foundation und die finanzielle Unabhängigkeit ihrer Direktoren gesichert werden. Siehe dazu Rodney G. Triplet, *Henry A. Murray and the Harvard Psychological Clinic, 1926–1938: A Struggle to Expand the Disciplinary Boundaries of Academic Psychology*, *Doctoral Dissertations 1407*, University of New Hampshire, Durham 1983, 113–114, 118. Zugänglich unter <https://scholars.unh.edu/dissertation/1407> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).

²⁴ Auf seine Anfangszeit an der Klinik zurückblickend, hat Murray zum Ausdruck gebracht, dass die akademische Psychologie, die er in der Klinik antraf, in keiner Weise mit seinen Vorstellungen übereinkam: »At first I was taken aback, having vaguely expected that most academic psychologists would be interested in Man functioning in his environment. But not at all: almost everyone was nailed down to some piece of apparatus, measuring a small segment of the nervous system as if it were isolated from the entrails.« Siehe Henry A. Murray, »What should Psychologists Do about Psychoanalysis?«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 35 (1940), 150–175, hier 154.

²⁵ Siehe dazu Rodney G. Triplet, »Henry A. Murray. The Making of a Psychologist?«, in: *American Psychologist* 47 (1992), 299–307 sowie ders., Murray and the Harvard Psychological Clinic.

Qualifikation im psychologischen oder psychiatrischen Bereich hatte.²⁶ Als Sohn einer wohlhabenden Familie hatte Murray zunächst Geschichte in Cambridge studiert, im weiteren Verlauf aber ein Medizinstudium am Columbia College of Physicians and Surgeons abgeschlossen sowie 1920 einen weiteren Abschluss in Biologie erworben.²⁷ Nach einer kurzen Anstellung als Assistent von Lawrence Henderson arbeitete Murray zwei Jahre lang als Chirurgie-Praktikant am New Yorker Presbyterian Hospital und ging am Rockefeller Institute for Medical Research der Forschung an Hühnerembryos nach. Auf Basis dieser Qualifikationen und mit dem Wissen um seine finanzielle Unabhängigkeit hätte Murray ohne Weiteres eine Karriere im Bereich der biomedizinischen Forschung anvisieren können – wäre er nicht 1923 in einem New Yorker Buchladen auf die englische Übersetzung von Jungs *Psychologische Typen* gestoßen.²⁸ Angetan von der psychoanalytischen Theoriebildung begann Murray, sich intensiv mit den Schriften ihrer prominenten Vertreter zu beschäftigen und neben der Labortätigkeit psychologische Lehrveranstaltungen an der New School for Social Research zu besuchen.²⁹ Ein einjähriger Forschungsaufenthalt in Cambridge bot Murray 1925 dann die Möglichkeit, Jung persönlich in Zürich zu besuchen. Die gemeinsamen Gespräche entwickelten sich im Laufe der Wochen zu einer Art Kurzzeit-Psychoanalyse und ließen bei Murray den Wunsch entstehen, zukünftig selbst psychologisch tätig zu werden. Sein Interesse an diesem Wissensgebiet konnte Murray zudem mit Morgan teilen, die aus einer gut situierten Bostoner Familie stammte und sich vornehmlich künstlerisch betätigte.³⁰ Morgan, deren Ehemann zeitgleich für einen Forschungsaufenthalt nach Cambridge gekommen war, brach 1926 nach Zürich auf, um eine Psychoanalyse bei Jung zu beginnen. Nachdem Murray in Cambridge ein Dokortitel in Biochemie ver-

²⁶ Die Stelleneinladung erfolgte persönlich durch den Präsidenten der Universität, der eng mit Henderson befreundet und von diesem auf Murray aufmerksam gemacht worden war. Siehe Triplet, *Murray and the Harvard Psychological Clinic*, 144.

²⁷ Für eine ausführliche Darstellung des Werdegangs siehe James W. Anderson, »The Life of Henry A. Murray: 1893–1988«, in: Albert I. Rabin/Robert A. Zucker/Robert A. Emmons/Susan Frank (Hrsg.), *Studying Persons and Lives*, New York 1990, 304–334. Aufschlussreich ist auch Nicole B. Barenbaum, »Henry A. Murray: Personology as Biography, Science, and Art«, in: Donald A. Dewsbury/Ludy T. Benjamin Jr./Michael Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology, Volume VI*, Washington, D.C. 2006, 169–187. Siehe ebenso Robinson, *Love's Story*. Für die autobiographische Rekonstruktion siehe Murray, *Psychologists*, 152–156.

²⁸ So wurde es von Murray selber kolportiert. Für eine retrospektive Darstellung dieses transformativen Moments siehe Murray, *Henry A. Murray*, 288–289. Für die englische Übersetzung von Jung siehe C. G. Jung, *Psychological Types. Or the Psychology of Individuation*, London/New York 1923.

²⁹ Siehe Triplet, *Murray and the Harvard Psychological Clinic* sowie Murray, *Henry A. Murray*, 288–291.

³⁰ Der Werdegang von Morgan wird ausführlich behandelt in Claire Douglas, *Translate this Darkness. The Life of Christiana Morgan, the Veiled Woman in Jung's Circle*, New York 1993.

liehen worden war, reiste er zurück nach New York und entwickelte den Wunsch, sich zukünftig ganz der Psychologie zuwenden zu wollen.³¹

Unter diesen Voraussetzungen kam die vonseiten des Universitätspräsidenten ausgesprochene Einladung an Murray, Assistent von Prince an dessen Klinik zu werden, wie gerufen. Auf das Bestreben Murrays hin erhielt Morgan das Angebot einer Forschungsassistenten.³² Nachdem Prince aufgrund seines fortgeschrittenen Alters und gesundheitlicher Einschränkungen in den Ruhestand ging, übernahm Murray 1928 das Direktorat und wurde als Assistenzprofessor berufen – trotz Opposition des Department of Philosophy and Psychology, das seine fehlende akademische Ausbildung in Psychologie und sein psychoanalytisches Interesse monierte.³³ Als Leiter etablierte Murray regelmäßige Mittagstafeln in der Klinik, die sich schnell zu einem wichtigen Ort intellektueller Auseinandersetzung mit illustren Gästen aus der Wissenschaft und Kultur entwickelten.³⁴ In der Forschung und Lehre verfolgte er eine integrative Perspektive, die insbesondere den Beitrag der Psychoanalyse zum Verständnis des Menschen betonte.³⁵ Studierende begannen, die Klinik für ihre libertären Studienmöglichkeiten jenseits von streng experimentalwissenschaftlichen Untersuchungen zu schätzen.³⁶ Auch wurden ab 1928 regelmäßig Treffen der Boston Psychoanalytic Society in ihren Räumlichkeiten abgehalten, die Murray mit anderen Kollegen gegründet hatte.³⁷ In kritischer Abgrenzung zu etablierten Forschungsstrategien entwickelte er unter dem Namen »Personology« eine Ausrichtung, die sich dem gesamten Lebensverlauf widmete, Verhaltensbeobachtungen mit introspektiven Daten kombinierte und neben Experimenten vor allem auf die Fallstudie setzte.³⁸ Murrays Verhältnis zur Psychoanalyse war indes unorthodox:

³¹ Siehe Barenbaum, Murray, 173.

³² Siehe Morgan, Darkness, 139, 183 f.

³³ Kritik an der Idee, Murray als Nachfolger von Prince zu installieren, kam vor allem von dem Experimentalpsychologen Edwin G. Boring, jedoch entschied sich der damalige Präsident der Harvard University für die Berufung Murrays. Siehe Triplet, Henry A. Murray, 303 sowie Triplet, Murray and the Harvard Psychological Clinic, 101. Eine Entfristung Murrays erfolgte erst 1948.

³⁴ Vergleiche Barenbaum, Murray, 174. Eine Skizze seiner Arbeit und der Ausrichtung der Klinik wurde 1929 in der Studierendenzeitschrift der Universität verfasst. Siehe N. N., »Professor Murray Describes Department of Abnormal Psychology«, in: *Harvard Crimson*, January 12 (1929), 4, <https://www.thecrimson.com/article/1929/1/12/professor-murray-describes-department-of-abnormal/> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).

³⁵ Siehe Barenbaum, Murray, 174.

³⁶ Vergleiche Triplet, Murray and the Harvard Psychological Clinic, 156. Aus der Perspektive Sanfords, einem ehemaligen Mitarbeiter, entwickelte sich die Klinik unter der Leitung Murrays sogar zu einem »hotbed for deviant ideas.« Siehe Nevitt Sanford, *Learning after College*, Orinda (California) 1980, 73.

³⁷ Siehe Triplet, Murray and the Harvard Psychological Clinic, 157.

³⁸ Vergleiche Murray, Explorations, 23. Eine Darstellung seiner Auffassung von »Personology« war bereits 1936 veröffentlicht worden. Siehe ders., »Basic Concepts for a Psychology of Personality«, in: *Journal of General Psychology* 15 (1936), 241–268. Gleich auf der

Auch wenn der Analytischen Psychologie Jungs ein wichtiger Stellenwert zukam, flossen Konzepte und Theorien verschiedener psychodynamischer Strömungen in seine Arbeit ein.³⁹ Im Wissen um logische Inkonsistenzen und blinder Flecken sprach er den Grundpfeilern der Psychoanalyse dennoch zentrale Bedeutung zu, fand Belege für ihre Richtigkeit in seiner eigenen Forschung und war auch von ihrer Praxistauglichkeit überzeugt.⁴⁰ Zudem zögerte Murray nicht, die theoretisch und methodisch an einem naturwissenschaftlichen Ideal ausgerichtete Psychologie *coram publico* zu kritisieren, stellte sogar ihren bisher geleisteten Beitrag zum Verständnis der Psyche des Menschen radikal in Frage.⁴¹ Die von Murray an der Klinik etablierte integrative Ausrichtung schlug sich auch in dem ersten groß angelegten Forschungsprojekt nieder, das mit finanzieller Unterstützung der Rockefeller Foundation umgesetzt werden konnte. Um einen möglichst umfassenden Zugang zur ›Persönlichkeit‹ zu begründen und auch einen theoretischen Beitrag zur Forschungsdebatte beizusteuern, hatte die Harvard Psychological Clinic zwischen 1934 und 1936 51 Männer im College-Alter mit einer Vielzahl unterschiedlicher Verfahren untersucht.⁴² Eine wichtige Teilkomponente bildeten dabei Methoden, die auf die Eindrucks- und Fantasietätigkeit abzielten.⁴³ Die jeweiligen Ergebnisse wurden abschließend in interdisziplinären Fallpräsentationen diskutiert und zu komplexen Einzelstudien synthetisiert. Die

ersten Seite markierte Murray dabei, den Begriff ›Persönlichkeit‹ nur aus Gewohnheit benutzt zu haben, dies aber eine »clumsy tautological phrase« wäre. Siehe ebenda, 241.

³⁹ Vor allem die Theorie und Behandlungspraxis Freuds schien Murray unzureichend, weil sie der Komplexität des Individuums nicht gerecht würde. Zuspruch erhielt von ihm Jungs Neuausrichtung, der Murray einen größeren therapeutischen Nutzen attestierte, weil sie die auf die Zukunft gerichteten Bewegungen der Psyche verstehen wollte und eine differenziertere Vorstellung des Unbewussten entwickelt hätte. Siehe Murray, *Psychoanalysis*, 168.

⁴⁰ Siehe ebenda, 152 f.

⁴¹ So hieß es in einem Positionspapier, das Murray 1935 trotz Warnungen vor negativen Konsequenzen für sein berufliches Fortkommen veröffentlichte: »[...] academic psychology has contributed practically nothing to the knowledge of human nature. It has not only failed to bring light to the great, hauntingly recurrent problems, but it has no intention, one is shocked to realize, of attempting to investigate them.« Siehe Henry A. Murray, »Psychology and the University«, in: *Archives of Neurology & Psychiatry* 34 (1935), 803–815, hier 805. Überhaupt dauerte es bis in die späten 1940er Jahre, bis die psychologischen Wissenschaften stärker auf Murray als Forscher aufmerksam wurden, da er zunächst den Status eines disziplinären Grenzgängers inne hatte. Siehe Triplet, *Murray and the Harvard Psychological Clinic*, 8, 10.

⁴² ›Persönlichkeit‹ wurde hierbei gefasst als »a temporal integrate of mutually dependent processes (variables) developing in time.« Ihre konstituierenden Variablen mussten Schritt für Schritt erschlossen und dann auch in ihren Beziehungsgefügen untersucht werden. Zugleich musste Murray einräumen, dass das primäre Projektziel, ein konzeptuelles Schema von ›Persönlichkeit‹ zu definieren, nicht realisiert worden wäre. Siehe Murray, *Explorations*, ix, x.

⁴³ Eine Übersicht über die durchgeführten Methoden findet sich in Murray, *Explorations*, 397 f.

Ergebnisse des Forschungsprojekts wurden der Fachwelt 1938 in der Monographie *Explorations in Personality* präsentiert. Murray und sein Kollegium referierten dabei explizit auf die psychoanalytische Theoriebildung Freuds, Jungs und Adlers, reicherten diese aber für ihre organismische Konzeption von ›Persönlichkeit‹ mit dem antriebstheoretischen Konzept William McDougalls, Vorstellungen von Kurt Lewin sowie eigenen Überlegungen an. Entwickelt wurde auch eine Taxonomie aus manifesten und latenten Bedürfnissen, inneren Zuständen und generellen Merkmalen der ›Persönlichkeit‹.⁴⁴

Genau in diesem Kontext war auch der TAT erprobt und schließlich finalisiert worden. Die Klinik hatte dabei den Anspruch verfolgt, einen Test zu entwickeln, der mit seiner vorgegebenen Form Standardisierungsansprüchen gerecht wurde, andererseits eine differenzierte Bestandsaufnahme der zugrundeliegenden Dynamiken von ›Persönlichkeit‹ leisten sollte.⁴⁵ Piktoriale Stimuli schienen für diesen Zweck besonders vielversprechend – und effektiv, um die Vorstellungskraft eines Menschen anzuregen.⁴⁶ Die vorgegebenen Motive forcierten die Testpersonen dazu, sich auf individuelle Weise mit klassischen menschlichen Situationen auseinanderzusetzen und versprachen zugleich eine relativ ökonomische Auswertung.⁴⁷

4.1.2 Der TAT im Kontext – Genealogie und Vorbedingungen

Das neue Testverfahren knüpfte unmittelbar an die lange Traditionslinie der psychologisch-psychiatrischen Untersuchung von Assoziations- und Imaginationsvorgängen an.⁴⁸ Um diese Prozesse zu erkunden, hatte man bereits vor der Wende zum 20. Jahrhundert mit verschiedenen Medien, Materialien und apparativen Arrangements experimentiert. Eine zentrale historische Referenz bildeten dabei die Assoziationsstudien von Francis Galton, der sich ab den 1870er Jahren in einer Reihe von Selbstbeobachtungen den Vorgängen seiner Geistestätigkeit zugewendet hatte.⁴⁹ Zunächst wenig formalisiert, hatte Galtons Forschungslinie ihren Ausgangspunkt in einer Reihe von Spaziergängen genommen, bei denen er die spontanen Assoziationen zu seiner unmittelbaren Umgebung und ihren Objekten festhielt. Galton war erstaunt ob der Vielfalt an

⁴⁴ Die Autoren unterschieden hierbei 20 manifeste und acht latente Bedürfnisse, vier innere Zustände und zwölf Persönlichkeitsmerkmale. Siehe ebenda, 144.

⁴⁵ Siehe auch Morgan/Murray, *Method*, 290–291. Anvisiert wurde ein »standard set of pictures«, zudem sollten die Geschichten als möglicher Hinweis auf die »latent personality« gesehen werden.

⁴⁶ Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, 2.

⁴⁷ Siehe ebenda.

⁴⁸ Siehe dazu auch A. I. Rabin, »Projective Methods: An Historical Introduction«, in: ders. (Hrsg.), *Projective Techniques in Personality Assessment. A Modern Introduction*, New York 1968, 3–18.

⁴⁹ Siehe Francis Galton, »Psychometric Experiments«, in: *Brain* 2 (1879), 149–162.

Ideen und ihrer mannigfaltigen biographischen Bezüge, stellte jedoch zugleich ein hohes Maß an Wiederholungen fest. Mit eigens kompilierten Wortlisten, Papier und Stift sowie einem Chronographen ausgestattet, untersuchte er in der Folge seine Assoziationstätigkeit und stellte statistische Schlussfolgerungen über die Art seiner Einfälle an. Dieses Studium bot ihm Einblicke in eine ganz eigene Welt: »The general impression they have left upon me is like that [...] when the basement of our house happens to be under thorough sanitary repairs, and we realise for the first time the complex system of drains and gas- and water-pipes, flues, bell-wires, and so forth, upon which our comfort depends, but which are usually hidden out of sight, and of whose existence, so long as they acted well, we had never troubled ourselves«, fiel Galtons Resümee aus.⁵⁰ Die Befunde deutete er auch im Sinne der Existenz mentaler Phänomene jenseits der Bewusstseinschwelle: »Perhaps the strongest of the impressions [...] regards the multifariousness of the work done by the mind in a state of half-unconsciousness, and the valid reason they afford for believing in the existence of still deeper strata of mental operations, sunk wholly below the level of consciousness, which may account for such mental phenomena as cannot otherwise be explained.«⁵¹ Wohl in Kenntnis dieser Experimente wandte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch Wilhelm Wundt Assoziationsversuchen zu, die vornehmlich der Ermittlung von Reaktionszeiten dienten und unter anderem mit der Absicht durchgeführt wurden, die Assoziationszeit, also die Dauer, bis die Getesteten eine Wortassoziation auf das dargebotene Stimulus-Wort zeigten, möglichst apparativ-exakt zu erfassen.⁵² Als Mitarbeiter Wundts in dessen Leipziger Labor lernte auch der Psychiater Emil Kraepelin die Wortassoziationstechnik kennen und überführte diese in den klinisch-psychiatrischen Kontext.⁵³ Sein Schüler Gustav Aschaffenburg unternahm in Heidelberg Assoziationsexperimente mit Kollegen aus der Klinik, untersuchte die Effekte von Müdigkeit und Erschöpfung auf den Assoziationsbildungsprozess und erprobte verschiedene Versuchsanordnungen, die schließlich auch bei klinischen Fällen der »Erschöpfungspsychosen« Anwendung fanden.⁵⁴ Innerhalb kurzer Zeit wurden entsprechende Assoziationstests schließlich in einer Reihe deutscher Kliniken zu diagnostischen Zwecken und

⁵⁰ Siehe ebenda, 151.

⁵¹ Siehe ebenda, 162.

⁵² Siehe Wilhelm Wundt, *Grundzüge der physiologischen Psychologie*, 2. Band, zweite Auflage, Leipzig 1880, vor allem ab 291.

⁵³ Siehe Emil Kraepelin, »Experimentelle Studien über Assoziationen«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 40 (1883), 829–831 sowie ders., »Experimentelle Studien über Associationen«, in: Ad. Claus (Hrsg.), *Amtlicher Bericht über die 56. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche zu Freiburg im Breisgau vom 18. bis 22. September 1883 tagte*, Freiburg im Breisgau 1884, 258–259.

⁵⁴ Siehe Gustav Aschaffenburg, »Experimentelle Studien über Assoziationen I«, in: *Psychologische Arbeiten* 1 (1896), 209–269 sowie »II. Theil. Die Associationen in der Erschöpfung«, in: Ebenda 2 (1899), 1–82. Zu den »Erschöpfungspsychosen« siehe 74 f.

auch im Rahmen von experimentellen Studien eingesetzt.⁵⁵ Eine Verknüpfung dieser Verfahren mit psychoanalytischen Vorstellungen erfolgte jedoch erst an der psychiatrischen Klinik der Universität Zürich unter der Leitung ihres Direktors Eugen Bleuler.⁵⁶ Vor Ort entstand eine spezifische Experimentalkultur, die sich aus verschiedenen Theorietraditionen und Methoden speiste und in der Folge eine besondere Produktivität entwickelte.⁵⁷ Der Assoziationsvorgang bildete für Bleuler das Grundphänomen aller psychischer Tätigkeit.⁵⁸ Nicht nur konnten »psychische Typen« aus dem Material bestimmt werden; es bot sich auch an, Auffälligkeiten und Erkrankungen mit den Mitteln der Assoziationsuntersuchung aufzuspüren.⁵⁹ Als »Stichproben aus dem unbewussten Schaffen des Geistes« ermöglichten die Assoziationsvorgänge darüber hinaus Zugang zu einem Terrain, das sich des unmittelbaren Zugriffs entzog.⁶⁰ Bleuler selbst hatte zunächst verschiedene klinische Fälle mit einem eigens zusammengestellten Formular an Reizwörtern untersucht, dabei aber noch kein Referenzmaterial von nicht-pathologischen Stichproben für die diagnostische Einordnung zur Hand gehabt. Um diesem Desiderat zu begegnen, führte Carl Gustav Jung, der 1900 als Assistenzarzt an die Klinik gekommen war, in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen Franz Riklin umfangreiche Versuchsreihen durch, die zunächst die Assoziationsleistung »gesunder« Frauen und Männer in den Blick nahmen.⁶¹ Neben einem Bezugsrahmen für die Einordnung pathologischer Phänomene wollten Jung und Riklin dabei allgemeine Gesetzmäßigkeiten aufstellen, das Material aber auch mit Blick auf mögliche Assoziationstypen hin untersuchen.⁶² Jeder Testperson wurden dazu auf Zuruf 400 Reizwörter dargeboten, um anschließend die Antwort und die Reaktionszeit mit einer Fünftelsekundenuhr zu erfassen. Anknüpfend an die Studien, die Aschaffenburg in Heidelberg durchgeführt hatte, kamen darüber hinaus verschiedene Bedingungen zum Einsatz – zum Beispiel die Auswirkung von Ablenkung auf die Assoziationsleistung wie auch der Effekt von Müdigkeit und Gereiztheit. Die Analyse förderte zwei abgrenzbare Reaktionstypen gemäß der charakterologischen Disposition der Untersuchten zutage, bei denen einmal primär subjektiv-egozen-

⁵⁵ Vergleiche Wübben, Sprache, 246.

⁵⁶ Für eine ausführliche Darstellung siehe ebenda, 246–264.

⁵⁷ Siehe dazu Naamah Akavia, *Subjectivity in Motion. Life, Art, and Movement in the Work of Hermann Rorschach*, New York/London 2013, vor allem Kapitel 3, 72–73.

⁵⁸ Siehe Eugen Bleuler, »Vorwort. Über die Bedeutung von Assoziationsversuchen«, in: C. G. Jung (Hrsg.), *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur experimentellen Psychopathologie, Erster Band*, Leipzig 1906, 1–6, hier 3, 6.

⁵⁹ Siehe ebenda, 1–6.

⁶⁰ Siehe ebenda, 6.

⁶¹ Zur Einordnung der Experimente in Jungs Schaffen, siehe Sonu Shamdasani, *Jung and the Making of Modern Psychology: The Dream of Science*, Cambridge 2003, 45–52.

⁶² Siehe C. G. Jung/Fr. Riklin, »Experimentelle Untersuchungen über Assoziationen Gesunder«, in: C. G. Jung (Hrsg.), *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur Experimentellen Psychopathologie, Erster Band*, Leipzig 1906, 7–145.

trische, insbesondere gefühlsbetonte Erinnerungen dominierten oder ein sachlich-unpersönlicher Habitus vorherrschend war.⁶³ Das Ziel vor Augen, »auf experimentellem Wege neue Zugänge zu dem Freudschen Erkenntnisschatz zu eröffnen«⁶⁴, sah Jung das Assoziationsexperiment zudem als Möglichkeit, über die Analyse der Äußerungen »gefühlbetonte Vorstellungskomplexe«⁶⁵ zu identifizieren – aufeinander bezogene mentale Bilder und Ideen, die durch einen bestimmten Affekt zusammengehalten würden. Dabei sollte die ›Persönlichkeit‹ stark an den Komplexen beteiligt sein; diese kamen aber auch als Ursache psychogener Neurosen infrage.⁶⁶ Formale Hinweise auf »Komplexerscheinungen« fand Jung in verlängerten Reaktionszeiten, aber auch in inhaltlichen Auffälligkeiten, die zum Beispiel in fehlerhaften Darbietungen oder charakteristischen Wiederholungen anschaulich wurden. Für die Analyse des Materials hatte vor allem Freuds *Traumdeutung* und dessen *Psychopathologie des Alltagslebens* Pate gestanden.⁶⁷ Die Assoziationsmethode erschien auch deshalb vielversprechend, weil sie mit ihrer einfachen Form konkrete Indizien für die weitergehende therapeutische Behandlung lieferte. Der psychologische Aufbau des neurotischen Symptoms sollte nachvollziehbar werden, darüber hinaus sah Jung das Potenzial, die Freudsche Psychoanalyse abzukürzen, weil sich mit ihrer Hilfe der pathogene Komplex lokalisieren ließe.⁶⁸ Die Assoziationen eines Menschen erwiesen sich nach dieser Logik keinesfalls als Zufall: »(U)nserer Persönlichkeit, die man selber bekanntlich am aller schlechtesten kennt, spielt eine ausschlaggebende Rolle bei der Determination des Wie und Warum der Assoziationen«, folgerte Jung bei seiner Antrittsvorlesung als Privatdozent an der Universität Zürich:⁶⁹ Wider Erwarten bildete sich die Versuchsperson in ihren eigenen Reaktionen ab, lieferte gar »eine psychologische Momentphotographie ihrer Seele.«⁷⁰ Jungs Studien wurden im frühen 20. Jahrhundert breit in den psychologischen Wissenschaften rezipiert und dabei unterschiedlich bewertet.⁷¹ Er selbst widmete sich

⁶³ Siehe ebenda, 111.

⁶⁴ Siehe C. G. Jung, »Diagnostische Assoziationsstudien. IV. Beitrag. Psychoanalyse und Assoziationsexperiment«, in: Ebenda, 258–281, hier 261.

⁶⁵ Siehe ebenda, 260.

⁶⁶ Siehe ebenda, 95.

⁶⁷ Vergleiche Wübben, Sprache, 252–253.

⁶⁸ Siehe Jung, Assoziationsstudien. IV, 281.

⁶⁹ Siehe C. G. Jung, »Die psychopathologische Bedeutung des Assoziationsexperimentes«, in: Lilly Jung-Merker/Elisabeth Rüb (Hrsg.), *Gesammelte Werke, Zweiter Band. Experimentelle Untersuchungen*, Olten 1979, 429–446, hier 438.

⁷⁰ Siehe ebenda, 440.

⁷¹ Siehe dazu Shamdasani, Jung, 47–48. William Stern wies zum Beispiel auf die Gefahr hin, dass die post-hoc-Erklärung dazu verleite, nachträgliche Assoziationsbeziehungen in den Vorstellungsakt hineinzuprojizieren (»Das Auslegen wird leicht zum Unterlegen«). Siehe William Stern, »Mitteilungen II. Die Zeitdauer der Assoziation als diagnostisches Hilfsmittel (Versuche von C. G. Jung)«, in: ders. (Hrsg.), *Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und*

im Folgenden jedoch anderen Fragestellungen und verließ 1909 das Burgölzli, um sich ganz der psychoanalytischen Praxis zuzuwenden.⁷²

In seinem unmittelbaren Umfeld fand das Interesse am assoziativen Wirken der Psyche in den Studien von Hermann Rorschach Fortführung – wenn auch unter anderen medialen Vorzeichen.⁷³ Rorschach, 1884 als Sohn eines Flach- und Dekorationsmalers geboren und selbst künstlerisch begabt, hatte 1909 sein Medizinstudium beendet und im selben Jahr eine Assistenz in der Kantonalen Heil- und Pfllegeanstalt Münsterlingen übernommen.⁷⁴ An der Erforschung neurologisch-psychiatrischer Phänomene interessiert, begann er unter der Betreuung von Eugen Bleuler Reflexhalluzinationen zu erforschen, zudem testete er seine Patientinnen und Patienten mithilfe von Jungs Wortassoziationsexperiment und beschäftigte sich mit ihren künstlerischen Produkten.⁷⁵ Im Jahr 1911 führte er erste kleinere Experimente an einer Klinikstichprobe und einer Gruppe von Schulkindern eines befreundeten Lehrers durch, bei denen Tintenkleckse zum Einsatz kamen.⁷⁶ Diese Studien wurden von Rorschach jedoch zunächst nicht

Geschichtsforschung, Leipzig 1905, 439–440. Janet wiederum war unschlüssig, ob die Methode auch dann funktionierte, wenn die fixen Ideen der Testperson nicht bekannt wären oder keine Erinnerungen repräsentierten. Ihr Einsatz zur Diagnostik führte aus seiner Perspektive zu Fehlurteilen. Siehe Pierre Janet, »Psychoanalysis«, in: *Journal of Abnormal Psychology* 9 (1914), 1–35, hier 13. Der Psychiater Adolf Meyer hob den positiven Beitrag Jungs hervor, was das Verständnis psychischer Prozesse anbelangte: »It brings us nearer a conception of the actual multiplicity of psychic activities, and [...] the concrete experiences will, nevertheless, do a great deal to eradicate much of the mysteriousness of the activity of ›sub-conscious‹ undercurrents.« Siehe Adolf Meyer, »Psychological Literature. Normal and Abnormal Association«, in: *Psychological Bulletin* 2 (1905), 242–250, hier 250. In den Folgejahren widmeten sich weitere Wissenschaftler dem Studium von Assoziationen. In den Vereinigten Staaten präsentierten Kent und Rosanoff beispielsweise eine Liste von 100 englischen Wörtern, die an 1000 ›normalen‹ Versuchspersonen evaluiert worden war. Dazu publizierten sie auch Häufigkeitstabellen mit Blick auf die Verteilung der Assoziationen. Siehe Grace Helen Kent/Aaron Joshua Rosanoff, »A Study of Association in Insanity«, in: *American Journal of Psychiatry* 67 (1910), 37–96. Woodworth und Wells würdigten diese Veröffentlichung kurze Zeit später als »perhaps the best objective correlate of temperament at present to hand [...]«. Siehe Robert Sessions Woodworth/Frederic Lyman Wells, »Association Tests«, in: *The Psychological Monographs* 13.5 (1911), hier 74.

⁷² Jung selbst hatte sich zu diesem Themenwechsel nie geäußert. Zu möglichen Beweggründen siehe Shamdasani, Jung, 52–55.

⁷³ Für eine Analyse des Tests als »technology of the self« aus einer medienkulturwissenschaftlichen Perspektive siehe Peter Galison, »Image of Self«, in: Lorraine Daston (Hrsg.), *Things that Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2004, 256–294.

⁷⁴ Für eine ausführliche Rekonstruktion von Rorschachs Werdegang siehe Henri Ellenberger, »The Life and Work of Hermann Rorschach (1884–1922)«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 18 (1954), 173–222. Ellenberger berichtet, dass Rorschach von den Kameraden seiner Studentenverbindung den Spitznamen »Klex« erhalten hatte – womöglich, weil dieser sich so sehr für Tintenkleckse interessierte und diese auch selbst anfertigte. Siehe ebenda, 177.

⁷⁵ Siehe ebenda, 182.

⁷⁶ Dies berichtete Rorschachs ehemaliger Mitschüler Konrad Gehring. Siehe ebenda.

fortgesetzt. Stattdessen widmete er sich in der Folgezeit vor allem psychoanalytischen Theorien und Behandlungstechniken.⁷⁷ 1912 erfolgte die Promotion zum Doktor der Medizin an der Universität Zürich.⁷⁸ Nach einer kurzen Tätigkeit an einem Privatsanatorium in der Nähe von Moskau arbeitete er von 1915 bis 1922 als Oberarzt in der Anstalt Krombach in Herisau. Dort begann er mit der Entwicklung eines eigenen psychodiagnostischen Verfahrens, das auf ambiguen Bildvorlagen – Tintenklecksen – basierte. Ausschlaggebend war dabei wohl die Dissertation des aus Warschau stammenden Mediziners Szymon Hens, die dieser 1917 bei Bleuler eingereicht hatte.⁷⁹ Hens präsentierte darin die Ergebnisse einer umfangreichen Studie, bei der Tintenkleckse auf Tafeln heliographiert worden waren, um sie 1.000 Schulkindern unterschiedlicher Klassen, 100 »normalen« Erwachsenen verschiedener Berufsgruppen sowie 100 »Geisteskranken« zur Prüfung ihrer Fantasie vorzulegen.⁸⁰ Die acht schwarzen, im Anhang der Studie reproduzierten Stimuli hatten symmetrische Gestalt, aber unterschiedliche Formate und konnten von den Testpersonen bei der Betrachtung beliebig positioniert werden (Abb. 4.1). Hens stellte fest, dass die Art der produzierten Deutungen von einer Vielzahl persönlicher Voraussetzungen und Bedingungen abhing, zu denen auch die mentale Verfassung gehörte. Seine Studie endete mit der Anregung, Versuche mit farbigen Klecksen durchzuführen, um dem Effekt von Form- und Farbkombinationen nachzugehen.⁸¹ Ohne auf Hens zu verweisen oder nähere Angaben zur Ursprungsidee seines Verfahrens zu machen, griff Rorschach dieses Desiderat auf, indem er nicht nur schwarze, sondern auch zweifarbige und komplex kolorierte Stimuli entwickelte. Über die Herstellung von Tintenklecksen knüpften er und seine Vorgänger an eine tradierte ästhetische Praxis an, der spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von verschiedener Seite besonderes kreatives Potenzial zugesprochen wurde und die mit vielfältigen kulturellen Referenzen verbunden war.⁸² Die Ausarbeitung des Manuskripts und die

⁷⁷ Es wird vermutet, dass Rorschach bereits gegen Ende des Studiums mit der Psychoanalyse in Kontakt kam und sie im Laufe der Jahre zunehmend bei Behandlungen einsetzte. Siehe dazu Christian Müller, »Hermann Rorschach und die Psychoanalyse«, in: ders., *Aufsätze zur Psychiatriegeschichte*, Hürtgenwald 2009, 130–151. Ab 1912 veröffentlichte Rorschach zahlreiche Fallbeschreibungen, in denen er psychoanalytische Konzepte heranzog. Siehe zum Beispiel ders., »Ein Beispiel von mißlungener Sublimierung und ein Fall von Namenvergessen«, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse* 2 (1912), 403–406.

⁷⁸ Siehe Hermann Rorschach, »Über ›Reflexhalluzinationen‹ und verwandte Erscheinungen«, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 13 (1912), 357–400. Für den Versuch einer Rückbindung von Reflexhalluzinationen an psychoanalytische Mechanismen siehe ders., »Reflexhalluzination und Symbolik«, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse* 3 (1912), 121–128.

⁷⁹ Siehe Ellenberger, *Life*, 189 sowie Szymon Hens, *Phantasieprüfung mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken*, Zürich 1917.

⁸⁰ Siehe Hens, *Phantasieprüfung*, 9.

⁸¹ Siehe ebenda, 64.

⁸² Dazu gehörte zum Beispiel der Einsatz von Tintenklecksen als kreativer Zeitvertreib

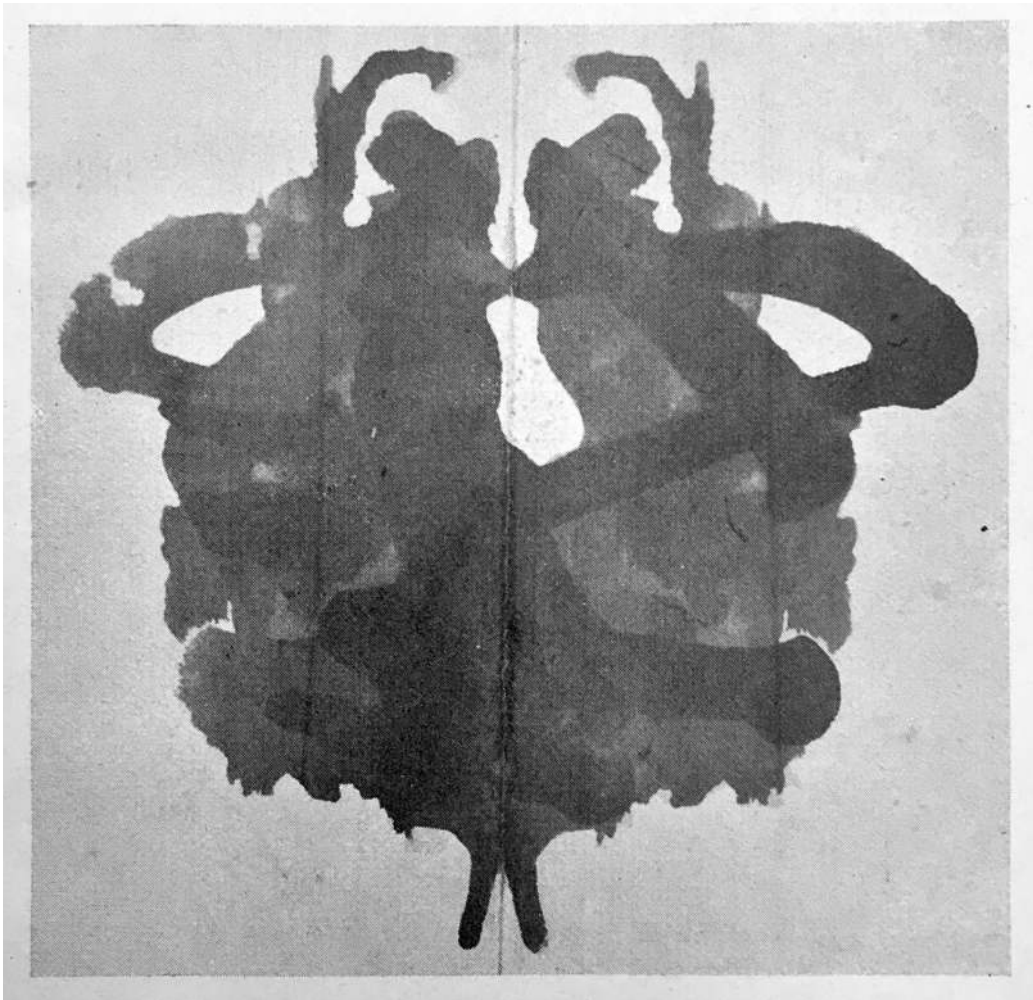


Abb. 4.1: Der Tintenklecks-Stimulus Nummer 2 aus Hens' Studie zur Fantasieprüfung.

oder auch Gesellschaftsspiel. Der französische Literat Victor Hugo experimentierte ab etwa 1836 mit Klecksen, um ausgehend von ihrer Erscheinung mehrdeutige Bildwelten zu kreieren. Zu Hugos Bildproduktion und ästhetischen Strategien siehe Florian Rodari/Pierre Georgel/Luc Sante/Marie-Laure Prévost (Hrsg.), *Shadows of a Hand. The Drawings of Victor Hugo*, London 1992. Der Arzt und Dichter Justinus Kerner ließ in der Mitte des 19. Jahrhunderts Tintenkleckse auf Papier fallen, um dieses dann zu falten und die Formationen als Ausgangspunkt für fantastische Deutungen zu nehmen, wobei er auch auf der Bildebene intervenierte. Seine mit Klecksbildern und Versen aufwartenden *Klecksographien* wurden 1890 veröffentlicht. Siehe ders., *Klecksographien*, Stuttgart 1890. Zu Kerner siehe auch Hans-Georg von Arburg, »Dämonische Signaturen aus dem Tintenfaß. Justinus Kerners Klecksographien und die ›Zufallsbilder‹ der Natur«, in: Hans-Georg von Arburg/Michael Gamper/Ulrich Stadler (Hrsg.), »Wunderliche Figuren«. *Über die Lesbarkeit von Chiffrenschriften*«, München 2001, 43–67 sowie Karl-Ludwig Hofmann/Christmut Praeger, »Bilder aus Klecksen. Zu den Klecksographien von Justinus Kerner«, in: Andrea Berger-Fix (Hrsg.), *Justinus Kerner, Nur wenn man von Geistern spricht: Briefe und Klecksographien*, Stuttgart/Wien 1986, 125–152.

Finalisierung der Tafeln dauerten etwa drei Jahre. Nachdem mehrere Verlage die Publikation abgelehnt hatten, erschien Rorschachs Verfahren schließlich im Juni 1921 in einem Berner Verlag.⁸³ Die drucktechnische Reproduktion der Tintenkleckse hatte sich dabei als komplexes Unterfangen herausgestellt, zumal Rorschach besonderes Augenmerk auf eine möglichst präzise Wiedergabe inklusive der Originalproportionen gelegt hatte.⁸⁴ Die von Walter Morgenthaler herausgegebene Veröffentlichung wartete unter dem monumentalen Titel *Psychodiagnostik* mit zwei Teilen – einem Manual und zehn auf Papierbögen reproduzierten Tintenklecksen – auf. Ihr Untertitel erklärte, dass es sich um die Methodik und Ergebnisse eines »Wahrnehmungsdiagnostischen Experiments« handelte.⁸⁵ Dieses Experiment bestünde im »Deutenlassen von Zufallsformen, d.h. von unbestimmt geformten Figuren«, die eigens hergestellt worden wären.⁸⁶ Aus der Deutung ließe sich auf Spezifika der Wahrnehmung und Auffassung eines Menschen schließen. Konzeptuell knüpfte Rorschach dabei an Überlegungen von Eugen Bleuler an: Bleuler ging davon aus, dass sich jede Wahrnehmung immer aus Vorgängen der Empfindung, Erinnerung und Assoziation speiste.⁸⁷ Bei dem Akt der Auffassung wurden die Sinnesempfindungen mit ihren Beziehungszusammenhängen in eins gesetzt. Daran angelehnt verstand Rorschach Wahrnehmung als »assoziative Angleichung vorhandener Engramme (Erinnerungsbilder) an rezente Empfindungskomplexe.«⁸⁸ Da es ihm um die Funktion von Wahrnehmungs- und Auffassungsleistungen ging, standen nicht inhaltliche, sondern formale Aspekte der Deutung im Mittelpunkt.⁸⁹ Konfrontiert mit dem ambigen Bild, würde die Versuchsperson unter ihren visuellen Erinnerungsbildern dasjenige heraussuchen, »das seiner Form, vor allem aber seinem Umriss nach dem Ganzbild oder einem Detail der Vorlage am nächsten« käme.⁹⁰ Für die Durchführung hatte Rorschach ein genaues *Procedere* entwickelt: Der Testperson sollten die Tintenklecks-Tafeln in vorgegebener Reihenfolge ausgehändigt werden, zusammen mit der Frage, um was es sich handeln könnte. Alle ver-

⁸³ Siehe Hermann Rorschach, *Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments [Deutenlassen von Zufallsformen]*. Herausgegeben von Walter Morgenthaler, Bern 1921.

⁸⁴ Um ein präziseres Ergebnis zu erzielen, stellte Rorschach den Druck zum Beispiel auf Klischierung um. Siehe Walter Morgenthaler, »Der Kampf um das Erscheinen der ›Psychodiagnostik‹. Hermann Rorschach zum 70. Geburtstag (8. November 1954)«, in: Kenower W. Bash (Hrsg.), *Hermann Rorschach. Gesammelte Aufsätze*, Bern/Stuttgart 1965, 247–253, hier 251–253.

⁸⁵ Der Vorschlag, »Psychodiagnostik« als Haupttitel zu wählen, war von Morgenthaler gekommen. Wie die Korrespondenz zwischen Rorschach und Morgenthaler zeigt, hielt Rorschach den Titel für zu weitgehend, gab aber nach. Siehe ebenda, 252–253.

⁸⁶ Siehe Rorschach, *Psychodiagnostik*, 15. Hervorhebungen im Original.

⁸⁷ Siehe Eugen Bleuler, *Lehrbuch der Psychiatrie*, Berlin 1916, 9.

⁸⁸ Siehe Rorschach, *Psychodiagnostik*, 16.

⁸⁹ Siehe ebenda, 19.

⁹⁰ Siehe ebenda, 22.

balen und nonverbalen Antworten wurden genau protokolliert.⁹¹ Um die Stelle zu dokumentieren, die gedeutet worden war, empfahl Rorschach – vor allem bei ungewöhnlichen Einfällen – die Verwendung von Pauspapier, auf dem die Region des Kleckses festgehalten werden konnte. Der gesamte Versuch sollte etwa 20 bis 30 Minuten in Anspruch nehmen.⁹² Vom Standpunkt des Verlegers her war die Veröffentlichung wenig erfolgreich, zumal sie in der einzigen psychiatrischen Fachzeitschrift des Landes, dem *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie*, keine Beachtung fand.⁹³ Eine intensive Rezeption des Verfahrens wie auch seine weltweite Distribution setzten erst nach 1922 ein.⁹⁴ Rorschach war zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr am Leben. In den frühen 1920er Jahren wanderten die Testtafeln dabei auch in die Vereinigten Staaten – im Gepäck des Psychiaters David M. Levy, der bei Emil Oberholzer studiert hatte.⁹⁵ Der Test fand in den Folgejahren insbesondere Anklang bei psychoanalytisch ausgebildeten Medizinern und stimulierte zahlreiche Studien, die ab den späten 1930er Jahren auch in eigenen Periodika wie dem *Rorschach Research Exchange* diskutiert wurden.⁹⁶

Als Reizmaterial kursierten Tintenkleckse in den psychologischen Wissenschaften jedoch bereits vor dem 20. Jahrhundert. Hatten Binet und Henri 1895 in einem Abschnitt ihrer »Psychologie individuelle« über Imagination lediglich auf das Stimulationspotenzial eines Tintenkleckses verwiesen,⁹⁷ wurde zwei Jahre später von George Dearborn die erste, für psychologische Zwecke konzipierte Klecksserie publiziert.⁹⁸ Dearborn sah die vermeintlichen »chance characters«⁹⁹ vor allem als geeignet, um die menschliche Imaginations- und Assoziationsfähigkeit experimentalpsychologisch zu untersuchen. Die Publikation erster Ergebnisse über die Vorstellungskraft von Erwachsenen, untersucht mit Klecksen,

⁹¹ Siehe ebenda, 50.

⁹² Siehe ebenda, 22.

⁹³ Siehe Ellenberger, *Leben*, 61.

⁹⁴ Für die frühe Rezeption des Verfahrens siehe insbesondere Müller, *Rezeption*, 152–167.

⁹⁵ Für eine ausführliche Darstellung der Karriere des Tests mit einem Fokus auf die USA siehe Damion Searls, *The Inkblots. Hermann Rorschach, his Iconic Test, and the Power of Seeing*, New York 2017, hier 168. Das erste englische Manual zum Rorschach-Test wurde 1937 publiziert. Siehe Samuel J. Beck, *Introduction to the Rorschach Method: A Manual of Personality Study*, New York 1937. 1942 erschien Rorschachs Monographie auch in englischer Übersetzung. Siehe ders., *Psychodiagnostics. A diagnostic Test based on Perception*, New York 1942.

⁹⁶ Der *Rorschach Research Exchange* entstand 1936 in New York und wurde ab August 1949 um einen von Robert Holt herausgegebenen *TAT Newsletter* erweitert. Die von der *International Society for the Rorschach* herausgegebene Zeitschrift *Rorschachiana* wurde 1945 ins Leben gerufen.

⁹⁷ Siehe Binet/Henri, *psychologie*, 444.

⁹⁸ Siehe George V. Dearborn, »Blots of Ink in Experimental Psychology«, in: *Psychological Review* 4 (1897), 390–391.

⁹⁹ Siehe ebenda, 390.

die durch das Pressen von Tinte zwischen zwei »squares of paper« hergestellt worden waren, erschien ein Jahr darauf.¹⁰⁰ Ganz dem Ideal einer kontrollierten Laborstudie folgend, formulierte Dearborn klare Vorgaben, wie die Kleckse von den Testpersonen zu betrachten wären. Die Karten durften zum Beispiel nicht gedreht werden, es war möglichst die ganze Gestalt zu berücksichtigen und den Testpersonen wurde eingeschärft »to tap at the moment of the consciousness of the first suggested image; to react by a sharp tap as promptly as possible; to report each concrete object suggested as concisely as possible [...] and, especially, only such details as occurred before reaction by the tap.«¹⁰¹ Zuvor wurde die Vertrautheit mit verschiedenen kulturellen Wissensbeständen (zum Beispiel Fabelgeschichten und Tierformen) erhoben und danach gefragt, ob man aus Zeitvertreib Wolken oder andere natürliche Gebilde betrachten würde. Um eine exakte Messung bemüht, setzte Dearborn auch eine Stoppuhr ein.¹⁰² Die für 120 Stimuli ermittelte Reaktionslatenz zwischen der Präsentation des Kleckses und der Antwort der Testperson wertete er als Indikator der im Unbewussten ablaufenden Prozesse.¹⁰³ Nach der Veröffentlichung in der Zeitschrift *Psychological Review* wurde Dearborns Herangehensweise aufgegriffen. Als Komponente einer ganzen Testbatterie sollten die Kinder in einer Studie von Edwin Kirkpatrick zum Beispiel unter der vorgegebenen Zeit von je einer Minute vier »ink spots« benennen.¹⁰⁴ Um die »passive Vorstellungskraft« zu untersuchen, stellte auch die Psychologin Stella Sharp Tintenkleckse in Anlehnung an Dearborns Vorgehen her.¹⁰⁵ Sharp ließ dazu einen Tropfen Tinte auf Bristolkarton fallen, deckte diesen mit einem Blatt Papier ab und rieb mit dem Finger darüber, bis eigentümliche Muster entstanden. Die insgesamt zehn Testkarten wurden den Versuchspersonen einzeln ausgehändigt, wobei diese alle Objekte benennen sollten, die durch die Klecksform oder ein Teil davon in der Vorstellung angeregt wurden. Anschließend sollten die Testpersonen ihre Einfälle notieren. Das 1910 von Guy Montrose Whipple veröffentlichte *Manual of Mental and Physical Tests* wartete ebenfalls mit einer standardisierten Serie von 20 Klecksen auf, um vor allem die »visual imagery« zu untersuchen.¹⁰⁶ Nach der eingängigen Betrachtung jedes Kleckses sollten die Testpersonen berichten oder notieren, welche Objekte sie darin erkannten.¹⁰⁷ Zudem wurden sie dazu ermuntert, die Kleckse in verschiedenen Positionen auszuprobieren. Die kurze Instruktion orientierte sich an

¹⁰⁰ Siehe George V. Dearborn, »A Study of Imaginations«, in: *Psychological Review* 9 (1898), 183–190, hier 183.

¹⁰¹ Siehe ebenda, 184–185.

¹⁰² Siehe ebenda, 185.

¹⁰³ Siehe ebenda, 186.

¹⁰⁴ Siehe zum Beispiel Edwin A. Kirkpatrick, »Individual Tests of School Children«, in: *Psychological Review* 7 (1900), 274–280, hier 274.

¹⁰⁵ Siehe Sharp, *Individual Psychology*.

¹⁰⁶ Siehe Whipple, *Manual*, 260.

¹⁰⁷ Siehe ebenda, 255.

Kirkpatrick's Vorgabe und sah die Erfassung der Reaktionszeit vor, bis eine Assoziation berichtet wurde.¹⁰⁸ Was den Einsatz von Farbe anging, hatte der britische Psychologe Frederic Bartlett seinen Probanden bereits 1916 unterschiedlich kolorierte Tintenkleckse vorgelegt.¹⁰⁹ Konfrontiert mit 36 Postkarten, sollten die Testpersonen notieren, was ihnen zu den Farb- und Formgebilden einfiel. Bartlett registrierte die Zeit, bis die Getesteten mit dem Schreiben begannen, nachdem sie die Postkarte umgedreht hatten. In Abhängigkeit der Antworten identifizierte er zudem verschiedene Umgangstypen mit den Klecksen.¹¹⁰ Neben diesen französischen, englischen und deutschsprachigen Vorläufern soll 1910 auch der russische Psychologe Rybakoff einen Atlas für experimentelle Untersuchungen der ›Persönlichkeit‹ veröffentlicht haben, der ebenfalls mit Tintenklecksen aufwartete.¹¹¹ Aus den Deutungen der Kleckse soll Rybakoff auf die Stärke, Lebendigkeit und Schärfe der Fantasie sowie auf die Realität der mentalen Bilder geschlossen haben.¹¹²

Erfahrungswerte mit Tintenklecks-Stimuli hatte es zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Rorschach's *Psychodiagnostik* damit gerade in der experimentell ausgerichteten, an diagnostischen Fragen interessierten psychologischen Forschung gegeben – indes unter primär nicht-klinischen Vorzeichen und auch nicht in der Form eines eigenständigen Testverfahrens, das unmittelbar zum Einsatz gebracht werden konnte. Zugleich blieb die Aufmerksamkeit des Fachdiskurses dabei nicht auf abstrakte piktoriale Stimuli wie Tintenklecksgebilde beschränkt, sondern wendete sich auch dem evokativen Potenzial anderer Bildformen zu. Szenen mit realistisch-gegenständlicher Darstellung wurden in diesem Sinne als hilfreich angesehen, um psychische Aspekte aus einer Entwicklungsperspektive zu beleuchten. Zum Beispiel hatte Horace L. Brittain die imaginativen Prozesse von Jugendlichen anhand von neun Bildvorlagen untersucht.¹¹³ Die zwischen 13 und 20 Jahre alten Versuchspersonen wurden aufgefordert, Geschichten zu den präsentierten Szenen zu erfinden, die Menschen, Tiere und Landschaftsdarstellungen zeigten. Die Texte wurden im Anschluss nach verschiedenen Kri-

¹⁰⁸ Einige Jahre später kamen diese Kleckse auch bei Kindern zum Einsatz. Siehe Cicely J. Parsons, »Children's Interpretations of Ink-Blots. (A Study in Some Characteristics of Children's Imagination)«, in: *British Journal of Psychology* 9 (1917), 74–92.

¹⁰⁹ Siehe Frederic C. Bartlett, »An Experimental Study of Some Problems of Perceiving and Imagining«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1916), 222–266.

¹¹⁰ Siehe ebenda, 256 f.

¹¹¹ Siehe dazu Ewald Bohm, *Lehrbuch der Rorschach-Psychodiagnostik*, 6. Auflage, Bern 1985, 12.

¹¹² Rorschach war zwischen 1913 und 1914 an einem Sanatorium in Krukovo in der Nähe von Moskau angestellt und könnte dort mit dem Atlas in Kontakt gekommen sein. Nach den Angaben seiner Witwe hatte er jedoch keine Kenntnis von amerikanischen oder russischen Vorläufern. Siehe ebenda.

¹¹³ Siehe Horace L. Brittain, »A Study in Imagination«, in: *Pedagogical Seminary* 14 (1907), 137–207.

terien ausgewertet. Brittain rekurrierte dabei nicht auf spezifische Charaktermerkmale, hob aber auf individuelle Prägungen und ihren psychophysischen Ausdruck ab: »At least the activity of the organism, as well as its inherent constitution, seems to determine the character of its interests, which in turn determine largely the form of the imagination. Perhaps these three aspects of the life of the individual are mutually interactive.«¹¹⁴ Etwa zeitgleich hatte Walter Libby in Illinois und Ontario Schülerinnen und Schüler unterschiedlichen Alters Bildvorlagen präsentiert, um dann Form und Inhalt der verfassten Geschichten zu untersuchen.¹¹⁵ Dazu gehörte zum Beispiel eine sentimentale Abschiedsszene und die Darstellung eines römischen Wagenrennens. Libby stellte die enge Verbindung zwischen emotionaler Affizierung und Imaginationskraft heraus, zudem markierte er, dass die Vorstellungskraft Austragungsort menschlicher Tugenden und Laster wäre, ohne dabei aber auf stabile individuelle Merkmale abzuheben.¹¹⁶ 1932 – und damit wenige Jahre bevor sich die Harvard Psychological Clinic intensiv mit Bildvorlagen beschäftigte – wurde von Luis A. Schwartz ein Konvolut von acht »Social-Situation Pictures« veröffentlicht, das er als Komponente der psychiatrischen Anamnese von delinquenten Kindern empfahl.¹¹⁷ In Comic-Ästhetik gehalten, deuteten die Bildvorlagen Grenzüberschreitungen und Regelverstöße an. Auf der ersten Abbildung war zum Beispiel ein Junge zu sehen, der entspannt an einem Baum lehnte und den Blick auf einen Teich richtete, in den er trotz eines »No Fishing«-Schildes seine Angel ausgeworfen hatte. Um die Funktionsweise der Bilder zu erklären, rekurrierte Schwartz explizit auf psychoanalytische Konzepte: Die Abbildungen sollten die Identifikation der Betrachter mit dem Hauptprotagonisten anregen und über einen Projektionsvorgang dazu verleiten, frei über sich selbst zu berichten. Schwartz sah Bildmedien im Vergleich zur direkten Befragung dabei klar im Vorteil, um den Rapport zu erleichtern und mögliche Abwehrstrategien auszuschalten.¹¹⁸

In seinem formalen Arrangement fügte sich der *TAT* recht harmonisch in diese Reihe zuvor veröffentlichter Teststrategien ein. Als Verfahren, das explizit auf die ›Persönlichkeit‹ abzielte und sich dabei auf ein komplex strukturiertes Konvolut an Bildmotiven, spezifischen Handlungsanweisungen sowie ein eigenes Kodierschema stützte, lieferte er zugleich eine signifikante Erweiterung diagnostischer Möglichkeiten.

¹¹⁴ Siehe ebenda, 204.

¹¹⁵ Siehe Walter Libby, »The Imagination of Adolescents«, in: *The American Journal of Psychology* 19 (1908), 249–252. Die verwendeten Vorlagen wurden nicht mitgedruckt.

¹¹⁶ Ebenda, 252.

¹¹⁷ Siehe Luis A. Schwartz, »Social-Situation Pictures in the Psychiatric Interview«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 2 (1932), 124–133.

¹¹⁸ Vergleiche ebenda, 124.

4.2 Ein Röntgenbild der Seele

4.2.1 Zur Konstruktion des TAT – Bildwelten und Bildgeschichten

Dass Bildmedien eine psychologische Dimension zu eigen wäre, die sich auch diagnostisch nutzen ließe, traf innerhalb des Kollegiums der Harvard Psychological Clinic auf breite Zustimmung. Einige der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter hatten in den Jahren vor der Entwicklung des TAT persönliche Affinitäten zum Visuellen entwickelt.¹¹⁹ Morgan beispielsweise hatte sich in ihrer Zeit in Zürich intensiv mit Jungs Methode der aktiven Imagination beschäftigt, die dieser zwischen 1913 und 1916 als Zugang zum Unbewussten entwickelte.¹²⁰ Mit einer offenen und zugleich analytischen Haltung wandte sich Jung dabei den in seinem Inneren aufkommenden Vorstellungsbildern zu und fand kreative Möglichkeiten ihres Ausdrucks.¹²¹ Viele der Vorstellungsbilder, die Morgan in der Folge im Rahmen selbst induzierter Trance-Zuständen erlebte, wurden von ihr künstlerisch festgehalten; zudem bekamen Murray und Jung einige dieser Werke zu Gesicht.¹²² Murray wiederum hatte Anfang der 1930er Jahre in psychologischen Studien mit Bildvorlagen experimentiert. Bei einem Experiment waren seiner elfjährigen Tochter und deren Freundinnen während einer Übernachtungsparty auf weiße Pappe aufgezeichnete Porträtaufnahmen aus dem *Time Magazine* präsentiert worden, um im Anschluss ihre Einschätzungen zu den Abgebildeten einzuholen.¹²³ Nachdem die Kinder zweimal »Mord im Dunkeln« in seinem Landhaus gespielt hätten, wären die Gesichter von den Mädchen als wesentlich böser eingeschätzt worden als nach einem lustigen Spiel im Freien – ein Phänomen, das Murray als komplementäre apperzeptive Projektion infolge eines spezifischen emotionalen Zustands einordnete.¹²⁴

Zum initialen Impuls, Bilder als Teststimuli zu verwenden, wurden in den Jahren nach der Veröffentlichung des TAT verschiedene Ursprungsszenen kolportiert. Murray und sein Mitarbeiter Saul Rosenzweig berichteten, dass der wegweisende Vorschlag von einer Studentin namens Cecilia Washburn Roberts

¹¹⁹ Überhaupt ist die Klinik mit ihren Antiquitäten, Teppichen und Buchbeständen als Ort beschrieben worden, der durch ästhetische Sensibilität geprägt war. Siehe Sanford, Learning, 111.

¹²⁰ Siehe Douglas, Translate, 155 sowie Joan Chodorow (Hrsg.), *Jung on Active Imagination*, Princeton (New Jersey) 1997, 1–3.

¹²¹ Vergleiche Chodorow, Jung, 1–3.

¹²² Jung setzte eine Reihe dieser Bilder auch in seinen Visions-Seminaren ein. Siehe Douglas, Translate, 156 f.

¹²³ Siehe Henry A. Murray, »The Effect of Fear upon Estimates of the Maliciousness of other Personalities«, in: *The Journal of Social Psychology* 4 (1933), 310–329, hier 316.

¹²⁴ Siehe ebenda, 320, 327. Übersetzung vom Verfasser. In der Veröffentlichung präsentierte Murray auch eine Definition seines Apperzeptionsbegriffs, der über bewusste Wahrnehmungsvorgänge hinausging und sich auf den Prozess der Bedeutungszuweisung zu den präsentierten Stimuli bezog. Murray referierte dabei auf das Apperzeptionskonzept von G. F. Stout. Siehe ebenda, 310, 29.

gekommen wäre.¹²⁵ In einer Seminarstunde zu Jungs Theorie der aktiven Imagination hätte Roberts von ihrem Sohn berichtet, der krank zu Hause sich die Zeit mit Magazinen vertrieben und Geschichten zu den abgedruckten Bildern ausgedacht hätte. Roberts hätte daraufhin Murray gefragt, ob Bilder nicht im klinischen Kontext eingesetzt werden könnten, um fantastisches Material zu generieren.¹²⁶ Murray hätte diese Idee enthusiastisch mit Morgan diskutiert und, vom Klinikkollegium unterstützt, in Zeitschriften nach Bildern gesucht, die sich für ein psychologisches Verfahren eigneten.¹²⁷ Die zusammengetragenen Beispiele wären in der Folge nicht nur an Patientinnen und Patienten, sondern auch spielerisch an Familienmitgliedern erprobt worden.¹²⁸ Um die Bilder für die 1943 veröffentlichte Serie festzulegen, hätte Murray eine Versammlung einberufen, bei der Motive vorgeschlagen und Erfahrungen mit ihnen berichtet wurden.¹²⁹ Letztlich wäre in der Gruppe abgestimmt worden, ob ein Bild aufgenommen werden sollte oder nicht. Indes wurde in dem Manual das Bild eines Selektionsprozesses gezeichnet, der sich auf rational-empirische und quantitative Kriterien gestützt, dabei aber auch das klinische Urteil des Personals eingebunden hätte.¹³⁰

¹²⁵ Siehe Robert R. Holt, »The Early History of TAT«, in: *Rorschach Research Exchange and Journal of Projective Techniques* 13 (1949), 485–492, hier 492. Siehe auch Douglas, Translate, 350.

¹²⁶ Siehe Douglas, Translate, 350. Von dieser Ursprungserzählung gibt es verschiedene Varianten.

¹²⁷ Murray berichtete etwas nüchterner, dass Morgan ihm bei der Auswahl von Bildern geholfen und einige davon nachgezeichnet hätte. Den Artikel hätten beide innerhalb von zwei Wochen verfasst. Siehe Holt, Early History, 492. Ein anderer Mitarbeiter berichtete, dass die besagte Studentin ihren Sohn gebeten hätte, von seinen Fantasien zu erzählen. Da dies aber nicht produktiv gewesen wäre, hätte sie ihm schließlich ein Buch mit Bildern gezeigt. Als ihr Sohn daraufhin eine originelle Geschichte erfunden hätte, soll Roberts Murray davon erzählt haben. Siehe Anderson, Henry A. Murray, 321. Von Murrays Mitarbeiter Nevitt Sanford ist die Vermutung angestellt worden, dass Thomas Wolfes Buch *Look Homeward, Angel* Murray zu der Entwicklung des Tests inspiriert hätte. Siehe Sanford, Learning, 111. Murray hätte das Buch im Jahr 1930 mehrmals zu seinem Seminar mitgenommen. In einer Szene wird der Protagonist Eugene Gant mit seinen Klassenkameraden dazu aufgefordert, ein Bild mit dem Titel *Son of the Lark* zu betrachten und eine Geschichte zu dem abgebildeten Mädchen zu schreiben. Siehe Thomas Wolfe, *Look Homeward, Angel: A Story of the Buried Life*, New York 1929, hier 207. Diesem Bericht zufolge wäre es denkbar, dass auch eine literarische Vorlage den zentralen Impuls für die Entwicklung des TAT gab, auch wenn Murray sich entschieden haben soll, diesen Einfluss nicht publik zu machen. Siehe Lon Gieser/Wesley G. Morgan, »Look Homeward, Harry: Literary Influence on the Development of the Thematic Apperception Test«, in: Lon Gieser/Morris I. Stein (Hrsg.), *Evocative Images: The Thematic Apperception Test and the Art of Projection*, Washington, D.C. 1999, 53–64, hier 62.

¹²⁸ Murrays Tochter und Morgans Sohn berichteten, als Kinder oft mit Bildern konfrontiert worden zu sein, zu denen sie sich dann Geschichten ausdenken sollten. Siehe Douglas, Translate, 204, 350.

¹²⁹ Persönliche Mitteilung von R. Holt an Wesley G. Morgan. Siehe Morgan, »Series B«, 146–147.

¹³⁰ Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, Manual, 2.

Wie auch immer der Selektionsvorgang im Detail ausgesehen hatte – nebeneinander ausgebreitet ergaben die finalen Tafeln in der Summe ein heterogenes Konvolut an Motiven, deren formale Gestaltung nicht minder vielschichtig ausfiel. Einheitsstiftend wirkte sich zugleich die drucktechnische Reproduktion aus, die die Motive bei aller Unterschiedlichkeit ästhetisch miteinander verband. Dass nicht alle der Tafeln für alle Testpersonen gedacht waren, verriet die Notation auf ihrer Rückseite, deren Bedeutung über das Manual entschlüsselt werden konnte. Für Jungen oder Mädchen gedachte Bilder waren mit einem »B« oder »G« versehen; diejenigen für Personen über 14 Jahre trugen je nach Geschlechtszuordnung die Kennzeichnung »M« oder »F«. Karten ohne Notation sollten sich für alle Geschlechter und Altersgruppen eignen.¹³¹ Um etwas über die Herkunft der Motive zu erfahren, musste abermals das Manual konsultiert werden. Bei einigen von ihnen handelte es sich um Zeichnungen, die von Morgan selbst angefertigt worden waren. Weitere zehn Motive stammten aus der Hand des Künstlers Samuel Thal.¹³² Auf dem Großteil der Tafeln waren jedoch schwarz-weiße Reproduktionen von Illustrationen, Fotografien oder Gemälden zu sehen. Die von Morgan für den *TAT* angefertigten Zeichnungen unterschieden sich stilistisch deutlich voneinander. Das Ausmaß, mit dem die Technik in den Vordergrund trat, wurde von der Künstlerin dabei ganz von dem Motiv und seinen Anforderungen abhängig gemacht. Laut Manual war lediglich eine ihrer Zeichnungen direkt auf eine Vorlage zurückzuführen.¹³³ Hierbei handelte es sich um das Gemälde *Strange Companions* des britischen Künstlers Augustus Edwin John.¹³⁴ Das in den meisten Ausstellungskatalogen zum Œuvre Johns weder namentlich erwähnte noch reproduzierte Werk gehörte in den 1920er Jahren zu seinem Privatbesitz.¹³⁵ Der Vordergrund zeigte auf der linken Seite eine geschminkte Frauengestalt, die aus dem Bild herausblickte. Zu ihrer Rechten, diesmal im Mittelgrund,

¹³¹ Mit Blick auf die Teststichprobe wurde in dem Manual auch auf die eingeschränkte Vielfalt hinsichtlich der dargestellten Personen hingewiesen. Man hätte größtenteils Personen zwischen 14 und 40 Jahren untersucht und dies als Maßstab herangezogen. Auch wurde berichtet, dass es besonders zielführend wäre, wenn die meisten Bilder eine Person zeigen würden, die dem Geschlecht der Getesteten entsprach. Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, Manual, 2.

¹³² Thal wurde 1903 in New York als Kind russischer Immigranten geboren und zog im Alter von 20 Jahren nach Boston, wo er von 1923 bis 1926 an der School of the Museum of Fine Arts studierte. Bis 1946 arbeitete er zusammen mit George K. Loeser an der Harvard University und schuf architektonische Skulpturen. Siehe Art of the Print: *Samuel Thal*, http://www.artoftheprint.com/artistpages/thal_samuel_belmont_farm.htm (Letzter Zugriff: 25. März 2021).

¹³³ Konkret ging es dabei um Tafel 12 GF.

¹³⁴ Für eine Einführung in die Werke siehe Malcolm Easton/Michael Holroyd, *The Art of August John*, London 1974.

¹³⁵ Siehe Anthony Bertram, *Augustus John*, London 1923, Tafel 17. Es stellt sich daher die Frage, wie das Kollegium auf dieses Bild aufmerksam wurde. Siehe dazu auch Morgan, Origin, 245.

befand sich eine wesentlich ältere Frau, die mit ihrer Hand an ihren Mund griff und die Betrachterinnen und Betrachter fixierte. Morgan reproduzierte das Motiv bis auf wenige Änderungen, stattete die Frau jedoch mit anderer Kleidung aus und verzichtete auf das zu einer großen Schleife um den Hals geknotete Band. Nachforschungen haben auch für Morgans Zeichnung auf Tafel 1 eine Bildvorlage identifiziert:¹³⁶ Der Junge, der – die Ellenbogen auf einen Tisch gestützt – auf die vor ihm liegende Geige blickte, basierte demzufolge auf einer Fotografie von *Lumière*, die den Geiger Yehudi Menuhin im Alter von sechs Jahren zeigt.¹³⁷ Morgan hielt sich in ihrer Darstellung eng an die Fotografie, passte jedoch Aussehen und Physiognomie an. Auch entschied sie sich für eine stärkere Aufsicht und setzte das Motiv durch ausgeprägte Hell-Dunkel-Kontraste in Szene.¹³⁸ Thal hatte sich bei seinen Motiven ebenso von anderen Abbildungen inspirieren lassen. Der ab 1923 in Boston lebende Künstler war unter anderem an der New Yorker Art Students League ausgebildet worden – einer Institution, an der auch Morgan zwischen 1921 und 1924 Kurse besucht hatte.¹³⁹ Die auf Tafel 9 BM reproduzierte Zeichnung hatte er beispielsweise eng an die Fotografie *Siesta* von Ulric Meisel angelehnt, die als Auftragsarbeit auf einer texanischen Ranch entstanden war.¹⁴⁰ Thals Bildausschnitt fokussierte jedoch die vier auf dem Boden liegenden Cowboys, Informationen zum Bildhintergrund wurden auf diese Weise weiter reduziert. Während Thal die oberen drei Personen hinsichtlich ihrer Proportionen, Positionen und Attribute nur geringfügig veränderte, zeichnete er den in der linken unteren Bildecke zu sehenden Cowboy ohne Hut. Mit den Armen schien dieser den Oberkörper aufzustützen und seine Aufmerksamkeit auf die anderen Männer zu richten. Durch den Verzicht auf das Attribut und die Darstellung eines angespannten, aufrecht gehaltenen Oberkörpers bot sich die Rückenfigur als primäres Identifikationsobjekt an. Thals Zeichnung auf Tafel 17 BM ging dem Manual zufolge auf eine unfertige Skizze des französischen Künstlers

¹³⁶ Vergleiche Morgan, *Origin*, 240.

¹³⁷ Siehe zum Beispiel Yehudi Menuhin/Curtis W. Davis, *The Music of Man*, London/Sydney 1979, 233.

¹³⁸ Darüber hinaus ist für Tafel 3 BM eine Fotografie als mögliche Vorlage entdeckt worden, die damals im Radcliffe College gehangen haben soll. Verglichen mit der Fotografie soll die Zeichnung, die eine Rückenfigur zeigte, jedoch weniger Details aufweisen und mit anderen Attributen ausgestattet sein. Siehe Morgan, *Origin*, 241.

¹³⁹ Siehe Douglas, *Translate*, 103 f. Überhaupt hatte mindestens ein Drittel der Künstler, deren Arbeiten als Vorlagen für den *TAT* Verwendung fanden, Verbindungen zur Arts Student League. Siehe dazu Morgan, »Series B«, 146. Dies hing möglicherweise mit Morgans persönlicher Bindung an diese Institution zusammen, zumal ihr bei der Bildauswahl eine bedeutende Rolle zukam. Siehe Holt, *Early History*, 492. Auch ist spekuliert worden, dass Morgan aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen nicht in der Lage war, weitere Bilder zu zeichnen, sodass auf einen anderen Künstler zurückgegriffen werden musste. Siehe Morgan, *Origin*, 239.

¹⁴⁰ Siehe Thomas J. Maloney (Hrsg.), *U.S. Camera – 1942*, New York 1941, 178. Vergleiche auch Morgan, *Origin*, 244.

Honoré Daumier zurück.¹⁴¹ Eine Bleistiftzeichnung Daumiers von einer sich an einer Kordel herabwindenden Gestalt war 1921 unter dem Titel *Le Badigeonneur* in Paris ausgestellt worden.¹⁴² Da jedoch keine Reproduktionen der Zeichnung in Ausstellungskatalogen überliefert sind, ist es naheliegender, dass ein zwischen 1858 und 1860 geschaffener Entwurf in Ölfarben als Vorlage für Thals Zeichnung gedient hatte, der unter dem Titel *L'homme à la corde* zum Sammlungsbestand des Museum of Fine Arts in Boston gehörte.¹⁴³ Während Thal die Konturen der Figur mit dem Zeichenstift klar herausarbeitete und den Körper plastisch modellierte, wurde der Körper von Daumier in einem expressiven Gestus mit großflächigen Pinselstrichen definiert. Wo Daumier ganz auf die malerische Ausgestaltung des Kopfes verzichtete und nur kreisförmig Pinselstriche auftrug, legte Thal die Binnenkonturen des Gesichts fest und kennzeichnete durch die Akzentuierung einzelner Muskelpartien auch den emotionalen Zustand der Person. In Thals Zeichnung schlug die Kordel zugleich wesentlich stärker aus und wurde von den Beinen des Mannes umschlungen. Thals für Tafel 8 BM geschaffene Zeichnung war überdies an eine Illustration von Carl Mueller angelehnt, die 1939 zusammen mit einer Kurzgeschichte in *Collier's* veröffentlicht worden war. Im Unterschied zu der Vorlage wählte Thal ein Querformat, das das Bildgeschehen in besonderer Weise konzentrierte und mehrdeutiger werden lies, weil die im Original abgebildeten Utensilien fehlten und ein Objekt im Bildvordergrund die Form einer Schrotflinte annahm.¹⁴⁴ Thals auf den Tafeln 12 M, 13 MF und 18 GF reproduzierten Zeichnungen zeigten stilistische Parallelen in der Modellierung der Körper sowie der Darstellung von Licht- und Schattenwirkungen. Trotz unterschiedlicher Sujets handelte es sich immer um Interaktionen zwischen zwei Personen, deren Motivation ambivalent blieb und somit viel Raum für Deutungen ließ. Im Kontrast dazu zeigte seine auf Tafel 3 GF gedruckte Zeichnung eine einzelne Frauengestalt, die mit ihrer linken Hand an eine Tür griff, während sie ihr Gesicht in der anderen verbarg. Hinweise auf den Kontext lieferte nur die geöffnete Tür, alles andere verschwamm im Dunkel des Zimmers. Auch auf Tafel 5 war eine einzelne Frauengestalt zu sehen, die, aus dem Dunkeln kommend, mit

¹⁴¹ Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, Manual, 20.

¹⁴² Siehe Erich Klossowski, *Honoré Daumier*, München 1923, 107. Vergleiche auch Morgan, Origin, 249.

¹⁴³ Siehe Réunion des Musées Nationaux, Paris/Musée des Beaux-Arts du Canada, Ottawa/The Phillips Collection, Washington (Hrsg.), *Daumier 1808–1879*, Paris 1999, 349. Das Gemälde war vom 6. März bis zum 6. April 1929 im Fogg Art Museum der Harvard University zu sehen. Siehe MFA: Man on A Rope, in: *Museum of Fine Arts Boston*, <https://collections.mfa.org/objects/32865/man-on-a-rope> (Letzter Zugriff: 25. März 2021).

¹⁴⁴ Auf der Illustration hatte der im Vergleich zu Thals Version älter aussehende Junge einen Koffer mit medizinischen Untersuchungsgeräten bei sich, sodass das Geschehen im Hintergrund als Operation identifiziert werden konnte. Siehe dazu auch Morgan, Origin, 243. Für die Illustration siehe Hal Borland, »Wild Geese Flying«, in: *Collier's*, November 25 (1939), 15.

vieldeutigem Gesichtsausdruck ein helles Zimmer betrat. Im Unterschied zu den anderen Szenen fiel hier die detaillierte Ausarbeitung des Zimmermobiliars auf. Insgesamt hatte Thal damit ein breites Spektrum an Motiven für den *TAT* beigetragen, deren Ausführungen unterschiedliche stilistische Anklänge aufwiesen. Seine Zeichnungen wirkten formal und inhaltlich jedoch homogener, als dies bei den Arbeiten von Morgan der Fall war, da sie von einer figurativen, um Illusion und Plastizität bemühten Darstellungsweise gekennzeichnet waren. Seine künstlerische Handschrift gab sich insbesondere in den Zeichnungen zu erkennen, die nicht in Anlehnung an eine Vorlage entstanden waren. Sie alle wirkten auffallend narrativ und platzieren die handelnden Personen in einen auch zeichnerisch näher definierten räumlichen Kontext.

Die für den *TAT* ausgewählten Illustrationen, Gemälde und Fotografien wurden in der Regel nicht bloß auf den Papptafeln reproduziert. Gestalterische Interventionen betrafen vor allem das gewählte Format und den Bildausschnitt.¹⁴⁵ Tafel 13 B wartete zum Beispiel mit einem Abzug der Fotografie *Mr. Abe Lincoln, Jr.* von Marion Post Wolcott aus dem Jahr 1940 auf (Abb. 4.2).¹⁴⁶ Ursprünglich für die Farm Security Administration aufgenommen, war darauf ein kleiner Junge zu sehen, der auf der Türschwelle einer Holzhütte saß, die sich laut Bildunterschrift in Breathitt County, Kentucky, befand.¹⁴⁷ Der Zuschnitt legte besonderes Gewicht auf die vertikalen Strukturen, so dass der Türrahmen an monumentalem Format gewann und den Jungen besonders klein erscheinen ließ. Überhaupt hatten mehrere Fotografien Eingang in den *TAT* gefunden, wobei der Großteil aus Zeitschriften für Amateurfotografie stammte.¹⁴⁸ Anders als die Aufnahme von Post Wolcott folgten diese nicht einem sozialdokumentarischen Stil, sondern zeigten piktorialistische Anklänge. Tafel 12 BG zeigte einen Abzug des britischen Fotografen Harold G. Grainger, der 1937 in *Camera Craft* abgedruckt worden war.¹⁴⁹ Grainger hatte darin drei Aufnahmen desselben Mo-

¹⁴⁵ Ob auch bei der Drucklegung bewusst interveniert wurde, um den Hell-Dunkel-Gradienten zu verändern, lässt sich über einen Vergleich der Bildvorlagen nicht sicher rekonstruieren.

¹⁴⁶ Vergleiche auch Morgan, *Origin*, 246–247.

¹⁴⁷ Morgan hat nachgewiesen, dass nicht Nancy Post Wright, wie im Manual und in der Publikation von Maloney beschrieben, sondern Marion Post Wolcott die Fotografin war. Siehe Morgan, *Origin*, 246. Die Bildunterschrift lautete: »Old mountain cabin made of hand hewn logs near Jackson, Breathitt County, Kentucky.« Siehe Hank O’Neal (Hrsg.), *A Vision Shared: A Classic Portrait of America and Its People, 1935–1943*, New York 1976, 175. Für eine Darstellung der Prämissen, die von der Farm Security Administration vorgegeben wurden, siehe Detlef Kulesa, *Vision und Dokumentation. Sozial-dokumentarische Photographie der 30er in den USA: eine ikonologische Betrachtung*, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1989.

¹⁴⁸ Dem Manual zufolge soll der Psychologe Nevitt Sanford diese Motive vorgeschlagen haben. Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, 18.

¹⁴⁹ Siehe Harold G. Grainger, »Pictorialism for Beginners. Part VIII. The Association of Parts«, in: *Camera Craft* 44 (1937), 517–524, hier 521. Vergleiche auch Morgan, *Origin*, 246.

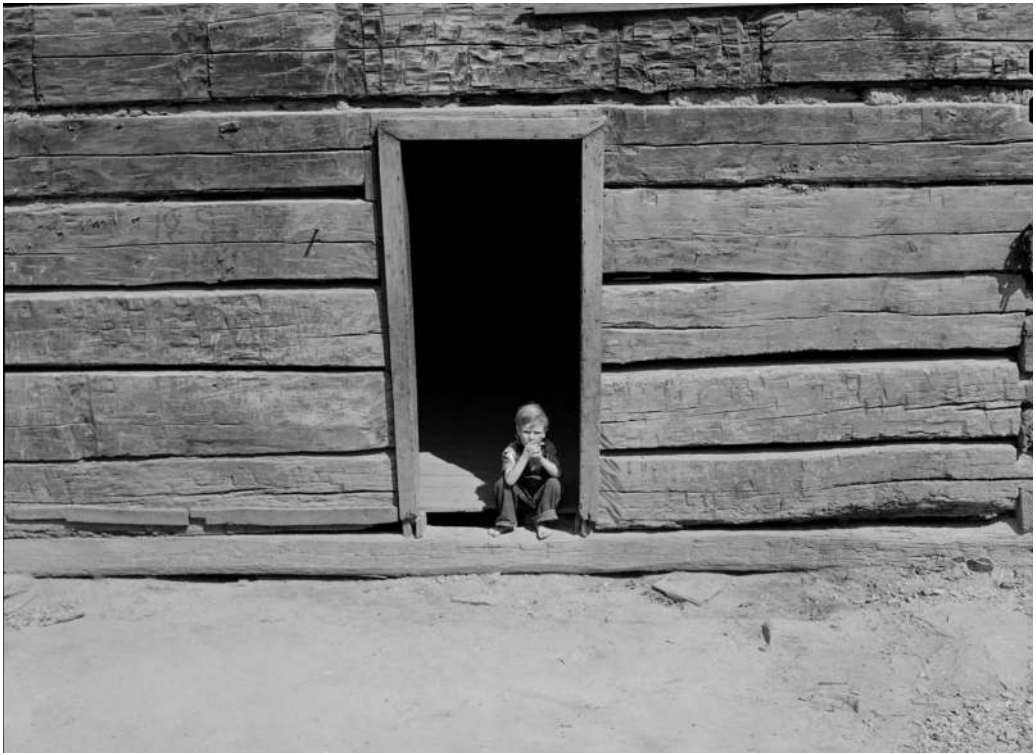


Abb. 4.2: Post Wolcotts Fotografie *Old Mountain Cabin Made of Hand Hewn Logs Near Jackson, Breathitt County, Kentucky*, als Vorlage für den TAT.

tivs miteinander verglichen und die Fotografie, die auch für den TAT ausgewählt worden war, als die gelungenste bezeichnet. Für die Reproduktion auf der Tafel wurden die Bildränder leicht zugeschnitten. Zudem erschienen die von der Sonne beleuchteten Teile der Landschaftsszene sehr hell, während die Differenz zwischen hellen und dunklen Partien in der Zeitschrift weniger drastisch ausfiel. Im Manual noch mit unbekannter Herkunft ausgewiesen, konnten Nachforschungen zeigen, dass es sich bei Tafel 20 um eine Reproduktion von Dushans Fotografie *In the Park* handelte, die 1938 in *Minicam* abgedruckt worden war.¹⁵⁰ Für die Tafel wurde die hochformatige Fotografie deutlich beschnitten. Zudem sorgte der gewählte Bildausschnitt dafür, dass die Lichtwirkung der Laterne und ihr optischer Effekt auf die beleuchteten Körper zusätzlich akzentuiert wurde. Die auf Tafel 13 G reproduzierte Fotografie von Hisao E. Kimura war 1934 in *American Photography* erschienen.¹⁵¹ Das ohnehin in seiner Technik schon sehr malerisch wirkende Foto wurde für die Tafel zumindest leicht beschnitten.

¹⁵⁰ Siehe Morgan, *Origin*, 251 sowie Dushan, »Fog – Friend or Foe?«, in: *Minicam* 1 (1938), 14.

¹⁵¹ Siehe Hisao E. Kimura, »To Roof Garden«, in: *American Photography* 26 (1934), 11. Vergleiche auch Morgan, *Origin*, 248.

Die weiteren Motive divergierten abermals deutlich in ihrer Technik, ihrem Stil und auch ihrer Entstehungszeit. Zum Beispiel hatte mit Arnold Böcklins *Drache in einer Felsenschlucht* ein Gemälde aus dem Jahr 1870 Eingang in den *TAT* gefunden (Abb. 4.3).¹⁵² Für die Druckvorlage hatte man das Bild an beiden Seiten leicht beschnitten. Im Vergleich zu dem farbigen Original ließen sich viele Details auf der Papptafel nicht mehr erkennen, so dass das Bildmotiv deutlich an Ambiguität gewann. Auch schienen die Kontraste zwischen hellen und dunklen Partien wesentlich markanter auszufallen. Als starker stilistischer Bruch dazu zeigten Tafel 15 und 17 GF die Reproduktion eines hochformatigen Holzstichs aus Lynd Kendall Wards *Madman's Drum* – einem markanten Beispiel aus dem Genre der »wordless comics«¹⁵³, das sinistre Motive enthielt, die mit ihren geometrischen Formen und feingliedrigen Strichen expressiv anmuteten. Ward hatte nach dem Collegeabschluss eine Zeitlang an der Leipziger Hochschule für Graphik und Buchkunst studiert und sich in diesem Zuge mit den Holzschnitt-Arbeiten des politischen Karikaturisten Frans Masereel beschäftigt.¹⁵⁴ Zurück in den Vereinigten Staaten erlangten Wards Bildromane Ende der 1920er Jahre für einige Zeit große Popularität. Die beiden für den *TAT* ausgewählten Motive waren für die Reproduktion leicht beschnitten worden. Darüber hinaus hatten auch Bilder amerikanischer Maler und Illustratoren Eingang in den Test gefunden. Das auf Tafel 2 komplett reproduzierte Gemälde war 1935 von dem gleichfalls an der Arts Student League ausgebildeten Künstler Leon Kroll geschaffen worden, der später auch an dieser Institution unterrichtete.¹⁵⁵ Tafel 7 GF zeigte wiederum einen Abzug des Gemäldes *Fairy Tales* des aus Russland stammenden Künstlers Anatol Shulkin. Im Herbst 1938 war das Gemälde in der Midtown Gallery in Manhattan ausgestellt worden und möglicherweise bei dieser Gelegenheit in den Blick von einem Klinikmitarbeiter geraten.¹⁵⁶ Das 1937 von Frederic Taubes geschaffene Gemälde *Lili, Portrait of the Artist's Wife* wurde auf Tafel 8 GF ohne Veränderungen abgedruckt.

Wiederholt handelte es sich bei den Motiven auch um Illustrationen aus US-amerikanischen Unterhaltungsmagazinen.¹⁵⁷ Tafel 6 GF zeigte ein Bild von Hy

¹⁵² Siehe Öffentliche Kunstsammlung Basel/Kunstmuseum, Bayrische Staatsgemäldesammlungen/Neue Pinakothek, München/Réunion des Musées Nationaux, Paris (Hrsg.), *Arnold Böcklin*, Heidelberg 2001, 214, 215.

¹⁵³ Siehe Lynd Kendall Ward, *Madman's Drum. A Novel in Woodcuts*, London 1930, 116 (Tafel 15), 71 (Tafel 17 GF). Vergleiche auch David A. Beronä, »Wordless Novels in Woodcuts«, in: *Print Quarterly* 20 (2003), 61–73.

¹⁵⁴ Siehe Beronä, *Novels*, 66–67.

¹⁵⁵ Siehe dazu Morgan, *Origin*, 240. Die Angabe im Manual, es handele sich um ein Wandgemälde aus dem Department of Justice, ist von Morgan als falsch ausgewiesen worden.

¹⁵⁶ Siehe dazu auch Paul Bird, »The Fortnight in New York«, in: *Art Digest, The News and Opinion of the Art World* 1st November (1938), 22–23.

¹⁵⁷ Diese waren von Frederick Wyatt vorgeschlagen worden. Wyatt war 1911 als Friedrich Weiss in Wien geboren worden und 1939 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten in die



Abb. 4.3: Böcklins Gemälde *Drache in einer Felsenschlucht*, 1870, als Vorlage für den TAT.

Rubin, das 1941 als Beiwerk von Agatha Christies Kurzgeschichte *The Body in the Library* in der *Saturday Evening Post* veröffentlicht worden war.¹⁵⁸ Während das Original drei Personen aufwies, wurde die Szene für den TAT so zugeschnitten, dass die Interaktion zwischen dem sich über die Lehne beugenden, Pfeife rauchenden Mann und der ihn anblickenden Frau zu seiner Rechten in den Fokus rückte. Das Motiv auf Tafel 9 GF hatte wiederum die in der Wochenzeitschrift *Collier's* publizierte Geschichte *Appointment in India* von Lawrence G. Blochman begleitet und war von Harry Morse Meyers gemalt worden – auch er hatte an der Arts Student League studiert.¹⁵⁹ Ebenfalls der Zeitschrift *Collier's* entnommen, zeigte Tafel 4 einen Mann, der sich, den Blick auf ein unbestimmtes Ziel gerichtet, von einer Frau abwendete, die ihn am Oberarm festhielt. Im Hintergrund deutete sich eine weitere, leicht bekleidete Frauengestalt an. Das von dem Arts Student League-Alumnus Cecil Calvert Beall aquarellierte Bild hatte eine Kurzgeschichte mit dem Titel *Best Man's Gift* begleitet und erinnerte in seiner Ästhetik an US-amerikanische Filmplakate.¹⁶⁰ Das affektive, handlungsleitende Moment, das zwischen beiden Personen auszumachen war, wurde durch die dynamische Komposition zusätzlich unterstrichen (Abb. 4.4). Anders als bei dem Original konnte auf der Tafel nicht mehr klar ausgemacht werden, ob es sich bei der leicht bekleideten Frauengestalt um ein Plakat oder um eine ebenfalls im Raum befindliche Person handelte.¹⁶¹

Im Unterschied zu diesem, ikonographisch in der Populär- und Unterhaltungskultur verankerten Motiv stand das auf Tafel 19 reproduzierte Bild von Ephraim Burchfield. Wie der Titel verriet, thematisierte der Künstler in seiner 1918 mit Aquarell und Gouache realisierten Arbeit die Wirkung des nächtlich tobenden Windes auf Architektur und Natur.¹⁶² Burchfield ließ das Sujet dabei in immer abstrakter werdende Formgebilde zerfließen, die vom Wind hin- und hergerissen wurden. Für die Reproduktion auf der Tafel wurde das Gemälde an allen Seiten leicht zugeschnitten. Von allen Tafeln appelierte jedoch die komplett in weiß gehaltene Tafel 16 am stärksten an das kreative und imaginative Potenzial der Testperson: Ohne auf die piktorialen Hinweisreize eines bestimmten

Vereinigten Staaten emigriert. Ab 1943 hatte er eine Forschungsstelle an der Klinik inne. Siehe Katharina Kniefacz, »Friedrich Weiss (später Frederick Wyatt)«, in: Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, <https://gedenkbuch.univie.ac.at> (Letzter Zugriff: 25. März 2021). Siehe auch Morgan, Origin, 241–243.

¹⁵⁸ Siehe Hy Rubin, »Illustration«, in: *Saturday Evening Post* June 7 (1941), 27.

¹⁵⁹ Siehe Harry Morse Meyers, »Illustration«, in: *Collier's*, April 6 (1940), 19.

¹⁶⁰ Siehe Cecil Calvert Beall, »Illustration«, in: *Collier's*, March 23 (1940), 12. Siehe auch Morgan, Origin, 241.

¹⁶¹ Siehe Morgan, Origin, 241.

¹⁶² Siehe John I. H. Baur, »Fantasy and Symbolism in Charles Burchfield's Early Watercolors«, in: *The Art Quarterly* 19 (1956), 31–40. Bauer beschrieb den Stil Burchfields als dekorativ und expressiv, zudem hob er den bedrohlichen Charakter der Darstellung hervor. Siehe auch Morgan, Origin, 250.



Abb. 4.4: Bealls Illustration aus *Collier's*, die Eingang in den TAT fand.

Motivs zurückgreifen zu können, musste zu dieser »tabula rasa« ein mentales Bild erschaffen und zum Ausgangspunkt einer noch zu erfindenden Geschichte gemacht werden.¹⁶³

Auch wenn ein paar Motive Anklänge an eine abstrakte Bildsprache aufwiesen, zeigte sich in der Gesamtschau, dass die Sujets der TAT-Tafeln primär durch gezielte Licht- und Schattenmodulation als physikalischen Gesetzen unterliegende ausgewiesen wurden. Hinsichtlich der aus kulturellen Institutionen stammenden Bilder waren insbesondere Künstler zum Zuge gekommen, die stilistisch dem Amerikanischen Realismus nahe standen. Mit einem Hang zum Dekorativen offenbarte sich dieser Realismus ebenso in den Bildern, die aus der il-

¹⁶³ Zur »tabula rasa« in der Geschichte der Malerei und die Stationen ihrer Bedeutungen zwischen Seelenbild und Imaginationsangebot siehe Monika Wagner, »Die *tabula rasa* als Denk-Bild. Zur Vorgeschichte bildloser Bilder«, in: Barbara Naumann/Edgar Pankow (Hrsg.), *Bilder-Denken. Bildlichkeit und Argumentation*, München 2004, 67–86, vor allem 80–81.

lustrierten Presse stammten. *Saturday Evening Post* und *Collier's* repräsentierten dabei ein Segment, das sich mit anspruchsvollen Illustrationen, Kurzgeschichten und Reportagen an eine amerikanische Mittel- und Oberschicht wandte, die eine dem eigenen kulturellen Kapital entsprechenden Unterhaltung erwartete.¹⁶⁴ Die Illustrationen, die im *TAT* auftauchten, verwiesen damit auf einen Bilderkosmos, der den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Klinik zugänglich und wohl auch persönlich vertraut war – wenn nicht aus eigener Lektüre, dann zumindest aus allgemeinen Wahrnehmungserfahrungen. Sie implizierten die damals verbreiteten ästhetischen Prämissen der Herausgeber erfolgreicher Magazine, ließen aber auch auf die Geschmacksdisposition der amerikanischen Mittel- und Oberschicht schließen, deren Bedürfnis nach Unterhaltung noch nicht über das Massenmedium Fernsehen befriedigt werden konnte. Was den Einsatz verschiedener Bildgattungen anging, hatte das Klinikkollegium ebenso fotografischen Medien eine visuell-atmosphärische Qualität zugesprochen, die sich mit Blick auf die Zielsetzung, einen psychologischen Test zu konstruieren, produktiv machen ließ. Hatten museale Institutionen in den 1930er Jahren Fotografien in der Regel noch nicht als expositionswürdig angesehen, so hatten sie zur Zeit der Entwicklung des *TAT* bereits einen erheblichen Anteil an der populären Bilderwelt.¹⁶⁵ Neben den wohl vorhandenen persönlichen Erfahrungen, fotografiert zu werden oder auch selbst zur Kamera zu greifen, spiegelte sich die Vertrautheit gegenüber diesem Bildmedium in der alltäglichen Begegnung mit fotografischen Aufnahmen in Illustrierten, Magazinen oder Zeitschriften.¹⁶⁶ Mochte das Klinikpersonal vielleicht privat Gefallen an den die Potenzialitäten von Form, Inhalt und Medium ausschöpfenden künstlerischen Avantgarden gehabt haben – für die Entwicklung eines psychologischen Tests, der selbstbewusst als Breitband-Diagnostikum angepriesen wurde, kam letztlich ein über die soziale Schicht prädisponiertes Geschmacksschema zur Geltung, das sich in der Auswahl der Bildvorlagen niederschlug.

Was die intendierte Ambiguität der Testtafeln betraf, wurde diese im *TAT* über die Verquickung verschiedener Gestaltungsmittel, nicht aber über den Grad der Abstraktion der Darstellung hergestellt. Grundlegend gehörte dazu

¹⁶⁴ Für einen Bericht über die Bedeutung von Magazinen wie der *Saturday Evening Post* und ihrer Leserschaft siehe James Playsted Wood, *Magazines in the United States. Their Social and Economic Influence*, New York 1949.

¹⁶⁵ Die erste große Fotografieausstellung mit einem Fokus auf die Geschichte des Mediums fand 1937 im New Yorker Museum of Modern Art statt. Siehe dazu Alessia Tagliaventi, »Photography at MoMa: Four Landmark Exhibitions«, in: Alessandra Mauro (Hrsg.), *Photo Show. Landmark Exhibitions that Defined the History of Photography*, London 2014, 149–200.

¹⁶⁶ Dass Aufnahmen aus Fotografiezeitschriften wie *Minicam* verwendet wurden, verweist auf die in bürgerlichen Schichten populär gewordene Praktik der Laienfotografie. Unter der Aneignung von Wissen über die technischen Details zielte diese darauf ab, möglichst optimale fotografische Aufnahmen mit Kleinbildkameras zu erreichen.

bereits die drucktechnische Reproduktion in Graustufen, die sich nicht nur in starken Hell-Dunkel-Kontrasten niederschlug, sondern auch eine Ästhetik produzierte, in der sich die Details der Motive aufzulösen schienen, vor dem Auge verschwammen und nicht mehr klar bestimmt werden konnten. Uneindeutigkeit wurde jedoch vor allem über einzelne Bildkomponenten produziert: Mal fehlten Informationen, die den Kontext einer Handlung festlegten, mal waren es einzelne Objekte, die nicht eindeutig bestimmt werden konnten. In anderen Fällen wurde die Mehrdeutigkeit durch das dargestellte Verhältnis zwischen den gezeigten Personen oder aber ihre körperlich-physiognomischen Details (zum Beispiel eine Bewegung, die man als Angriff oder Abwehr deuten konnte, ein Gesichtsausdruck, der möglicherweise Erstaunen oder Entsetzen signifizierte) produziert. Durch ihre Affinität zu gegenständlichen Darstellungen wiesen die Stimuli damit zugleich eine relativ starke Strukturierung auf, die den Assoziationsprozess von Anfang an lenkte und kanalisierte. Auf einer formalen Ebene galt dies auch für die komplett in weiß gehaltene, scheinbar nur auf sich selbst verweisende Tafel, die in ihrer Gestalt bereits Assoziationen an einen Projektionsschirm weckte und durch ihre Position zu einem Zeitpunkt in Erscheinung trat, bei dem die Testperson bereits 15 Durchgänge des Deutens und Geschichtenerfindens praktiziert hatte.

Die im *TAT* zur Aufführung gebrachte Bilderwelt war in diesem Sinne hochgradig von kulturellen Wissensbeständen determiniert. Nicht nur gaben Form und Inhalt der Szenen auf den ersten Blick zu erkennen, dass es sich um Bilder handeln musste, die aus dem globalen Norden stammten und als Produkte dieses Kulturkreises diesen wiederum selbst in ein Bild setzten. Noch weit darüber hinausgehend suggerierten zahlreiche Bilddetails, die den Habitus der abgebildeten Personen betrafen, dass hier an ein spezifisches Milieu appelliert wurde. Auch manifestierten sich sozial tradierte und kulturell verankerte Modelle zwischenmenschlicher Beziehungen in den Bildszenen. Sie betrafen Umgangsformen zwischen den Generationen genauso wie Geschlechterverhältnisse. Dies zeigte sich gleichermaßen in der Reservierung von Bildern für bestimmte Alters- und Geschlechtsgruppen, deren Sujets historisch gewachsene und sozial verankerte Geschlechts- und Verhaltensstereotype in eine visuelle Form überführten. Als Reizmaterial eines psychologischen Tests machten die Tafeln des *TAT* damit nicht nur eine kontingente (bürgerliche) Kultur anschaulich. Sie wurde zugleich als normativer Ausgangspunkt festgesetzt, von dem ausgehend sich Fantasien und Assoziationen entfalten sollten, die dann wiederum den Gegenstand einer auf die Tiefe zielenden Persönlichkeitsdiagnostik bildeten. Je nachdem, welche Person die Tafeln zu Gesicht bekam, mochten sich folglich ganz unterschiedliche Reaktionen einstellen: Ein diffuses Vertrautheitsgefühl, da sie unmittelbar an einen konkreten, sozial verankerten und medial vermittelten Erfahrungshorizont appellierten – vielleicht aber auch Befremden und Irritation, weil die Bilder etwas voraussetzten, das wenig mit der eigenen Lebenswirklichkeit und den visuellen Prägungen zutun hatte.

4.2.2 Diagnostik mit dem TAT – vom Bild zur Narration zur Diagnose

Wie überhaupt anhand der Bildtafeln zu psychodiagnostischen Aussagen gelangt werden sollte, führte das von Murray und seinem Kollegium erarbeitete Manual aus.¹⁶⁷ Damit die Testperson adäquates Fantasiematerial generieren konnte, sollte zunächst eine freundliche Atmosphäre geschaffen werden. An den Modalitäten einer psychoanalytischen Sitzung orientiert, sollte die Testperson möglichst mit dem Rücken zur Testleitung auf einem Stuhl Platz nehmen oder sich gleich auf eine Couch legen. Um keinen Verdacht zu schüren, dass der Inhalt der freien Assoziationen später interpretiert würde, sollte der Eindruck vermittelt werden, dass allein ihre literarische beziehungsweise kreative Fähigkeit von Interesse wäre.¹⁶⁸ Aufgeteilt auf zwei aufeinanderfolgende Sitzungen, sollten der Testperson dann sukzessive zehn Bildvorlagen nach einer festgelegten Abfolge präsentiert werden, sodass ihr etwa fünf Minuten Zeit für die Betrachtung jeder Tafel blieben. Nachdem sich die Testperson mit dem Arrangement vertraut gemacht hatte, waren für den zweiten Termin Bildtafeln vorgesehen, die absichtsvoll dramatischere und ungewöhnlichere Szenen zeigten. Das Manual hielt verschiedene Instruktionen bereit, die an das Alter und die geistige Verfassung angepasst waren.¹⁶⁹ Hierbei wurde die Testperson dazu angehalten, eine möglichst dramatische Geschichte zu jeder Szene zu entwickeln und sich mit der Gefühls- bzw. Gedankenwelt der Abgebildeten zu beschäftigen. Dabei sollte sie nicht nur beschreiben, was in dem abgebildeten Moment passierte, sondern auch, was dazu geführt hätte und wie sich die Situation weiter entwickelte. Um möglichst assoziativ zu bleiben, wurde sie dazu aufgefordert, ihre Gedanken spontan auszudrücken – so, wie ihr diese in den Sinn kämen. Für den zweiten Sitzungstermin wurde die Instruktion noch einmal zugespitzt, damit sich die Testperson ganz von realen Bezügen lösen konnte und sich allein von ihrer Vorstellungskraft leiten ließ. Die Präsentation der finalen weißen Tafel wurde gesondert eingeleitet.¹⁷⁰

Zur Vorbereitung der Analyse sollten alle verbalen Reaktionen auf die Bildvorlagen möglichst exakt, auch unter Zuhilfenahme steno- oder phonographi-

¹⁶⁷ Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, 2 f.

¹⁶⁸ Siehe ebenda, 4.

¹⁶⁹ Siehe ebenda, 5. In der Standardinstruktion hieß es: »[...] your task will be to make up as dramatic a story as you can for each. Tell what has led up to the event shown in the picture, describe what is happening at the moment, what the characters are feeling and thinking; and then give the outcome. Speak your thoughts as they come to your mind. Do you understand?« Siehe ebenda, 3. Die modifizierte Instruktion war Kindern, Erwachsenen mit kognitiven Defiziten oder Psychosebetroffenen vorbehalten. Für den zweiten Durchgang hieß es: »Now I would like to see what you can do when you disregard the commonplace realities and let your imagination have its way, as in a myth, fairy story, or allegory.« Auch für diese Anleitung gab es eine adaptierte Version. Siehe ebenda, 5.

¹⁷⁰ Siehe ebenda.

scher Hilfsmittel, dokumentiert werden.¹⁷¹ Der diagnostische Prozess fokussierte genau auf dieses narrative Material. Um das Material strukturiert zu erschließen, präsentierte das Manual einen Rahmen, der von einer eher formalen Bestimmung bis hin zu einer auf die Deutung fokussierten Tiefenanalyse reichte.¹⁷² Zunächst war die Figur (»hero«) zu bestimmen, mit der sich die Testperson bei der Betrachtung der Bildvorlage identifiziert hatte. Ihre Attribute, aber auch ihr Erleben, ihr Verhalten und ihre Bedürfnisse sollten genau analysiert werden.¹⁷³ Das Manual präsentierte dafür ein Schema von 28 »needs«.¹⁷⁴ Nach der Rationale verwies diese Charakterisierung unmittelbar auf (un)bewusste Persönlichkeitsaspekte der Testperson, ihre Tendenzen und Bestrebungen, aber auch ihre persönliche Geschichte und antizipierte Zukunft.¹⁷⁵ Der nächste Analyseschritt richtete die Aufmerksamkeit auf die Variablen, die aus der Situation heraus auf die »hero«-Figur einwirkten (»press«).¹⁷⁶ Hierbei vertrat das Manual das Postulat, dass die »press«-Variablen Aufschluss darüber gaben, wie die Testperson ihre Umwelt subjektiv im Sinne ihrer Wünsche und Befürchtungen konstruierte, wobei es sich wiederum um die Vergangenheit, Gegenwart oder die vorweggenommene Zukunft, genauso aber auch Traumbilder handeln konnte.¹⁷⁷ Für die aus der Umwelt auf die Identifikationsfigur einwirkenden Kräfte wurde ebenfalls eine Liste präsentiert, klassifiziert nach den Auswirkungen, die sie auf die Heldenfigur hatten.¹⁷⁸ Die »need«-»press«-Dynamiken, die sich zwischen dem Identifikationsobjekt und der Umwelt ergaben, konnten weitergehend analysiert und in ihrer thematischen Bedeutung bestimmt werden.¹⁷⁹

Das Manual folgte dabei einer Konzeption von ›Persönlichkeit‹, deren Ebenen sich nicht nur im Grad der Bewusstheit, sondern auch des Ausdrucks unterschieden:¹⁸⁰ Während sich die innerste Schicht aus unbewussten unterdrückten Tendenzen zusammensetzen sollte, gehörten Aspekte, die verdeckt im Denken auf-

¹⁷¹ Siehe ebenda.

¹⁷² Das Manual wartete dazu mit Variablen auf (zum Beispiel Merkmale des Themas, Stimmung, Kraft der Handlung), die eine Einschätzung der Testperson hinsichtlich ihres ›Temperaments‹, ihrer emotionalen Reife sowie weiterer Aspekte erlauben sollten. Siehe ebenda, 18.

¹⁷³ Dazu gehörten auch Aspekte wie Überlegenheit oder Unterlegenheit, Kriminalität und psychische Auffälligkeit. Siehe ebenda, 7.

¹⁷⁴ Dazu gehörten Bedürfnisse wie »n Achievement«, »n Aggression« oder »n Dominance«. Siehe ebenda, 9.

¹⁷⁵ Siehe ebenda, 14.

¹⁷⁶ Siehe ebenda, 10–11.

¹⁷⁷ Siehe ebenda, 14.

¹⁷⁸ Dazu gehörten Kräfte wie »p Affiliation«, »p Rejection« oder auch »p Dominance«. Siehe ebenda, 11–12.

¹⁷⁹ Aus ihrer Interaktion ließ sich zum Beispiel das Frustrationsausmaß, das Erfolgs-/Mißerfolgsverhältnis und auch das Maß zwischen negativen und positiven Ausgängen der Geschichten einschätzen. Auch ließen sich Listen mit dominierenden Themen (»need-press combinations«) aufstellen. Siehe ebenda, 13.

¹⁸⁰ Siehe ebenda, 15–16.

schiene und zumindest im privaten oder geheimen Rahmen ausagiert wurden, der mittleren Ebene an. Die äußere Ebene umfasste Strebungen, die offen artikuliert wurden und sich allgemein im Verhalten zeigten. Nach der Abklärung biographischer Basisdaten war es Aufgabe der Analyse, das narrative Material einer dieser Ebenen zuzuordnen und auf hervorstechende Variablen hin zu untersuchen – wobei gerade die verdeckte Ebene in den Geschichten zum Vorschein kommen sollte. Auch psychische Auffälligkeiten wie zwanghafte, manische oder depressive Tendenzen sollten in dem Material anschaulich werden.¹⁸¹ Inhaltliche und formale Aspekte des verbal codierten und für die Analyse fixierten Materials konnten so gleichermaßen in der Analyse berücksichtigt werden und wurden als diagnostische Information gewertet. Was die dafür nötigen Qualifikationsanforderungen anging, wurde eingeräumt, dass Laien durchaus zu validen Schlussfolgerungen gelangen konnten.¹⁸² Insgesamt wurde jedoch markiert, dass es einer an verschiedenen klinischen Fällen erprobten, umfassend ausgebildeten kritischen Intuition bedürfte.¹⁸³ Bei tiefergehenden Interpretationen sollte die Testleitung zusätzlich mit psychoanalytischen Konzepten vertraut sein, zumal die Gefahr bestünde, eigene Themen in das assoziierte Material zu projizieren.¹⁸⁴ Trotz der festen Form des Tests und seiner durch Regeln strukturierten Durchführung verwies das Manual damit explizit auf die Bedeutung einer über die Erfahrung kultivierten klinisch-psychoanalytischen Expertise: »The future of the TAT hangs on the possibility of perfecting the interpreter (psychology's forgotten instrument) more than it does on perfecting the material«, brachten die Autorinnen und Autoren ihre Position auf den Punkt.¹⁸⁵

Der TAT erwies sich damit als komplexes Dispositiv, dessen diagnostisches Prozedere auf einer voraussetzungsreichen Konstellation von Medien, Materialien und Übersetzungsschritten innerhalb einer genau konzertierten Begegnung zwischen Getestetem und Testendem fußte. Mit der Aufforderung zu erzählen, knüpfte er an eine fundamentale Kulturtechnik an, die gleichfalls das zentrale Medium der psychoanalytischen Behandlung bildete und von der Vorstellung einer intimen Verknüpfung zwischen Narration, Selbst und Identität getragen war.¹⁸⁶ Bild und Instruktion des Tests ergaben zwei aufeinander abgestimmte

¹⁸¹ Passten beispielsweise das Thema und die Sprache oder das Gefühl und die Handlung nicht zusammen und lagen bizarre Elemente vor, wurde dies als Indikator mentaler Desorientierung gewertet. Siehe ebenda, 18.

¹⁸² Siehe ebenda, 6.

¹⁸³ Siehe ebenda.

¹⁸⁴ Siehe ebenda.

¹⁸⁵ Siehe ebenda.

¹⁸⁶ So ist das Erzählen als die »zentrale Handlungskategorie« der Psychoanalyse beschrieben worden. Siehe Bettina Rabelhofer, »Erzählen in der Psychoanalyse«, in: Alexandra Strohmaier (Hrsg.), *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*, Bielefeld 2013, 343–358, hier 343. Zur Idee des »homo narrator« und ihrer psychologischen Dimension siehe Jürgen Straub, »Kann ich

Handlungsanweisungen unterschiedlicher medialer, aber gleichsam normativer Ausrichtung: Mit den Tafeln konfrontiert, erschienen die auf den Bildern dargestellten Personen und Objekte zunächst als Angebot, sich visuell inspirieren und die eigene Fantasie beflügeln zu lassen. Letztlich unterlagen die Testpersonen aber der Aufforderung, ihre Assoziationen ausgehend von den Motivvorgaben zu entfalten. Obgleich die Bildtafeln im Prozess der Testung eine nach der anderen wieder zur Seite gelegt wurden – ihre Referenzfunktion blieb auch dann noch bestehen, sobald das verbale Material aufgezeichnet worden war: als Stimulus für die produzierten Geschichten, aber auch als Bezugspunkt für die anschließende Deutung. Darüber hinaus wurden die Getesteten dazu aufgefordert, ihre Assoziationen in die Form einer Erzählung zu gießen, deren grundlegende Struktur bereits durch die Instruktion vorbestimmt wurde. Diese gab dabei die explizite Anregung, sich möglichst spannende Geschichten einfallen zu lassen, sodass von einem Zustand des Außergewöhnlichen auf die ›Persönlichkeit‹ in ihrer ›normalen‹, aber auch genauso pathologischen Ausprägung geschlossen wurde. Seine Einbettung in psychoanalytisch inspirierte Konzepte machte den *TAT* sogleich zu einer mächtigen Sichtbarkeits- und vermeintlichen Wahrheitsmaschine. Der durch die Bilder angeregte Assoziationsstrom verwies unmittelbar und auf bedeutsame Weise auf die Person zurück, die ihn verbalisiert hatte. Jede noch so banale Aussage erwies sich als potenziell bedeutsam, barg sie doch immer eine latente Ebene, die es zu deuten und einzuordnen galt. Im Sinne des Manuals eingesetzt, konnte der *TAT* somit das, was in den tieferen Schichten der ›Persönlichkeit‹ verborgen läge, an die Oberfläche befördern und zugänglich machen. Was der *TAT* auf diese Weise als Bild zutage förderte, war oftmals das genaue Gegenteil dessen, was die Person freimütig von sich berichtete oder in ihrem Alltagsverhalten zeigte: »Thus the picture that emerges from this test may be unrecognizable by the individual's casual, or even intimate, acquaintances.«¹⁸⁷

4.3 Projektive Psychodiagnostik: Diskurs und Medialität

4.3.1 Projektion – begriffs- und mediengeschichtliche Aspekte

Anders als der Titel »Projective Methods for the Study of Personality« vermuten ließ, nahm Franks 1939 veröffentlichter Artikel an keiner Stelle explizit auf psychoanalytische Schriften Bezug.¹⁸⁸ Die von ihm zu einer eigenständigen Testklasse gruppierten Testverfahren sollten ihre projektive Funktionsweise darin begründen, dass sie ein Individuum dazu verleiteten, seine persönlichen Wahr-

mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des Homo narrator«, in: ebenda, 75–144.

¹⁸⁷ Siehe Murray/the Staff of the Harvard Psychological Clinic, 16.

¹⁸⁸ Siehe Frank, Projective Methods.

nehmungsweisen, Bedeutungen und Empfindungen auf ein vorgegebenes, in der Bedeutung jedoch weitgehend offenes Stimulusmaterial zu übertragen.¹⁸⁹ In den charakteristischen Reaktionen auf dieses Material würde sich sodann die ›Persönlichkeit‹ offenbaren – auch in Aspekten, die der Person selbst gar nicht bewusst wären oder die sie nicht zu verbalisieren vermochte.¹⁹⁰ In dieser allgemeinen Formulierung umfasste Franks Vorstellung von Projektion wesentlich mehr, als innerhalb der frühen psychoanalytischen Theoriebildung formuliert worden war.¹⁹¹

Etymologisch auf das lateinische Substantiv *proiectio* zurückzuführen (»das Hervorwerfen«), kursierte der Begriff der Projektion im deutschen Sprachraum zunächst in den Naturwissenschaften und in der Heilkunde.¹⁹² Als Denkfigur breitete sich »Projektion« ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Sinnesphysiologie ausgehend dann auch in den Human- und Kulturwissenschaften aus.¹⁹³ Sigmund Freud hatte den Begriff erstmals 1891 in einer Studie über Aphasien im Sinne neurophysiologischer Vorstellungen verwendet, die beispielsweise die Abbildung des Körpers in der Gehirnrinde beschrieben.¹⁹⁴ Außerhalb des medizinischen Kontextes hatten philosophische Positionen derweil eine Verknüpfung zwischen der Projektionsidee und unbewussten Vorgängen vorgenommen und damit das epistemische Fundament für Freuds spätere psychologische Eingemeindung des Begriffs vorbereitet.¹⁹⁵ Die Charakterisierung der Projektion als psychischen Mechanismus nahm Freud 1895 in einem Manuskript zur Paranoia vor.¹⁹⁶ Freud führte hier aus, dass die Projektion im Erleben

¹⁸⁹ Siehe ebenda, 403.

¹⁹⁰ Siehe ebenda, 404.

¹⁹¹ Für eine ausführliche Darstellung der Projektions-Konzepte von Freud und Jung siehe Rudolf Bühlmann, *Zur Entwicklung des tiefenpsychologischen Begriffs der Projektion*, Zürich 1971. Siehe auch Falko Schmieder, »Von der Methode der Aufklärung zum Mechanismus des Wahns: Zur Geschichte des Begriffs ›Projektion‹«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 47 (2005), 163–189.

¹⁹² Siehe Otto Basler, »Projektion«, in: *Deutsches Fremdwörterbuch, Band II*, Berlin 1942, <https://www.owid.de/artikel/321597> (Letzter Zugriff: 25. März 2021). Der Begriff soll sich zudem im frühen 17. Jahrhundert verbreitet haben.

¹⁹³ Für eine differenzierte Beschreibung des Zirkulierens dieser Projektionsfigur in unterschiedlichen Wissensgebieten im Verlauf des 19. Jahrhunderts siehe Jutta Müller-Tamm, »Die Denkfigur als wissenschaftliche Kategorie«, in: Nicola Gess/Sandra Janßen (Hrsg.), *Wissens-Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*, Berlin 2014, 100–122.

¹⁹⁴ Siehe Sigmund Freud, *Zur Auffassung der Aphasien: Eine kritische Studie*, Leipzig/Wien 1891, 48–49. Es ist anzunehmen, dass Freud auf den Begriff im Kontext seiner medizinischen Studien, eventuell auch durch die Lektüre philosophischer Abhandlungen, zum Beispiel von Berkeley, Hobbes und Schopenhauer, gestoßen war. Siehe dazu Heinz Heckhausen, »Die Problematik des Projektionsbegriffs und die Grundlagen und Grundannahmen des thematischen Auffassungstests«, in: *Psychologische Beiträge* 5 (1960), 53–80, hier 56.

¹⁹⁵ Siehe dazu Schmieder, *Methode*, 178. Schmieder bezieht sich hier auf Kapp und Nietzsche.

¹⁹⁶ Siehe Bühlmann, *Entwicklung*, 55 f. und Sigmund Freud, »(Manuskript H) Para-

und Verhalten psychisch Gesunder sehr häufig zum Einsatz käme, bei klinischen Fällen aber auch als Abwehrmechanismus missbraucht würde, wenn eine dem Ich unerträgliche Vorstellung in die Außenwelt projiziert werde. An diese Überlegung anknüpfend fasste er in seiner Arbeit über die Angstneurosen den Mechanismus der Projektion als Übertragungsprozess der Psyche von innen nach außen.¹⁹⁷ Auch nach der Jahrhundertwende tauchte der Begriff der Projektion bei Freud vor allem wieder im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Paranoia auf.¹⁹⁸ Freud arbeitete in diesem Zuge heraus, dass der Projektion bei der paranoischen Symptombildung eine zentrale Funktion zukäme, diese aber auch als allgemeiner Vorgang des Seelenlebens anzusehen sei.¹⁹⁹ In seinem 1920 publizierten Text *Jenseits des Lustprinzips* postulierte er, dass der psychische Apparat gegen innere Erregungen vorgehe, die zu einer zu großen Vermehrung von Unlust führten, indem sie als von außen kommende behandelt würden.²⁰⁰ Genau dies sei die Herkunft der für die Verursachung pathologischer Phänomene so bedeutsamen Projektion. Als psychischer Abwehrvorgang wurde der Projektionsprozess abermals in *Totem und Tabu* beschrieben, jedoch kennzeichnete Freud ihn auch als allgemeinen, wenngleich primitiven Mechanismus, der ohne vorliegende intrapsychische Konflikte zur Wirkung käme.²⁰¹ Ebenso würden innere Wahrnehmungen von Gefühls- und Denkprozessen nach außen projiziert und zur »Ausgestaltung der Außenwelt« verwendet.²⁰² An der Auffassung der Außenwelt hätte der Projektionsmechanismus damit den größten Anteil. Bei der Projektion sprach Freud von einer »Koexistenz von Wahrnehmen und Erinnern, oder, ins Allgemeine ausgedehnt, [der] Existenz unbewußter See-

noia«, in: Marie Bonaparte/Anna Freud/Ernst Kris (Hrsg.), *Sigmund Freud. Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fliess, Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887–1902*, London 1950, 118–124, hier 121.

¹⁹⁷ Siehe Sigmund Freud, »Über die Berechtigung von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomkomplex als ›Angst-Neurose‹ abzutrennen«, in: A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke I*, London 1952, 315–342, 338. Vergleiche auch Bühlmann, *Entwicklung*, 65 f.

¹⁹⁸ Siehe Sigmund Freud, »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia Paranoides), 1911«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke VIII, achte Auflage*, Frankfurt am Main 1990, 239–320, 284. Vergleiche auch Bühlmann, *Entwicklung*, 95 f.

¹⁹⁹ Siehe Freud, *Bemerkungen*, 303.

²⁰⁰ Siehe Sigmund Freud, »Jenseits des Lustprinzips«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke XIII, neunte Auflage*, Frankfurt am Main 1987, 1–70, 29. Vergleiche auch Bühlmann, *Entwicklung*, 71 f.

²⁰¹ Siehe Sigmund Freud, »Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke IX, dritte Auflage*, Frankfurt am Main 1961, 80–81. Vergleiche auch Bühlmann, *Entwicklung*, 71 f.

²⁰² Siehe Freud, *Totem*, 81.

lenvorgänge neben den bewußten.«²⁰³ Insgesamt aber sah Freud ihn als recht eng umschriebenen Vorgang an.²⁰⁴

Inspiziert von diesen Veröffentlichungen, machte Freuds Schüler Carl Gustav Jung erstmalig 1907 von dem Begriff in seiner Abhandlung über *dementia praecox* Gebrauch.²⁰⁵ Am Beispiel psychotischen Erlebens wurde die Projektion auch hier als Prozess der Hinausverlagerung psychischer Elemente beschrieben. Jungs 1921 veröffentlichte Monographie *Psychologische Typen* wartete dann mit einer umfassenden und recht allgemein gefassten Definition auf: Projektion wurde gefasst als »Hinauslegung eines subjektiven Vorganges in ein Objekt«, bei dem »ein subjektiver Inhalt dem Subjekt entfremdet« und dem Objekt einverleibt würde, wobei sich dies auf negativ wie positiv besetzte Aspekte beziehen könnte.²⁰⁶ Gewöhnlicherweise sollte der Projektionsvorgang automatisch und ohne Absicht ablaufen. Jung identifizierte aber auch eine aktive Form, die sich auf den Einfühlungsakt und die Urteilstätigkeit bezog.²⁰⁷ Wie bereits von Freud beschrieben, wies auch Jung auf die zentrale Bedeutung der Projektion bei der Paranoia hin.²⁰⁸

Insgesamt wurde der Projektionsbegriff im Nachgang an Freuds Überlegungen einerseits im Sinne eines Abwehrmechanismus fortgeführt, wobei hier die Schriften Anna Freuds von besonderer Bedeutung waren.²⁰⁹ Andererseits wurde die Projektion als ein von der Fantasie geleiteter Prozess konzeptualisiert, durch den unangenehme Aspekte in die Außenwelt verlagert würden – eine Vorstellungslinie, die auf Sándor Ferenczi zurückging und prominent von der Schule Melanie Kleins vertreten wurde.²¹⁰ Diese unterschiedlichen semantischen Aufladungen trafen innerhalb der psychologischen Wissenschaften nicht unbedingt auf Wohlwollen: »Probably the most inadequately defined term in all psychoanalytic theory is projection,« leitete der Psychologe Robert R. Sears beispielsweise 1943 seinen Bericht zur empirischen Fundierung psychoanalytischer Konzepte ein.²¹¹ Dies tat dem Erfolg des Begriffs und seiner Verbreitung jedoch keinen Abbruch. Ihm schien eine unmittelbare Anschaulichkeit zu eigen, die – zumindest

²⁰³ Siehe ebenda, 115.

²⁰⁴ Vergleiche dazu auch J. Laplanche/J.-B. Pontalis, »Projektion«, in: dies., *Das Vokabular der Psychoanalyse*, 12. Auflage, Frankfurt am Main 1994, 399–408, hier 403.

²⁰⁵ Siehe C. G. Jung, *Über die Psychologie der Dementia praecox. Ein Versuch*, Halle an der Saale 1907, 101, 105.

²⁰⁶ Siehe C. G. Jung, *Psychologische Typen*, Zürich 1921, 642–643. Vergleiche auch Bühlmann, *Entwicklung*, 160 f.

²⁰⁷ Siehe Jung, *Typen*, 643.

²⁰⁸ Siehe ebenda.

²⁰⁹ Siehe Joseph Stadler/Meir Perlow, »Internalization and Externalization«, in: Joseph Sandler (Hrsg.), *Projection, Identification, Projective Identification*, London/New York 1988, hier 3–4.

²¹⁰ Siehe ebenda.

²¹¹ Siehe Robert R. Sears, »Survey of Objective Studies of Psychoanalytic Concepts«, in: *Social Science Research Council Bulletin* 51 (1943), hier 121.

oberflächlich betrachtet – auch bei den von Frank zusammengeführten Testverfahren nachvollziehbar war. Die Rede von »projektiven Verfahren« konnte sich deshalb trotz wiederholter Versuche einer begrifflichen Neubestimmung und Präzisierung behaupten und etablieren.²¹²

Dies mag auch mit kulturellen beziehungsweise medientechnologischen Entwicklungen verbunden gewesen sein, die sich zeitgleich mit den Bewegungen der Denkfigur ›Projektion‹ innerhalb und zwischen den Human- und Kulturwissenschaften ereigneten. Als Freud seine praktische Tätigkeit als Arzt aufnahm, waren allgemein als »Projektionskunst«²¹³ bezeichnete Lichtbildaufführungen dank der fotografischen Reproduktionstechniken bereits zu einem veritablen Massenmedium mit einem breiten Spektrum an Darstellungsformen avanciert.²¹⁴ Im 19. Jahrhundert übernahmen derartig »gestaltete Lichterscheinungen« vielfältige Funktionen:²¹⁵ Sie dienten der Unterhaltung, der akademischen Anleitung, aber auch der pädagogisch-religiösen Bildung.²¹⁶ Einerseits wurde es mittels relativ einfacher Apparate möglich, Bilder in einem so großen Format auf eine Fläche zu projizieren, dass auch ein größeres Publikum an der Vorführung teilhaben konnte.²¹⁷ Aufgrund ihrer geringen Größe konnten die diaphanen Projektionsbilder zudem leicht transportiert werden, sodass sich bei einer Vorstellung gleich ein ganzer Kosmos von Bildern projizieren ließ. Nicht zuletzt affizierten die Bilder die Sinne des Publikums auf anregende und faszinierende

²¹² Zum Beispiel wurde 1950 von Leopold Bellak eine Verknüpfung von projektiven Verfahren mit der frühen psychoanalytischen Theoriebildung versucht. Bellak verwies dabei auf die Übereinstimmung der projektiven Psychodiagnostik mit den Aussagen Freuds zur Projektion in *Totem und Tabu*, argumentierte dann aber, dass der Oberbegriff der »apperception« zielführender zur Kennzeichnung der Verfahren wäre. Siehe Leopold Bellak, »On the Problems of the Concept of Projection. A Theory of Apperceptive Distortion«, in: Lawrence Edwin Abt/Leopold Bellak (Hrsg.), *Projective Psychology. Clinical Approaches to the Total Personality*, New York 1950, 7–32.

²¹³ Die Bezeichnung der Laterna magica als »Projektionskunst« fand in den deutschsprachigen Ländern um 1870 Verbreitung, nachdem wissenschaftliche Kreise in Frankreich ab den 1850er Jahren den aus der Geometrie stammenden Begriff der Projektion auf die Laterna magica übertragen hatten. Siehe Jens Ruchatz, »Ignoriert und totgesagt. Koordinaten zur Geschichte der Photoprojektion in Deutschland«, in: Frank Kessler/Sabine Lenk/Martin Loiperdinger (Hrsg.), *KINtop 8: Film und Projektionskunst*, Frankfurt am Main/Basel 1999, 39–51, hier 48.

²¹⁴ Siehe Frank Kessler/Sabine Lenk/Martin Loiperdinger, »Editorial«, in: dies. (Hrsg.), *KINtop 8: Film und Projektionskunst*, Frankfurt am Main/Basel 1999, 7. Eine ausführliche Darstellung der Mediumsgeschichte der Projektion findet sich bei Jens Ruchatz, *Licht und Wahrheit. Eine Mediumsgeschichte der fotografischen Projektion*, München 2003 und Ulrike Hick, *Geschichte der optischen Medien*, München 1999.

²¹⁵ Siehe Ludwig Maria Vogl-Bienek, »Projektionskunst«. Paradigma der visuellen Massenmedien des 19. Jahrhunderts, in: Joachim-Felix Leonhard/Hans-Werner Ludwig/Dietrich Schwarze/Erich Straßner (Hrsg.), *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*, Berlin/New York 2001, 1043–1058, hier 1046.

²¹⁶ Siehe ebenda, 1053.

²¹⁷ Siehe ebenda, 1046.

Weise – vor allem, wenn durch technische Raffinessen wie die Projektion durch Rauch Plastizitätsillusionen noch verstärkt wurden.²¹⁸ An die technisch-dispositive Struktur der Diaprojektion und ihre Genreformen anknüpfend, fand um die Jahrhundertwende zugleich eine weitere Projektionsform Verbreitung: die Kinetographie.²¹⁹ Über die Darbietung von Bewegtbildern wurde dem Publikum eine dynamisierte ästhetische Erfahrung ermöglicht, die mittels der herkömmlichen Laterna magica-Projektion nicht erreicht werden konnte – auch wenn diese zunächst ohne Farbe auskommen musste.²²⁰ Wurden die ersten, auf wenige Minuten begrenzten und in ihren Einstellungen noch stereotypen Filme zunächst vorwiegend in Varietés, Vergnügungsstätten oder auf Jahrmärkten gezeigt, etablierten sich nach 1905 ortsgebundene Filmvorführstätten, die zunehmend aufwendiger produzierte und technisch komplexere Filme präsentierten.²²¹ Galten die ersten Filme ob ihres begrenzten Themen- und Darstellungsrepertoires noch als Unterhaltungsform der unteren sozialen Schichten – das Bürgertum hatte zu diesem Zeitpunkt bereits wieder sein Interesse an dem technischen Spektakel verloren – konnte sich der Film infolge aufwendigerer Produktionen und Genredifferenzierungen nach dem Ersten Weltkrieg dann auch als künstlerisches Medium etablieren, das bei allen sozialen Schichten Anklang fand.²²²

Der Eingang des Projektionsbegriffs in die Human- und Kulturwissenschaften sowie seine Konturierung als psychischer Mechanismus durch die psychoanalytische Theoriebildung ereignete sich damit zu einer Zeit, in der die Projektion von Lichtbildern, zunächst in der Form unbeweglicher Standbilder, später in der Form von Bewegtbildern, zu einer veritablen Kulturtechnik avancieren konnte, die weit über die europäischen Metropolen hinaus ihre Wirkung entfaltete. Als technisches Dispositiv hatte die Projektion im ausgehenden 19. Jahrhundert bereits sämtliche Sphären des Lebens durchdrungen, und sie wurde gleichermaßen als Denkfigur in verschiedenen Diskursen mobilisiert.²²³

²¹⁸ Siehe ebenda.

²¹⁹ Siehe dazu Hick, *Optische Medien*, 212 f. Während die Diaprojektion zunächst parallel zur Entwicklung und Etablierung des frühen Kinos in Deutschland ihren großen Aufschwung erlebt hatte, trennten sich die Wege der kinematographischen und fotografischen Projektionspraxis nach der Jahrhundertwende. Siehe Ruchatz, *Ignoriert*, 44.

²²⁰ Siehe Hick, *Optische Medien*, 213.

²²¹ Für einen Überblick siehe Friedrich Kittler, *Optische Medien. Berliner Vorlesung 1999*, Berlin 2002 und Rudolf Stöber, *Mediengeschichte. Die Evolution »neuer« Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung. Band 2: Film – Rundfunk – Multimedia*, Wiesbaden 2003, 9–71.

²²² Siehe Helmut Korte/Werner Faulstich, »Der Film zwischen 1895 und 1924: Ein Überblick«, in: Werner Faulstich/Helmut Korte (Hrsg.), *Fischer Filmgeschichte. Band 1: 1895–1924*, Frankfurt am Main 1994, 13–47, hier 14.

²²³ Dies wird auch von Hans Blumenberg angedeutet, wenn er von der sich gleichzeitig mit den flackernden, Bilder werfenden Projektoren ausbreitenden Metaphorik der »Projektionsmechanismen« spricht. Siehe ders., *Höhlenausgänge*, Frankfurt am Main 1989, 684–699, hier 684.

4.3.2 Projektive Tests – Konsolidierung und Kritik

Knapp sieben Jahre später, nachdem Frank seinen Artikel im *Journal of Psychology* veröffentlicht hatte, leitete das *Life Magazine* vom 7. Oktober 1946 seine Wissenschaftssektion mit einer großformatigen Fotografie von Cornell Capa ein.²²⁴ Die Aufnahme zeigte vier Personen in einem abgedunkelten Raum, den Blick gebannt auf eine Projektionsfläche gerichtet, die fast vollständig von einem Tintenklecks eingenommen wurde. Unter dem Titel »Personality Tests« berichtete der Artikel von einer eigenen, »projektiv« genannten Klasse von Verfahren.²²⁵ Drei dieser, allesamt mit piktorialen Stimuli operierenden Verfahren wurden auf den Folgeseiten näher vorgestellt: der schon auf der Fotografie prominent zur Geltung kommende Rorschach-Test, der TAT sowie die erst ein Jahr davor veröffentlichte, auf Comicvorlagen basierende *Rosenzweig Picture Association*.²²⁶ Die Leserinnen und Leser erfuhren, dass es sich bei den vier Personen um eine Rechtsanwältin, einen Komponisten, einen Geschäftsführer und einen Produzenten handelte – »erfolgreiche junge New Yorker«, die an einem Test des Harvard-Dozenten Thomas Harris teilnahmen, der im Hintergrund den Projektionsapparat bediente.²²⁷ Ihre Antworten auf die Stimulus-Beispiele wurden auf den Folgeseiten ausschnitthaft abgedruckt, zudem lieferte Harris eine diagnostische Einschätzung ihrer Tintenklecks-Assoziationen. Der Artikel forderte die Leserinnen und Leser ebenfalls dazu auf, die Bildvorlagen zu betrachten; zudem hob er spielerisch auf ihre eigene Menschenkenntnis ab, indem sie dazu eingeladen wurden, die abgedruckten Bild-Textzeilen der jeweiligen Testperson zuzuordnen. Das Wissen, was projektive Tests ausmachte und was sie zu leisten im Stande sein sollten, hatte in den späten 1940er Jahren damit Eingang in den populären Diskurs gefunden und war von einem nordamerikanischen Millionenpublikum neugierig rezipiert worden. Was ihren postulierten Funktionsmechanismus anging, konnte die Fotografie Capas darüber hinaus mit einer äußerst suggestiven Bildrhetorik aufwarten: In der Darstellung wurde der Vorgang der technischen Projektion im übertragenen Sinne mit dem projektiven Wirken der Psyche parallelisiert. Verfolgte man diese Analogie weiter, so reagierte der psychische Apparat, der die präsentierten Stimuli mit persönlichen Bedeutungen versah und sich so in diese selbst hineinverlagerte, ähnlich wie die optischen Bilder, die durch ihre Projektion auf einen Schirm Sichtbarkeit erlangten. Die elementaren Komponenten der frühen »Projektionskunst«, bestehend aus einer Fläche, die in ihrer Materialität und Medialität möglichst zurücktrat, einem mit

²²⁴ Siehe N. N., »Personality Tests. Ink Blots are Used to Learn How People's Minds Work«, in: *Life*, October 7 (1946), 55–60.

²²⁵ Siehe ebenda, 55.

²²⁶ Siehe Saul Rosenzweig, »The Picture-Association Method and its Application in a Study of Reactions to Frustration«, in: *Journal of Personality* 14 (1945), 3–23.

²²⁷ Siehe N. N., *Personality Tests*, 55.

Lichtbildern ausgestatteten Apparat sowie einem speziell für die Bilderschau adjustierten Raum,²²⁸ fanden im technisch-medialen Dispositiv der projektiven Psychodiagnostik damit gewissermaßen ihre sinnbildliche Fortschreibung – unter veränderten Vorzeichen und in neuem Gewand. Die Projektionsleistung der Getesteten blieb dabei genauso flüchtig wie die über das Lichtmedium transportierte Bilderschau, die sich nie selbst auf der Projektionsfläche einschrieb. Vielmehr bedurften die im Medium der Sprache an die piktorialen Stimuli herangetragenen Assoziationen zunächst der medientechnischen Fixierung, um im Rückgriff auf das Rational des Testverfahrens mitsamt seiner theoretischen Einordnungen und definierten Analyseschritte für psychodiagnostische Belange nutzbar zu werden.

Ungeachtet ihrer komplexen und voraussetzungsreichen Medialität, die unter verschiedenen Vorzeichen selbst noch zum Thema innerhalb des Fachdiskurses werden sollte, konnten sich projektive Verfahren innerhalb weniger Jahre zu einer zentralen Größe innerhalb der Psychodiagnostik entwickeln. Wie in populären Zusammenhängen sprach der Fachdiskurs ihnen dabei explizit die Funktion zu, eine Diagnostik von ›Persönlichkeit‹ zu leisten.²²⁹ Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden im Zuge der Konsolidierung und Ausdifferenzierung dieser Gruppe von Tests zahlreiche weitere Exemplare, die wiederum primär auf Bilder als Medien der Stimulation setzten.²³⁰ Mit ihrer jeweiligen Konfiguration verfolgten diese oftmals spezifische Fragestellungen, zugleich dienten sie als Antwort auf identifizierte Unzulänglichkeiten bereits existie-

²²⁸ Vergleiche Vogl-Bienek, ›Projektionskunst‹, 1046 sowie Ruchatz, Licht und Wahrheit, 48.

²²⁹ Siehe Percival M. Symonds/Elisabeth A. Samuel, »Chapter VI: Projective Methods in the Study of Personality«, in: *Review of Educational Research* 11 (1941), 80–93 sowie Helen Sargent, »Projective Methods: Their Origins, Theory, and Application in Personality Research«, in: *Psychological Bulletin* 42 (1945), 257–293. Beispiele früher Lehrbücher stammen von John E. Bell, *Projective Techniques. A dynamic Approach to the Study of Personality*, New York/London/Toronto 1948 und Lawrence E. Abt/Leopold Bellak, *Projective Techniques. Clinical Approaches to the total Personality*, New York 1950. Die Autorinnen und Autoren vertraten dabei meist breit ausgelegte Vorstellungen von projektiven Tests, zu denen mitunter auch die Ausdrucksdiagnostik gezählt wurde.

²³⁰ Zugleich wurden bereits existierende Verfahren unter der Bezeichnung eingemeindet. Ein eigentümliches Beispiel ist die *Experimentelle Triebanalyse* des ungarischen Psychiaters Lipot Szondi. Sie wurde in den 1930er Jahren entwickelt und basierte auf 48 schwarz-weißen Porträtaufnahmen aus primär klinisch-psychiatrischen Kontexten. Die auf Pappkarten reproduzierten Porträts erinnerten in ihrem Format an *Cartes de visite*; aus den Sympathie- und Antipathieurteilen gegenüber den Abgebildeten wurde auf unbewusste hereditäre Triebdispositionen geschlossen. Der *Szondi Test* wurde auch in Nordamerika rezipiert, erwies sich mit seiner theoretischen Rahmung aber nicht als anschlussfähig. 1948 erschien ein reich bebildeter Artikel über den Test in der populären Presse. Siehe N. N., »Test by Portraits. Pictures of Pathological Types Help Diagnosis of Mental Illness«, in: *Life*, March 22, 24 (1948), 67–69. Siehe auch David Rapaport, »The Szondi Test«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 5 (1941), 33–39. Für eine bildgeschichtliche Perspektive auf die Stimuli siehe auch Keller, Sich selbst verraten.

render Verfahren. Neben der Zielstellung rückten dabei vor allem die Stimuli selbst und ihr Aufforderungsgehalt in den Fokus der Konstruktion. Zum Beispiel wurde Mitte der 1930er Jahre von William Stern – dieser war 1934 aus Deutschland in die Vereinigten Staaten geflohen – ein Test mit drei Wolkenbildern publiziert, die sein ehemaliger Mitarbeiter Kurt Struve einige Jahre zuvor angefertigt hatte (Abb. 4.5).²³¹ Ihre amorphe Struktur sollte gegenüber den Stimuli des Rorschach-Verfahrens klar im Vorteil sein, um die freie Fantasietätigkeit zu erkunden.²³² Die Form der Tintenkleckse – ihre symmetrische Gestalt und klare Konturierung – sahen Stern und Struve als ästhetisches, aber auch epistemisches Hindernis an, weil sie zu einer begrenzten Zahl wiederkehrender Deutungen führte. Eigentlich als Zufallsbild rezipiert, dem mit seiner abstrakten Konfiguration eine große Zugänglichkeit attestiert wurde, wurde der ikonische Tintenklecks damit selbst zum Problem ausgerufen, weil er die Imaginationsprozesse spezifisch formatierte. Für die Anfertigung der Stimuli hatte auch Struve Tusche verwendet, diese dann stark verdünnt und sukzessive in mehreren Schichten in ein Rechteck aufgetragen.²³³ Über künstlerische Mittel wurde dabei eine »atmosphärisch-räumliche Verunsicherung«²³⁴ geschaffen, die in der Form eines standardisierten Tests den Blick in den Himmel simulieren sollte.²³⁵ Mit dem Motiv knüpften die Autoren an den Jahrhunderte alten Topos des Deutens von Wolkenformationen angesichts ihrer unbestimmten Position zwischen Ding und Nicht-Ding, Anwesenheit und Abwesenheit, Materialität und Immaterialität an.²³⁶ Der *Wolkenbilder-Test* reihte sich auf diese Weise unmittelbar in die lange Kulturgeschichte einer Reflexion über die Zeichenhaftigkeit von Himmelsphänomenen ein.²³⁷ Einen gänzlich anderen Weg beschritt der in den späten 1940er

²³¹ Siehe William Stern, »Cloud Pictures: A New Method for Testing Imagination«, in: *Character and Personality* 6 (1937), 132–46 sowie Kurt Struve, »Ablaufformen des Deutens bei 14–15jährigen Schulkindern«, in: *Zeitschrift für Angewandte Psychologie* 37 (1930), 204–274. Für eine Rekonstruktion von Sterns Arbeiten und seinem Werdegang siehe Martin Tschechne, *William Stern*, Hamburg 2010.

²³² Siehe William Stern, »Ein Test zur Prüfung der kindlichen Phantasietätigkeit (›Wolkenbilder-Test‹)«, in: *Zeitschrift für Kinderpsychiatrie* 5 (1938), 5–11, hier 5.

²³³ Siehe Struve, Ablaufformen, 208.

²³⁴ Siehe Michael Jacob, »Im Himmel lesen oder warum Wolken bedeuten«, in: Stephan Kunz/Beat Wismer/Johannes Stückelberger (Hrsg.), *Wolkenbilder. Die Erfindung des Himmels*, München 2005, 71–85, hier 71.

²³⁵ Der amerikanische Psychologe G. Stanley Hall hatte bereits kurz nach der Jahrhundertwende von dem Potenzial der Wolken zur Stimulation der menschlichen und insbesondere auch kindlichen Imagination geschwärmt. Siehe ders., »Note on Cloud Fancies«, in: *Pedagogical Seminary* 10 (1903), 96–100, vor allem 99.

²³⁶ Vergleiche Lorenz Engell/Bernard Siegert/Joseph Vogl (Hrsg.), *Wolken*, Weimar 2005, 005.

²³⁷ Siehe Ulrich Geier, »Naturzeichen. Von Paracelsus bis Novalis«, in: Gerhart von Graevenitz/Stefan Rieger/Felix Thürlemann (Hrsg.), *Die Unvermeidlichkeit der Bilder*, Tübingen 2001, 118–131. Für eine Einführung in die Motivgeschichte künstlerischer Wolkenbilder, siehe Dario Gamboni, *Potential Images. Ambiguity and Indeterminacy in Modern*



Abb. 4.5: Ein Teststimulus aus dem *Wolkenbilder-Test*.

Jahren veröffentlichte *Children's Apperception Test*.²³⁸ Aus der Annahme heraus, dass Tierdarstellungen bei Heranwachsenden Identifikationsprozesse erleichtern würden, wartete der Test mit zehn Tafeln auf, die allesamt Tiere in den Mittelpunkt rückten und von der Kinderbuch-Illustratorin Violet LaMont gestaltet worden waren.²³⁹ Der speziell für Jugendliche entwickelte *Symonds Picture Story Test* operierte wiederum mit 20 lavierten Zeichnungen, die Lynd Ward angefertigt hatte.²⁴⁰ Bei dem etwa zeitgleich auf den Markt gebrachten *Make A Picture Story-Test* konnten die Testpersonen aus 67 Vorlagen Figuren in Comic-Ästhetik auswählen und diese dann nach eigenen Vorstellungen in verschiedene, mal mehr oder weniger stark strukturierte Hintergrundbilder platzieren, sodass sich individuell konfigurierte szenische Momentaufnahmen ergaben. Bei den Figuren waren verschiedene Geschlechter, Altersgruppen, Tierarten und Personengruppen repräsentiert. Der Autor des Verfahrens hob hervor, dass sich der

Art, London 2002, 91–99. Johannes Stückelberger diskutiert mit einem Schwerpunkt auf dem 20. Jahrhundert den künstlerischen Umgang mit dem Wolkenmotiv. Siehe ders., *Wolkenbilder. Deutungen des Himmels in der Moderne*, München 2010.

²³⁸ Siehe Leopold Bellak/Sonya S. Bellak, *Children's Apperception Test*, New York 1948.

²³⁹ Siehe ebenda.

²⁴⁰ Siehe Percival Symonds, *Symonds Picture Story Test*, New York 1948.

Test durch die Repräsentation von »minority group figures« gerade für die Erfassung der jeweiligen psychologischen Probleme dieser Gruppen eignen würde.²⁴¹ Von ähnlichen Beweggründen getragen, veröffentlichte Charles E. Thompson 1949 eine revidierte Fassung des *TAT* mit 23 eigens modifizierten Bildtafeln. »In any clinical situation where one is asked to evaluate members of a minority racial-cultural group, the validity of an evaluation standardized on another racial-cultural group is questionable,« bekräftigte Thompson die Notwendigkeit dieses Schrittes im Vorwort des Manuals.²⁴² Er hatte beobachtet, dass die an der Harvard Psychological Clinic entwickelten *TAT*-Tafeln bei afroamerikanischen Testpersonen wenig assoziatives Material hervorbrachten.²⁴³ Thompson vermutete, dass deskriptiv und stereotyp anmutende Antworten ein Effekt der verwendeten Stimuli selbst wären – weil sie unzureichende Identifikationsmöglichkeiten böten.²⁴⁴ Durch die Darstellung von Personen, deren Attribute Gemeinsamkeiten mit den Getesteten aufwiesen, sollte dieser Effekt abgemildert werden. Für die Entwicklung einer speziell auf afroamerikanische Testpersonen zugeschnittene *TAT*-Version konnte Thompson den Kunstprofessor Vernon A. Winslow von der Dillard University gewinnen.²⁴⁵ Winslow nahm die Tafeln aus Cambridge als Ausgangspunkt, um mit seiner eigenen künstlerischen Handschrift weitgehend analoge Motive zu schaffen, in denen Personen schwarzer Hautfarbe im Zentrum standen. Von den ursprünglichen Bildtafeln blieben nur diejenigen übrig, die keine Personen zeigten oder aber so ambig gestaltet waren, dass Thompson keine Modifikationen für nötig hielt. Analog zum *TAT* kamen auch bei Thompsons Version fotografische Medien zum Einsatz. Die Fotografie von Post Wolcott wurde gemäß der Zielsetzung deshalb durch eine neue Aufnahme im Querformat ersetzt, die einen kleinen Jungen mit schwarzer Hautfarbe in den Mittelpunkt setzte. Bei der Überprüfung des neu kompilierten Bildmaterials an der Zielgruppe konnte Thompson eine größere Produktivität in den Assoziationen und eine ausgeprägtere Empathie gegenüber den Dargestellten feststellen: »Identification is likely to be greatest when the pictorial material reflects the culture of the individual«, fiel seine Schlussfolgerung entsprechend aus.²⁴⁶

²⁴¹ Siehe E. S. Shneidman, »The Make-A-Picture-Story (MAPS) Projective Personality Test: A preliminary Report«, in: *Journal of Consulting Psychology* 11 (1947), 315–325, 315.

²⁴² Siehe Charles E. Thompson, *Manual for Thematic Apperception Test. Thompson Modification*, Cambridge (Massachusetts) 1949.

²⁴³ Charles E. Thompson hatte dies im Rahmen seiner Dissertation untersucht. Siehe ders., »A Revision of the Murray TAT for Use with a Minority Group«, in: *American Psychologist* 3 (1948), 283.

²⁴⁴ Siehe Thompson, *Manual*, 3.

²⁴⁵ Siehe ebenda, 4.

²⁴⁶ Siehe ebenda. Diese Bemühungen führten im Verlauf zu weiteren Adaptationen. Ende der 1950er Jahre wurde auch eine für indische Testpersonen modifizierte Version mit

Schlussendlich wurde das bestehende Dispositiv projektiver Tests mit diesen Neuerungen jedoch nicht infrage gestellt. Vielmehr lieferte es einen stabilen Rahmen, innerhalb dessen Adaptationen und Modifikationen mit dem Fokus auf einzelne Testkomponenten erprobt wurden. Innerhalb dieses Dispositivs hatten sich aber gerade die Stimuli selbst als zweischneidig erwiesen: Sie erschienen einerseits als Voraussetzung und Möglichkeitsbedingung einer auf die Tiefe zielenden Diagnostik, in der sich die Testperson auch ohne dies zu wollen selbst preis gab. Zugleich zeigte sich, dass ihr evokatives Potenzial nicht als absolut gesetzt werden konnte und von den Voraussetzungen beziehungsweise Merkmalen der Testperson moderiert wurde. Wie die geschilderten Beispiele vor Augen führen, wurde diese Herausforderung, die unmittelbar mit der Medialität der Verfahren verknüpft war, in der Praxis auf pragmatische Weise angegangen: Über die Zuweisung von Personen zu sozial konstruierten Gruppen, die als Adressaten für einzelne Testverfahren festgeschrieben wurden. Die mediale Konfiguration der Verfahren erwies sich aber auch noch aus anderen Gründen als intrikat – vor allem, wenn die Prämissen einer auf Experiment und Statistik ausgerichteten Wissenskultur zur Richtschnur für die Beurteilung der Instrumente erhoben wurde. Zum Beispiel forderte Jean W. MacFarlane von der University of Berkeley 1942 in einem kritischen Artikel eine grundlegende konzeptuelle Klärung, was projektive Verfahren anbelangte, und warnte vor Übergeneralisierungen: »When a single projective technique is used without the validating tools of measurement and case history, and without methodological responsibility, it becomes a charlatan's tool. There are no get rich-quick schemes in the field of personality research.«²⁴⁷ Den Aufstieg derartiger Techniken verglich sie mit einer Epidemie, die sich wie eine Virusinfektion ausgebreitet hätte.²⁴⁸ Als Problem markierte sie auch, dass die Interpretationen der Tests auf der Basis höchst unterschiedlicher klinischer Erfahrungen und Ausbildungsstandards durchgeführt würden.²⁴⁹ Eva Ruth Balken von der University of Chicago verwies einige Jahre später in ihrer kritischen Bestandsaufnahme darauf, dass nur der psychologisch-psychoanalytische Referenzrahmen der Verfahren als neu zu bewerten wäre.²⁵⁰ Zugleich sah sie die offenkundige Anknüpfung der Tests an Alltagserfahrungen als höchst problematisch an: »The approximation of these techniques

eigens gestalteten Motiven veröffentlicht. Siehe Uma Chowdhury, »An Indian Modification of the Thematic Apperception Test«, in: *Journal of Social Psychology* 51 (1960), 245–263.

²⁴⁷ Siehe Frank, *Projective Methods*.

²⁴⁸ Siehe Jean W. MacFarlane, »Problems of Validation inherent in projective Methods«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 12 (1942), 405–411, hier 405.

²⁴⁹ In ähnlicher Weise wurde 1951 in einem Einführungswerk konstatiert: »The usefulness of a projective test, like that of a bacteriologist's microscope or a surgeon's scalpel, is no greater than the training and skill of the person who uses it.« Siehe Harold H. Anderson/Gladys L. Anderson (Hrsg.), *An Introduction to Projective Techniques and Other Devices for Understanding the Dynamics of Human Behavior*, New York 1951, ix.

²⁵⁰ Siehe zum Beispiel Eva Ruth Balken, »Thematic Apperception«, in: *The Journal of*

to our own daily experiences gives them a deceptive simplicity.«²⁵¹ Projektiven Tests schien in ihrer Form damit nicht nur etwas Verführerisches, sondern geradezu Trügerisches zu eigen zu sein, das aus der Sicht kritischer Stimmen als Gefahr markiert wurde und entsprechender Regulierung bedurfte. Diejenigen, die mit den Verfahren arbeiteten, wurden dabei genauso in den Blick genommen (zum Beispiel hinsichtlich ihrer Qualifikation und Expertise) wie die Instrumente selbst (zum Beispiel mit Blick auf ihre jeweiligen Komponenten und Prozeduren). Auf der Ebene letzterer führte dies insbesondere zu Debatten, die um die Standardisierungsmöglichkeiten entsprechender Verfahren kreisten. Davon unbenommen wurde im Fachdiskurs jedoch auch gerade auf das große Potenzial von projektiven Tests hingewiesen. Dies zeigte sich 1945 exemplarisch im *Psychological Bulletin*. Die Autorin Helen Sargent verwies darin zunächst auf die große Hoffnung, die projektive Verfahren für ihr eigenes Fach bedeuteten: »For clinical psychology, which may be regarded as the applied branch of the psychology of personality, projective methods furnish one of the most promising hopes for a science of diagnosis and treatment.«²⁵² Das scheinbar grenzenlose Deutungen und Einsichten versprechende Material, das die Tests produzierten, wurde von ihr aber sogleich als Problem für die Forschung markiert: »The variety and richness of material which the projective methods provide is at once the delight of the clinician and the despair of the experimentalist.«²⁵³ Sargent vermisste eine fundierte Auseinandersetzung vonseiten der Psychometrie, arbeitete in diesem Zuge aber auch heraus, dass deren Testgütekriterien nicht ohne weiteres auf projektive Verfahren übertragen werden könnten. Trotz der identifizierten Probleme plädierte sie insgesamt für einen offenen und undogmatischen Blick, der das Aufkommen dieser Klasse von Tests als Gelegenheit erkannte, sich mit den in der eigenen wissenschaftlichen *community* geltenden methodologischen Prämissen reflexiv auseinanderzusetzen.²⁵⁴

4.4 Fazit

Mit »projective tests« hatte Lawrence K. Frank 1939 einen Begriff in das Feld der psychologischen Wissenschaften eingebracht, der sich rasch innerhalb des diagnostischen Fragen überaus interessierten Fachdiskurses etablieren konnte. In seiner Minimaldefinition entwickelte er eine besondere Produktivität, weil er materiell und medial unterschiedlich beschaffene Diagnose-Ansätze zur Be-

Psychology 20 (1945), 189–197, hier 192. Siehe auch dies., »Projective Techniques for the Study of Personality. A Critique«, in: *Psychological Bulletin* 38 (1941), 596.

²⁵¹ Siehe Balken, Apperception, 191.

²⁵² Siehe Helen Sargent, »Projective Methods: Their Origins, Theory, and Application in Personality Research«, in: *Psychological Bulletin* 42 (1945), 257–293, hier 282.

²⁵³ Siehe ebenda, 275.

²⁵⁴ Siehe ebenda, 282.

stimmung von ›Persönlichkeit‹ auf einen gemeinsamen Funktionsmechanismus engführte. Im Unterschied zu anderen verfügbaren Teststrategien sollten die zum Einsatz gebrachten Stimuli dabei nicht das abbilden, was vonseiten der Testleitung vorgegeben wurde. Vielmehr würde die Testperson das Material mit ihren ganz persönlichen und individuellen Bedeutungen versehen.²⁵⁵ In Abgrenzung zu Persönlichkeitstests, die auf der Beantwortung vorgegebener Fragen fußten und von kritischen Stimmen mitunter als atomistisch oder oberflächlich abgetan wurden, attestierten die Befürworterinnen und Befürworter projektiver Verfahren dieser Gruppe von Tests das Vermögen, die ›Persönlichkeit‹ in ihrer Ganzheit zu adressieren – oder zumindest bei Teilaspekten auch das relationale Gefüge der erfassten Merkmale mitabzubilden.²⁵⁶ Ihre spezifische Medialität positionierte die Verfahren in Verbindung mit psychoanalytischen Vorstellungen dabei als potente Sichtbarkeits- und Wahrheitsmaschinen: Aufgrund der unverfänglichen Präsentation der Stimuli würden mögliche Widerstandsbarrieren – bewusster wie unbewusster Art – von Anbeginn geschickt ausgehebelt, die betreffenden Personen konnten gewissermaßen gar nicht anders, als sich in den Tests selbst preiszugeben und zu offenbaren. Auch wenn sich Franks Konzept nicht allein auf piktoriale Stimuli beschränkte, übten Bildmedien in Resonanz mit der visuell geprägten Kultur eine besondere Faszination und Anziehungskraft auf die Testkonstrukteurinnen und -konstrukteure aus. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts entstand in der Folge ein breites Spektrum verschiedener Tests mit spezifischen Zielstellungen und Zielgruppen, die primär auf Bildmedien basierten. Die Medialität projektiver Verfahren erwies sich jedoch nicht nur als Bedingung eines neuen diagnostischen Möglichkeitsraums, sondern auch in vielerlei Hinsicht als epistemische Herausforderung – insbesondere, wenn Fragen der Validität und der Standardisierbarkeit an die Instrumente gestellt wurden. Angepriesen als individualisierte und weitgehend offene Teststrategie, handelte es sich auch bei projektiven Verfahren um komplexe mediale Dispositive mit hochgradig normativem Charakter. Unbenommen der unterschiedlichen Bewertungen und auch der Kontroversen, die sich ab der 1940er Jahre im Fachdiskurs um diese Gruppe von Verfahren entspannten, konnten sich die Tests insbesondere in der therapeutischen Praxis behaupten. Was den Einsatz in klinischen Kontexten anging und auch die Publikationstätigkeit anbelangte, sicherte sich der *TAT* zusammen mit dem Rorschach-Verfahren unter den insgesamt verfügbaren projektiven Teststrategiegen dabei schnell die Vormachtstellung. Trotz unterschiedlicher Präferenzen und beschriebener Lagerbildungen, die um den Rorschach-Test und den *TAT* entstanden, wurden beide Verfahren im Fachdiskurs der 1950er Jahre auch als komplementäre Teststra-

²⁵⁵ Siehe Frank, *Projective Methods*, 402.

²⁵⁶ Siehe John Elderkin Bell, *Projective Techniques. A Dynamic Approach to the Study of the Personality*, New York 1948, 4.

tegien ausgewiesen und gezielt kombiniert, da sie jeweils unterschiedliche Foki verfolgten.²⁵⁷

Während des Aufstiegs projektiver Tests hatte sich in den psychologischen Wissenschaften aber noch eine andere Form des Zugriffs auf ›Persönlichkeit‹ etabliert, bei der Projektionen und Deutungen explizit keine Rolle spielen sollten. Als Gegenmodell zu den Prämissen der projektiven Psychodiagnostik hatte diese Linie ihr Augenmerk auf die psychometrische Erschließung spezifischer Merkmale der ›Persönlichkeit‹ gelegt und dazu eigene mediale Arrangements konzipiert. Die Geschichte dieses Zugriffs und ihrer Verfahren bildet den Gegenstand des nächsten Kapitels.

²⁵⁷ Dem Rorschach-Test wurde zum Beispiel ein formal-expressiver Fokus zugeschrieben, dem *TAT* wiederum ein inhaltlicher und auf die Reaktionsweisen bezogener. Siehe G. Wilson Shaffer/Richard S. Lazarus, »Personality Measurement: II. Projective Techniques«, in: dies., *Fundamental Concepts in Clinical Psychology*, New York 1952, 246–289.

5 Die Metrik der ›Persönlichkeit‹

Im Großen und Ganzen war es J. D. immer recht gut gegangen. Obwohl sie auf Drängen ihres Vaters auf eine Universitätsausbildung verzichtet hatte, war zumindest ihre Heirat eine richtige Entscheidung gewesen.¹ Der berufliche Erfolg ihres Mannes hatte ihr Zugang zu angesehenen gesellschaftlichen Kreisen verschafft und die vielen sozialen Kontakte hatten die Rolle als Haus- und Ehefrau nicht langweilig werden lassen. Auch gesundheitlich konnte sie sich, abgesehen von kleineren Einschränkungen, nicht wirklich beklagen: Mittlerweile 55 Jahre alt, war ihr in den letzten Jahren nur ein leichtes Zittern in den Händen und Lippen aufgefallen, das sporadisch auftrat. Auf stressreiche Alltagssituationen hatte J. D. immer schon empfindlich, manchmal auch mit Übelkeit und Erbrechen, reagiert. Durch die Hiobsbotschaft aber, die ihr Mann vor einem Monat nach Hause gebracht hatte, war ihre Welt plötzlich eine andere geworden: Mit der Eröffnung, den Führungsposten bei seinem Unternehmen verloren zu haben, hatte sich in ihrem Körper eine tiefgreifende Nervosität festgesetzt, die immer wieder in Zitteranfällen und Weinkrämpfen gipfelte. An erholsamen Schlaf war seitdem nicht mehr zu denken. Niedergeschlagen und erschöpft, kreisten J. D.s Gedanken nur noch um das soziale Stigma, das mit der Kündigung verbunden war. Nachdem die Beschwerden schon mehrere Wochen angehalten hatten und sich keine Besserung einstellen wollte, entschied sich J. D., professionelle Hilfe in Minneapolis zu suchen. Die Aufnahme in die Psychiatric Unit der Universitätsklinik erfolgte umgehend. Am dritten Tag, J. D. hatte sich kooperativ gezeigt und geduldig die vielen Fragen des medizinischen Personals beantwortet, stand eine weitere Anamnese auf dem Programm. Anders als sonst, musste sie dabei jedoch keinem Menschen Rede und Antwort über ihr Befinden stehen: Bei dem Gegenüber, das im Untersuchungsraum auf sie wartete, handelte es sich stattdessen um ein unscheinbares Kästchen aus hellem Holz, das im geschlossenen Zustand nichts über seinen mutmaßlichen Inhalt

¹ Die Fallinformationen stammen aus Starke R. Hathaway/Paul E. Meehl, *An Atlas for the Clinical Use of the MMPI*, Minneapolis 1951, 335–336. Hathaway und Meehl verstanden ihre Fallgeschichten als Atlas, weil die Publikation Informationen zur Interpretation der Testprofile bereithielt. Siehe ebenda, iii. Die Chiffre der Patientin lautete »3,4216 78–«, als Diagnosen wurden »Psychoneurosis, reactive depression« und »Psychoneurosis, hysteria« angegeben. Für die Einleitung wurden die Informationen der Anschaulichkeit halber szenisch verdichtet.

preisgab (Abb. 5.1).² Erst nach der Aufforderung, das Kästchen zu öffnen, klärte sich allmählich auf, womit sie es in der nächsten Stunde zutun haben würde: Während der untere Teil mit weißen Pappkarten gefüllt war, die sich eng aneinander reihten und durch drei Trennkarten mit den Worten »TRUE«, »FALSE« und »CANNOT SAY« voneinander separiert wurden, wartete die Deckelinnenseite mit einer klar formulierten Instruktion auf. In direkter Appellform an sie gerichtet, hieß es dort: »Take out the first card in the front of the box. Read the statement on it and decide whether or not it is true as applied to you. If it is true, or mostly true, put it in the back of the box directly behind the card that says TRUE. If it is not usually or not at all true, as applied to you, put it behind the card that says FALSE. If the statement does not apply to you, or if it is something that you don't know about, put it behind the card that says CANNOT SAY. Do this with every card in the box. There are no right or wrong answers. Remember to give your own opinion of yourself.«³

Die Aufgabe war unmissverständlich. Einer Regieanweisung gleich sollte J. D. jede Karten-Aussage auf ihren Wahrheitsgehalt für die eigene Person überprüfen. Um die Entscheidungsfindung effizient zu gestalten, waren auch die größtenteils zutreffenden Antworten unter »TRUE« einzusortieren. Die 550 dicht gedrängten Pappkarten fielen zunächst durch ihre optische Zurückhaltung auf. In einem Format von 7 × 12 cm angelegt, war jede von ihnen mit einer mittig platzierten Aussage in serifenloser Typographie bedruckt. Die rechte obere Ecke enthielt eine spezifische Buchstaben- und Zahlenkombination, zudem waren alle Karten mit einer fortlaufenden Nummer versehen. Die unteren linksseitigen Kanten waren abgeschnitten. Schon der erste Blick auf den Inhalt offenbarte ein breites Themenspektrum der ausnahmslos in der ersten Person singular verfassten Aussagen. Auch wenn es sich immer um Selbstwahrnehmungen handelte, wechselte die Aufmerksamkeit von bestimmten Gefühlslagen und Gedanken, von körperlichen Empfindungen und Beschwerden über soziale, politische und religiöse Einstellungen bis hin zu Vergleichen mit anderen Personen. Neben unverfänglichen Behauptungen enthielten die Karten auch kleinere Zugeständnisse oder Beschwichtigungen, die die eigene private Lebensführung betrafen. Anstelle also einem direkten Gegenüber mitzuteilen, inwiefern die Aussagen auf die eigene Person zutrafen, musste sich die getestete Person damit begnügen, den Sortiervorgang in Eigenregie, ohne zwischenmenschliche Interaktion, vorzunehmen. Beendet werden würde die Sitzung erst, sobald alle Pappkarten entsprechend des Schemas zugeordnet waren. Wahrscheinlich überrascht von der Situation, aber willig, den Anweisungen der

² Eines dieser Exemplare befindet sich im Nachlass von Hathaway. Siehe UMA, Hathaway Papers.

³ Siehe The Psychological Corporation, *The Minnesota Multiphasic Personality Inventory*, New York 1943. Hervorhebung im Original.

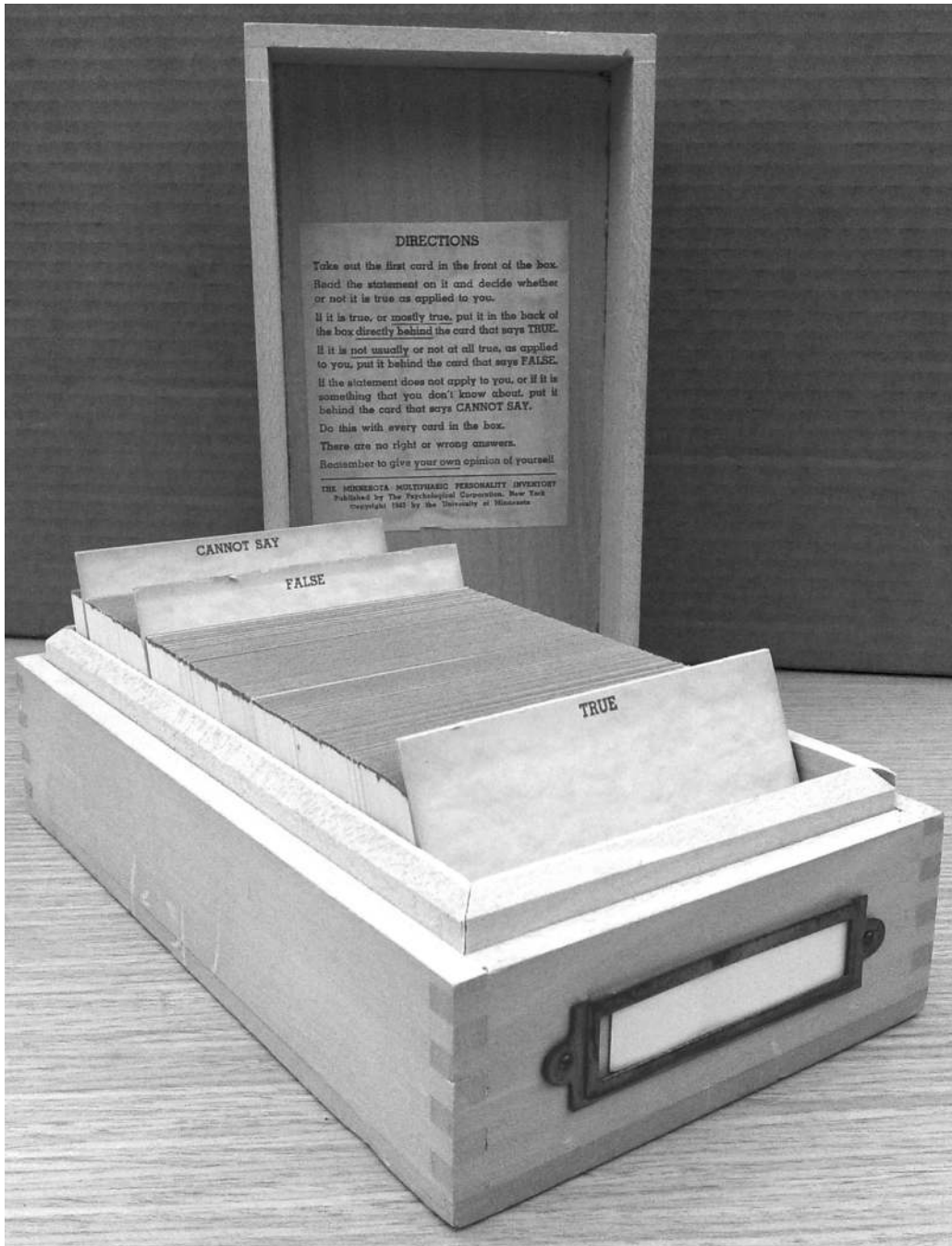


Abb. 5.1: Das *Minnesota Multiphasic Personality Inventory* aus den University of Minnesota Archives.

Klinik Folge zu leisten, um alles Nötige für ihre Genesung beizutragen, machte sich auch J. D. an die Arbeit.

Dass es sich bei der Holzschachtel um ein psychologisches Instrument handelte, dass in den frühen 1940er Jahren antrat, eine neue, wissenschaftliche Form der Persönlichkeitsdiagnostik zu ermöglichen, ließ sich aus dem wenig spektakulären Auftritt nicht unbedingt ableiten. Kombiniert mit Instruktionen, Registrierblättern und Profilbögen fügten sich die weißen Pappkarten jedoch zu einem komplexen medialen Dispositiv zusammen, das als *MMPI – Minnesota Multiphasic Personality Inventory* – zu einem der erfolgreichsten Persönlichkeitstests der Nachkriegszeit werden sollte. In Nordamerika hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg ein wachsender Bedarf an einfach zu handhabenden Instrumenten entwickelt, die gerade psychische Merkmale jenseits des intellektuellen Vermögens erfassen konnten. Inhaltlich durchaus heterogen, wurden diese Merkmale im Diskurs der psychologischen Wissenschaften an ›Persönlichkeit‹ gekoppelt beziehungsweise darunter subsumiert. Die Akteure dieser neu ausgerichteten Form der Diagnostik knüpften hierbei nicht an die zunehmend als problematisch angesehene Praxis an, den menschlichen Körper als Medium des Psychischen in den Blick zu nehmen. Vielmehr vertraten sie die Auffassung, auf anderem Weg Aufschluss über die zentralen Persönlichkeitsmerkmale eines Menschen erhalten zu können. Im Gegensatz zur Psychotechnik, die zur Messung von Fähigkeiten und Fertigkeiten wenige Jahre zuvor noch auf komplexe Apparaturen gesetzt hatte, schienen dazu keine technischen Vorrichtungen nötig. ›Persönlichkeit‹, so die pragmatisch-ökonomische Lösung, ließ sich effizient über papierbasierte Medien erfassen, die die zu testende Person direkt adressierten. Analog zur Psychotechnik setzte jedoch auch diese Form der Diagnostik auf einen messenden Zugang. Über die Entwicklung entsprechender Testverfahren nahm ›Persönlichkeit‹ damit die Gestalt eines quantifizier- und skalierbaren Wissensobjekts an, das sich mit einfachen Mitteln erfassen, vergleichen und diagnostizieren lassen sollte.

Anhand des *Minnesota Multiphasic Personality Inventory* – ein für die Praxis der Psychodiagnostik besonders bedeutsames Beispiel – zeichnet das Kapitel die sukzessive Entwicklung und Ausdifferenzierung derartiger Persönlichkeitstests in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitsamt ihrer epistemologischen Herausforderungen nach. Als mobile Objekte und materialisiertes Wissen über die Psyche konnten sich die Verfahren in dieser Zeit zu wirkmächtigen Instrumenten der Festschreibung von ›Persönlichkeit‹ profilieren. Das besondere Augenmerk gilt im Folgenden dabei einerseits den Bedingungen ihrer Herstellung und ihrer Konstruktionslogik, andererseits den in den Verfahren angelegten Prozeduren der Diagnosestellung. Da sich diese Entwicklung primär in nordamerikanischen Forschungs- und Praxiskontexten vollzog, bevor die entsprechenden Instrumente anhand von Übersetzungen auch in anderen Ländern der westlichen Welt Fuß fassten, konzentriert sich das Kapitel auf die Vereinigten Staaten.

5.1 »A Multiphasic Personality Schedule«

1940 publizierten der Psychologe Starke R. Hathaway und der Neuropsychiater J. Charnley McKinley einen Artikel in der amerikanischen Fachzeitschrift *The Journal of Psychology*.⁴ Unter dem Titel *A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota)* berichteten die Autoren über ein laufendes Forschungsprojekt, das sich zum Ziel gesetzt hatte, ein neues Instrument zur diagnostischen Einschätzung von »Persönlichkeit« zu entwickeln.⁵ Anders als bereits verfügbare Tests, deren Nützlichkeit und Aussagekraft die Autoren in Zweifel zogen, sollte das anvisierte Verfahren besonders für die Anwendung im medizinisch-psychiatrischen Kontext von Wert sein und drängende Desiderata der anwendungsorientierten Diagnostik berücksichtigen – zum Beispiel eine größere Vielfalt relevanter Persönlichkeitsbeschreibungen integrieren und zudem von einer einfacheren Darbietungsmethode Gebrauch machen.⁶ Der Artikel aus der Oktoberausgabe des *Journal of Psychology* markierte den Auftakt einer Reihe von Veröffentlichungen, mit denen Hathaway und McKinley zwischen 1940 und 1948 die Fachwelt über den sukzessiven Aufbau ihres Persönlichkeitsinventars informierten. Während die nachfolgenden Publikationen die Normierung einzelner Teilskalen in den Mittelpunkt rückten, diente der erste Artikel als Methodenbericht, der ganz auf die besondere Konstruktionsweise des Verfahrens abzielte. Zu diesem Zeitpunkt konnten die beiden Autoren bereits auf eine mehrjährige Kollaboration zurückblicken: In Michigan geboren, hatte Hathaway zunächst einige Zeit Elektrotechnik an der Ohio University in Athens studiert, sich dann aber zunehmend für Psychologie, Chemie und Physiologie begeistert.⁷ Vor allem an der apparativen Erhebung psychophysiologischer Phänomene interessiert, hatte Hathaway noch zu Studienzeiten eine kleine Werkstatt im Keller des Gebäudes eingerichtet, das auch das Psychology Department beherbergte, um dort Geräte für die psychophysiologische Forschung zu entwickeln. Die dabei entstandenen Psychogalvanometer und Chronographen waren so überzeugend, dass Hathaway sie an interessierte Forschungsabteilungen und Wissenschaftler im In- und Ausland verkaufen konnte.⁸ Nach dem Master-Abschluss in Statistik nahm Hathaway das

⁴ Siehe Starke R. Hathaway/John C. McKinley, »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): I. Construction of the Schedule«, in: *The Journal of Psychology* 10 (1940), 249–254.

⁵ Siehe dazu auch Roderick D. Buchanan, »The Development of the Minnesota Multiphasic Personality Inventory«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 30 (1994), 148–161.

⁶ Siehe Hathaway/McKinley, *Personality Schedule*, 249.

⁷ Siehe Starke R. Hathaway, »Bibliographic Sketch, July 1963«, 1–2, entnommen aus UMA, Hathaway Papers, Folder 10; Publication List sowie George A. Kelly/Jean Walker McFarlane/Anne Roe, »Starke Rosenkrans Hathaway, September 4, 1959« aus UMA, Hathaway Papers, Folder 1: Bio Info, ohne Datum.

⁸ Diese Aktivitäten mündeten auch in ersten Veröffentlichungen. Siehe Starke R. Hathaway, »A Comparative Study of Psychogalvanic and Association Time Measures – A New

Angebot der University of Minnesota an, ein bezahltes Doktoratsstudium der Psychologie aufzunehmen und parallel zu unterrichten. In Minneapolis knüpfte er rasch Kontakte zur Medizinischen Fakultät und wurde schließlich Assistent von McKinley, der die Sektion für Neuropsychiatrie leitete und nach einem Aufenthalt in Deutschland bei dem Physiologen Kurt Wachholder vor allem die Untersuchung von Muskel-Aktionspotenzialen verfolgte.⁹ McKinley selbst hatte keine elektrotechnischen Kenntnisse und suchte Unterstützung bei der Entwicklung von Verstärkern und Messapparaten. Technisch versiert und mit großem Interesse an medizinischen Grundlagenfächern, schien Hathaway dafür der perfekte Kandidat. Als dieser 1937 das Angebot erhielt, eine Stelle am Psychopathic Hospital anzutreten, die neben der Tätigkeit in Forschung und Lehre auch die Patientenversorgung einschloss, erreichte die Kollaboration beider Wissenschaftler eine neue Stufe. Von seiner Ausbildung ganz auf die physiologische Psychologie ausgerichtet, brachte die neue Anstellung für Hathaway auch eine Rollenveränderung mit, in der er nun zunehmend als klinisch tätiger Psychologe auftrat. Der unmittelbare Patientenkontakt und der enge Austausch mit den medizinischen Kollegen bewegte Hathaway letztlich zu der selbstkritischen Frage, was er als Psychologe zum besseren Verständnis eines Falles, zum Beispiel durch den Rückgriff auf verfügbare Testverfahren, beitragen könnte.¹⁰ Die verfügbaren psychologischen Instrumente schienen mit Blick auf ihren Inhalt unzeitgemäß, vor allem aber boten sie aus der Perspektive Hathaways keine Hilfestellung bei praktischen Fragen der Diagnosestellung oder Behandlung. Dieser Mangel an funktionalen Verfahren machte Hathaway auch vor dem Hintergrund neuer Therapieoptionen zu schaffen. Seit den 1930er Jahren hatte sich die Fachwelt mit großem Interesse somatischen Behandlungsmethoden zugewendet, die gerade bei schweren psychischen Erkrankungen vielversprechend schienen.¹¹ Um ihre

Psychogalvanic Apparatus«, in: *Journal of Applied Psychology* 13 (1929), 632–646 sowie ders., »A Pendulum Chronoscope«, in: *The Journal of General Psychology* 4 (1930), 423–427.

⁹ Für eine biographische Skizze siehe Maurice B. Visscher, »John Charnley McKinley – 1891–1950«, in: *The Journal – Lancet* 70 (1950), 250–251.

¹⁰ »As we went on grand rounds, I [...] expected that the medical staff would want the data and insights of a psychologist. I still remember one day when I was thinking this and suddenly asked myself, suppose they *did* turn to me for aid in understanding the patients' psychology; what substantive information did I have that wasn't obvious on the face of the case or that represented psychology rather than what the psychiatrist had already said. I could, perhaps, say that the patient was neurotic or an introvert or other such items suggested from my available tests. I had intelligence tests,... and a few other inventories. I didn't have any objective personality data that would go deeper or be more analytically complex than what would suggest general statements [...].« Aus Starke R. Hathaway, »Personal Communication«, in: Sarnoff A. Mednick/Jerry Higgins/Jack Kirschenbaum, *Psychology. Explorations in Behaviour and Experience*, New York 1975, 350. Hervorhebungen und Auslassungen im Original.

¹¹ Zur Geschichte des Einsatzes der Insulinkoma-Therapie in der US-amerikanischen Psychiatrie, siehe Deborah B. Doroshov, »Performing a Cure for Schizophrenia: Insulin Coma Therapy on the Wards«, in: *Journal of the History Medicine and Allied Sciences* 62

Effektivität beurteilen zu können, bedurfte es vor allem eines verlässlichen Kriteriums, das einen Vorher-Nachher-Vergleich erlauben würde und über verschiedene Einrichtungen hinweg benutzt werden könnte.¹² Ein auf umfangreichem Datenmaterial basierendes Fragebogeninstrument, das inhaltlich beliebig durch die Zugabe neuer Skalen erweiterbar war, sollte hier doppelt Abhilfe schaffen: einmal, um überhaupt Probandinnen und Probanden für die Studien zur Wirksamkeitsüberprüfung auszuwählen, andererseits, um die tatsächlichen Effekte im Anschluss über eine post-Messung sichtbar werden zu lassen.

Stimuliert durch diesen Bedarf, initiierte Hathaway 1937 zusammen mit McKinley ein Programm zur Entwicklung eines neuen Persönlichkeitstests, das einige Jahre später im *MMPI* münden sollte. Finanzielle Unterstützung erhielten die Wissenschaftler aus Regierungs- sowie Universitätsmitteln.¹³ Mit dem Ziel vor Augen, eine größere Vielfalt von klinisch relevanten Persönlichkeitsaspekten abzubilden, sammelten die Autoren zunächst ein Konvolut von Aussagen, das sich nicht nur aus der eigenen klinischen Erfahrung, sondern auch aus psychiatrischen Untersuchungsmanualen, Lehrbüchern und Kompendien, Fallbeschreibungen aus der Medizin und Neurologie sowie früheren publizierten Tests speiste. Die eigene Expertise in der Diagnose psychischer Erkrankungen wurde damit ebenso als Wissensquelle aufgerufen wie autoritative Publikationsformate der medizinischen und der psychologischen Wissenschaftsgemeinde. Aus diesen Quellen stellten Hathaway und McKinley eine Liste von über 1.000 Aussagen zusammen, die in einem zweiten Schritt systematisch reduziert wurde. Die übrig gebliebenen 504 Aussagen wurden im Sinne einfach zu verstehender Sätze umformuliert, die immer in der ersten Person Singular verfasst waren. Um nun aus diesem Fundus an Selbstbeschreibungen bedeutungsvolle Skalen zu extrahieren, nahmen Hathaway und McKinley in einem langwierigen Prozess verschiedene Stichproben von Personen, einige davon mit psychologisch-psychiatrischen Auffälligkeiten, in den Blick. Als zentrale Referenz dienten dabei zunächst vier Stich-

(2007), 213–243. Siehe ebenso Edward Shorter/David Healy, *Shock Therapy. A History of Electroconvulsive Treatment in Mental Illness*, New Brunswick (New Jersey)/London 2007, vor allem das zweite Kapitel, 9–30.

¹² »The real impetus for the MMPI came from reports of results with insulin shock treatment of schizophrenia. The early statistics on treatment outcomes [...] promised everything from 100 % cure to no effect and no value. It occurred to me that the enormous variance in effectiveness as reported from hospital to hospital depended partly upon the unreliability of the validity criterion – the diagnostic statements. [...] I did not have any objective personality instrument that was adaptable to such a design; and, thinking about the needs, I got the idea of an empirically developed inventory that could be extended indefinitely by development of new scales.« Siehe Hathaway, Personal Communication, 350–351.

¹³ Siehe dazu James N. Butcher: »A Conversation with Starke Hathaway...Development of the MMPI«, in: James N. Butcher, *MMPI Video Archive*, <http://mmpi.umn.edu/mmpi-video-archive.php> (Letzter Zugriff: 26. März 2021). Ein Teil der Finanzierung wurde über die Works Progress Administration (WPA) sichergestellt, die 1935 von staatlicher Seite ins Leben gerufen worden war, um die Effekte der Wirtschaftskrise abzumildern.

proben ›normaler‹ Probanden. Die größte dieser Gruppen – 724 Fälle – bestand aus Personen, die damit beschäftigt waren, Freunde und Verwandte in die Universitätsklinik zu bringen, dabei aber am Eingang abgefangen und von der Teilnahme überzeugt werden konnten. Nur solche Personen wurden in die Gruppe aufgenommen, die angaben, nicht in ärztlicher Behandlung zu sein. Bei der zweiten Gruppe – 265 Fälle – handelte es sich um Highschool-Absolventinnen und -Absolventen, die eine Studienberatung in Anspruch nehmen wollten. Die dritte Gruppe bestand aus Handwerkern und Facharbeitern. Darüber hinaus beteiligten sich Patienten, die wegen körperlicher Erkrankungen in der Klinik behandelt wurden, aber keine psychischen Auffälligkeiten zeigten. Die so auf einen Umfang von 1.499 Personen angewachsene ›normale‹ Referenzgruppe wurde mit Patientinnen und Patienten aus der psychiatrischen Klinik sowie der neuropsychiatrischen Ambulanz kontrastiert, also mit einem Personenkreis, der in die medizinische Versorgung eingebunden und daher mit einer für die damalige Behandlungspraxis gültigen psychiatrischen Diagnose versehen worden war. Auf Basis aufwendiger statistischer Berechnungen konnten die Autoren durch den geschickten Vergleich zwischen dem Antwortverhalten der ›normalen‹ und der in psychiatrischer Behandlung befindlichen Personen nun einzelne Skalen konstruieren, die eine signifikante Unterscheidung zwischen beiden Populationen ermöglichen sollten.

Beginnend mit der Veröffentlichung der »Hypochondriasis«-Skala, die noch in derselben Ausgabe des *Journal of Psychology* wie der Methodenbericht publiziert wurde, kamen in den Folgejahren acht weitere klinische Skalen hinzu, die mit dem Anspruch konstruiert worden waren, »Depression«, »Hysteria«, »Psychopathic Deviate«, »Maskulinity-Feminity« (hier ein Hinweis auf latente Homosexualität), »Paranoia«, »Psychasthenia«, »Schizophrenia« und »Hypomania« zu messen.¹⁴ Die Konstruktion der einzelnen Skalen folgte dabei immer derselben Choreographie: Antwortete eine Stichprobe mit einer bestimmten psychiatrischen Diagnose auf konsistente Weise *anders* auf die Aussagen, als dies nicht psychiatrisch klassifizierte Probanden oder aber Personen mit einer anderen Diagnose taten, galt dies als Beleg, mittels dieser speziellen Aussagen auch ein entsprechendes klinisches Merkmal psychometrisch fassen zu können. Die psychiatrischen Diagnosen dienten somit als a priori festgelegtes Differenzierungs- und Sortierungskriterium, an dem sich das Testmaterial zu bewähren hatte.

¹⁴ Siehe John C. McKinley/Starke R. Hathaway, »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota). II. A Differential Study of Hypochondriasis«, in: *Journal of Psychology: Interdisciplinary and Applied* 10 (1940), 255–268; Starke R. Hathaway/John C. McKinley, »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): III. The Measurement of Symptomatic Depression«, in: *The Journal of Psychology* 14 (1942), 73–84; dies., »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): IV. Psychasthenia«, in: *Journal of Applied Psychology* 26 (1942), 614–624; dies., »Minnesota Multiphasic Personality Inventory. V. Hysteria, Hypomania and Psychopathic Deviate«, in: *Journal of Applied Psychology* 28 (1944), 153–174.

5.2 Mentale Tests und Psychometrie

Im Jahr 1890, genau fünfzig Jahre vor der Veröffentlichung der ersten Skala des *MMPI*, erschien in der philosophischen Fachzeitschrift *Mind* ein kurzer, aber programmatischer Artikel mit dem Titel *Mental Tests and Measurements*.¹⁵ Der Autor, James McKeen Cattell, war zu diesem Zeitpunkt seit zwei Jahren Lehrstuhlinhaber für Psychologie an der University of Pennsylvania und hatte in Philadelphia ein prosperierendes Labor für psychologische Forschung eingerichtet. Cattell plädierte in seinem Artikel für die systematische Verwendung von Prüfverfahren, um physische, psychophysische und schließlich auch rein mentale Messungen zu gewinnen.¹⁶ Den Einsatz solcher Verfahren begründete er mit der methodologischen Verfassung der noch jungen Wissenschaft der Psychologie: Diese könnte nicht die Gewissheit und Exaktheit der physikalischen Wissenschaften erreichen, solange sie ihr Fundament nicht auf den Praktiken des Experiments und der Messung errichten würde.¹⁷ Einen Schritt in diese Richtung böten mentale Tests und Messungen, vor allem wenn sie bei einer großen Anzahl von Individuen eingesetzt würden. Die Resultate wären von wissenschaftlichem und praktischem Wert, zudem käme ihnen persönliche Bedeutung zu: Für die Untersuchten wären die Resultate interessant, vielleicht auch nützlich für die eigene Lebensführung und Leistungsverbesserung oder als Indikator einer Erkrankung.¹⁸ Besonders sinnvoll schien ihm die Konzeption eines einheitlichen Systems von Testverfahren, das es erlauben würde, die Befunde von verschiedenen Zeitpunkten und Orten miteinander zu vergleichen und zu kombinieren. Der Artikel in *Mind* ging in die Annalen der Psychologiegeschichte ein, weil mit ›mental tests‹ ein Begriff in den psychologischen Diskurs Eingang fand, der unmittelbar auf Zuspruch stieß und sich schnell etablieren konnte. Unter ›mental tests‹ ließ sich ein breites Spektrum an psychologischen Prüfungen aus dem Kontext des Labors subsumieren, zugleich suggerierte die Bezeichnung, es mit etablierten Verfahren zutun zu haben, die sicheren Aufschluss über das Mentale in seinen unterschiedlichen Merkmalen, Ausprägungen und Variationen geben konnten.

Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung hatte Cattell nach mehreren temporären Beschäftigungen eine feste Anstellung an der University of Pennsylvania gefunden. Der in dem Artikel beschriebenen Forschungsrichtung war er bereits seit einigen Jahren gefolgt, ihr wollte er sich nun mit sicherer institutioneller Anbindung weiter widmen. Seine psychometrische Doktorarbeit, die der Geschwindigkeitsmessung einfacher psychischer Prozesse nachgegangen war, hatte Cat-

¹⁵ Siehe James McKeen Cattell, »Mental Tests and Measurements«, in: *Mind* 15 (1890), 373–381.

¹⁶ Siehe ebenda, 374.

¹⁷ Siehe ebenda, 373.

¹⁸ Siehe ebenda.

tell vier Jahre zuvor im Labor von Wilhelm Wundt in Leipzig abgeschlossen.¹⁹ Im Zuge dieser Studien hatte er sich zunehmend für individuelle Unterschiede und ihre Erfassung mittels Reaktionszeiten interessiert. Im Kontrast zu Wundts Forschungsprogramm, das sich ganz auf allgemeine psychische Prozesse konzentrierte, wurde das Individuum in Cattells Studien damit zur entscheidenden Einflussgröße.²⁰ Nach dem Abschluss seiner Dissertation hatte Cattell zunächst eine Stelle an der University of Cambridge angetreten. Der neue Wirkungsort ermöglichte ihm einen regen Austausch mit dem Mediziner Francis Galton, der sich in Wissenschaftskreisen bereits einen Namen mit groß angelegten anthropometrischen Untersuchungen und Studien zur Erbllichkeit intellektueller Begabung gemacht hatte. Finanziell unabhängig, war es Galton nach ausgedehnten Reisen in den 1840er und 1850er Jahren möglich gewesen, sich ganz seinen humanwissenschaftlichen Forschungsinteressen zu widmen, die sich nicht nur durch ein breites Themenspektrum, sondern auch einen pluralen Methodenzugriff auszeichneten.²¹ Einem Wissenschaftsmodell folgend, das sich an der zeitgenössischen Physik orientierte, bildeten für Galton Operationen der Messung und die Produktion quantitativer Resultate den Kern forschender Tätigkeiten. Das intellektuelle Vermögen des Menschen und seine potenzielle Erbllichkeit hatte Galton seit den 1860er Jahren interessiert. Mit der ersten monographischen Veröffentlichung zu diesem Themengebiet, die er unter dem Titel *Hereditary Talent and Character* publizierte, beschäftigte sich Galton dabei auch mit der mathematischen Aufbereitung der empirisch gewonnenen Daten vor dem Hintergrund stochastischer Überlegungen.²² Beispielsweise entwickelte er in dieser Zeit ein Maß, um die ›normale‹ Variation von Daten um einen Mittelwert zu bestimmen. Die wenige Jahre später vorgelegte Monographie *Hereditary Genius* sollte wiederum die Bedeutung der Erbllichkeit von »man's natural abilities« belegen.²³ Galton hatte zu diesem Zweck Personen untersucht, die durch besondere Reputation oder Leistung von sich reden gemacht hatten. Den konzeptuellen Rahmen bildeten dazu die mathematischen Arbeiten des französischen Mathematikers Quetelet: Dieser hatte sich mit der Verteilung von anthropomet-

¹⁹ Publiziert wurde die Arbeit wie folgt: James McKeen Cattell, »Psychometrische Untersuchungen. Teil 1:«, in: *Philosophische Studien* 3 (1886), 305–335; »Psychometrische Untersuchungen. Teil 2:«, in: Ebenda, 452–492; »Psychometrische Untersuchungen. Teil 3:«, in: Ebenda 4 (1888), 241–250.

²⁰ Vergleiche Donald S. Napoli, *Architects of Adjustment. The History of the Psychological Profession in the United States*, Port Washington/London 1981, 12.

²¹ Für eine ausführliche Darstellung von Galtons Forschungen siehe Nicholas Wright Gillham, *A Life of Sir Francis Galton: From African Exploration to the Birth of Eugenics*, Oxford/New York 2001.

²² Siehe Harald Grünwald, *Der soziale Charakter von Konzeptionen psychologischer Diagnostik. Eine Untersuchung zu Inhalt, Entstehung und Konkurrenz von Diagnostikkonzeptionen*, München 1979, 81.

²³ Siehe Francis Galton, *Hereditary Genius. An Inquiry into its Law and Consequences*, London 1869, hier 1.

rischen Merkmalen wie der Körpergröße beschäftigt und ihnen eine kumulative Häufigkeitsverteilung attestiert. Galton wendete das Modell auf die erhobenen Testwerte an und kam zu der Schlussfolgerung, dass es sich bei ›Charakter‹ und ›Fähigkeit‹ größtenteils um erbliche Qualitäten handeln müsste. Ganz allgemein ließ sich diese Methodik auch für psychologische Merkmale nutzen: Entsprechenden Variablen konnte ein Wert auf einer statistischen Skala und damit auch ein Platz in einer kumulierten Häufigkeitsverteilung zugewiesen werden.²⁴ Psychische Prozesse erkundete Galton jedoch auch mit anderen Medien der Datengewinnung. Die Fähigkeit zur »mental imagery« untersuchte er beispielsweise, indem er einen Papierbogen mit festgelegten Fragen entwarf, der im Anschluss an Kollegen und Bekannte verteilt wurde.²⁵ Sein »schedule of questions«²⁶ bildete damit den Archetypus psychologischer Fragebogen, die im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einen rasanten Aufstieg erleben sollten.²⁷ In den frühen 1880er Jahren hatte Galton auch auf die Bedeutung der Erfassung individuellen Leistungsvermögens hingewiesen und dazu die Errichtung anthropologischer Laboratorien vorgeschlagen.²⁸ Verbunden waren diese Messstationen mit der Vision, ganze »medical life-histories« für einzelne Personen anzufertigen, die sich aus verschiedenen Datenbeständen und Medien – anthropometrischen Messungen, medizinischen Befunden und Fotografien – speisen sollten.²⁹ Um dieser Vision zumindest schrittweise nahe zu kommen, hatte Galton 1884 die Gelegenheit ergriffen, im Rahmen der International Health Exhibition in London ein Labor zu eröffnen.³⁰ Gegen die Gebühr von drei Pence konnten die Besucher in einer etwa 25 Minuten dauernden Untersuchung zentrale physische Charakteristika vermessen lassen. Eingeholt wurden 17 Messwerte verschiedener Sinnesleistungen

²⁴ Siehe Francis Galton, »On a Proposed Statistical Scale«, in: *Nature* 9 (1874), 342–343 sowie ders., »Statistics by Intercomparison, with Remarks on the Law of Frequency of Error«, in: *Philosophical Magazine*, 4th Series 49 (1875), 33–46.

²⁵ Nach einem ersten Entwurf legte Galton einen Fragebogen vor, bei dem die Testpersonen offen antworten konnten. Siehe Francis Galton, »Statistics of Mental Imagery«, in: *Mind* 5 (1880), 301–318 sowie ders., *Inquiries into Human Faculty and its Development*, London 1883, 378. Über den Biologen Henry Fairfield Osborn, der Galton 1879 in London getroffen hatte, gelangte das Verfahren in die Vereinigten Staaten und wurde unter dessen Ägide weiterentwickelt. Siehe dazu Jacy L. Young, *When Psychologists were Naturalists: Questionnaires and Collecting Practices in Early American Psychology, 1880–1932*, Dissertation, York University, Toronto (Ontario) 2014, 34–63. Siehe auch D. Burbridge, »Galton's 100: An Exploration of Francis Galton's Imagery Studies«, in: *The British Journal for the History of Science* 27 (2004), 443–463.

²⁶ Siehe Galton, *Mental Imagery*, 301.

²⁷ Siehe Gillham, *Sir Francis Galton*, 221. Galton griff in einer Reihe von Studien auf die Fragebogenmethode zurück. Siehe Young, *Psychologists*, 42–43.

²⁸ Siehe Francis Galton, »The Anthropometric Laboratory«, in: *Fortnightly Review* 31 (1882), 332–338.

²⁹ Siehe ebenda, 338.

³⁰ Siehe Francis Galton, »On the Anthropometric Laboratory at the Late International Health Exhibition«, in: *Journal of the Anthropological Institute* 14 (1885), 205–218, hier 205.

(beispielsweise das Seh- und Hörvermögen) und physischer Parameter (zum Beispiel Atemkapazität, Druck- und Zugstärke der linken und rechten Hand, Spannweite der Arme). Zum Abschluss erhielten die Geprüften zudem eine Karte, auf der die individuellen Messwerte, ergänzt um weitere biographische und soziale Angaben, eingetragen wurden.³¹ In den 1880er Jahren, ebenfalls im Zusammenhang mit der Frage nach der Heredität von Merkmalen, machte Galton darüber hinaus Beobachtungen, die in den statistischen Konzepten der Regression und schließlich auch der Korrelation ihre Formalisierung finden sollten.³² Den Ausgangspunkt hatte dazu ein systematischer Gewichtsvergleich der Mutter- und Tochttersamen von Platterbsen gebildet. Das Modell versprach einen großen Anwendungsbereich, weil es sich auch auf andere Variablen übertragen ließ, bei denen die Wirkung von Erbfaktoren diskutiert wurde. Mitte der 1880er Jahre trug Galton die Körpergröße von Kindern und ihrer Eltern in einem Koordinatensystem ab, sodass eine bivariate Darstellung entstand.³³ Dass es einen mathematischen Zusammenhang zwischen verschiedenen Datensätzen gab, wurde von ihm im Herbst 1888 nach der Untersuchung von Unterarm- und Kopfgrößenmessungen entdeckt.³⁴ Um diese Beziehung zu fassen, wählte Galton den Begriff der »co-relation«. Im engen Austausch mit dem Mathematiker Karl Pearson, der eine Professur am University College inne hatte, entstanden auf diese Weise grundlegende Techniken der statistischen Analyse, die sich auf vielfältige Datenformate anwenden ließen und schnell auch in das Interesse der quantitativ ausgerichteten Humanwissenschaften gerieten.³⁵

Inspiziert von Galtons Leidenschaft für die Sammlung umfangreicher Humandaten und den Möglichkeiten ihrer numerischen Analyse, richtete Cattell in Cambridge ein eigenes Laboratorium ein. In seinem Ansatz, bei dem physische und mentale Tests miteinander kombiniert wurden, folgte er Galtons Modell, betonte jedoch die Notwendigkeit eines standardisierten Vorgehens.³⁶ Seine

³¹ Dazu zählten das Alter, der Beziehungsstatus, Geburtsort, Beruf und der Wohnort.

³² Siehe dazu die ausführliche Darstellung von Stephen M. Stigler, *The History of Statistics. The Measurement of Uncertainty Before 1900*, Cambridge (Massachusetts)/London 1986.

³³ Siehe Francis Galton, »Regression Towards Mediocrity in Hereditary Stature«, in: *Journal of the Anthropological Institute* 15 (1885), 246–263.

³⁴ Galton vertrat die Auffassung, dass der Zusammenhang zwischen zwei Variablen auf einen gemeinsamen Faktor zurückzuführen wäre. Siehe ders., »Co-Relations and their Measurement, Chiefly from Anthropometric Data«, in: *Proceedings of the Royal Society of London* 45 (1888), 135–145. Für einen Überblick über die Forschung zur Korrelations- und Regressionsrechnung siehe Francis Galton, *Natural Inheritance*, London 1889.

³⁵ Pearson griff die Ansätze Galtons auf und entwickelte daraus den Korrelationskoeffizient, der als standardisiertes Maß auch heute noch benutzt wird. Siehe Karl Pearson, »Mathematical Contributions to the Theory of Evolution. III. Regression, Heredity and Panmixia«, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 187 (1896), 253–318.

³⁶ Siehe Joseph Peterson, *Early Conceptions and Tests of Intelligence*, Yonkers-on-Hudson (New York)/Chicago 1925, 78.

Berufung als Leiter des Instituts für Psychologie der Columbia University eröffnete ihm 1891 schließlich, mentale Tests großflächig einzusetzen. In New York bildeten individuelle Unterschiede zwischen Personen und die genaue Messung von Fähigkeiten Cattells neuen Arbeitsschwerpunkt.³⁷ Zusammen mit seinem Assistenten Livingston Ferrand konnte er in den Jahren 1894/95 und 1895/96 beispielsweise zentrale physische und mentale Merkmale von 100 Studenten der Universität erheben.³⁸ Cattell und Ferrand griffen dazu auf Apparaturen aus dem psychologischen Labor zurück. Die Reaktionszeiten wurden zum Beispiel mit einem Hippschen Chronoskop erhoben, das 1847 als Instrument zur präzisen Zeitmessung in Süddeutschland entwickelt worden war.³⁹ Zusätzlich wurden grundlegende demographische Informationen eingeholt. In ihrer Veröffentlichung empfahlen die Autoren, die eingesetzten Tests zum Standardrepertoire eines jeden psychologischen Laboratoriums zu erklären.⁴⁰ Neben der Anwendung bei Studierenden sahen Cattell und Farrand einen praktischen Nutzen für die Gesellschaft – zum Beispiel durch die Untersuchung von Schulkindern. Ihre Studie wollten beide als Impuls verstanden wissen, zukünftig noch umfangreichere Messungen mit wesentlich mehr Variablen durchzuführen. So sollte es möglich werden, Aufschluss über die Entwicklung physischer und mentaler Merkmale, ihre Zusammenhänge und Unterschiede, zu erhalten. Verbunden war damit letztlich die Hoffnung, einer vollständigen Vermessung des Menschen in all seinen charakteristischen Merkmalen den Weg zu bereiten.

Der mit dem Namen Galton eng verbundene Forschungsansatz inspirierte eine ganze Generation von Wissenschaftlern, die sich für psychische Merkmale und ihre Messung interessierten. Besonders rege fiel die Forschungsaktivität dazu an den psychologischen Laboratorien aus, die noch vor der Jahr-

³⁷ Siehe dazu Michael M. Sokal, »James McKeen Cattell and Mental Anthropometry: Nineteenth-Century Science and Reform and the Origins of Psychological Testing«, in: ders., *Psychological Testing and American Society, 1890–1930*, New Brunswick (New Jersey) 1987, 21–45 sowie ders., »James McKeen Cattell and the Failure of Anthropometric Mental Testing, 1890–1901«, in: William R. Woodward/Mitchell G. Ash (Hrsg.), *The Problematic Science: Psychology in Nineteenth-Century Thought*, New York 1982, 322–345. Cattell gehörte auch zu den ersten Psychologen in Amerika, die auf statistische Verfahren zurückgriffen. Siehe Helen M. Walker, *Studies in the History of statistical Method*, Baltimore 1929, hier 152.

³⁸ Neben der Körpergröße, dem Gewicht und dem Kopfumfang erfassten die Testleiter unter anderem die Atemkapazität, das Leistungsvermögen der Sinnesorgane, die Schmerzempfindlichkeit und die Gedächtnisleistung. Siehe James McKeen Cattell/Livingston Farrand, »Physical and Mental Measurements of the Students of Columbia University«, in: *Psychological Review* 3 (1896), 618–648.

³⁹ Mit dem Hippschen Chronoskop ließen sich Messzeiten eine Millisekunde genau erheben. Für eine Rekonstruktion seiner Entstehungsgeschichte siehe Caspar Clemens Mierau: »Matthias Hipp und das ›Hipp'sche Chronoskop‹«, Semesterarbeit, Bauhaus-Universität, Weimar 2002, http://www.medienkultur.org/sm1/gdg/ha/hippsches_chronoskop.pdf (Letzter Zugriff: 26. März 2021).

⁴⁰ Siehe McKeen Cattell/Farrand, *Measurements*, 647.

hundertwende sukzessive an US-amerikanischen Universitäten entstanden.⁴¹ Joseph Jastrow, Lehrstuhlinhaber für Experimentelle und Komparative Psychologie an der University of Wisconsin, ergriff 1893 beispielsweise die Gelegenheit, ein öffentlich zugängliches Labor auf der Weltausstellung in Chicago einzurichten, um auch dort mentale und anthropologische Messungen an einem großen Personenkreis einzuholen. Im Zentrum der Untersuchungen standen hierbei Sinnes- und Sensibilitätsprüfungen, genauso wie Gedächtnis- und Reaktionsgeschwindigkeitstests.⁴² Die gewonnenen Daten wurden auf Karten registriert und für weitere Forschungsprojekte archiviert. Da sich Mitte der 1890er Jahre eine ganze Reihe von Laboratorien der Messung mentaler Merkmale verschrieben hatten, schlossen sich die Wissenschaftler Cattell, Baldwin, Jastrow und Witmer zu einem Komitee zusammen. Die Vereinigung sollte Kooperationsmöglichkeiten zwischen den Einrichtungen bei der Durchführung von Testungen und der Sammlung entsprechender Daten ausloten.⁴³

Der Optimismus, mit dem das Projekt mentaler Testungen einige Jahre zuvor in Nordamerika begonnen worden war, hielt jedoch nicht lange an. Die mit den Erhebungen verbundenen Zielsetzungen stellten sich als illusorisch heraus, zudem stützten die Ergebnisse der Korrelationsberechnungen, auf die vor allem die Akteure aus dem Forschungsfeld der mentalen Tests zurückgegriffen hatten, nicht die Erwartungen der Wissenschaftler.⁴⁴ Stella Sharp, Doktorandin von Edward Titchener an der Cornell University, hatte kurz vor der Jahrhundertwende in einer Studie ermittelt, dass nur eine geringe Korrespondenz zwischen den Ergebnissen der verschiedenen Tests bestand.⁴⁵ Die große Zahl an partikularen Befunden war nach ihrer Meinung nicht zu einem ganzheitlichen Bild im Sinne einer »Struktur des Geistes« zusammenzufügen.⁴⁶ Sharp schien es deshalb fraglich, inwiefern komplexere Geistestätigkeiten anhand dieser elementaren Prü-

⁴¹ Das erste psychologische Labor wurde 1883 von G. Stanley Hall an der Johns Hopkins University eingerichtet. Darauf folgten zahlreiche weitere, zum Beispiel an der University of Pennsylvania (1888, geleitet von James McKeen Cattell) und der University of Wisconsin (1888, geleitet von Joseph Jastrow). Siehe James McKeen Cattell, »Early Psychological Laboratories«, in: *Science* 67 (1928), 543–548.

⁴² Siehe Joseph Jastrow, »The Section of Psychology«, in: M. P. Hardy (Hrsg.), *Official Catalogue – World's Columbian Exposition, Part. VII*, Chicago 1893, 50–60.

⁴³ Siehe J. M. Baldwin/J. M. Cattell/J. Jastrow, »Physical and Mental Tests«, in: *Psychological Review* 5 (1898), 172–179.

⁴⁴ In Amerika waren Psychologen federführend, was den Einsatz von Korrelationsmethoden anbelangte. Die Fürsprecher mentaler Tests legitimierten ihre Praxis vor allem durch den Rückgriff auf eine statistische Methodologie; ihre Interpretation und ihr Einsatz der Verfahren blieb jedoch nicht ohne Kritik. Siehe dazu Arthur Stout, *Statistics in American Psychology: The Social Construction of Experimental and Correlational Psychology, 1900–1930*, Dissertation, University of Edinburgh, Edinburgh 1987, 117 f.

⁴⁵ Siehe Stella E. Sharp, »Individual Psychology: A Study in Psychological Method«, in: *The American Journal of Psychology* 10 (1899), 329–391.

⁴⁶ Siehe ebenda, 389.

fungen entschlüsselt werden könnten. Eine ähnliche Position vertrat auch Clark Wissler, der im Labor von Cattell seine Dissertationsstudien durchgeführt hatte. Wissler musste feststellen, dass die mentalen Tests, die er bei Studierenden der Columbia University erhoben hatte, nur marginal miteinander korrelierten.⁴⁷ Auch die körperlichen Prüfungen hingen kaum miteinander zusammen. Damit ergaben die einzelnen Werte ein disparates Bild, das sich nicht zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügen ließ. Besonders niederschmetternd war jedoch, dass die Erhebungen im Labor statistisch nicht mit den Noten der Studierenden in Verbindung standen.⁴⁸ Damit stand die lebenspraktische und gesellschaftliche Relevanz der erhobenen Variablen infrage. Die singulären mentalen Merkmale, die minutiös in den umfangreichen Messreihen erhoben worden waren, schienen nicht auf höhere mentale Prozesse zu verweisen – Prozesse, deren individuelle Variation einen Unterschied in der Welt außerhalb des Labors machen würde und die damit auch für die psychometrische Erschließung bedeutsam schienen. Die Zeit um 1900 markierte deshalb einen Wendepunkt: Angesichts des Zweifels an ihrer Aussagekraft, aber auch der gesellschaftlichen Relevanz dieser Untersuchungsreihen, wurden die von Galton inspirierten Forschungsprogramme nicht weiterverfolgt. Der erfolgreichen institutionellen Verbreitung der Psychologie konnte dies jedoch nichts anhaben. Um 1900 waren bereits mehr psychologische Laboratorien in den Vereinigten Staaten eingerichtet worden, als es beispielsweise Universitäten in Deutschland gab.⁴⁹ Auch die Untersuchung individueller Unterschiede, die über mentale Tests Einzug in die Labore gehalten hatte, konnte sich als ein zentrales psychologisches Anwendungsfeld im frühen 20. Jahrhundert etablieren. Die Vorstellung, dass die Psyche mit entsprechenden Instrumenten zugänglich gemacht und vermessen werden konnte, hatte sich im Rahmen dieser Ansätze damit hinreichend verfestigt.

5.3 ›Intelligenz‹-Messungen

Hatten basale mentale Prozesse und Merkmale im ausgehenden 19. Jahrhundert noch das Hauptaugenmerk gebildet, richtete sich der messende Zugriff bald auf komplexere Aspekte der Psyche. Gerade die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen gerieten in diesem Zuge in den Fokus der psychologischen Wissenschaften. Als Wissensobjekt nahm ›Intelligenz‹ schon bald die Form eines stabilen, zunehmend wichtigeren Referenzobjekts an, das den psychologischen

⁴⁷ Siehe Clark Wissler, »The Correlation of Mental and Physical Tests«, in: *Psychological Review Monograph Supplements* 3 (1901), 1–63.

⁴⁸ Siehe ebenda, 62.

⁴⁹ Siehe Mitchell G. Ash, »Reflections on Psychology in History«, in: W. R. Woodward/Mitchell G. Ash (Hrsg.), *The Problematic Science. Psychology in Nineteenth Century Thought*, New York 1982, 347–364, hier 362.

Diskurs mit sozialen und politischen Fragen vor dem Hintergrund größerer kultureller Transformationsprozesse kurzschloss.⁵⁰

Bereits ab der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die französische Anthropologie auf ›Intelligenz‹ Bezug genommen, um Menschen zu vermessen, postulierte ›Rassen‹ zu vergleichen und Subgruppen des *homo sapiens* zu studieren. Instrumentellen Praktiken wie der Kranimetrie war dabei eine Schlüsselfunktion zugekommen. Von diesem anthropologischen Diskurs geprägt, schien ein quantitativer Zugang zum intellektuellen Vermögen auch für einige Protagonisten der ›neuen‹ wissenschaftlichen Psychologie realisierbar.⁵¹ Studien der Physischen Anthropologie, die in Europa und Nordamerika dem Zusammenhang von ›Intelligenz‹, Schädel- und Gehirnmerkmalen nachgegangen waren, hatten indes zu keinem positiven Befund geführt. Über die etablierte instrumentelle Praxis konnte sich jedoch eine veränderte Sicht auf ›Intelligenz‹ als biologisch verankertes, unterschiedlich ausgeprägtes Merkmal verbreiten, das sich auf präzise Weise quantitativ bestimmen ließ.⁵² Anders als ihre anthropologischen Vorläufer, zielten die psychologischen Wissenschaften jedoch nicht mehr auf die genaue Vermessung des Schädels – seines Umfangs, Gewichts oder Volumens – ab. Ihre Aufmerksamkeit galt etwas gänzlich Immateriellen: der Psyche selbst.

Die Vorstellung, ›Intelligenz‹ mittels standardisierter Verfahren messen zu können, ohne einen Umweg über die Körperoberfläche nehmen zu müssen, gewann im Frankreich des ausgehenden 19. Jahrhunderts an Auftrieb und ist eng mit den Namen Alfred Binet und Théodore Simon verknüpft. Als ausgebildeter Jurist hatte Binet ein Zweitstudium der Biologie und Medizin aufgenommen und war 1894 mit einer Arbeit über das Nervensystem von Insekten promoviert worden.⁵³ Im selben Jahr hatte er zudem eine *Introduction à la psychologie expérimentale* vorgelegt und darin eine Psychometrie skizziert, die sich zukünftig der Erforschung psychischer Aspekte wie der Aufmerksamkeit oder Übungs- und Erschöpfungszuständen widmen sollte.⁵⁴ Nach einer mehrjährigen Anstellung an der Salpêtrière wechselte er 1891 an das Laboratoire de psychologie physiologique der Universität Sorbonne, um hier der experimentellen Untersuchung

⁵⁰ Siehe dazu und im Folgenden die umfangreiche Studie von John Carson, *The Measure of Merit. Talents, Intelligence, and Inequality in the French and American Republics, 1750–1940*, Princeton/Oxford 2007.

⁵¹ Eine zentrale Figur war dabei der Mediziner Paul Broca, der sich ab den 1850er Jahren anthropologischen Fragestellungen zugewendet und mit Kollegen 1859 die *Société d'Anthropologie de Paris* gegründet hatte. Im Zentrum von Brocas Schaffen stand die präzise Vermessung von Schädeln, anhand derer die Anthropologie auf ein stabiles wissenschaftliches Fundament gestellt werden sollte. Siehe dazu ebenda, 97–109.

⁵² Siehe ebenda, 109.

⁵³ Siehe Alfred Binet, *Contribution à l'étude du système nerveux sous-intestinal des insectes*, Paris 1894. Für eine umfassende Biographie siehe Theta H. Wolf, *Alfred Binet*, Chicago/London 1973.

⁵⁴ Siehe Alfred Binet, *Introduction à la psychologie expérimentale*, Paris 1894.

psychischer Merkmale weiter nachzugehen.⁵⁵ Als Versuchspersonen dienten Binet hierbei zunächst seine beiden Töchter, jedoch weitete er seine Studien bald auf Schülerinnen und Schüler aus der Stadt und dem Pariser Umland aus.⁵⁶ Wenige Jahre später veröffentlichte er zusammen mit Victor Henri in der zuvor selbst gegründeten Zeitschrift *L'année psychologique* eine ausführliche Abhandlung zur Individualpsychologie, die den psychischen Prozessen des Menschen in ihrer jeweils individuellen Ausprägung und ihren spezifischen Wechselverhältnissen nachgehen sollte.⁵⁷ Besonderes Augenmerk legten die Autoren auf die Verwendung mentaler Tests, wie sie von anderen Wissenschaftlern bereits erprobt worden waren. Dabei argumentierten sie aber vor allem dafür, es nicht bei basalen psychischen Prozessen zu belassen, sondern höhere und komplexere Vorgänge im Rahmen der Individualpsychologie zu erschließen. Gerade hier sollten sich besonders bedeutsame individuelle Unterschiede abzeichnen. Mit dieser Fokussierung wichen Binet und Henri deutlich von ihren Kollegen in Deutschland und Nordamerika ab: Dort wurden fundamentale psychische Prozesse als zentraler Gegenstand mentaler Testungen behandelt.⁵⁸

Théodore Simon trat mit Binet im Jahr 1900 in Kontakt, nachdem er auf dessen Forschung zur mentalen Entwicklung aufmerksam geworden war. Als ärztlicher Praktikant einer Kolonie in Perray-Vaucluse hatte er Zugang zu Kindern und Jugendlichen mit Entwicklungsverzögerungen, die er für eine wissenschaftliche Studie untersuchen wollte. Unter der Leitung Binets nahm Simon umfangreiche Messungen an 223 Jungen der Einrichtung vor, um der Frage nachzugehen, inwiefern eine Verbindung zwischen ihren körperlichen Merkmalen und dem intellektuellen Vermögen bestand.⁵⁹ Die zu diesem Zeitpunkt initiierte Zusammenarbeit sollte bis zu Binets Lebensende anhalten. 1904 wurde Binet in eine ministeriale Expertenkommission berufen, die über den Verbleib »retardierter« Kinder in der Schule berichten sollte. Dabei wurde entschieden, dass die Schülerinnen und Schüler, die dem Lernstoff nicht folgen konnten, in einer separaten Einrichtung unterrichtet werden sollten. Die Zuordnung zu den Sonderschulen

⁵⁵ Siehe Theta H. Wolf, »The Emergence of Binet's Conception and Measurement of Intelligence: A Case History of the Creative Process«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 5 (1969), 113–134.

⁵⁶ Siehe dazu Alfred Binet, »Recherches sur les mouvements chez quelques jeunes enfants«, in: *Revue philosophique de la France et de l'étranger* 29 (1890), 297–307; »La perception des longueurs et des nombres chez quelques petits enfants«, in: Ebenda 30 (1890), 68–81; »Perceptions d'enfants«, in: Ebenda, 582–611. 1884 wurde von Binet und Henri auch eine Studie veröffentlicht, bei der Pariser Schulkinder von sieben bis dreizehn Jahren zu ihrer Gedächtnisleistung untersucht wurden. Siehe dies., »Le développement de la mémoire visuelle chez les enfants«, in: *Revue générale des sciences pures et appliquées* 5 (1884), 162–169.

⁵⁷ Siehe Alfred Binet/Victor Henri, »La psychologie individuelle«, in: *L'année psychologique* 2 (1895), 411–465, hier 444.

⁵⁸ Vergleiche Wolf, Binet's Conception, 123.

⁵⁹ Für die Doktorarbeit siehe Théodore Simon, *Documents relatifs à la corrélation entre le développement physique et la capacité intellectuelle*, Paris 1900.

war anhand von medizinischen und pädagogischen Untersuchungen vorzunehmen. Der konkrete Bedarf an funktionsfähigen Prüfungsformen inspirierte Binet dazu, einen neuen psychologischen Zugang mit klaren Prinzipien zu entwickeln.⁶⁰ Im Zentrum stand die Entwicklung einer »échelle métrique de l'intelligence«, die aus einer Reihe von Prüfungen mit ansteigendem Schwierigkeitsgrad bestand.⁶¹ Jedem Test des Verfahrens war ein bestimmtes mentales Niveau zugeordnet. Als Vergleichsgruppe, die damit den Standard der ›normalen‹ Entwicklung markierte, hatten die Wissenschaftler Schüler verschiedener Altersgruppen ohne kognitive Einschränkungen herangezogen, die von ihren Lehrern ausgewählt worden waren. Die Prüfung, die ihren Schwerpunkt auf die Urteilsfähigkeit legte, enthielt 30 Aufgaben. Das Testergebnis erlaubte schließlich die Zuordnung des Kindes zu den Kategorien der *idiots*, *débiles* oder *imbéciles*.⁶² Hatten Pädagogen und Ärzte bislang ihre Einschätzung ohne formalisierte Methode vorgenommen, sollte mit dem Instrument nun eine ›objektive‹ und zuverlässige Diagnose mentaler Fähigkeiten erfolgen.⁶³ Die einzelnen Aufgaben, die mit Funktionsprüfungen der Sinnesorgane und kleineren Koordinationstests begannen, bis schließlich Wissensbestände, Erinnerungsvermögen, Aufmerksamkeit und Einfallsreichtum zum Gegenstand wurden, waren deshalb mit genauen Instruktionen versehen. Zugleich blieben die materiellen und technischen Voraussetzungen für die Testung überschaubar. Um die Prüfungen »Connaissance verbale des images« und »Nomination des objets désignés« durchzuführen, kamen zum Beispiel kolorierte Stiche zum Einsatz, die Binet in der ersten Veröffentlichung hatte abdrucken lassen (Abb. 5.2). Die detailreichen Bilder zeigten einmal eine häusliche Situation in der Küche, ein anderes Mal eine dörfliche Straßenszene und konnten als Testkarten vorgelegt werden. Andere Stimuli ließen sich auf einfache Weise selbst herstellen: Bei »Exécution d'ordres

⁶⁰ Nicolas, Andrieu, Croizet, Sanitioso und Burman argumentieren, dass Binets Testkonzeption vor allem strategisch motiviert war und den Einfluss der Psychiatrie auf dieses Feld begrenzen sollte. Nicht letztere sollte mit ihren ›subjektiven‹ Methoden Entscheidungshoheit über die Diagnose ›mentaler Retardierung‹ erhalten, sondern die Psychologie. Siehe Nicolas/Andrieu/Croizet/Sanitioso/Burman, Sick.

⁶¹ Siehe Alfred Binet/Théodore Simon, »Méthodes nouvelles pour le diagnostic du niveau intellectuel des anormaux«, in: *L'année psychologique* 11 (1904), 191–244, hier 194. Siehe auch dies., »Application des méthodes nouvelles au diagnostic du niveau intellectuel chez des enfants normaux et anormaux d'hospice et d'école primaire«, in: Ebenda, 245–336.

⁶² Die Unterscheidung der drei Intelligenzniveaus findet sich in Binet/Simon, Application, 300. Strenggenommen handelte es sich aus der Sicht der Autoren nicht um ein Instrument zur Messung von ›Intelligenz‹, weil sich intellektuelle Qualitäten nicht wie Längen ermitteln ließen, sondern um ein Verfahren zu ihrer Klassifizierung und hierarchischen Einordnung. Für die Bedürfnisse der Praxis entspräche diese Klassifizierung aber einer Messung. Siehe dies., Méthodes, 194–195.

⁶³ Vergleiche John Carson, »Mental Testing in the Early Twentieth Century. Internationalizing the Mental Testing Story«, in: *History of Psychology* 17 (2014), 249–255, hier 251. Carson kommt zu dem Schluss, dass die Skala auf wenig Interesse bei französischen Pädagogen stieß, da diese bereits über etablierte Verfahren der Bestenauslese verfügten.



Abb. 5.2: Ein kolorierter Stich zur Prüfung »Connaissance verbale des images« aus dem Binet-Simon-Test.

simples et imitations de gestes simples« benutzte der Versuchsleiter seinen eigenen Körper, um einfache Handbewegungen vorzuführen, in der Aufgabe »La découpage« zerschnitt er ein Blatt Papier vor den Augen der Prüflinge. Konkrete Testsituationen wurden auch mit Alltagsobjekten hergestellt: Bei »La connaissance de l'aliment« musste das Kind zwischen visuell bekannten Lebensmitteln und nicht essbaren Gegenständen unterscheiden, in anderen Aufgaben kamen kleine Gewichte zum Einsatz.

Das Testverfahren machte Binet und Simon zu Pionieren ihres Forschungsfeldes: Nur wenige Autoren hatten um 1900 entsprechende Versuche unternommen, Skalen zu entwickeln, die intellektuelle Fähigkeiten differenzieren konnten.⁶⁴ Es dauerte jedoch nicht lange, bis Binet und Simon eine revidierte Version veröffentlichten.⁶⁵ Die 1908 präsentierte Skala trat mit dem Anspruch auf, nun die ›Intelligenz‹ ›normal‹ begabter Kinder vom dritten bis zum dreizehnten Lebensjahr zu diagnostizieren. Anders als bei früheren Formen sollten deshalb vor allem abstrakte kognitive Leistungen im Zentrum stehen. Da es den Forschern nicht gelungen war, einzelne Teilkomponenten voneinander abzu-

⁶⁴ Vergleiche Peterson, *Early Conceptions*, 186.

⁶⁵ Siehe Alfred Binet/Théodore Simon, »Le développement de l'intelligence chez les enfants«, in: *L'année psychologique* 14 (1908), 1–94.

grenzen und separat zu erfassen, stand auch bei dieser Version die Diagnose des allgemeinen mentalen Vermögens im Mittelpunkt. Als Vergleichsmaßstab für die individuellen Testwerte diente wiederum die erwartungsgemäße, ›normale‹ Entwicklung der jeweiligen Altersgruppe. Anhand der Ergebnisse konnte so das individuelle mentale Alter bestimmt werden. Damit wurde es möglich, der getesteten Person ein numerisches Intelligenzniveau zuzuordnen.

Die von Binet und Simon entwickelte Skala wurde nach ihrer Veröffentlichung mit Interesse aufgenommen. Wissenschaftler, die an ähnlichen Fragen arbeiteten, übersetzten sie zum Beispiel ins Englische, Italienische und Deutsche, benutzten sie in eigenen Untersuchungsreihen oder publizierten kritische Rezensionen.⁶⁶ Ähnlich verlief auch die anfängliche Rezeption in Nordamerika.⁶⁷ Anders als in Kontinentaleuropa hatte sich die dortige psychologische Forschung im späten 19. Jahrhundert noch kaum für höhere mentale Funktionen interessiert.⁶⁸ Das Konzept der ›Intelligenz‹ und seine Messung mittels verschiedener Methoden spielte im angloamerikanischen Wissenschaftsdiskurs deshalb zunächst keine bedeutende Rolle. Dieser Umstand sollte sich jedoch bald grundlegend ändern. Drei Jahre nach ihrer Veröffentlichung in Frankreich präsentierte Henry H. Goddard, damals der Forschungsdirektor an der *Vineland Training School for Feeble-Minded Girls and Boys* in New Jersey und ein Anhänger der Eugenik, eine englische Übersetzung der Skala für den US-amerikanischen Kontext.⁶⁹ Goddard hatte den Test während einer Studienreise nach Europa kennengelernt, die ihn im Frühjahr 1908 nach Paris und Brüssel geführt hatte. Obgleich ihn die Resultate, die er mit der englischen Version in seiner Einrichtung erzielte, zunächst nicht überzeugten, nahm Goddard die Veröffentlichung der revidierten Fassung zum Anlass für eine neue Übersetzung. Überrascht von den präzisen Ergebnissen, die sich mit dieser Version erzielen ließen, setzte er sich in der Folge für ihre institutionelle Verbreitung in den Vereinigten Staaten

⁶⁶ Siehe zum Beispiel in Belgien Ovide Decroly/Julia Degand, »La mesure de l'intelligence chez des enfants normaux d'après les tests de MM. Binet et Simon«, in: *Archive de Psychologie* 9 (1910), 82–108 und in England Katherine L. Johnston, »Binet's Method for the Measurement of Intelligence.–Some Results«, in: *The Journal of Experimental Pedagogy and Training College Record* 1 (1911), 24–31. Für eine italienische Übersetzung siehe Zaccharia Treves/F. Umberto Safioti, *La »Scala Metrica dell'Intelligenza« di Binet e Simon*, Milano 1911. Für die deutsche Rezeption siehe Otto Bobertag, »Über Intelligenzprüfungen (nach der Methode von Binet und Simon) [Teil 1]«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* 5 (1911), 105–210 sowie »[Teil 2]«, in: Ebenda 6 (1911), 495–538.

⁶⁷ Siehe dazu Carson, Measure.

⁶⁸ Siehe ebenda, 170.

⁶⁹ Siehe Henry H. Goddard, »The Binet and Simon Tests of Intellectual Capacity«, in: *The Training School Bulletin* 5 (1908), 3–9, ders., »A Revision of the Binet Scale«, in: Ebenda 8 (1911), 56–62. Die erste Version war bereits 1906 in der Fachzeitschrift *Psychological Bulletin* rezensiert worden.

ein.⁷⁰ Gerade die Anfangsphase dieser Rezeption jenseits des Atlantik war von einer produktiven Auseinandersetzung bestimmt, die sich nicht nur in weiteren Übersetzungen, sondern auch in dem Anliegen niederschlug, die Skala auf lokale Zielsetzungen und Erfordernisse anzupassen.⁷¹ Die schnelle Verbreitung führte dazu, dass vor allem die englische Version der 1908 veröffentlichten Skala in den verschiedenen Institutionen zum Einsatz kam.⁷² In seiner erneuten Überarbeitung der Skala konnte Binet die Kritikpunkte und Verbesserungsvorschläge, die sich im Rahmen weiterer Studien ergeben hatten, nicht mehr berücksichtigen. Die zweite Revision wurde 1911, einige Monate vor dessen Tod, veröffentlicht.⁷³

Nach dieser Phase des lokalen Experimentierens in verschiedenen US-amerikanischen Einrichtungen und Laboren fand die Intelligenzdiagnostik in Nordamerika im Verlauf der 1910er Jahre schließlich ihre standardisierte Form. Neben der Entwicklung der *Point Scale*⁷⁴ am Psychopathic Hospital in Boston 1915 spielte hierbei Lewis Terman's Publikation der *Stanford-Binet Intelligence Scale* eine zentrale Rolle.⁷⁵ Terman hatte Binets revidierte Skala aus dem Jahr 1908 an einer großen Stichprobe von Kindern mit unterschiedlichem kognitiven Vermögen getestet und einer kritischen Würdigung unterzogen.⁷⁶ Im Vergleich zu Urteilen, die Lehrkräfte über die ›Intelligenz‹ ihrer Schüler abgeben konnten, bewertete er den praktischen Nutzen des Verfahrens positiv. Ein Problem, das bei der Testung jedoch augenscheinlich geworden war, lag in der mangelnden Kali-

⁷⁰ Siehe Henry H. Goddard, »Four Hundred Feeble-Minded Children Classified by the Binet Method«, in: *Pedagogical Seminary* 17 (1910), 387–397.

⁷¹ Nach Carson entspricht die Erfolgsgeschichte des Intelligenztests damit bis zu einem gewissen Grad auch dem imperialen Narrativ: Ausgehend von Paris, verbreitete sich Binets und Simons Instrument in andere Teile der Welt und trug dabei zum Export der Vorstellung bei, ›Intelligenz‹ als messbare Entität anzusehen. Das Instrument wurde nicht einfach in andere geographische Kontexte übertragen, sondern bedurfte der Anpassung und Revision. Siehe ders., *Mental Testing*, 250–252. Einige der Aufgabentexte – zum Beispiel die Beschreibung eines Suizids – wurden von Guy M. Whipple, der ebenfalls eine Übersetzung anfertigte, als zu grausam für den US-amerikanischen Kontext eingestuft und inhaltlich umformuliert. Siehe Guy M. Whipple, *Manual of Mental and Physical Tests*, Baltimore 1910. Binet wiederum reagierte auf diese amerikanische ›Zensur‹ mit Irritation und Belustigung. Siehe ders., »Nouvelles recherches sur la mesure du niveau intellectuel chez les enfants d'école«, in: *L'année psychologique* 17 (1910), 145–201, hier 145.

⁷² Siehe Peterson, *Early Conceptions*, 240.

⁷³ Siehe Alfred Binet/Théodore Simon, »La mesure du développement de l'intelligence chez les jeunes enfants«, in: *Bulletin de la société libre pour l'étude psychologique de l'enfant* 11 (1911), 187–256.

⁷⁴ Siehe Robert M. Yerkes, *A Point Scale for Measuring Mental Ability*, Baltimore 1915. Die Skala erfasste die Merkmale »memory«, »imagination«, »perception«, »association«, »suggestion«, »judgment« und »ideation«.

⁷⁵ Siehe Lewis M. Terman, *The Measurement of Intelligence. An Explanation of and a complete Guide for the Use of the Stanford Revision and Extension of the Binet-Simon Intelligence Scale*, Boston/New York 1916.

⁷⁶ Siehe Lewis M. Terman, »The Binet-Simon Scale for Measuring Intelligence: Impressions Gained by its Application«, in: *Psychological Clinic* 5 (1911), 199–206.

brierung: In Abhängigkeit des Alters wies das Verfahren den Kindern zu hohe beziehungsweise zu niedrige Testwerte zu. Terman setzte deshalb darauf, eine Fassung zu entwickeln, die auf den amerikanischen Kontext angepasst und von den Unzulänglichkeiten des Pariser Instruments bereinigt worden war. Infolge der Testung mehrerer Tausend Kinder und Erwachsener wurden einzelne Aufgaben eliminiert, andere neu in die Altersgruppen eingefügt. Insgesamt wuchs der Test damit auf 90 Aufgaben an. Zugleich bediente er sich eines weiteren Schachzuges: Terman übernahm den Vorschlag William Sterns, einen Index zu benutzen, der das Verhältnis des mentalen Alters zum chronologischen Alter anschaulich machte.⁷⁷ Wurde das Intelligenzalter durch das Lebensalter dividiert und mit 100 multipliziert, ergab sich so der »Intelligence Quotient« der Person.

Die Publikation der *Stanford-Binet Intelligence Scale* markierte für die Erfassung von ›Intelligenz‹ in den Vereinigten Staaten einen entscheidenden Wendepunkt. Innerhalb kurzer Zeit konnte sich das Verfahren als Standardinstrument durchsetzen, das sich eines großen Zuspruchs und weiter Verbreitung erfreute.⁷⁸ Die Zirkulation des Tests trug damit auch zu einer zunehmend homogenen Vorstellung bei, was das intellektuelle Vermögen anbelangte: Anders als vor der Jahrhundertwende gewann ›Intelligenz‹ hier die Form einer realen Entität, die sich präzise quantifizieren ließ und damit auch eine Unterscheidung der mentalen Fähigkeiten von Menschen erlaubte.⁷⁹ Gemäß dieser Logik konnten alle Menschen mit Blick auf ihre Merkmalsausprägung auf einer metrischen Skala positioniert, gemessen und miteinander verglichen werden. Verstärkt wurde der Effekt durch die suggestive Kraft des »Intelligence Quotient«. In seiner einfachen numerischen Form erschien dieser nun als objektiver und stabiler Index des persönlichen intellektuellen Leistungsniveaus.

Die Karriere von ›Intelligenz‹ innerhalb der psychologischen Wissenschaften bezog sich vor allem auf ihre praktisch-instrumentelle Erhebung, nicht jedoch auf ihre Erforschung im Allgemeinen.⁸⁰ Verfechter dieser Form der Diagnostik waren insbesondere in Institutionen tätig, die der Betreuung von Kindern mit Entwicklungsverzögerungen oder Lernbehinderungen dienten.⁸¹ Die Tests sollten hierbei eine effiziente Identifikation kognitiv ›abweichender‹ Individuen

⁷⁷ Siehe William Stern, *Die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung und deren Anwendung an Schulkindern*, Leipzig 1912, hier 25–29. Sterns Buch erschien zwei Jahre später auf Englisch, übersetzt von Whipple. Zuvor hatte der Psychologe Fred Kuhlmann aus Minnesota auf einer Konferenz von Sterns Konzept berichtet, bei der auch der deutsche Psychologe Otto Bobertag einen Vortrag hielt. Dieser hatte als erster auf Binets Intelligenztest in Deutschland zurückgegriffen. Siehe Lewis M. Terman, »A Report of the Buffalo Conference on the Binet-Simon Tests of Intelligence«, in: *The Pedagogical Seminary* 20 (1913), 549–554.

⁷⁸ Siehe Carson, *Measure*, 179.

⁷⁹ Siehe ebenda, 161.

⁸⁰ Siehe ebenda, 162.

⁸¹ Siehe ebenda, 180.

erlauben, an die sich dann eine entsprechende institutionelle Platzierung anschließen konnte.⁸² Ein größerer Kontext, ihre praktische Bedeutsamkeit unter Beweis zu stellen, eröffnete sich für das Feld der Intelligenzdiagnostik mit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg.⁸³ Der Psychologe Robert M. Yerkes beispielsweise engagierte sich 1917 als Vorsitzender der American Psychological Association, um verschiedene Programme zur Anwendung psychologischen Wissens in der Kriegsmobilisierung auf den Weg bringen. Wenige Tage nach der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten gegen das Deutsche Reich initiierte Yerkes eine Kampagne, um das Militär von der Sinnhaftigkeit einer flächendeckenden Intelligenzprüfung zu überzeugen. Auf der Suche nach einer Testform, die sich ökonomisch in Gruppenuntersuchungen durchführen ließ, entwickelte er mit kollegialer Unterstützung zwei Prüfsysteme.⁸⁴ Probanden, die lesen konnten, wurden im *Army Alpha* unter anderem mit Nummernabfolgen, Wortanalogien und mathematischen Problemen konfrontiert. *Army Beta*, die Version für Illiteraten, basierte hingegen auf Bildvorlagen und verlangte zum Beispiel die Vervollständigung von Zeichnungen.⁸⁵ Bei der Instruktion musste hierbei auf Grafiken und pantomimische Darstellungen durch die Testleiter zurückgegriffen werden. Die Verfahren sollten Personen identifizieren, die nicht für den Armeedienst taugten, eine Klassifikation nach mentalen Fähigkeiten erlauben und dabei helfen, die kompetenteren unter den Anwärtern für verantwortungsvolle Positionen auszuwählen.⁸⁶ Zu diesem Zweck wurde den Getesteten auf Basis ihrer Werte ein Buchstabe von »A« (»very superior«) bis »D-« (»very inferior«) zugewiesen, der über das erzielte Leistungsniveau Auskunft gab.⁸⁷ Die Grundlage der Testleistung bildete wiederum die Position der Person zu ihrer Kohorte.⁸⁸ Während des Krieges kam der Test bei insgesamt 1.75 Millionen Soldaten zum Einsatz.⁸⁹ Durch die militärische Mobilisierung hatte sich für Instrumente der Intelligenzmessung damit ein großes Anwen-

⁸² Siehe ebenda, 181.

⁸³ Siehe Daniel J. Kevles, »Testing the Army's Intelligence: Psychologists and the Military in World War I«, in: *Journal of American History* 55 (1968), 565–581; siehe auch Franz Samelson, »World War I Intelligence Testing and the Development of Psychology«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 13 (1977), 274–282 und John Carson, »Army Alpha, Army Brass, and the Search for Army Intelligence«, in: *Isis* 84 (1993), 278–309.

⁸⁴ Siehe Robert M. Yerkes, *Army Mental Tests*, New York 1920.

⁸⁵ Siehe Kevles, *Testing*, 572.

⁸⁶ Siehe Yerkes, zitiert nach Samelson, *World War I*, 275.

⁸⁷ Als Restkategorie diente der Buchstabe »E« zum Beispiel für Personen, die abgelehnt oder aus dem Militärdienst entlassen werden sollten. Siehe Yerkes, *Army*, 17.

⁸⁸ Dazu erfolgte die Abtragung der Testleistung auf einer standardisierten Skala mit einem willkürlich gesetzten Mittelwert von 100. Dieses Modell des Abweichungs-IQs wurde in den späten 1950er Jahren in anderen Intelligenztest-Systemen aufgegriffen und konnte sich in der Folge als Standard etablieren. Siehe zum Beispiel David A. Wechsler, *The Measurement and Appraisal of Adult Intelligence*, 4th Edition, Baltimore 1958.

⁸⁹ Das Testprogramm fand 1919 sein Ende. Siehe Carson, *Army Alpha*, 281.

dungsfeld aufgetan. Nicht nur musste eine zuvor nie dagewesene Anzahl neuer Rekruten möglichst effizient in den Armeedienst integriert werden, auch auf Offizierebene galt es, gute Personalentscheidungen angesichts knapper Zeitressourcen und begrenzter Entscheidungsspielräume zu treffen.⁹⁰ ›Intelligenz‹ bot sich hierbei als ordnungsstiftende Kenngröße an – insbesondere vor dem Hintergrund einer sprachlich, kulturell und sozial heterogenen Anwärterchaft.⁹¹ Die Rezeption des Tests innerhalb der Armee verlief jedoch nicht ohne Widerstände, sodass sich Yerkes letztlich damit zufrieden geben musste, dass seine Instrumente als technische Entscheidungshilfe für die Auswahl und Ablehnung benutzt wurden.⁹²

Der Aufstieg des Intelligenzkonstrukts stand jedoch vor allem mit zivilgesellschaftlichen Bereichen in Verbindung. Ausgehend von dem Bestreben, kognitive Auffälligkeiten im Sinne mentaler Defizite bei bestimmten Teilpopulationen zu identifizieren, hatte sich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges eine breit ausgelegte Praxis entwickelt, die nun mit dem Anspruch auftrat, ›Intelligenz‹ in ihrem gesamten Spektrum zu erfassen. Damit war ebenso das ›Normale‹ in den psychometrischen Blick geraten, mitsamt seiner diagnostizierbaren Abstufungen.⁹³ Die Messung und Klassifikation von Individuen mittels Intelligenztests hielt in diesem Zuge in zahlreiche Kontexte Einzug, zu denen nicht nur das Bildungs- und Gesundheitswesen, sondern auch die Privatwirtschaft gehörte.⁹⁴ Intelligenztests kamen als Informationshilfen zum Einsatz, um über die Einstellung oder Beförderung von Personal zu entscheiden, die Eingliederung von Individuen in Heime vorzunehmen wie auch Entscheidungen hinsichtlich der Platzierung im Schulsystem zu treffen.⁹⁵ Die Administration entsprechender Tests war für Psychologinnen und Psychologen vor allem auch aus professionspolitischer Perspektive bedeutsam: Über die Instrumente war es ihnen möglich, ganz konkret die praktische Relevanz ihres Wissens für eine moderne, im Umbruch befindliche Gesellschaft zu reklamieren und sich neue Tätigkeitsfelder zu erschließen.⁹⁶ Der Effekt einer solchen instrumentellen Vorstellung von ›Intelligenz‹, die unmittelbar

⁹⁰ Siehe Carson, *Measure*, 200–201.

⁹¹ Vergleiche ebenda, 226.

⁹² Siehe ebenda, 217. Nichtsdestotrotz hatte der Einsatz weitreichende Konsequenzen für einige Mitarbeiter. Siehe Carson, *Army Alpha*, 302, 304.

⁹³ Nach der Einschätzung Carsons wurde das Normale damit gewissermaßen zu einem Nebenprodukt des Pathologischen. Siehe Carson, *Measure*, 193.

⁹⁴ Siehe ebenda, 191.

⁹⁵ Siehe ebenda, 252. Mit dieser breitgefächerten Einbindung beschritten die Vereinigten Staaten jedoch einen Sonderweg: Auch wenn andere Länder ähnliche Interessen hatten, was die Identifikation mental weniger leistungsfähiger Kinder oder die Implementierung wissenschaftlicher Verfahren in den Schul- beziehungsweise Wirtschaftskontext anbelangte, erlangte die Diagnose von ›Intelligenz‹ nicht dieselbe Bedeutung. Siehe dazu Carson, *Mental Testing*, 254.

⁹⁶ Zu diesem Themenkomplex siehe Michael M. Sokal (Hrsg.), *Psychological Testing and American Society, 1890–1930*, New Brunswick (New Jersey) 1987.

an die Form ihrer Erhebung gekoppelt war, von theoretischen Diskussionen aber eher absah, wird in einem Text aus den frühen 1920er Jahren deutlich, der im liberalen amerikanischen Magazin *New Republic* veröffentlicht wurde. An eine allgemeine Leserschaft gerichtet, präsentierte der Psychologe Edwin G. Boring darin eine überaus genügsame Lesart, wie ›Intelligenz‹ als Konstrukt verstanden werden könnte: »intelligence as a measurable capacity must at the start be defined as the capacity to do well in an intelligence test. Intelligence is what the tests test.«⁹⁷ Von einem optimistischen Pragmatismus durchdrungen, der solange greifen sollte, bis der wissenschaftliche Fortschritt eine ausformulierte Definition erlauben würde, lieferte Boring damit das perfekte Schlagwort für eine Haltung, die der Praxis und Praktikabilität eine größere Bedeutung zuwies als theoretischen Debatten. Eigentlich ein abstraktes Konstrukt, war ›Intelligenz‹ damit etwas ganz Reales geworden: Nicht nur sollte der Intelligenzquotient auf etwas Wirkliches, der Person Inhärentes verweisen, dem zugleich eine große Stabilität zugesprochen wurde. Einen Reifikationsschub erhielt das Konstrukt ebenso durch den Intelligenztest, der in seiner materiellen Gestalt für dessen Wirklichkeit bürgte. Nicht nur in den Fachdiskursen der psychologischen Wissenschaften, sondern auch bei der breiteren Öffentlichkeit hatte sich jenseits des Atlantik damit eine Vorstellung von ›Intelligenz‹ als reales, Menschen charakterisierendes Merkmal durchgesetzt, das auf einer eindimensionalen Skala abgebildet werden konnte.⁹⁸ Indem das Konzept über verschiedene Kontexte einen festen Platz im US-amerikanischen Alltag erhielt, erlangte es auch den Status eines Konsumobjekts für die breite Masse.⁹⁹ Eine solche Kommodifizierung wurde zusätzlich durch den entstehenden Markt für psychodiagnostische Instrumente begünstigt, der insbesondere durch standardisierte Intelligenztest-Systeme bestimmt war.

In einen größeren historischen Kontext eingeordnet, gewann im ausgehenden 19. Jahrhundert damit eine neue mediale Herangehensweise an Kontur, um individuelle Differenzen zu identifizieren. In der Gestalt mentaler Tests sowie in der Form eigenständiger Intelligenzprüfungsverfahren rekurrten diese Technologien nicht mehr auf die ideengeschichtlich lange Tradition eines Konnexes zwischen Soma und Psyche, wie dies noch bei den Diskurs- und Praxisfeldern der Phrenologie, Anthropologie oder auch Physiognomie der Fall gewesen war. Mentale Merkmale und intellektuelles Vermögen wurden nun instrumentell über diverse Prozeduren erschlossen, die direkt auf die Psyche abzielten und diese in quantifizierbare Einheiten untergliederten. Verfahrensweisen, die noch auf die Interpretation und Deutung von Zeichen gesetzt hatten, wurden in diesem Zug durch metrologische Praktiken ersetzt.¹⁰⁰

⁹⁷ Siehe Edwin G. Boring, »Intelligence as the Tests Test it«, in: *New Republic* 36 (1923), 35–37.

⁹⁸ Siehe Carson, *Measure*, 197 f.

⁹⁹ Siehe ebenda, 253.

¹⁰⁰ Vergleiche Danziger, *Constructing the Subject*, 107.

5.4 ›Persönlichkeit‹ als Testobjekt

Mit ihrem Anliegen, ›Persönlichkeit‹ in ein messbares Objekt des Wissens zu übersetzen, reihten sich die Autoren des *MMPI* in ein humanwissenschaftliches Forschungsprogramm ein, das ab den 1930er Jahren insbesondere in Nordamerika einen deutlichen Auftrieb erlebte.¹⁰¹ Nachdem sich die Vorstellung etabliert hatte, die ›Intelligenz‹ eines Menschen quantitativ über die Darbietung standardisierter Aufgaben messen zu können, waren im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts zunehmend auch Persönlichkeitsaspekte in den Blick geraten, die nicht dem Bereich der Fähigkeiten oder Fertigkeiten angehörten. Diese Bestrebungen waren wiederum Teil eines größer angelegten Quantifizierungsschubs innerhalb der psychologischen Wissenschaften, der sich zwischen dem ausgehenden 19. Jahrhundert und den 1940er Jahren vollzog. Phänomene, die in das Blickfeld der psychologischen Forschung gerieten, wurden dabei so formatiert, dass sie als messbare Einheiten behandelt werden konnten.¹⁰² Dass sich die Psychologie inmitten einer ›era of measurement‹ befände, konstatierte Mitte der 1930er Jahre auch Abraham A. Roback von der Harvard University. Seine kritische Bestandsaufnahme zur jüngeren Entwicklung auf dem Gebiet der Persönlichkeits-tests mündete sogleich in einer handfesten Sorge über die zukünftige Ausrichtung der eigenen Disziplin: »That personality tests, which cropped up first of all in the form of association correlations, ethical questions, emotional tappings, and subsequently will and temperament searches, and motivation analyses, all with a quantitative slant, would follow close upon the heels of the intelligence tests was after all to be expected«, resümierte Roback 1933 in der wenige Monate zuvor gegründeten Fachzeitschrift *Character and Personality*. »(B)ut could anyone have predicted, even as late as a decade ago, the avalanche which bids fair to sweep away from the foreground nearly all interests in American psychology, to the exclusion of personality measurement?«¹⁰³ Robacks Sorge um eine zuneh-

¹⁰¹ Siehe dazu Nicholson, *Inventing Personality* sowie Danziger, *Naming the Mind*, 124 f.

¹⁰² Neben ›Intelligenz‹ und ›Persönlichkeit‹ gehörten auch Wahrnehmungsaspekte und Vorgänge des Lernens dazu. Der Anspruch, psychische Phänomene als quantifizierbare Größen zu reformulieren, ging so weit, dass Konzepte, die sich dieser Formatierung widersetzen, sukzessive aus dem Bereich der für legitim befundenen Psychologie verdrängt wurden. Dieser auf Quantifizierung setzende Zugriff hatte seinen Ausgangspunkt in psychophysischen Untersuchungen und mentalen Testungen genommen, sich von dort aber in weitere Forschungs- und Anwendungsbereiche ausgebreitet. Für die noch junge Disziplin der Psychologie war diese Ausrichtung auch aus forschungspolitischen Gründen bedeutsam: Zum Beispiel half sie, sich von anderen Disziplinen wie der Philosophie, aber auch populären Ansätzen abzugrenzen. Siehe dazu Gail A. Hornstein, »Quantifying Psychological Phenomena: Debates, Dilemmas, and Implications«, in: Jill G. Morawski (Hrsg.), *The Rise of Experimentation in American Psychology*, New Haven (Connecticut) 1988, 1–34, hier 2.

¹⁰³ Siehe A. A. Roback, »Personality Tests – Whither?«, in: *Character and Personality* 1 (1933), 214–224, hier 214–215.

mende thematische Einengung der amerikanischen Psychologie sollte sich als unbegründet erweisen. Die Situation, die ihm schon aufgrund seiner ganzheitlich-charakterologischen Ausrichtung und seines großen Interesses an graphologischen Fragestellungen bedrohlich erscheinen musste und wohl deshalb mit der Metapher der »Lawine« beschrieben wurde, markierte jedoch erst den Anfang, was die stetig wachsende Karriere von Persönlichkeitstests anging.

Erste Vorläufer zur Diskussion über die Möglichkeiten und Grenzen eines messenden Zugriffs auf nicht-intellektuelle psychische Eigenschaften lassen sich jedoch auch schon in die Zeit vor 1900 datieren. Francis Galton beispielsweise hatte im Kontext seiner Untersuchungen zur Messung physischer und mentaler Merkmale ebenso Überlegungen zur Erfassung von ›Charakter‹ angestellt, die er 1884 in einem kurzen Artikel im *Fortnightly Review* präsentierte.¹⁰⁴ Darin plädierte er gerade für die Betrachtung solcher Fakultäten, die nicht dem Intellekt zuzuordnen wären und bislang kaum oder gar nicht Eingang in die Forschung gefunden hätten: »[...] I think it anomalous that the art of measuring intellectual faculties should have become highly developed, while that of dealing with other qualities should have been little practised or even considered.«¹⁰⁵ Insofern ›Temperament‹ und ›Charakter‹ als dauerhafte Gegebenheiten angesehen werden könnten und stabile Verhaltensmerkmale seien, wären die Versuche, sie greifbar und messbar zu machen, nachvollziehbar.¹⁰⁶ Galton untermauerte diese Haltung mit eigenen Beobachtungen und Forschungsbefunden. Dabei plädierte er für ein pragmatisches Vorgehen: »It is true that we cannot define any aspect of character, but we can define a test that shall elicit *some* manifestation of character, and we can define the act performed in response to it. Searchings into the character must be conducted on the same fundamental principle as that which lies at the root of examinations into the intellectual capacity.«¹⁰⁷ Angesichts der Herausforderungen stand für Galton nicht die Definitionsarbeit am Ausgangspunkt, sondern die Bestimmung eines Tests. Galton hielt deshalb auch nichts von Allgemeinplätzen oder Generalisierungen. Vielmehr sollte bei der Untersuchung die genaue Erfassung von Verhaltensakten im Zentrum stehen: »It is the statistics of each man's conduct in small every-day affairs, that will probably be found to give the simplest and most precise measure of his character.«¹⁰⁸

Diese methodischen Empfehlungen blieben seinerzeit weitgehend folgenlos. Galton hatte damit jedoch einem Forschungsbereich vorgegriffen, der ab dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine verstärkte Aktivität verzeichnen sollte.

¹⁰⁴ Siehe Francis Galton, »Measurement of Character«, in: *Fortnightly Review* 36 (1884), 179–185.

¹⁰⁵ Siehe ebenda, 179.

¹⁰⁶ Siehe ebenda, 180.

¹⁰⁷ Siehe ebenda, 181–182.

¹⁰⁸ Siehe ebenda, 185.

Fast ein halbes Jahrhundert später wurde dabei auch Galtons Referenz auf die bislang praktizierte Untersuchungsform mentalen Vermögens wieder aufgerufen: Für den messenden Zugang zur ›Persönlichkeit‹ markierte die Praxis der Intelligenztestung den zentralen Orientierungspunkt. Stimuliert durch die wohlwollende Rezeption und breite Zirkulation von Intelligenztests in den Vereinigten Staaten, bildete die nordamerikanische Psychologie zugleich das primäre Terrain für diese Entwicklungen. Wenn das intellektuelle Vermögen eines Menschen gemessen werden konnte, so die Argumentation, sollte dies auch für seine anderen psychischen Merkmale, Eigenschaften und Qualitäten gelten. Hatte sich bei der Diagnose von ›Intelligenz‹ ein instrumenteller Zugriff als erfolgreich erwiesen, war es plausibel, diese Vorgehensweise auch mit Blick auf ›Persönlichkeit‹ zu verfolgen. Einen vielversprechenden Anknüpfungspunkt boten hier Techniken der Datengewinnung, mit denen die US-amerikanische Psychologie bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert Erfahrungen gemacht hatte.¹⁰⁹ Um Aufschluss über mentale Phänomene zu gewinnen, die sich mit dem etablierten Instrumentarium aus dem Labor nicht ohne Weiteres einholen ließen, waren unter der Bezeichnung »questionnaire«, »blank« oder »schedule« verschiedene Formate der Informationserhebung entwickelt worden. Ohne auf die Funktionstätigkeit von Messapparaten angewiesen zu sein, ließen sich diese gerade außerhalb des psychologischen Laboratoriums, zum Beispiel im freien Feld, einsetzen.¹¹⁰ Im Zuge ihrer Etablierung veränderten sich diese Verfahren von einer relativ unstrukturierten Erhebungsmethode, die noch mit offenen Fragen gearbeitet hatte, hin zu einer weitgehend geschlossenen und standardisierten Form. Der inhaltliche und formale Wandel der Verfahren, der sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts vollzog, bestimmte damit auch das Format der gewonnenen Daten: Waren zunächst umfangreiche deskriptive Darstellungen singulärer Fälle eingeholt worden, verlagerte sich die Informationsgewinnung mit entsprechenden Fragebogen hin zu numerischen Resultaten großer Personengruppen, die sich einfach auswerten ließen. Gerade für die Erhebung psychischer Merkmale, die nicht die kognitive Leistungsfähigkeit berührten und damit keiner Überprüfung *in situ* bedurften, erschienen »questionnaires«, »blanks« und »schedules« vielversprechend. Nachhaltig rückten dabei vor allem solche Aspekte in den Blick, für die sich eine praktische Bedeutsamkeit vor dem Hintergrund der geltenden kulturellen und sozialpolitischen Bedingungen abzeichnete.

¹⁰⁹ Für eine Darstellung der Vor- beziehungsweise Frühgeschichte des Fragebogens, siehe Young, *Psychologists*. Mit Blick auf den Einsatz von Fragebogen nahm die US-amerikanische Psychologie jedoch keine Sonderstellung ein. Auch in Großbritannien, Frankreich und Deutschland setzte die psychologische Forschung schon früh auf fragebogengestützte Erhebungen. Zuvor hatten Anthropologen bereits entsprechende Techniken bei ihren Feldforschungen eingesetzt.

¹¹⁰ Vergleiche im Folgenden Young, *Psychologists*, 6.

1919, zwei Jahre, nachdem die Vereinigten Staaten ihre neutrale Position aufgegeben und in den Ersten Weltkrieg als Kriegspartei eingetreten waren, publizierte der amerikanische Psychologe Robert S. Woodworth beispielsweise ein *Psychoneurotic Inventory*, das in der Gestalt eines Fragebogens daherkam.¹¹¹ Woodworth, der bei Cattell und Franz Boas an der Columbia University studiert hatte, war von der American Psychological Association angefragt worden, einen Test zur Messung der emotionalen Stabilität zu entwickeln.¹¹² Angesichts der Auswirkungen von »shell shock«-Symptomen, wie sie an verschiedenen Kriegsschauplätzen beobachtet worden waren, war man an einem Verfahren interessiert, das Soldaten der American Expeditionary Forces identifizieren konnte, deren emotionale Stabilität für aktive Kriegshandlungen nicht ausreichen würde. Das Instrument sollte auf diese Weise ein langwieriges psychiatrisches Interview ersetzen.¹¹³ Woodworth ging davon aus, dass frühe neurotische Symptome als Warnsignal einer entsprechenden Vulnerabilität und geringen Belastbarkeit angesehen werden könnten. Basierend auf der Analyse hunderter psychiatrischer Fallgeschichten stellte er für sein Vorhaben deshalb eine Sammlung von Fragen zusammen, die er zunächst an »normalen« Probanden ausprobierte. Dabei wurde nur eine Auswahl solcher beibehalten, die von diagnostischem Wert schienen. Im Anschluss überprüfte Woodworth die gekürzte Version an tausenden von Rekruten sowie kleineren Stichproben »abnormer« Personen.¹¹⁴ Die finale Version enthielt 116 direkt formulierte Fragen zu somatischen wie auch psychologischen Befindlichkeiten und Beschwerden. Das Spektrum reichte dabei von der Schlafqualität, der Familiengeschichte und der Beziehungsgestaltung zu anderen Personen bis hin zu psychiatrischen Symptomen.¹¹⁵ Per Selbstauskunft mit »Yes« oder »No« zu beantworten, erlaubten die Fragen eine einfache Auswertung. Sie wurden so miteinander verrechnet, dass ein konkreter Testwert für jede Person generiert werden konnte. Lag dieser

¹¹¹ Für die Fragebogeninhalte siehe Harry L. Hollingworth, *The Psychology of Functional Neuroses*, New York 1920, 117–126.

¹¹² Siehe Robert S. Woodworth, »Robert S. Woodworth«, in: Carl Murchison (Hrsg.), *History of Psychology in Autobiography, Volume 2*, Worcester (Massachusetts) 1932, 374–375, hier 374 f. Woodworth hatte sich schon längere Zeit mit der Messung mentaler und physischer Merkmale beschäftigt. 1904 war er angefragt worden, das Anthropology Department der St. Louis Purchase Exposition zu leiten, in deren Rahmen er anthropo- und psychometrische Maße verschiedener Gruppen einholte und diese miteinander verglich. Siehe dazu Andrew S. Winston, »Robert S. Woodworth and the Creation of an Eclectic Psychology«, in: Donald A. Dewsbury/Ludy T. Benjamin, Jr./Max Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology*, New York 2014, 51–68, hier 54–55.

¹¹³ Vergleiche Winston, Woodworth, 56.

¹¹⁴ Siehe Woodworth, Woodworth, 374.

¹¹⁵ Dazu gehörten Fragen wie »Do you usually feel well and strong?« oder »Are you ever bothered by a feeling that things are not real?«. Siehe zum Beispiel Hollingworth, *Psychology*, 120–126.

oberhalb der als üblich bestimmten Anzahl an zu erwartenden Symptomen, empfahl das Verfahren eine weitergehende psychiatrische Abklärung. Nicht der konkrete Inhalt stand somit im Zentrum, sondern allein die Anzahl der positiv beantworteten Fragen, die als Heuristik für den Schweregrad der vorliegenden Belastung dienten. Als die Validierung des Instruments wegen des Kriegsendes nicht abgeschlossen werden konnte, publizierte Woodworth das Verfahren in modifizierter Form unter dem unverfänglichen Namen *Personal Data Sheet* für den Industrie- und Wirtschaftskontext, der ebenfalls psychodiagnostisches Interesse verlauten lassen hatte (Abb. 5.3).¹¹⁶

In den Folgejahren wurden zahlreiche Instrumente in Anlehnung an Woodworths Verfahren entwickelt. Die Fragen aus dem *Personal Data Sheet* wurden dabei stellenweise direkt übernommen, manchmal auch inhaltlich modifiziert. 1925 veröffentlichte Donald Laird, Psychologe an der Colgate University, beispielsweise den sogenannten *Mental Hygiene Test*, der inhaltlich auf dem *Personal Data Sheet* basierte und psychische Auffälligkeiten ausmachen sollte.¹¹⁷ Anstelle jedoch nach der Zustimmung oder Ablehnung zu fragen, operierte das Verfahren mit einer präziser abgestuften graphischen Skala, die als Hilfestellung zusätzlich verbale Beschreibungen enthielt.¹¹⁸ Die Instruktion klärte die Testperson darüber auf, dass sie nun zu ihrer ›Persönlichkeit‹ mit Blick auf die letzten sechs Monate befragt werden würde.¹¹⁹ Die sich anschließenden Fragen waren nach den in der damaligen psychiatrischen Praxis verbreiteten diagnostischen Kategorien gruppiert und erfassten neben »Introversion« »psychasthenoide«, »schizoide«, »neurasthenoide« und »hysteroide« Tendenzen. Laird hatte mit seinem Instrument das Ziel anvisiert, eine zuverlässige und »objektive« Methode zu finden, die Personen mit Bedarf an psychologischer Beratung ausmachen konnte; zudem sollte ein verlässliches Maß der Ausprägung und Ausrichtung der jeweiligen Auffälligkeit entwickelt werden.¹²⁰ Nach der Veröffentlichung zirkulierte der Test insbesondere in Colleges, um Studierende mit psychischen Problemen zu identifizieren, er kam aber auch in Kliniken und psychiatrischen Praxen zum Einsatz.¹²¹ Einen ähnlichen Fokus verfolgten Louis und Thelma Thurstone mit ihrem Testverfahren, das Ende der 1920er Jahre an

¹¹⁶ Vergleiche Gibby/Zikar, History, 166. Siehe Robert S. Woodworth, *Personal Data Sheet*, Chicago 1920.

¹¹⁷ Siehe Donald A. Laird, »A Mental Hygiene and Vocational Test«, in: *Journal of Educational Psychology* 16 (1925), 419–422 sowie ders., »Detecting Abnormal Behavior«, in: *Journal of Abnormal Psychology and Social Psychology* 20 (1925), 128–141; ders., *Personal Inventory*, Hamilton (New York) 1925.

¹¹⁸ Auf die Frage, ob ihre Stimmung grundlos von traurig zu fröhlich oder umgekehrt wechsele, konnte sich die Testperson zum Beispiel entlang der Beschreibungen »often / mood change sometimes / never« platzieren. Siehe Laird, Detecting, 131.

¹¹⁹ Siehe ebenda, 130.

¹²⁰ Siehe ebenda, 128.

¹²¹ Siehe ebenda, 130.

Personal Data Sheet

Answer the Questions by underlining "Yes" when you mean yes, and by underlining "No" when you mean no. Try to answer every question.

Name

Residence

Age..... Weight..... Height.....

Race..... Nationality..... Sex.....

Education { Elementary School

Junior High School.....

Regular High School.....

Occupation..... Weekly wages.....

Date

- | | | |
|--|-----|----|
| 1. Do you like to play with other children? | YES | NO |
| 2. Would you rather play by yourself alone? | YES | NO |
| 3. Do other children let you play with them? | YES | NO |
| 4. Did you ever run away from home? | YES | NO |
| 5. Do you ever feel like running away from home? | YES | NO |
| 6. Do people find fault with you much? | YES | NO |
| 7. Do you think people like you as much as they do other people? | YES | NO |
| 8. Do you mind crossing a bridge over water? | YES | NO |
| 9. Do you mind going into a tunnel or subway? | YES | NO |
| 10. Are you afraid of water? | YES | NO |
| 11. Are you afraid during a thunder storm? | YES | NO |
| 12. Do you feel like jumping off when you are on a high place? | YES | NO |
| 13. Are you afraid of the dark? | YES | NO |
| 14. Are you often frightened in the middle of the night? | YES | NO |
| 15. Are you afraid of noises in the night? | YES | NO |
| 16. Are you troubled with dreams about your play? | YES | NO |

Abb. 5.3: Woodworths *Personal Data Sheet*, 1924.

der University of Chicago entwickelt wurde und sich insbesondere auf bereits publizierte Instrumente stützte.¹²² Im Zentrum des Instruments stand die Erfassung von »neurotic tendencies of university freshmen.«¹²³ Um Reaktionsverzerrungen und Manipulationen vorzubeugen, wurde das Instrument unter dem unverfänglicheren Titel *Personality Schedule* vertrieben. Bei der Beantwortung von insgesamt 223 Fragen konnten die Studierenden zwischen den Möglichkeiten »Yes«, »No« und »?« wählen. Wie bereits schon bei Woodworths *Psychoneurotic Inventory* ergab sich der Testwert aus der »total number of unfavorable or maladjusted answers that the subject returned.«¹²⁴ Eine hohe Ausprägung zeigte nach der Logik des Tests eine emotional instabile, ›neurotische Persönlichkeit‹ an, ein niedriger Testwert stand für die Abwesenheit emotionaler Belastungen und Sorgen, also für eine »emotionally well-adjusted personality.«¹²⁵ Damit diente auch dieses Instrument nicht der Vermessung von ›Persönlichkeit‹ in ihren verschiedenen Facetten, sondern konzentrierte sich – anders als es der Titel suggerierte – auf einen spezifischen klinischen Aspekt.

Während diese Tests also ihr Augenmerk auf einen eng umschriebenen Merkmalsbereich von ›Persönlichkeit‹ richteten, traten ab den frühen 1930er Jahren Verfahren auf den Plan, die eine Vermessung gleich mehrerer Merkmale beanspruchten. Das *Personality Inventory*, 1931 von Robert G. Bernreuter veröffentlicht, gab beispielsweise nicht nur über die »Neurotic Tendency« einer Person Auskunft, sondern erfasste zugleich die Eigenschaften »Self-Sufficiency«, »Introversion-Extroversion« und »Dominance-Submission«.¹²⁶ Die vier Dimensionen wurden anhand von 125 Fragen gemessen, die wiederum primär aus anderen Verfahren stammten (Abb. 5.4).¹²⁷ In der Instruktion wurden die Testpersonen informiert, dass diese dazu dienten, ihre Interessen und Einstellungen herauszufinden. Inhaltlich standen hierbei weniger Aspekte des physischen Befindens im Mittelpunkt als das Verhalten und die Haltung gegenüber anderen Personen.

¹²² Siehe Louis L. Thurstone/Thelma G. Thurstone, »A Neurotic Inventory«, in: *The Journal of Social Psychology* 1 (1930), 3–30 sowie dies., *Personality Schedule*, Chicago 1929. Dies sollte das einzige von ihm publizierte Persönlichkeitsinventar bleiben. Im Verlauf der 1940er Jahre widmete sich Thurstone intensiver der wissenschaftlichen Erfassung von ›Temperament‹ und seiner fragebogengestützten Diagnose. Siehe ders., *Thurstone Temperament Schedule*, Chicago 1949.

¹²³ Siehe Thurstone/Thurstone, *Neurotic Inventory*, 3.

¹²⁴ Siehe ebenda, 13.

¹²⁵ Siehe ebenda, 14.

¹²⁶ Siehe Robert G. Bernreuter, *The Personality Inventory*, Palo Alto (California) 1931. Siehe auch ders., »The Theory and Construction of the Personality Inventory«, in: *The Journal of Social Psychology* 41 (1933), 387–405.

¹²⁷ Dazu zählten das *Thurstone Personality Schedule*, *Lairds Personal Inventory* und der *Ascendance-Submission Test* von Gordon und Floyd Allport. Zu letzterem siehe Gordon W. Allport/Floyd Henry Allport, *The A-S Reaction Study. A Scale for Measuring Ascendance-Submission in Personality: Manual for Directions, Scoring Values, and Norms*, Boston 1928.

D. OWNEY. COLL

THE PERSONALITY INVENTORYBy **ROBERT G. BERNREUTER**

PUBLISHED BY

STANFORD UNIVERSITY PRESS
STANFORD UNIVERSITY, CALIFORNIA

NAME..... Age..... Sex.....

Name of school or business firm..... School grade or occupation

Scale	Plus	Minus	Diff.	Percentile
B1-N	44	117	= -73	34 %
B2-S	144	45	= +127	98 %
B3-I	71	110	= -39	40 %
B4-D	163	0	= +63	62 %

H.S.—COLL.—ADULT

Based on

norms.

MALE—FEMALE

Copyright 1931 by the Board of Trustees of the
Leland Stanford Junior University

All rights reserved

Abb. 5.4: Das Bernreuter Personality Inventory, 1931.

Auch das Erleben von und der Umgang mit Emotionen wurde durch gezielte Fragen erhoben. Bernreuter, der das Verfahren im Rahmen seiner Doktorarbeit bei Lewis Terman an der Stanford University entwickelt hatte, postulierte, dass sich das Verhalten eines Individuums in einer konkreten Situation aus gleich

mehreren, unterschiedlich stark involvierten »traits« speisen würde.¹²⁸ Seine Methode der differenziellen Evaluation sollte die Konstruktion von Inventaren möglich machen, die gleichzeitig mehrere Persönlichkeitseigenschaften messen konnten. Bei der empirischen Erprobung der Skala an Studierenden mit Extremwerten waren für jede Frage Gewichte ermittelt worden, die Auskunft über ihren diagnostischen Wert für einen spezifischen »trait« gaben. Die Summe für einen »trait« ließ sich somit über die im Auswertungsschlüssel angegebenen Gewichte ermitteln. Im Manual pries der Autor sein Instrument an als »new departure in the measurement of personality in that it measures several different aspects at one time.«¹²⁹ Zugleich sollte diese Art der Konstruktion enorme Ersparnisse mit Blick auf die Kosten und die Durchführungszeit bedeuten. Als weiteren Vorteil hob Bernreuter hervor, dass die Art der gemessenen Merkmale nicht unmittelbar von den Getesteten erschlossen werden könnte und die Skala eine hohe Reliabilität besäße, sodass Vergleiche zwischen Individuen möglich wären.¹³⁰ Bernreuter präsentierte in dem Manual nicht nur typische Persönlichkeitsskizzen für die einzelnen Dimensionen bei starker beziehungsweise geringer Merkmalsausprägung, er empfahl bei Testwerten oberhalb des 98. Perzentils in der »neurotic tendency« und der »introversion-extraversion« auch eine psychiatrische oder medizinische Konsultation.¹³¹ Über die Rückbindung an ein Kollektiv von Messwerten konnte die numerische Ausprägung von einzelnen Personen somit als diagnostisch relevantes Extrem identifiziert werden, an das sich Entscheidungsregeln für weitergehende Untersuchungen binden ließen. Da das Instrument gleich vier Dimensionen auf einfache und ökonomische Weise erfasste, gewann es eine große Popularität, die sich in zahlreichen Übersetzungen, aber auch entsprechenden Verkaufszahlen niederschlug.¹³² Im Jahr 1934 berichtete das Verlagshaus von einem Absatz, der bei 100.000 Stück angelangt war.¹³³ Innerhalb kurzer Zeit entwickelte sich das *Personality Inventory* zu dem am häufigsten eingesetzten Persönlichkeitstest in den Vereinigten Staaten und fand in der Wirtschaft, der Universität wie auch in Krankenhäusern breite Verwendung.¹³⁴ Zugleich zeichnete die Forschungsliteratur zur Va-

¹²⁸ Siehe Bernreuter, *Theory and Construction*, 388. Eine kurze biographische Skizze findet sich bei George M. Gunthrie, »Raymond D. Fowler, Robert Gibbon Bernreuter (1901–1995): Obituary«, in: *American Psychologist* 52 (1997), 266.

¹²⁹ Siehe Bernreuter, *Personality Inventory*, 1.

¹³⁰ Siehe ebenda.

¹³¹ Erreichte eine Person einen Perzentilwert von 98, handelte es sich mit Blick auf das Messwertkollektiv um eine extreme Merkmalsausprägung, die nur noch von zwei Prozent der Stichprobe überschritten wurde.

¹³² Im Rahmen einer Studie wurde der Test Mitte der 1930er Jahre beispielsweise auch ins Chinesische übersetzt. Siehe Eugene Shen, »Differences between Chinese and American Reactions to the Bernreuter Personality«, in: *Journal of Social Psychology* 7 (1936), 471–474.

¹³³ Siehe J. B. Maller, »Character and Personality Tests«, in: *Psychological Bulletin* 32 (1935), 500–523, hier 504.

¹³⁴ William H. Whyte zufolge soll der Test auch noch 1953 so populär im Wirtschafts-

lidity des Verfahrens ein verhaltenes, wenn nicht sogar negatives Bild:¹³⁵ Die Testwerte standen in vielen Studien in keinem nennenswerten Zusammenhang mit arbeitsbezogenen Variablen oder Leistungsfaktoren. Auch bestätigte sich der Eindruck, dass die an einen psychologischen Test gestellten Gütekriterien wie Reliabilität und Objektivität von dem Instrument nicht hinreichend erfüllt wurden. Die Entwicklung alternativer, sorgfältiger konstruierter Tests wurde damit zusätzlich stimuliert.

Mit dem *Temperament Schedule* von Doncaster G. Humm und Guy W. Wadsworth – einige Jahre später publiziert – erweiterte sich die Vermessung von ›Persönlichkeit‹ schließlich auf sieben Dimensionen.¹³⁶ Der Kontakt zwischen den beiden Autoren war bei einer Veranstaltung entstanden, bei der Humm, damals Psychologe im öffentlichen Schulsystem von Los Angeles, einen Vortrag über Psychologie für Personalleiter hielt.¹³⁷ Wadsworth, Vize-Präsident der Southern California Gas Company, hatte im Anschluss Humms Unterstützung gesucht, um einen Test zu entwickeln, der Auffälligkeiten im ›Temperament‹ potenzieller Arbeitnehmer ausmachen konnte. Da ein Mitarbeiter im Zuge eines Gewaltausbruches einen Vorgesetzten getötet hatte, setzte Wadsworth seine Hoffnung auf die präventive Funktion und prognostische Wirksamkeit psychologischer Instrumente.¹³⁸ Von seinem Namen her unverfänglich, legte das Instrument den Fokus auf den Bereich der Psychopathologie. Als theoretische Grundlage zogen Humm und Wadsworth das Persönlichkeitsmodell des russisch-amerikanischen Psychiaters Aaron J. Rosanoff heran, der 1927 bereits die sechste Auflage seines Lehrbuchs für Psychiatrie veröffentlicht hatte.¹³⁹ Rosanoff postulierte, dass Verhaltensauffälligkeiten durch Temperamentskomponenten verursacht würden, die sich unkontrolliert manifestierten. Neben einer Kontrollkomponente, die durch die aktive Hemmung für Gleichgewicht sorgte und sich in sozial akzeptablen Verhaltensweisen niederschlagen sollte, differenzierte das Modell zwischen ver-

kontext gewesen sein, dass eine Million Exemplare verkauft wurden. Siehe ders., *The Organization Man*, New York 1956, hier 190. Siehe dazu auch Michael J. Zickar, »Using Personality Inventories to Identify Thugs and Agitators: Applied Psychology's Contribution to the War Against Labor«, in: *Journal of Vocational Behavior* 59 (2001), 149–164, hier 154.

¹³⁵ Für eine Übersicht siehe Donald E. Super, »The Bernreuter Personality Inventory: A Review of Research«, in: *Psychological Bulletin* 39 (1942), 94–125.

¹³⁶ Siehe Doncaster G. Humm/Guy W. Wadsworth, Jr., »The Humm-Wadsworth Temperament Scale: Preliminary Report«, in: *Personnel Journal* 12 (1934), 314–323 sowie dies., »The Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: *American Journal of Psychiatry* 92 (1935), 163–200.

¹³⁷ Siehe Robert E. Gibby/Michael J. Zickar, »A History of the Early Days of Personality Testing in American Industry: An Obsession with Adjustment«, in: *History of Psychology* 11 (2008), 164–184, hier 174f.

¹³⁸ Siehe Mary E. Hemsath, »Theory and Practice of Temperament Testing«, in: *Personnel Journal* 18 (1939), 3–12.

¹³⁹ Siehe Aaron J. Rosanoff, *Manual of Psychiatry, 6th Edition*, New York 1927, 333–354.

schiedenen psychopathologischen Komponenten.¹⁴⁰ Die Autoren sahen das Instrument als Diagnosehilfe, niedrige Normalwerte in den Akzeptanz-Skalen werteten sie beispielsweise als Indiz für Psychosen.¹⁴¹ Für die Fachwelt war das Verfahren auch deshalb interessant, weil Humm und Wadsworth einen neuen Konstruktionsweg eingeschlagen hatten: Die einzelnen Skalen waren durch den Vergleich von Kriteriengruppen psychiatrisch auffälliger mit »normalen« Probanden entwickelt worden.¹⁴² Für erstere hatten die Autoren auf Gefängnisinsassen sowie Patienten verschiedener staatlicher Krankenhäuser zurückgegriffen. Betriebsangehörige und Individuen, deren Fallstudien keine psychopathischen Tendenzen angezeigt hatten, stellten die ›normale‹ Referenzgruppe. Um Testnormen zu ermitteln, wurden die Summenwerte jener Personen, die den Unterlagen zufolge eine starke Ausprägung in einer der Temperamentskomponenten zeigten, mit Fällen verglichen, bei denen diese nicht vorhanden war.¹⁴³ Die insgesamt 318 Fragen, die mit »Yes« oder »No« beantwortet werden sollten, gaben Auskunft über die Ausprägung »hysterischer«, »zykloider« (manisch-depressiver), »schizoider« (autistisch-paranoid) und »epileptoider« Tendenzen sowie die Fähigkeit zur »self mastery«. 153 der Aussagen dienten dabei lediglich als Füllmasse ohne diagnostischen Wert. Auch wartete das Instrument mit einer Skala auf, um Antwortverzerrungen aufzudecken. Auf diese Weise sollten unkooperatives Verhalten und tendenziöse Reaktionen identifiziert werden. Zusammen mit der »Normal Scale«, die Auskunft über die Hemmung von Verhaltenstendenzen und Bedürfnissen gab, diente diese Skala als Korrektiv, um das Antwortprofil der Testperson kritisch zu überprüfen. Nach der Auswertung wurden die standardisierten Ergebnisse einer jeden Person in diagrammatischer Form festgehalten. Eingetragen in einen »Psychograph«, der auf der Horizontalen die einzelnen Merkmale auflistete und in der Vertikalen mit einer Intensitätsskala von »-3« bis »+3« aufwartete, ließ sich so die Ausprägung auf den Komponenten und Kontrollskalen mit einem einzigen Blick erfassen. Die Nützlichkeit dieser Visualisierungsform untermauerten Humm und Wadsworth mit zahlreichen Fallbeispielen, bei denen sie »auffällige« Komponenten festgestellt hatten: Abgetragen als Linie, wurden die positiven und negativen Ausschläge in den Komponenten so in eine unmittelbar sinnlich erfahrbare Form übersetzt.¹⁴⁴ Im Unterschied zu anderen Testkonstrukteuren kümmerten sich Humm und Wadsworth nicht nur um die Überprüfung der Validität ihres Verfahrens, sondern engagierten sich

¹⁴⁰ Siehe Humm/Wadsworth, *The Humm-Wadsworth Temperament Scale*, 165 f.

¹⁴¹ Siehe ebenda, 174, 170. Um die Skala zu einem Diagnosekriterium werden zu lassen, waren aus der Perspektive der Autoren noch weitergehende Validitätsuntersuchungen nötig.

¹⁴² Als Kriterium wurde dabei die statistische Differenz zwischen dem Antwortverhalten der Personengruppen herangezogen. Ausgehend von 2.000 formulierten Fragen gingen 450 in die Testkonstruktion ein. Siehe ebenda, 166.

¹⁴³ Siehe ebenda, 168.

¹⁴⁴ Siehe Doncaster G. Humm/Guy W. Wadsworth, Jr., »Using the Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: *Journal of Applied Psychology* 25 (1941), 654–659, hier 656.

auch besonders in seiner öffentlichkeitswirksamen Vermarktung. Eine Schlüsselposition nahm dabei wiederum der Industrie- und Wirtschaftsbereich ein.¹⁴⁵ Nicht nur war das *Temperament Schedule* explizit für den Einsatz in diesem Kontext hergestellt worden. Indem Wadsworth, der sich selbst als erfolgreiche Führungskraft positioniert hatte, seinen Namen für den Test hergab und damit für dessen Qualität bürgte, konnte er wesentlich zu seiner Akzeptanz beitragen.¹⁴⁶ Artikel über das Verfahren erschienen nicht nur in auf die Personalarbeit spezialisierten Periodika, sondern auch in Zeitschriften verschiedener Industriezweige und in populären Magazinen.¹⁴⁷ Humm war darüber hinaus sehr engagiert, die Kontrolle und Hoheit über die wissenschaftliche Rezeption seines Instruments zu bewahren.¹⁴⁸ Obgleich einige Autoren begrüßten, dass das Inventar auf einer expliziten Persönlichkeitstheorie basierte und damit vergleichsweise ambitioniert war, zweifelten andere jedoch an der Gültigkeit der Postulate.¹⁴⁹ Derartige Vorbehalte hatten jedoch keinen nennenswerten Einfluss auf die Rezeption des Tests im Personalkontext. In einer Rezension für das *Personnel Journal* kam die Psychologin Mary Hemsath beispielsweise zu einer überaus positiven Einschätzung und sprach dem Instrument eine beinahe magische Handlungsmacht zu, was die Identifikation oppositioneller Mitarbeiter anbelangte: »The results we obtain from the Humm-Wadsworth Temperament Scale come uncannily near the truth when they are properly handled and interpreted. It certainly weeds out possible trouble-makers from otherwise acceptable applicants. It is a quick and sure method compared with the usual wait-and-see-what-happens approach.«¹⁵⁰ Aus Hemsaths Perspektive handelte es sich um eine effiziente und punktgenaue Methode, die mit ihrem wissenschaftlichen Fundament zugleich eine moderne, zeitgemäße Form der Personalarbeit repräsentierte, mit denen traditionellere Praktiken nicht mithalten konnten.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lag der Fokus psychologischer Tests, die nicht intellektuelle Fähigkeiten in den Blick nahmen, damit insbesondere auf Aspekten von ›Persönlichkeit‹, die negativ konnotiert waren. Gerade solchen Merkmalsbereichen, die sich mit Blick auf die individuelle Lebensführung vor dem Hintergrund konkreter gesellschaftlicher Bedingungen und kultureller Voraussetzungen als problematisch erweisen konnten, galt das Interesse der Testkonstrukteure. Dazu zählten vor allem Aspekte, die unter Kategorien wie

¹⁴⁵ Siehe Gibby/Zickar, *History*, 173 f.

¹⁴⁶ Vergleiche ebenda, 174 f.

¹⁴⁷ Siehe ebenda, 175. Ein Artikel im *Time Magazine* berichtete zum Beispiel davon, dass mehr als zwei Millionen Angestellte von 225 Unternehmen den Test absolviert hätten. Siehe N. N., »Pegs that Fit«, in: *Time Magazine* 40, July 24 (1942), 78–79.

¹⁴⁸ Siehe Gibby/Zickar, *History*, 176.

¹⁴⁹ Siehe zum Beispiel Hans Jürgen Eysenck, »Review of Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: Oscar K. Buros (Hrsg.), *The Mental Measurements Yearbook, Third Edition*, New Brunswick (New Jersey) 1949, 87–88.

¹⁵⁰ Siehe Hemsath, *Theory*, 12.

der emotionalen Instabilität, der Anpassungsfähigkeit oder der Belastbarkeit verhandelt wurden.¹⁵¹ Mit ihrer spezifischen inhaltlichen Ausrichtung rekurrierten die Instrumente auch nicht notwendigerweise explizit auf den Begriff der ›Persönlichkeit‹. Die Namenswahl konnte sich wie im Falle von Hugh M. Bells *Adjustment Inventory*¹⁵² oder der *Emotional Maturity Scale*¹⁵³ von Raymond R. Willoughby deutlich auf die erfassten Merkmalsbereiche beziehen, in anderen Fällen ließ sich nicht aus dem Titel ableiten, welche Eigenschaften überhaupt gemessen wurden. Erst ab den frühen 1930er Jahren wurde es üblich, die entwickelten Fragebogenverfahren schon in ihrem Namen als Persönlichkeitstests auszuweisen, wie das Beispiel von Bernreuter zeigt.¹⁵⁴ Damit einher ging der Anspruch, nicht nur spezifische Einzelmerkmale, sondern gleich mehrere Aspekte von ›Persönlichkeit‹ instrumentell in den Blick zu nehmen. Das, was Bernreuter, Humm und Wadsworth initiiert hatten, wurde schließlich von Hathaway und Starke mit dem *Minnesota Multiphasic Personality Inventory* auf besonders ambitionierte Weise und mit neuer Konstruktionslogik fortgeführt.

Wie bereits bei mentalen Tests und den Verfahren zur Intelligenzmessung reklamierten die Autoren für ihre psychometrischen Persönlichkeitstests den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Neben der Dokumentation des Konstruktionsprozesses, die in entsprechenden Fachpublikationen erfolgte, dienten statistische Prozeduren hierbei als zentrale Prüftechniken.¹⁵⁵ Um zu beurteilen, ob ein Test in der Lage war, bestimmte Merkmale zu messen, griffen die Autoren vor allem auf Vergleiche zwischen Referenzgruppen zurück, die im Sinne der zuvor angestellten Überlegungen in spezifischer Weise auf die Fragen reagieren sollten. Die Gegenüberstellung von deskriptiven Statistiken zwischen Gruppen, zum Beispiel in der Form von Häufigkeiten oder Prozentwerten, bildete dann den Indikator der internen Konsistenz der Skala.¹⁵⁶ Ein konsistentes Muster in der gruppenbezogenen Beantwortung wurde als Beleg gewertet, dass das Verfahren einen bestimmten ›Kern‹ des Persönlichkeitsmerkmals erfassen konnte. Die gleiche

¹⁵¹ Vergleiche Gibby/Zikar, *History*, 167.

¹⁵² Siehe Hugh M. Bell, *The Adjustment Inventory*, Palo Alto (California) 1933.

¹⁵³ Siehe Raymond R. Willoughby, *Emotional Maturity Scale*, Palo Alto (California) 1931.

¹⁵⁴ Als weitere Tests sind hier zu nennen Joy P. Guilford, *The Nebraska Personality Inventory*, Beverly Hills 1934 und Willis W. Clark/Louis P. Thorpe/Ernest W. Tiegs, *California Test of Personality: A Profile of Personal and Social Adjustment*, Los Angeles 1939. Dem folgten in den 1940er und 1950er Jahren Instrumente wie die *Minnesota Personality Scale*, der *16 Personality Factor Questionnaire* und das *Maudsley Personality Inventory*. Der Trend setzte sich in den folgenden Jahrzehnten fort. Siehe John Gordon Darley/Walter J. McNamara, *Minnesota Personality Scale*, New York 1941; Raymond B. Cattell/D. R. Saunders/G. Stice/Herbert W. Eber/Maurice M. Tatsuoka, *16 Personality Factors Questionnaire*, Urbana (Illinois) 1949; Hans J. Eysenck, *Maudsley Personality Inventory*, London 1959.

¹⁵⁵ Siehe dazu Stephen Stigler, *Statistics on the Table. The History of Statistical Concepts and Methods*, Cambridge (Massachusetts), London/England 1999, 189 f.

¹⁵⁶ Siehe zum Beispiel Thurstone/Thurstone, *Neurotic Inventory*, 14.

Argumentationsfigur fand sich auch bei Testverfahren, die auf mehrere Persönlichkeitsaspekte abzielten: Aussagen, die ein bestimmtes Konstrukt repräsentieren sollten, waren nach der Logik der Testtheorie dann als tauglich anzusehen, wenn sie von einer Person auf konsistente Weise beantwortet wurden und somit für eine individuumspezifische Ausprägung des jeweiligen Merkmals standen. Eine eminente Bedeutung kam hier der Methode der Korrelationsrechnung zu, zum Beispiel durch die Ermittlung von Korrelationskoeffizienten zwischen den Testwerten derselben Personen bei einer Messwiederholung oder durch die Überprüfung des Zusammenhanges zwischen zwei Teilen eines Tests.¹⁵⁷ Größere Herausforderungen zeigten sich jedoch bei der Bestimmung der Validität eines Verfahrens. Wie bereits Wissler im Zuge seiner Analyse von mentalen Tests um die Jahrhundertwende brachten die Testkonstrukteure dazu die anhand des Inventars generierten Informationen mit anderen Datensätzen in Verbindung. Wenn das Testverfahren beispielsweise bedeutsam mit bestimmten Eigenschaftsbeurteilungen korrelierte, galt dies als Indikator dafür, dass das betreffende Merkmal tatsächlich gemessen werden konnte. Die Validität eines Instruments leitete sich damit aus der Korrespondenz mit einem zuvor gesetzten Kriterium ab – einem anderen psychologischen Test, bestimmten Diagnosen, Verhaltensweisen oder weiteren vorab definierten Kennwerten. Diese Vorgehensweise, bei denen statistische Methoden als zentrale Prüfverfahren zum Zuge kamen, wurde innerhalb der psychometrischen Forschung jedoch auch kritisch diskutiert, mitunter sogar als rein pragmatischer Kompromiss gewertet.¹⁵⁸ Die zunächst bei mentalen Tests zum Einsatz gebrachten und später im Zuge der Intelligenzmessung etablierten quantitativen Methoden hielten in diesem Sinne auch bei der Konstruktion und Überprüfung von Fragebogenverfahren aus der Persönlichkeitsdiagnostik Einzug und sicherten ihren Status als wissenschaftliche Instrumente ab.

5.5 Technologien der Psyche auf Papier

Die nach dieser Maßgabe konzipierten Persönlichkeitstests erschienen als effektive Techniken, um Informationen über psychische Merkmale einzuholen. Auch der Umstand relativ langer Bearbeitungszeiten, die durch die umfangreichen Fragesammlungen bedingt waren, konnte dieser Einschätzung nicht viel anhaben. Ausgehend von ihrem Entwicklungskontext, bei dem es sich im Regelfall um Universitätsinstitute mit Zugriff auf potenzielle Testpersonen in Kliniken,

¹⁵⁷ Siehe dazu Ives Hendrick, »The Analysis of Personality: A Survey of Psychologists' Experiments«, in: *American Journal of Psychiatry* 85 (1928), 535–563, hier 540. Eine wichtige Rolle für die Verbreitung statistischer Konzepte und ihrer Anwendung spielten Lehrbücher für Statistik, die ab dem Ende des ersten Jahrzehnts im 20. Jahrhundert publiziert wurden. Viele dieser Publikationen aus den späten 1910er und 1920er Jahren stammten von Doktoranden oder Dozenten für die Lehrerbildung. Siehe dazu Stout, *Statistics*, 84.

¹⁵⁸ Siehe zum Beispiel Hendrick, *Analysis*, 543.

Bildungseinrichtungen, staatlichen Institutionen oder der Privatwirtschaft handelte, zirkulierten die Verfahren als mobile Objekte und materialisiertes Wissen zwischen verschiedenen Anwendungsbereichen. Dabei kam ihnen ihre einfache Beschaffenheit zugute: Die industriell aus Papierbogen hergestellten Tests, meist im kompakten Letter-Format, ließen sich nicht nur preisgünstig anfertigen, sondern auch relativ einfach reproduzieren. Im Lauf der Jahre etablierte sich somit eine prototypische Gestalt des psychometrischen Persönlichkeitsfragebogens. Unterhalb des Titels fand sich im Regelfall eine knapp gehaltene Instruktion in Textform, die – zumeist im Imperativ formuliert – die Testperson über den Beantwortungsablauf aufklärte. Um Missverständnisse und Fehler zu vermeiden, gaben viele Verfahren Beispiele auf dem Deckblatt an, die eine adäquate Bearbeitung vor Augen führen und mit der gewählten Skalierung vertraut machen sollten. Bevor der tatsächliche Inhalt präsentiert wurde, verlangten die Instrumente in der Regel die Angabe biographischer und soziodemographischer Informationen, die in ihrem Umfang und in Abhängigkeit des Anwendungskontextes deutlich variierten. Neben dem Namen der Testperson, ihrem Geburtsdatum und dem Geschlecht wurde hier zum Beispiel auch nach Schulabschluss, Beruf, Einkommen, Familienstatus oder der ›Rasse‹ gefragt.¹⁵⁹ Wie sich an Verfahren wie dem *Personality Inventory* oder der *Humm-Wadsworth-Temperament Scale* zeigt, wurde im Verlauf des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts auch die tabellarische Fixierung von Testwerten auf der ersten Seite der Fragebogen üblich. Hier erfolgte beispielsweise die Eintragung der Rohwerte, die die Testperson bei der Beantwortung einzelner Skalen erzielt hatte, um sie im Anschluss in standardisierte Testwerte umzuwandeln. Mitunter erlaubten die Profile auch die Eintragung in diagrammatische Form, sodass eine visuelle Übersetzung des Befundes – beispielsweise in Punkt- oder Linienform – produziert werden konnte. Die eigentlichen Testfragen wurden meist erst auf der Innenseite der Papierbögen aufgelistet und dort mit Nummern versehen. Ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Subskalen war für die Testpersonen im Regelfall nicht ersichtlich. Hatten frühe psychometrische Persönlichkeitstests meist noch mit einem binären Antwortformat im Sinne von »Yes« und »No« gearbeitet, entstanden im Laufe der Zeit differenziertere Abstufungen, die eine kontinuierliche Messung erlauben sollten.¹⁶⁰ Um die Auswertung möglichst effizient ablaufen zu lassen, experimentierten die Entwickler mit verschiedenen Kürzeln auf den einzelnen Bögen, die

¹⁵⁹ Die Kategorie ›Rasse‹ wurde zum Beispiel vom *Woodworth Personal Data Sheet* erhoben.

¹⁶⁰ Unentschlossene Testpersonen konnten die »?«-Kategorie nutzen, die jedoch aus inhaltlichen und statistischen Überlegungen als problematisch galt. Während in der Einstellungsforschung durch Thurstone und Rensis Likert bereits in den 1930er Jahren differenziertere Skalierungstechniken entwickelt worden waren, hielten abgestufte Antwortformate erst einige Jahre später in Persönlichkeitsfragebogen Einzug. Dazu gehörte die *Minnesota Personality Scale*, die auf einer fünfstufigen Skalierung mit den Endpunkten »strongly agree« und »strongly disagree« beruhte. Siehe Darley/McNamara, Minnesota.

für Außenstehende nicht zu dechiffrieren waren. Sie erlaubten es beispielsweise, Skalensummenwerte für jede bearbeitete Seite anzugeben oder lieferten andere Hilfestellungen. Die Entwicklung der einzelnen Tests war dabei durch ein rekursives Vorgehen geprägt, bei dem immer wieder auf bereits vorhandene Verfahren Bezug genommen wurde. Damit schrieb sich nicht nur die Erhebung bestimmter Teilaspekte von ›Persönlichkeit‹ über die verschiedenen Tests fort, auch inhaltlich wanderten bestimmte Aussagen- oder Fragenkomplexe so von Instrument zu Instrument. Als Entscheidungskriterium für ihre Weiterführung kam wiederum ein heterogenes Ensemble aus statistisch-mathematischen Befunden, pragmatischen Überlegungen und intuitiven Einschätzungen zum Zuge.

Hinsichtlich Form und Inhalt zeichneten sich die Verfahren der psychometrischen Persönlichkeitsdiagnostik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts damit durch eine große Kontinuität aus. Eingesetzt in verschiedenen Anwendungsbereichen, dienten die Tests primär der Produktion konkreter Antworten als der Hervorbringung von (neuen) Fragen. In ihrer standardisierten und auf festen prozeduralen Abläufen basierenden Form nahmen sie den Status technischer Dinge an, die sich als Routinen einsetzen und anwenden ließen – zum Beispiel bei der Diagnose von Persönlichkeitstypen oder Temperamentsmerkmalen, aber auch als Subeinheiten innerhalb von Experimentalsystemen, die dann der Generierung neuen Wissens dienten.¹⁶¹ Diese feste und stabile Form galt es jedoch erst herzustellen. Ihre Konsolidierung war insbesondere dann erreicht, wenn das Inventar über die Etappe der wissenschaftlichen Präsentation in Fachzeitschriften hinausgekommen war und über Universitäts- oder Fachverlage als eigenständiger Test kommerziell vertrieben wurde. In dieser Publikationsform gehörte es dazu, die Tests mit entsprechenden Auswertungsmanualen zu versehen. Dabei blieb es in der Regel nicht bei kurzen Beilagen, die auf die wichtigsten Informationen begrenzt waren. Im Laufe der Jahre nahmen die Manuale oftmals die Form umfangreicher Handbücher an, die über die Konstruktionsgeschichte des Instruments, seine diagnostischen Möglichkeiten und die adäquate Durchführung informierten. Zudem präsentierten die Manuale den aktuellen Forschungsstand und berichteten die psychometrischen Merkmale des Instruments. Einen zentralen Bestandteil bildeten hier Tabellen mit verschiedenen Normstichproben, die über die Verteilung der Testwerte an unterschiedlichen Personenkollektiven informierten und so den Maßstab für die Beurteilung individueller Testwerte vorgaben. Letztlich waren damit nicht nur die Testpersonen Adressaten, wenn es um Vorgaben des ›richtigen‹ Gebrauchs ging. Auch diejenigen, die die Tests einsetzen wollten, hatten einem Standardprocedere zu folgen, das den adäquaten Umgang mit dem Instrument regulierte. Die Vorgaben erstreckten sich über alle Facetten des Testeinsatzes, angefangen von der Zielgruppe über die richtigen Bedingungen der Durchführung bis hin zur Auswer-

¹⁶¹ Zum technischen Ding siehe Rheinberger, *Toward a History*, 29–30.

tung, Analyse und Interpretation der Befunde. Um die Auswertung der mitunter sehr umfangreichen Fragebogen zu erleichtern, enthielten zahlreiche Manuale zudem verschiedene Hilfstechiken. Die kommerziell vertriebenen Inventare wurden im Laufe der Jahre standardmäßig mit sogenannten »Scoring Stencils« ausgestattet, die als Schablonen auf die Testbögen gelegt werden konnten, um so relativ bequem die Werte einzelner Teilskalen zu ermitteln.

In ihrer Gesamtheit aus Inventar, Manual und Auswertungsschablonen bildeten psychometrische Persönlichkeitstests damit eine wirkungsvolle »paper technology«¹⁶², die Testpersonen und Anwender nach einer genau choreographierten Handlungsabfolge zusammenbrachte. Die feste und stabile Form der Inventare war jedoch nicht unbedingt von Dauer. Sie wurde in solchen Momenten wieder gelöst, in denen es um ihre Aktualisierung oder Optimierung ging. In diesem Prozess wurde der Inhalt der Instrumente zum Beispiel an neue Erfordernisse, eine veränderte Normstichprobe oder modifizierte Kriterien angepasst. Erschienen bestimmte Fragen- oder Aussagekomplexe inhaltlich nicht mehr passend für das zu messende Merkmal, waren sie zu lang oder missverständlich, konnte auch dies Anlass geben, sie aus dem Inventar herauszulösen und durch andere – neu formulierte oder anderweitig bewährte – zu ersetzen. In ihrer Objektbiographie zirkulierten die Testverfahren folglich zwischen einer konstitutiven Offenheit und performativen Geschlossenheit, die es ihnen ermöglichte, einerseits als diagnostische Instrumente stabile Resultate zu erzeugen und die Persönlichkeitsmerkmale von Einzelpersonen zu diagnostizieren, andererseits dynamisch an veränderte Bedingungen, Bedürfnisse und Anwendungskontexte angepasst zu werden.

5.6 Fallstricke der Selbstauskunft

Den zentralen Modus der Datengewinnung bildete bei dieser Gattung von Persönlichkeitstests die Selbstauskunft, bei der die Befragten direkt zu verschiedenen Sachverhalten und Themengebieten, meist in Aussage- oder Frageform, adressiert wurden. Auch in diesem Punkt schlossen die Tests an die bekannten Modellverfahren der Intelligenzmessung an, wobei letztere in Abhängigkeit der zu untersuchenden Merkmale zudem auf Beobachtungssituationen mit einem aktiven Testadministrator setzten. Die direkte Präsentation von Aufgaben im Kontext der Intelligenzmessung galt als unproblematisch, weil hier die Getesteten in ihrer Leistungsfähigkeit überprüft wurden. Im Falle von Persönlichkeitstests war die Situation jedoch eine andere: In ihrer standardisierten Struktur aus

¹⁶² Zum Begriff der »paper technology« siehe Volker Hess/Andrew Mendelsohn, »Paper Technology und Wissensgeschichte«, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 21 (2013), 1–10 sowie Anke te Heesen, »The Notebook: A Paper Technology«, in: Bruno Latour/Peter Weibel (Hrsg.), *Making Things Public*, Cambridge (Massachusetts) 2005, 263–286.

festen verbalen Vorgaben setzten die Instrumente eine semantische Eindeutigkeit voraus, die sich in der Praxis als unerreichbares Ideal herausstellte. Auch wenn die Untersuchten über entsprechende verbale Kompetenzen verfügten und schwer verständliche oder widersprüchliche Aussagen in Vorstudien eliminiert wurden, ließ sich die Intelligibilität der Inhalte nicht hundertprozentig sicherstellen. Die prinzipielle Sprachabhängigkeit der Verfahren erwies sich aber noch aus einer anderen Konstellation heraus als problematisch, die mit ihrer wachsenden Verbreitung zunehmend ins Blickfeld rückte:¹⁶³ Konnte überhaupt davon ausgegangen werden, dass ein Armeeanwärter, eine College-Studentin, ein Patient oder eine Bewerberin auf eine Arbeitsstelle ehrlich Auskunft über sich selbst geben würde – vor allem, wenn diese Aussagen reale Konsequenzen für die Betroffenen hatten?

In einer Rezension entsprechender Instrumente war Goodwin B. Watson bereits 1927 zu einer düsteren Prognose gelangt, sollte die Verbreitung von Persönlichkeitsfragebogen den Umfang der Intelligenztestung annehmen: »If ever the great body of workers with school-children, delinquents, and industrial applicants were to start using tests of the present sort as extensively as intelligence tests are now used, the results would soon not be worth a whistle.«¹⁶⁴ Das Problem der prinzipiellen Manipulierbarkeit von Persönlichkeitsfragebogen wurde in den Folgejahren von weiteren Autoren aufgegriffen, zum Gegenstand experimenteller Untersuchungen gemacht und auch mit Blick auf mögliche Gegenmaßnahmen betrachtet.¹⁶⁵ Der Psychologe Gordon Hendrickson beispielsweise appellierte im Jahr 1934 an sein Kollegium: »In personality measurement one is concerned to get as true a picture as possible of the make-up of the individual at the time of the testing. This means that every possible precaution must be taken to avoid distortion. The keenness of psychological insight which examiners have will largely determine their effectiveness. They must be able to see the testing situation as the subject of the measurement sees it. They must see his objectives in the situation as well as theirs.«¹⁶⁶ Angetrieben von dem Ziel einer möglichst korrekten Bestimmung der »Persönlichkeit«, waren die Testleiter damit ebenso auf-

¹⁶³ Zum komplizierten Verhältnis von Sprache und Objektivität siehe Lorraine Daston, »Scientific Objectivity with and without Words«, in: Peter Becker/William Clark (Hrsg.), *Little Tools of Knowledge. Historical Essays on Academic and Bureaucratic Practices*, Ann Arbor (Michigan) 2001, 259–284.

¹⁶⁴ Siehe Goodwin B. Watson, »A Supplementary Review of Measures of Personality«, in: *Journal of Educational Psychology* 18 (1927), 73–87, hier 87.

¹⁶⁵ Siehe zum Beispiel J. B. Mailer, »The Effect of signing one's Name«, in: *School and Society* 31 (1930), 882–884; E. L. Kelly/C. C. Miles/L. M. Terman, »Ability to Influence One's Score on a Typical Paper-And-Pencil Test of Personality«, in: *Character and Personality* 4 (1935), 206–215 sowie Douglas Spencer, »The Frankness of Subjects on Personality Measures«, in: *Journal of Educational Psychology* 29 (1938), 26–35.

¹⁶⁶ Siehe Gordon Hendrickson, »Some Assumptions Involved in Personality Measurement«, in: *The Journal of Experimental Education* 2 (1934), 243–249, hier 248–249.

gerufen, eine doppelte Perspektive auf die Testsituation einzunehmen. Um mit diesen epistemologischen Fallstricken umzugehen, die sich aus dem Format der Selbstauskunft ableiteten, boten sich verschiedene Optionen an. Im Zuge der Bestrebungen, ›Persönlichkeit‹ möglichst umfassend psychometrisch abzubilden, gerieten zum Beispiel bald mentale Charakteristika in den Blick, die auf die Integrität einer Person verweisen sollten.¹⁶⁷ Wenn Neurotizismus, Extraversion oder Depressionsneigung gemessen werden konnten, sollte dies auch für Merkmale wie die Ehrlichkeit gelten. Federführend für diese Art der Fragestellung waren Studien gewesen, die sich ab den frühen 1920er Jahren mit der charakterlichen und moralischen Entwicklung von Kindern beschäftigt hatten. Täuschungs- und Betrugsabsichten, zum Beispiel im Rahmen von schulischen Leistungsüberprüfungen, wurden darin als Marker der potenziellen Delinquenz von Heranwachsenden gewertet und spielten eine besondere Rolle.¹⁶⁸ In Kenntnis dieser Studien waren die beiden Psychologen Hugh Hartshorne und Mark A. May dem Versuch nachgegangen, einen direkten Weg der Messung von ›Honesty‹ zu erproben.¹⁶⁹ Angesiedelt am New Yorker Institute of Social and Religious Research und von der Religious Education Association beauftragt, führten die beiden von 1924 bis 1929 eine groß angelegte ›Character Education Inquiry‹ durch.¹⁷⁰ In den ersten Jahren ihres Projekts gingen die Wissenschaftler der Messung dezeptiver und betrügerischer Tendenzen von Schülerinnen und Schülern nach, die mittels verschiedener Verhaltenstests und Fragenkomplexe erschlossen wurden. Auf Basis einer kritischen Rezeption bisheriger Testformate hatten die Autoren dazu Prüfungen entwickelt, die sich auf Situationen im Klassenraum,

¹⁶⁷ Für eine kurze Übersicht über einzelne Instrumente und ihre Strategien, Täuschungen zu messen beziehungsweise aufzudecken, siehe Denis O'Donovan, ›An Historical Review of the Lie-Scale – with Particular Reference to the Maudsley Personality Inventory‹, in: *Papers in Psychology* 3 (1969), 13–19.

¹⁶⁸ Siehe zum Beispiel Albert S. Raubenheimer, ›An Experimental Study of Some Behaviour Traits of the Potentially Delinquent Boy‹, in: *Psychology Monographs* 159 (1925); R. Gundlach, ›A Method for the Detection of Cheating in College Examinations‹, in: *School and Society* 22 (1925), 215–216; E. V. Chambers, ›A Study of Dishonesty among the Students of a Parochial Secondary School‹, in: *Pedagogical Seminary* 33 (1926), 717–728 sowie C. Bird, ›The Detection of Cheating in Objective Examinations‹, in: *School and Society* 25 (1927), 261–262.

¹⁶⁹ Auf Basis ihrer Forschungen gaben die Autoren insgesamt drei Studien heraus, die der Täuschung, der Selbstkontrolle und der Charakterstruktur nachgingen. Siehe insbesondere Hugh Hartshorne/Mark Arthur May, *Studies in Deceit*, New York 1928. Für eine genauere Darstellung des Ansatzes und seines soziopolitischen Kontextes siehe Michael Pettit, *The Science of Deception. Psychology and Commerce in America*, Chicago/London 2013, 194 f.

¹⁷⁰ Das Institute for Social and Religious Research war 1921 mit Geldern von John D. Rockefeller, Jr. gegründet worden, die auch für das Projekt von Hartshorne und May bereitstanden. Die Geschichte des Forschungsinstituts wird rekonstruiert in Gina A. Zurlo, ›The Social Gospel, Ecumenical Movement, and Christian Sociology: The Institute of Social and Religious Research‹, in: *American Sociologist* 46 (2015), 177–193.

sportliche Wettkämpfe, Gesellschaftsspiele oder die Hausaufgabenbearbeitung bezogen und explizit Gelegenheit zur Täuschung boten. Zusätzlich kamen Tests zur Erfassung von Diebstählen und Lügen zum Einsatz. Um letztere zu erheben, setzten die Autoren zum Beispiel ein *Pupil Data Sheet* mit verschiedenen Fragen ein, von denen sich zwölf explizit auf die Ehrlichkeit bei der Absolvierung der Prüfungen bezogen.¹⁷¹ Nach der Beantwortung wurde jedem Kind ein »Honesty Score« beziehungsweise »Truthfulness Index« zugewiesen, darüber hinaus gab es einen »Lie Index« beziehungsweise »Dishonesty Score«.¹⁷² Lügen um den Willen sozialer Anerkennung wurden ebenfalls anhand eines Fragebogens erfasst, der auf tugendhafte Verhaltensideale, die Befolgung sozialer Konventionen wie auch juristischer Regularien abhob.¹⁷³

Die in diesem Kontext entwickelten Testformen wurden mit großem Interesse im Bereich der Persönlichkeitsdiagnostik rezipiert. Eine Herstellung konkreter Testsituationen, um dezeptives Verhalten unmittelbar zu beobachten, war jedoch mit vielfältigen Herausforderungen verbunden. Da das Format der Selbstauskunft im Medium des Fragebogens hinreichend etabliert war und andere Testformen schwer realisierbar schienen, experimentierten die Konstrukteure zunächst mit Strategien, die einerseits die Form, andererseits den Inhalt der Verfahren betrafen. Um eine absichtliche Verfälschung von Antworten zu vermeiden, appellierten zahlreiche Tests zum Beispiel bereits in der Instruktion, ehrlich und gewissenhaft zu antworten.¹⁷⁴ Neben der Zusicherung von Vertraulichkeit wurde oftmals auch darauf hingewiesen, dass es keine richtigen oder falschen Antworten gäbe.¹⁷⁵ Andere Instruktionen forderten dazu auf, die Fragen

¹⁷¹ Dazu kamen Fragen zum Einsatz wie »Did you ever cheat on any sort of test?« oder »Have you answered all the questions honestly and truthfully?«. Siehe Hartshorne/May, *Studies*, 95–96.

¹⁷² Mit Blick auf die Ergebnisse ihrer Studie blieben die Autoren vorsichtig, was die Existenz eines allgemeinen »Deception«-Faktors anging. Die Korrelationen zwischen den Täuschungs-Tests waren positiv ausgefallen, wurden aber nicht im Sinne eines stabilen Persönlichkeitsmerkmals interpretiert. Hartshorne und May betonten stattdessen, dass das moralische Handeln von Kindern kontextabhängig wäre. Zugleich postulierten sie, dass »Deception«, ähnlich wie die »Intelligenz«, vor allem in bestimmten Familien anzutreffen wäre. Siehe ebenda, 385, 14.

¹⁷³ Die Autoren hatten dazu zwei Versionen mit jeweils 36 Fragen entwickelt, die mit »Yes« oder »No« zu beantworten waren. Gefragt wurde zum Beispiel »Have you ever disobeyed any law of your country or rule of your school?« oder auch »Do you go to church and Sunday school every Sunday?«. Siehe ebenda, 98–102. Ein Standardwert der Täuschung, der den Referenzmaßstab bildete, wurde über die Befragung von Psychologiestudierenden ermittelt, die die beiden Testformen mit Blick auf ihre eigene Kindheit und Adoleszenz beantwortet hatten.

¹⁷⁴ Das Testverfahren der Brüder Allport forderte beispielsweise: »Reply to the questions spontaneously and truthfully by checking the answer which most nearly represents your usual reaction.« Siehe Allport/Allport, *A–S Reaction Study*, 1.

¹⁷⁵ Die Inventare von Bernreuter und Eysenck wiesen in der Instruktion explizit darauf hin, dass es sich nicht um einen Intelligenztest handelte. Siehe Bernreuter, *Personality In-*

schnell, intuitiv und ohne größeres Nachdenken zu beantworten.¹⁷⁶ Mitunter sprachen die Autoren auch Selbsterkenntnis-Motive an und argumentierten, dass der persönliche Nutzen für die Getesteten bei ehrlicher Beantwortung am größten wäre.¹⁷⁷ Daneben kamen weitere Techniken zur Anonymisierung, Ablenkung oder Distanzierung zum Einsatz. Dazu gehörte es beispielsweise, dass die Getesteten ihren Namen erst nach Abschluss der Beantwortung auf das Inventar schreiben mussten, Fragen ohne diagnostische Bedeutung zur Zerstreung der Aufmerksamkeit eingeflochten wurden oder die Formulierung von Aussagen in der dritten Person singular erfolgte.¹⁷⁸ Neben diesen Maßnahmen, die alle auf die Prävention von bewussten Verzerrungen setzten, erschien jedoch die direkte Erfassung von Täuschungsabsichten und Lügentendenzen besonders vielversprechend.¹⁷⁹ Es dauerte deshalb nicht lange, bis auch in Persönlichkeitsinventaren entsprechende Vorrichtungen und Skalen erprobt wurden. Hathaway und McKinleys *MMPI* war in dieser Hinsicht besonders avanciert, zumal es mit seiner Konstruktionslogik auf gleich mehreren Ebenen neues Terrain betrat: Anders als die meisten der damals gängigen Persönlichkeitstests folgte es nicht dem konsensuellen Modell rationaler Skalenkonstruktion, bei dem die Aussagen auf Basis ihres Inhaltes ausgewählt wurden. Galt es, etwas über die emotionale Stabilität der Testperson zu erfahren, suchte man gewöhnlich nach Fragen oder Aussagen, die genau dieses Merkmal besonders gut abbilden und einen inhaltlichen Mehrwert bei der Auswertung mit sich bringen würden. Hathaway und McKinley hatten sich jedoch für einen anderen Weg entschieden. Nicht der Inhalt der einzelnen Aussagen war entscheidend, sondern die statistisch ermittelte Passung zu einem externen Kriterium, also einer spezifischen Diagnose. Als Vorbild hatte dabei ein Berufsinteressentest vom Carnegie Institute of Tech-

ventory sowie Eysenck, Maudsley Personality. In der *Minnesota Personality Scale* hieß es: »The following pages contain a number of statements about which there is no general agreement. People differ in the way they feel about the statements, and there are no right or wrong answers.« Siehe Darley/McNamara, Minnesota.

¹⁷⁶ So hieß es beispielsweise im *E-I Interest Ratio*: »Work fast. Do not stop to meditate, give your first reaction each time.« Siehe Edmund Smith Conklin, *Study of Likes and Dislikes for E-I Interest Ratio*, Eugene (Oregon) 1926. Eysenck forderte wiederum: »Work quickly, and don't spend too much time over any question; we want your first reaction, not a long drawn-out thought process!«. Siehe Eysenck, Maudsley Personality.

¹⁷⁷ Siehe zum Beispiel Bell, Adjustment Inventory.

¹⁷⁸ Siehe Julius B. Maller, *Character Sketches*, New York 1932.

¹⁷⁹ Dass die Erfolge eines solchen Ansatzes begrenzt waren, wurde bereits 1934 von Saul Rosenzweig thematisiert. Er empfahl, nicht weiter auf die Vermeidung derartiger Fehlerquellen zu setzen, sondern diese direkt zu messen und dann bei der Ergebnisinterpretation zu berücksichtigen. Zu jeder Frage sollten deshalb zwei Antworten eingeholt werden – einmal mit Blick auf die aktuelle Selbstwahrnehmung und einmal im Sinne der gewünschten Ausprägung der Eigenschaften, sodass ihre Diskrepanz ermittelt werden konnte. Der Vorschlag setzte sich nicht durch. Siehe ders., »A Suggestion for Making Verbal Personality Tests more Valid«, in: *Psychological Review* 41 (1934), 400–401.

nology gedient, der auf die gleiche Weise konstruiert worden war.¹⁸⁰ Die von Hathaway und McKinley genutzte externale Testarchitektur diente zugleich als Antwort auf die fundamentale Frage, ob sich eine Testperson überhaupt auf ehrliche Art und Weise beschreiben würde, also bereit und fähig wäre, ein wahres, unverzerrtes Bild ihres Selbst – vermittelt über das Medium des psychologischen Tests – zum Ausdruck zu bringen. Die mangelnde offensichtliche Bedeutung von Testkarten wie »I would like to hunt lions in Africa« oder »I have no trouble swallowing« sollte damit zu einem strategischen Vorteil, zu einem kalkulierten Schachzug im Umgang mit der Testperson werden. War diese nicht in der Lage, die diagnostische Relevanz oder die Zugehörigkeit einzelner Aussagen zu einer spezifischen Skala zu antizipieren, wäre damit auch der gezielten Manipulation Einhalt geboten. Nur vordergründig transparent und mit klarer Botschaft, entpuppte sich die Testkarte auf den zweiten Blick als undurchsichtige Oberfläche. Sie legte falsche Fährten, während ihr wirkliches Verweissystem im Hintergrund operierte und nicht preisgegeben wurde.

Hathaways und McKinleys Instrument begnügte sich aber nicht damit, über die gewählte Konstruktionsmethode Uneindeutigkeiten in der Semiotik des Testsystems zu verankern. Neben den neun Persönlichkeitsdimensionen, die über den sukzessiven Vergleich verschiedener klinisch auffälliger beziehungsweise nicht-auffälliger Stichproben entwickelt worden waren, enthielt das Verfahren Validitätsskalen, die als testimmanentes Warnsystem dienten.¹⁸¹ Sie sollten ungültige Werte identifizieren helfen, die infolge unkooperativen, manipulativen oder auf Täuschung abzielenden Verhaltens entstehen konnten. Mit seinen multiplen Vorrichtungen erschien das *MMPI* somit als explizite Kritik an einer Konstruktionspraxis von Persönlichkeitstests, die den Fragen nach ihrer Manipulierbarkeit bislang nur unzureichend nachgegangen war. Mitte der 1940er Jahre hatte sich Hathaway zusammen mit seinem Kollegen Paul Meehl deshalb entsprechend deutlich in einem Fachartikel positioniert: »One of the most important failings of almost all structured personality tests is their susceptibility to ›faking‹ or ›lying‹ in one way or another, as well as their even greater susceptibility to unconscious self-deception and role-playing on the part of individuals who may be consciously quite honest and sincere in their responses.«¹⁸² Nicht nur das intentionale, also bewusste »faking« der Getesteten stellte sich

¹⁸⁰ Das *Strong Vocational Interest Blank* sollte aus dem Armeedienst ausgeschiedenen Personen bei der Berufswahl helfen. Auch hier war der Inhalt durch die Kontrastierung des Antwortverhaltens verschiedener Berufsgruppen ausgewählt worden. Dabei konnten Übereinstimmungen und Abweichungen zu zehn Berufsprofilen ermittelt werden. Siehe E. K. Strong, *Strong Vocational Interest Blank*, Palo Alto (California) 1927. Zur Erfolgsgeschichte dieses Verfahrens siehe David A. C. Donnay, »E. K. Strong's Legacy and Beyond: 70 Years of the Strong Interest Inventory«, in: *The Career Development Quarterly* 46 (1977), 2–22.

¹⁸¹ Siehe Starke R. Hathaway/J. Charnley McKinley, *Minnesota Multiphasic Personality Inventory. Manual*, New York 1943.

¹⁸² Siehe Starke R. Hathaway/Paul E. Meehl, »The K Factor as a Suppressor Variable

nach den Autoren also als Problem. Der Zugriff auf das Wissensobjekt Mensch sah sich zusätzlich der Herausforderung unbewusster Selbsttäuschungen gegenüber, die den Befragten verborgen blieben und auf die Test-Anordnung selbst zurückzugehen schienen. Mit Blick auf ihre eigene Profession kamen beide deshalb zu einem ernüchternden Fazit: »It is a significant sociological fact about the psychologists that in spite of the strong reasons, both a priori and experimental, for accepting the reality of this phenomenon in objective personality testing, very few systematic efforts have been made to correct for it or to overcome it.«¹⁸³ Anstatt dieses manifeste Problem anzugehen, hätten viele Testkonstrukteure – und hier wählten Meehl und Hathaway die Formulierung eines rhetorischen »wir« – lieber auf eine Form angstbesetzter Vermeidung gesetzt: »It almost seems as though we inventory-makers were afraid to say too much about the problem because we had no effective solution for it, but it was too obvious a fact to be ignored so it was met by a polite nod.«¹⁸⁴ Auch wenn die Autoren einräumten, keine perfekte Lösung für diese intrikate Konstellation zu haben, die durch die Vorstellung eines durch unbewusste Prozesse geleiteten Subjekts zusätzlich an Komplexität gewann, wurden die für das *MMPI* konstruierten testimmanenten Vorrichtungen als positives Beispiel angeführt. Auf einer basalen Ebene sollte bereits das mediale Format der schlichten Pappkarte mit Formulierungen in der ersten Person helfen, »to get to the patient and somehow trick him into reporting.«¹⁸⁵ Auf diese optische Besonderheit hatte auch die mediale Berichterstattung im *Time Magazine* abgehoben, die das *MMPI* unter der vielsagenden Überschrift »Truth and Consequences« als unverfängliches, aber aussagekräftiges »card game« beschrieb, das von seinen Spielerinnen und Spielern lediglich eine Entscheidung zwischen »Yes«, »No« oder »Cannot Say« abverlangte.¹⁸⁶ Vor allem aber die vier eigens konstruierten Validitätsskalen verstanden die Autoren als Ansatz, um Täuschungen und Verzerrungen in den Griff zu bekommen. Dazu zählte zunächst die Erfassung der nicht zugeordneten Fragen (?-Scale). Hatte eine Testperson zahlreiche Aussagen nicht mit »TRUE« oder »FALSE« beantwortet, sprach dies gegen die Gültigkeit der eingeholten Testwerte.¹⁸⁷ Mit der *F-Scale*

in the Minnesota Multiphasic Personality Inventory«, in: *Journal of Applied Psychology* 30 (1946), 525–564, hier 525.

¹⁸³ Siehe ebenda, 526.

¹⁸⁴ Siehe ebenda, 527.

¹⁸⁵ So gab Hathaway in einem Interview zur Geschichte des *MMPI* an. Siehe Butcher, Conversation. Das Argument wurde auch benutzt in Hathaway/Meehl, *K Factor*, 528. Für ähnlich gelagerte Denkfiguren mit Blick auf die formalen und medialen Arrangements der projektiven Psychodiagnostik siehe das vierte Kapitel dieser Arbeit.

¹⁸⁶ Siehe N. N., »Truth and Consequences«, in: *Time Magazine*, May 3 (1943), o. S.

¹⁸⁷ Dies hatte für Hathaway und McKinley auch diagnostischen Wert: »High scores have often been observed to occur in psychasthenic and retarded depression patients.« Siehe dies., *The Minnesota Multiphasic Personality Inventory. Manual for Administration and Scoring*, Minneapolis 1949, 18.

ließ sich in einem weiteren Schritt die Abweichung des Antwortmusters von dem Profil ›normaler‹ Individuen bestimmen. Hathaway und McKinley hatten in dieser Skala Aussagen zusammengetragen, die von 90 Prozent der »normalen« Referenzstichprobe einheitlich beantwortet worden waren. Zeigte die Testperson ein abweichendes Antwortverhalten, das sich in einem hohen Wert auf der Skala niederschlug, zogen die Autoren ebenfalls die Gültigkeit der eingeholten Werte in Zweifel.¹⁸⁸ Die *K-Scale* widmete sich als Validitätsindikator dem Klassifikationsvermögen des Instruments. Sie ging dem Verhältnis zwischen falsch positiv zu falsch negativ zugeordneten Individuen nach und verfolgte damit die Frage, inwiefern eine »normale« beziehungsweise »unnormale« Testperson ein entsprechendes Profil produzierten konnte. Hathaway und McKinley sahen den K-Wert zugleich als Maß der Einstellung gegenüber dem Test an. Eine besonders hohe oder niedrige Ausprägung war daher mit Vorsicht zu genießen.¹⁸⁹ Darüber hinaus wartete das *MMPI* mit einer eigenen Lügenskala (*L-Scale*) auf, die direkt an die Debatte um die psychometrische Erfassung integritätsbezogener Persönlichkeitsmerkmale anknüpfte. Inhaltlich hatten sich die Autoren dabei von den Forschungen Hartshornes und Mays inspirieren lassen.¹⁹⁰ Ihre fünfzehn Aussagen, die kleinere Verletzungen sozialer Konventionen und Regeln des guten Benehmens zum Ausdruck brachten, sollten möglichst unauffällig in die Testbatterie gestreut werden. In ihrer geballten Zusammenschau – einer Anordnung, die der Testperson vorenthalten blieb, um das Anliegen nicht zu offensichtlich erscheinen zu lassen – entwarfen die Karten der Lügenskala damit das Bild eines tugendhaften Subjekts, das sozialen Erwartungshaltungen nicht nur auf der Verhaltens-, sondern bereits auf der bloßen Gedankenebene geradezu idealtypisch gerecht wurde.¹⁹¹ Im Sinne der Logik des Instruments erschien diejenige Testperson verdächtig, die Extremwerte produzierte, also von einem als ›normal‹ gesetzten Niveau der Überschreitung sozialer Konventionen abwich, oder sich aber als zu normkonform gab. Verneinte die Person eine größere Zahl der Aussagen, war folglich mit einem »underreporting« klinischer Probleme zu

¹⁸⁸ In ihrem Manual hieß es dazu: »If the F score is high, the other scales are likely to be invalid either because the subject was careless or unable to comprehend the items, or because extensive scoring or recording errors were made. A low F score is a reliable indication that the subject's responses were rational and relatively pertinent.« Siehe ebenda, 18.

¹⁸⁹ »A high K score [...] may indicate a defensiveness that verges upon deliberate distortion in the direction of making a more ›normal‹ appearance. A low K score tends to indicate that a person is, if anything, overly candid and open to self-criticism and the admission of symptoms even though they may be minimal in strength. A low K score can also result from a deliberate attempt to obtain bad scores or to make a bad impression (›plus-getting‹).« Siehe ebenda, 18.

¹⁹⁰ Siehe Hathaway/Meehl, *K Factor*, 537.

¹⁹¹ Zur Frage, wie psychologische Test- und Prüfverfahren subjektivierend wirken, siehe Andreas Kaminski, »Wie subjektivieren Prüfungstechniken? Subjektivität und Möglichkeit bei William Stern und Martin Heidegger«, in: Andreas Gelhard/Norbert Ricken/Thomas Alkemeyer (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 173–188.

rechnen – die Angaben waren also durch ein *faking good* verzerrt. Antwortete die Person über das Maß hinaus mit »Yes«, bestand hingegen Grund zur Annahme, es mit einem sozial devianten, vielleicht sogar delinquenten Subjekt zu tun zu haben. Auch wenn die Lügenskala primär die Funktion hatte, das Testverhalten besser einschätzen zu können, attestierten Hathaway und McKinley ihr zugleich einen persönlichkeitsdiagnostischen Wert.¹⁹² Die Wahrhaftigkeit der Testperson wurde damit gewissermaßen als stabiles Person-Merkmal konfiguriert, das sich psychometrisch erschließen ließ und interindividuell unterschiedlich stark ausgeprägt sein konnte. Einer doppelten Absicherung gleich wurde mit den Zusatzskalen somit eine Testung zweiter Ordnung in das *MMPI* eingezogen.

5.7 Die Materialisierung der multiphasischen ›Persönlichkeit‹

Um eine möglichst fachgerechte Diagnostik in unterschiedlichen Anwendungskontexten sicherzustellen, wurde das *MMPI* mit einem ausführlichen Manual vertrieben, das genaue Angaben bezüglich der für den Befund nötigen Prozeduren und Vorkehrungen machte. Dabei galt es zunächst, die Erhebung nicht durch mögliche Störeinflüsse zu verfälschen. Hathaway und McKinley empfahlen deshalb, die Interaktion zwischen Testleitung und Testperson während der Bearbeitung der Aussagen auf ein Minimum zu reduzieren. Letztere sollte ihre Aufmerksamkeit ganz auf das Instrument und seine Handlungsanweisungen richten. Hatte die Testperson alle Aussagen im Sinne der Vorgabe sortiert, konnte ihr psychodiagnostisches Profil erstellt werden. Hierbei fanden allein solche Karten Berücksichtigung, die von der ›normalen‹ Referenzgruppe unregelmäßig oder selten als »TRUE« und »FALSE« eingestuft worden waren. Damit bildeten die Abweichungen und Besonderheiten in den Reaktionsweisen den eigentlichen Schlüssel zur Persönlichkeitsdiagnose. Der Prozess der Diagnosestellung wurde mit der Bestimmung der Validitäts- und Korrekturfaktoren eingeleitet. Nachdem die Anzahl der nicht zugeordneten Karten ermittelt worden war und die numerischen Werte der F-, K- und L-Skalen vorlagen, stand die numerische Ausprägung auf den neun Persönlichkeitsskalen im Mittelpunkt. Um eine Aussage über die Abweichung des individuellen Skalenwertes von der »normalen Referenzgruppe« treffen zu können, mussten die Rohwerte dabei in Standardwerte überführt werden. Der diagnostische Prozess kulminierte schließlich in einer diagrammatischen Repräsentation der Testwerte, die über die Position des getesteten Subjekts – einmal auf dem Diagramm selbst, andererseits im Hinblick auf seine psychologisch-psychiatrischen Persönlichkeitsmerkmale – entschied.¹⁹³ Hierbei wurde die individuelle Verortung bezüglich

¹⁹² Vergleiche Hathaway/McKinley, Manual, 18.

¹⁹³ Siehe dazu Bernhard Kleeberg/Robert Suter, »›Doing truth‹. Bausteine einer Praxeologie der Wahrheit«, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 8 (2014), 211–226, hier 217 f.

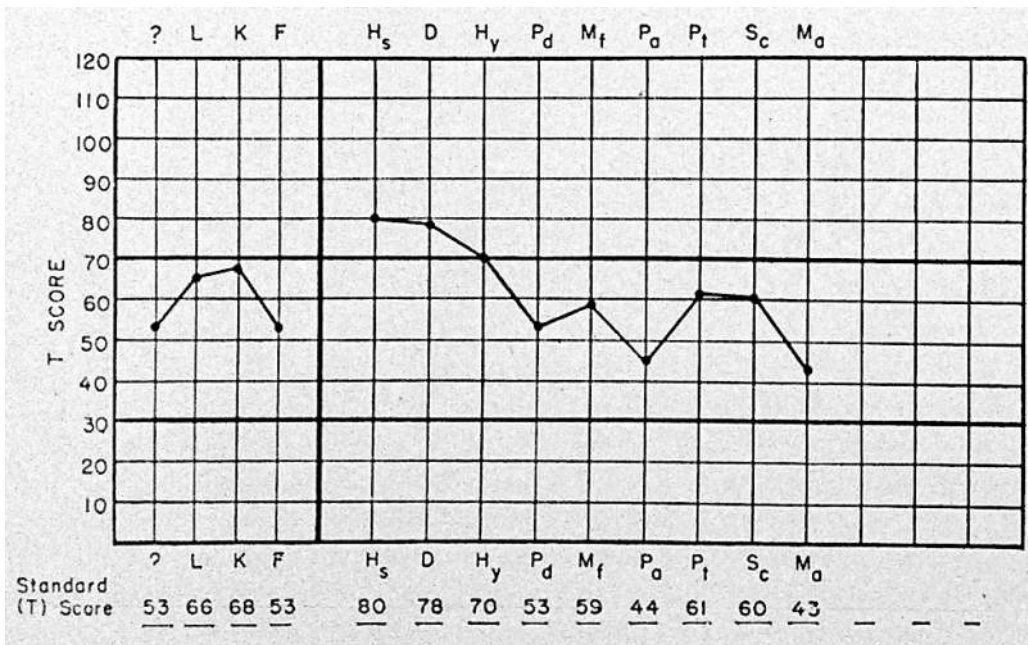


Abb. 5.5: Die Präsentation des Testprofils der multiphasischen ›Persönlichkeit‹ in der Zeitschrift *Minnesotan*, 1952.

der Ausprägung von neun Persönlichkeitsphasen innerhalb eines statistisch ermittelten, über Normalität und Abweichung Auskunft gebenden Kollektivs visuell als Linie fixiert (Abb. 5.5). Dieselbe Darstellungsform kam auch bei der Validitätseinschätzung zum Einsatz. Dem Testprofil vorgeschaltet, bildete der abgetragene Befund damit eine graphische Bewertung des Diagnoseergebnisses. Einer visuellen Heuristik gleich, war im Testbogen auf einen Blick einschätzbar, welcher Wahrheitswert einer konkreten Persönlichkeitsdiagnose zugeschrieben werden konnte. Ein Linienverlauf außerhalb des Normbereichs ließ sich als Warnhinweis und Delegitimierung zugleich interpretieren: die Punktwerte der einzelnen Phasen wurden durch das Instrument als trügerisch entlarvt, ihre Augenscheinvalidität in Zweifel gezogen. Das ›wahre‹ Persönlichkeitsprofil musste folglich durch entsprechende Selbstdarstellungstendenzen kaschiert sein.

Mit der gewählten Konstruktionsmethode, dem Einbezug von Korrekturfaktoren und der Entwicklung einer Skala, die die Lügentendenz explizit modellieren sollte, schloss das Verfahren von Hathaway und McKinley unmittelbar an Debatten um die Vermessung von ›Persönlichkeit‹ an, die sich im Verlauf der 1930er Jahre im Diskurs zwischen Psychologie und Psychiatrie herausgebildet hatten. Fundiert wurden diese Debatten wiederum durch eine spezifische Subjektkonzeption, die während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im psychologischen Diskurs zunehmend normative Kraft gewann und einmal mehr das Bestreben stimulierte, fälschungssichere Tests zu entwickeln. Wie der Wissenschaftshistoriker Michael Pettit auf Basis der Geschichte der nordame-

rikanischen Psychologie gezeigt hat, etablierte sich neben der Vorstellung eines »deceivable self« – also eines Subjekts, das getäuscht werden könnte –, auch die Annahme eines »deceitful self«, das andere täuschen würde, zum Beispiel über sich selbst und sein Innenleben.¹⁹⁴ Im Zuge dieser doppelten Kodierung, bei der Selbst- und Fremdtäuschung, Innen und Außen, das Eigene und das Andere in ein spannungsvolles Wechselverhältnis traten, naturalisierten Psychologen letztlich die Vorstellung, dass Menschen Taktiken und Strategien der Täuschung einsetzen. Um es aber in der eigenen Forschung mit dem »deceitful self« aufnehmen zu können, begannen die psychologischen Wissenschaften schließlich selbst, auf Täuschungsmanöver zurückzugreifen: Einerseits im psychologischen Experiment, bei dem die Testpersonen beispielsweise im Unklaren über die Messung gelassen oder mittels gezielter »cover stories« von der Forschungshypothese abgelenkt wurden, andererseits bei der Konstruktion psychologischer Tests.¹⁹⁵ Gab sich das Subjekt nicht preis, so sollte es auch das Testverfahren nicht tun. Der taktierenden Testperson, der nicht getraut werden konnte, begegnete die Experimentalkultur der Psychodiagnostik also, indem sie Versuche anstellte, diese mit ihren eigenen Mitteln zu schlagen. Das Projekt psychometrischer Persönlichkeitstests zielte dabei auf alle Seiten des Mensch-Test-Mensch-Gefüges ab, wobei dem diagnostischen Blick des Experten und der unter die psychologische Lupe genommenen Person besondere Bedeutung zukamen. Angelehnt an ein Ideal der mechanischen Objektivität, sollte die »vermittelnde Präsenz«¹⁹⁶ des ersteren minimiert werden, um zu intersubjektiv nachprüfbaren Resultaten zu gelangen. Das Testsystem des *MMPI* operierte hierbei als kritische Instanz mit fester Form und vorgegebenem Inhalt, die nach statischen und rationalen Regeln das multiphasische Persönlichkeitsprofil hervorbrachte. Mit Blick auf die andere Seite der Gleichung – der potenziell dezeptiven Testperson – galt es erfinderisch zu werden. Während mit dem Aufkommen der Lügenskala im Persönlichkeitstest eine Konfiguration von Wahrheit über interindividuell unterschiedlich ausgeprägte, messbare Eigenschaften möglich wurde, die als Lügertendenz, Ehrlichkeit oder Wahrhaftigkeit dem Status eines Persönlichkeitsmerkmals nahe kam und eine entsprechende Subjektivierung anbot, erlaubte die Konstruktion von Testbatterien nach externen Kriterien eine Entkopplung von Testoberfläche und diagnostischem Urteil. Auf Basis ihres Antwortverhaltens sollten Getestete damit nicht abschätzen können, welchem psychologischen Profil sie zugeordnet würden. Der semantische Gehalt der Aussage, zu der sich die Person positionieren sollte, lenkte im günstigsten Fall von seiner indi-

¹⁹⁴ Siehe Pettit, Deception.

¹⁹⁵ Eine aufschlussreiche Rekonstruktion der Geschichte dezeptiver Techniken im psychologischen Experiment liefert James H. Korn in seiner Monographie *Illusions of Reality. A History of Deception in Social Psychology*, Albany (New York) 1997.

¹⁹⁶ Vergleiche Lorraine Daston/Peter Galison, »The Image of Objectivity«, in: *Representations* 40 (1992), 81–128, hier 82.

kativen Bedeutung ab oder ließ sie ratlos zurück. Diagnostische Funktionalität gewann das spezifische Antwortprofil erst durch seine Rückbindung an ein latentes Datenkollektiv, das über ›Normalität‹ beziehungsweise klinische Auffälligkeit entschied.¹⁹⁷ Täuschungsversuche im Sinne eines *faking good* oder *faking bad* wurden auf diese Weise schon durch die Testarchitektur zu verhindern versucht, mittels derer die objektivierte psychologische Wahrheit über das Subjekt zum Vorschein kommen sollte. Diese galt es, über geschickte Umwege herzustellen – auch wenn das Problem unbewusster Selbsttäuschungen damit nicht gebannt war.¹⁹⁸ Obwohl psychometrische Persönlichkeitstests wie das *MMPI* keine physiologischen Parameter registrierten, korrespondierte ihr spezifisches Arrangement aus verschiedenen Medien und Materialien implizit mit der Apparatur des Polygraphen, dessen Entwicklung in dieselbe Zeit fiel.¹⁹⁹ Der Polygraph, so war durch populäre Darstellungen bereits in den 1930er Jahren bekannt, konnte eine Person der Lüge überführen: Ihr eigener, mit dem Gerät verbundener Körper würde sie durch mikrologische Reaktionsmuster in verschiedenen Domänen wie dem Blutdruck oder dem galvanischen Hautwiderstand verraten, deren Schwankungen das Gerät systematisch auswertete. Leistete der Polygraph eine graphische Repräsentation dieser Biosignale mitsamt ihrer aufschlussreichen Variationen, kulminierte das *MMPI* in einer visuellen Übersetzung, bei der die dezepive Subjektposition in der Zickzacklinie der Validitätsskalen festgeschrieben wurde. Hathaway hatte vor der Erfindung des *MMPI* selbst großes Interesse an der apparativen Messung von Lügen gezeigt und bereits zu Studienzeiten an der Konstruktion eines Gerätes gearbeitet, das über die Aufzeichnung von psychogalvanischen Reflexen Falschaussagen aufzudecken vermochte, wenn die Testperson mit bestimmten Assoziationswörtern konfrontiert wurde.²⁰⁰ Hathaways Apparatur und ihr ›Wunderwirken‹ war in den frühen 1930er Jahren von der Lokalpresse intensiv rezipiert worden und kam so gut an, dass dieser zahlreiche Aufträge erhielt, »lie detectors« für verschiedene Universitäten herzustellen.²⁰¹ Wenn der Po-

¹⁹⁷ Zur Herstellung von ›Normalität‹ in den Humanwissenschaften mittels Statistik, siehe Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 1997.

¹⁹⁸ Auch wenn die Strategie der externalen Skalenkonstruktion weitgehend positiv innerhalb der psychologischen Diagnostik rezipiert wurde, war die Wirksamkeit dieses Ansatzes zur Unterbindung von Täuschungen Gegenstand kontroverser Debatten. Raymond B. Cattell beispielsweise verglich Mitte der 1960er Jahre in ironisierender Weise den Wirkmechanismus der K-Skala mit der Verriegelung der Stalltür, nachdem das Pferd bereits gestohlen worden war, da sie nur dann anschlüge, wenn den Resultaten nicht getraut werden könnte. Siehe ders., *The Scientific Analysis of Personality*, Chicago 1965, 103.

¹⁹⁹ Siehe dazu die Studien von Ken Alder, *The Lie Detectors. The History of an American Obsession*, Lincoln (Nebraska) 2009 sowie Geoffrey C. Bunn, *The Truth Machine: A Social History of the Lie Detector*, Baltimore 2012.

²⁰⁰ Siehe zum Beispiel die Veröffentlichung von Hathaway, *Comparative Study*.

²⁰¹ Insgesamt soll Hathaway etwa sechzig Stück davon gebaut und verkauft haben. Siehe dazu Butcher, *Conversation*.

lygraph und das *MMPI* darin übereinstimmten, sich an dem Problem der Lüge abzuarbeiten, so taten sie dies jedoch auf unterschiedliche Weise. Während die Lügendetektion auf den Körper als Wahrheitsinstanz rekurrierte, abstrahierte das *MMPI* von der körperlichen Präsenz der Testperson und setzte stattdessen auf die Mathematik, die anhand statistischer Prozeduren eine vielversprechende Formatierung psychologischer Tests ermöglichte. Damit erkannte die psychologische Diagnostik zugleich ein epistemisches Dilemma an: Valide Aussagen über die Psyche ließen sich nicht ohne das Subjekt gewinnen – das aber zugleich als Störfaktor erschien und gewissermaßen in seine Schranken gewiesen werden musste. Der Vorgang der *MMPI*-gestützten Psychodiagnostik brachte damit eine Subjekt-Objekt-Konstellation hervor, bei der das Testverfahren zum Agens einer ›objektiven‹ Vermessung psychischer Merkmale wurde.

Als Produkt einer anwendungsorientierten klinischen Forschung reagierte das *MMPI* zugleich auf die Erfordernisse der psychiatrischen Praxis, die von zahlreichen Herausforderungen gekennzeichnet war. Bemüht, an die Erfolgsgeschichten traditionsreicher medizinischer Teilgebiete anzuschließen, hatte die Psychiatrie in den 1930er Jahren ihr Augenmerk zunehmend auf das somatische Fundament psychischer Erkrankungen ausgerichtet und entsprechende Therapieregime entwickelt. Der mangelnde Konsens bei der Definition psychiatrischer Phänomene war dabei deutlich als Problem in Erscheinung getreten.²⁰² Ausgerüstet mit Verfahren und Prozeduren, die sich im Kontext der Psychometrie als epistemische Techniken herausgebildet hatten, entwickelten Hathaway und McKinley mit dem *MMPI* ein Instrument, das ein in der damaligen psychiatrischen Diagnostik für gültig befundenes typologisches Modell von Krankheitsentitäten mit der Vorstellung psychologischer »traits« verband, die über die Stärke der pathologischen Abweichung Auskunft geben sollten.²⁰³ Die Skala mit dem höchsten numerischen Wert würde dieser Logik zufolge eine korrekte Identifikation der psychiatrischen Diagnose leisten, während die quantitative Ausprägung die Stärke der Abweichung zu erkennen gab. In seiner inhaltlichen Ausrichtung korrespondierte das Verfahren darüber hinaus mit der sukzessiven Öffnung der psychiatrischen Praxis für Auffälligkeiten, die eine größere

²⁰² Für eine historische Rekonstruktion psychiatrischer Diagnosemanuale in den Vereinigten Staaten, die zu einer Vereinheitlichung und Harmonisierung der Diagnostik führen sollten, siehe Arthur C. Houts, »Fifty Years of Psychiatric Nomenclature: Reflections on the 1943 War Department Technical Bulletin, Medical 203«, in: *Journal of Clinical Psychology* 56 (2000), 935–967 sowie Gerald N. Grob, »Origins of DSM-I: A Study in Appearance and Reality«, in: *American Journal of Psychiatry* 148 (1991), 421–431. Das erste *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM) wurde 1952 publiziert. Siehe American Psychiatric Association, *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*, Washington, D.C. 1952. Mit seiner theoriefernen, datenbasierten Herangehensweise nahm das *MMPI* zugleich Tendenzen vorweg, die später in den 1970er und 1980er Jahren in psychiatrischen Diagnosemanualen formalisiert werden sollten.

²⁰³ Vergleiche Buchanan, Development, 155.

Nähe zum ›normalen‹ Erleben und Verhalten aufwiesen. Dies bot die Möglichkeit, neue Patientengruppen zu adressieren, die Beratung und Hilfe in privaten Praxen oder Institutsambulanzen suchten. Ursprünglich nur für den Einsatz an der Universitätsklinik in Minneapolis gedacht, stieß das Instrument aufgrund seiner vergleichsweise anspruchsvollen Konstruktion schnell auf Zuspruch und konnte sich zügig in verschiedenen Anwendungskontexten verbreiten.²⁰⁴ Bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelte sich das *MMPI* somit zu einem der am häufigsten eingesetzten Persönlichkeitstests in Nordamerika.²⁰⁵ Das ursprüngliche Pappkarten-Format wurde aus Rationalisierungsaspekten jedoch bald zugunsten von Papierbögen aufgegeben. Wie bereits andere Konstrukteure von Persönlichkeitstests festgestellt hatten, ließen sich Inventare in klassischer Papier-und-Bleistift-Gestalt einfacher vertreiben und reproduzieren. Zudem erlaubten sie eine schnellere Auswertung, die sich verschiedener Hilfsmittel wie Auswertungsschablonen bediente, bis später auch technische Vorrichtungen dazukamen.²⁰⁶ Während im Nachgang noch weitere Tests der ›Persönlichkeit‹ mit Lügenskalen ausgestattet wurden, konnten sich jedoch weder die externale Skalenkonstruktion noch die anderen Validitätsskalen als allgemeiner Standard durchsetzen.²⁰⁷

²⁰⁴ Vergleiche Paul A. Arbisi, »Hathaway, Starke R. (1903–84)«, in: Robin L. Cautin/Scott O. Lilienfeld (Hrsg.), *The Encyclopedia of Clinical Psychology, Volume 3*, Chichester (West Sussex) 2015, DOI: 10.1002/9781118625392.wbecp540 (Letzter Zugriff: 28. März 2021).

²⁰⁵ Die kontinuierliche Zunahme zeigte sich in Umfragen zur Verwendung von Testverfahren in verschiedenen Einrichtungen. Unter den psychometrischen Tests nahm das *MMPI* dabei regelmäßig eine Spitzenposition ein. Für den klinischen Bereich und den Beratungskontext siehe zum Beispiel Norman D. Sundberg, »The Practice of Psychological Testing in Clinical Services in the United States«, in: *American Psychologist* 16 (1961), 79–83. Das *MMPI* fand in diesem Zuge auch Eingang in den Wirtschafts- und Industriekontext. Dies ging zum Beispiel aus einer Umfrage unter Personalabteilungen in Minnesota hervor. Siehe Wendell M. Swenson/Eugene Lindgren, »The Use of Psychological Tests in Industry«, in: *Personnel Psychology* 5 (1952), 19–23.

²⁰⁶ Mit einer computerbasierten Auswertung von *MMPI*-Profilen wurde schon früh experimentiert, beispielsweise in den 1960er Jahren in der Mayo-Klinik in Rochester, Minnesota. Den Testpersonen wurde zu diesem Zweck ein Heft mit Fragen überreicht, das von einem IBM-Computer ausgelesen und in ein 100 Wörter umfassendes psychologisches Profil mit Diagnose und möglichen Warnhinweisen zur Gültigkeit überführt wurde. Ein Zeitungsartikel pries den Testlauf als bahnbrechende Möglichkeit der diagnostischen Automatisierung an: Bluttests, Röntgenaufnahmen oder EKG-Befunden analog würde den behandelnden Ärztinnen und Ärzten damit routinemäßig eine psychologisch-psychiatrische Einschätzung zur Verfügung gestellt werden können, ohne dass entsprechende Spezialisten vor Ort sein müssten. Die Zuverlässigkeit des *MMPI* wurde auf eine Ebene mit der apparativen Diagnostik von EKG und EEG gestellt. Siehe Victor Cohn, »Can a Computer Read Your Mind? It Can Help, Say Mayo Doctors«, in: *Minneapolis Sunday Tribune*, September 9 (1962), 1, 7, 11.

²⁰⁷ Auf das Modell der Validitätsskalen griff zum Beispiel das *CPI* zurück, siehe Harrison G. Gough, *CPI, California Psychological Inventory*, Palo Alto (California) 1956. Von Validitäts- und »Response Bias«-Skalen machten auch die *CPS* Gebrauch, siehe A. L. Comrey, *The Comrey Personality Scales*, San Diego (California) 1970. Zu den Wissenschaftlern, die sich

5.8 Fazit

Mit dem psychometrischen Persönlichkeitstest konsolidierte sich ab den 1930er Jahren in Nordamerika eine spezifische Gattung der Psychodiagnostik, die sich schon aufgrund ihrer einfach handzuhabenden Form bald als Standard etablieren konnte. Der quantitative Zugang zur ›Persönlichkeit‹, der mit den Verfahren festgeschrieben wurde und diese nun als numerisch skalierbares Wissensobjekt formatierte, in das unterschiedliche Merkmale eingingen, hatte sich dabei vor allem an der standardisierten Form der Intelligenzmessung orientiert. Wie bei der Intelligenzmessung erfolgte die wissenschaftliche Fundierung der Instrumente und die Bestimmung ihrer Güte im Rekurs auf statistische Praktiken, die bereits im Kontext der mentalen Tests eine Rolle gespielt hatten. In ihrer materiell wenig aufwendigen Erscheinung, die in der Regel aus Papierbögen im Letter-Format bestand, erwiesen sich psychometrische Persönlichkeitstests als wirkmächtige *paper technology*, die als mobiles Objekt und materialisiertes Wissen über verschiedene Anwendungsbereiche zirkulieren konnte. Die Tests, die sich einfach vertreiben ließen und in der Regel mit Manualen und Auswertungshilfen ausgestattet waren, entwickelten im Laufe der Zeit dabei eine prototypische Gestalt mit festgefügtem Inhalt. Tabellarische oder diagrammatische Vorlagen erlaubten nach der Auswertung oftmals die direkte Dokumentation des identifizierten Persönlichkeitsprofils auf dem Testbogen, das auf diese Weise in seiner ›normalen‹, aber auch pathologischen Ausprägung unmittelbare visuelle Evidenz erhielt. Nicht nur mit Blick auf die Merkmale, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Testverfahren adressiert wurden, sondern auch durch die Fokussierung ihrer quantitativen Ausprägung in Relation zu spezifischen Personenkollektiven schrieben die Verfahren damit aktiv an der Normierung beziehungsweise Normalisierung von ›Persönlichkeit‹ mit. Im Unterschied zu einer Psychodiagnostik, die auf den Körper und seine sinnlich erfassbaren Ausdrucksmedien rekurrierte, setzte die fragebogengestützte Bestimmung von ›Persönlichkeit‹ auf eine Datengewinnung im Modus der standardisierten Selbstauskunft. In dieser grundlegend anderen Beobachtungskonstellation musste sich die getestete Person zu einem festgeschriebenen Raster aus Fragen und Aussagen positionieren, deren Bedeutung vorausgesetzt wurde und nicht verhandelbar war. Trotz dieses Selbstbeurteilungsvorgangs ging die Expertise jedoch nicht auf die Testperson über, sondern verblieb auf der Seite der psychologischen Wissenschaften. Vor dem Hintergrund möglicher Verzerrungen und Täuschungstendenzen experimentierten diese mit verschiedenen testimmanenten Vorrichtungen, um einen Eindruck von der Kreditibilität und

weiterhin am Problem von Täuschung und Verzerrung bei Persönlichkeitstests abarbeiteten und dazu wiederum auf die Konzeption von Lügenskalen setzten, zählte auch Hans Jürgen Eysenck, dessen Forschungspraxis im nächsten Kapitel untersucht wird. Siehe zum Beispiel Eysenck, Maudsley Personality.

Validität der abgegebenen Selbsteinschätzung zu bekommen. Das konkrete Verhalten, das eine Person im Umgang mit den Testinhalten an den Tag legte, wurde damit wiederum zu einer diagnostisch aussagekräftigen Information über die Güte der eingeholten Angaben. Der Modus der Selbstauskunft zeitigte unter diesen Gesichtspunkten ambivalente Effekte: Einerseits erschien er als Voraussetzung einer Diagnostik, die ökonomisch in verschiedenen Konstellationen und Kontexten durchgeführt werden konnte, andererseits wurde mit ihm im Medium des Fragebogens ein fundamentales epistemologisches Problem festgeschrieben, das sich einfacher Lösungen verwehrte. Ungeachtet der Karriere und breiten Anwendung von Persönlichkeitstests, arbeiteten sich die psychologischen Wissenschaften immer wieder an dieser intrikaten Konstellation ab, ohne sie jedoch grundlegend infrage zu stellen. Dies oblag wiederum einer Gruppe von Wissenschaftlern, die vor dem Hintergrund eines strikten Szientifizierungswillens einen anderen Weg einschlagen wollten. Ihre Perspektive und konkrete Forschungspraxis wird im nächsten Kapitel rekonstruiert.

6 Faktoren der ›Persönlichkeit‹

Patientinnen und Patienten, die in den frühen 1950er Jahren das Londoner Maudsley Hospital aufgrund von psychischen Beschwerden aufsuchten, muss sich ein eigentümliches Bild geboten haben. Wegen neurotischer Symptome in Behandlung, sollten sich viele von ihnen einer ganzen Reihe weiterer Tests unterziehen, deren therapeutischer Nutzen nicht so recht deutlich werden wollte. Der Untersuchungsraum der Klinik wartete dazu mit einem Sammelsurium von Objekten auf, zu dem technische Apparate ebenso gehörten wie Holzbalken, die auf dem Boden lagen, Nadel und Faden oder kastenförmige Dinge, die an Brettspiele erinnerten. Etwa zur selben Zeit, allerdings mehrere tausend Kilometer entfernt, kamen Testpersonen an der University of Illinois wohl zu einem ähnlichen Eindruck: Im psychologischen Institut warteten nicht nur Papierbögen, Bleistifte und Stoppuhren auf die Freiwilligen, sondern auch Geräte, die Licht- und Tonsignale übertrugen, physiologische Parameter aufzeichneten oder sogar Stromstöße verabreichen konnten. Die disparaten Dinge wurden an beiden Orten in einer genau choreographierten Abfolge zum Leben erweckt. Eingebunden in verschiedene Situationen, dienten sie als Hilfsobjekte, mit denen verschiedene Aufgaben unterschiedlichen Anspruchsniveaus zu verrichten waren. Stellenweise durchaus herausfordernd, muteten einige von ihnen auch äußerst banal und absurd an. Ihr Sinn und Zweck wollte sich Aussenstehenden dabei nicht so recht erschließen. Trotz der Unterschiede, was den Ort, die institutionelle Anbindung und auch die materielle Ausstattung anbelangte, verfolgten die Labore am Maudsley Hospital und der University of Illinois dasselbe Ziel: Einen wissenschaftlichen Zugriff auf ›Persönlichkeit‹ zu etablieren, der sich von spekulativen Ansichten und humanistischen Altlasten befreit hatte. Gerahmt von einer Methodologie, die ihr Vorbild in den Naturwissenschaften fand, gewann in den späten 1940er Jahren dabei eine Modellierung von ›Persönlichkeit‹ an Kontur, die den Diskurs der psychologischen Wissenschaften über das späte 20. Jahrhundert hinaus bestimmen sollte. Das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ wurde hierbei als hierarchische Konfiguration spezifischer Faktoren und Dimensionen gefasst, auf deren präzise Beschreibung ihre möglichst exakte Messung folgen sollte. Ihr methodologisches Vorbild fanden die Wissenschaftler dazu in der Physik und Chemie. Mit der Experimentalmethode, die im Labor ihren designierten Wirkungsort fand, knüpften sie zugleich an eine epistemische Praxis an, die für die Konsolidierung der Psychologie als Wissenschaft im frühen 20. Jahrhundert von zentraler Bedeutung gewesen war.¹ Zu

¹ Siehe dazu die Beiträge in Morawski, Experimentation.

diesem Zweck kamen verschiedene Medienverbände zum Einsatz, wobei es das besondere Anliegen war, gänzlich ›objektive‹ Verfahren zu entwickeln, mit denen ›Persönlichkeit‹ auf unverzerrte Weise zugänglich gemacht werden konnte.

Anhand zweier Fallbeispiele – der Forschung von Hans Jürgen Eysenck am Londoner Maudsley Hospital und den Studien Raymond B. Cattells an dessen Laboratory of Personality Assessment and Group Behavior in Urbana, Illinois – rekonstruiert das Kapitel, wie durch die Allianz mit modernen statistischen Analysemethoden und technisch-apparativen Vorrichtungen eine Modellvorstellung von ›Persönlichkeit‹ als hierarchisches System von Elementen produziert wurde, die schon aus Formgründen eine besondere Anziehungskraft und Wirkmächtigkeit entfaltete. Im Fokus der Analyse steht hierbei das Netz an epistemischen Praktiken, Materialien und Objekten, das diese Modellvorstellung produzierte. Datenanalytische Techniken hielten die verschiedenen Elemente im Hintergrund zusammen, zugleich wirkten diese als zentraler Motor ihrer Verbindung. Sie wurden als Antwort auf epistemologische Probleme in den Dienst genommen, sollten aber auch eine Kluft überbrücken, die sich zwischen Konkretem und Abstraktem, Beobachtbarem und Unsichtbarem aufgetan hatte.

6.1 Experimente an einer Londoner Klinik

Als Hans Jürgen Eysenck im Frühsommer 1942 die Nachricht erhielt, eine Stelle am Londoner Mill Hill Hospital antreten zu können, ging für ihn eine mehrere Jahre dauernde Zeit beruflicher Unsicherheit zu Ende.² Die fortdauernde Kriegssituation hatte die ohnehin eingeschränkten Tätigkeitsfelder für akademisch ausgebildete Psychologen jenseits der Universität weiter verschmälert, und seine deutsche Nationalität, die ihn aus der Perspektive der britischen Regierung zu einem »enemy alien« machte, erschwerte die Aussicht auf eine Anstellung zusätzlich.³ Vermittelt über den Psychologen Philip Vernon, hatte Eysenck Kontakt zu dem australischen Psychiater Aubrey Lewis aufgenommen, der für seine Abteilung am Mill Hill Hospital eine Stelle zu vergeben hatte. Lewis wollte im Krankenhaus ein Institute of Psychiatry als Teil der University of London etablieren und suchte für dieses Vorhaben Unterstützung. Anders als andere Einrichtungen der damaligen Zeit, wie beispielsweise die psychoanalytisch orientierte Tavistock Clinic, sollte das Institut experimentalpsychologisch

² Zur Biographie Eysencks vergleiche Roderick D. Buchanan, *Playing with Fire. The Controversial Career of Hans J. Eysenck*, Oxford 2010 sowie H. B. Gibson, *Hans Eysenck. The Man and his Work*, London 1981. Siehe auch Hans Jürgen Eysenck, *Rebel with a Cause*, London 1990. Buchanan berichtet, dass es um die Archiv- und Quellenlage der Arbeiten von Eysenck nicht gut bestellt sei: Seine Frau habe nach dessen Tod im September 1997 eine professionelle Entsorgungsfirma damit beauftragt, den umfangreichen Nachlass zu vernichten. Siehe Buchanan, Eysenck, 5.

³ Siehe Eysenck, *Rebel*, 81.

ausgerichtet sein. Lewis visierte eine Einrichtung an, die ihren Schwerpunkt in der wissenschaftlichen Untersuchung psychischer Abweichungen sah und damit auch dazu beitragen konnte, die unter Beschuss geratene medizinische Teildisziplin der Psychiatrie auf ein solideres wissenschaftliches Fundament zu stellen.⁴ In seiner Haltung gegenüber der Psychologie wurde er als ausgesprochen progressiv wahrgenommen, zumal es vor dem Zweiten Weltkrieg in Großbritannien kaum institutionellen Austausch zwischen der Psychologie und Psychiatrie gegeben hatte.⁵ Als Psychologe in einer psychiatrischen Klinik beschäftigt zu sein, bildete in den frühen 1940er Jahren eher die Ausnahme.⁶ Das Mill Hill Emergency Hospital bot Eysenck somit ein interessantes Tätigkeitsfeld zwischen Grundlagenforschung und Praxis. Bislang nicht klinisch tätig gewesen, ging die Anstellung mit dem Versprechen einher, Zugang zu einem breiten Spektrum an psychisch auffälligen Personen für wissenschaftliche Studien zu bekommen – ein Trumpf, der mit Blick auf die psychiatrische Forschung in den 1940er Jahren in Großbritannien nicht zu unterschätzen war.

Hans Jürgen Eysenck, 1916 in Berlin als Sohn der Stummfilm-Schauspielerin Ruth Werner und des Schauspielers Eduard Eysenck geboren, hatte Deutschland 1932 nach dem Abitur verlassen, um zunächst an der University of Exeter englische Literatur, Sprache und Geschichte zu studieren.⁷ Nach dem missglückten Versuch, 1933 ein Physikstudium an der Berliner Universität aufzunehmen, siedelte Eysenck ganz nach Großbritannien über, um dort Physik zu studieren. Im Oktober 1935 – ein Jahr, nachdem er mit der Vorbereitung für die Zulassungsprüfung der University of London begonnen hatte – blieb ihm jedoch nur Psychologie als Kompromiss auf der Seite der »science«-Studiengänge, da er für das Physikstudium nicht die vorausgesetzten naturwissenschaftlichen Kurse nachweisen konnte.⁸ Nach dem Abschluss des ersten Jahres, in dem er Seminare in Latein, Romanischer Geschichte, Ethik und Ökonomie besucht hatte, fand Eysenck ein psychologisches Institut vor, das primär psychodynamisch und analytisch aus-

⁴ Vergleiche Maarten Derksen, »Science in the Clinic: Clinical Psychology at the Maudsley«, in: Geoffrey C. Bunn/A. D. Lovie/Graham D. Richards (Hrsg.), *Psychology in Britain: Historical Essays and Personal Reflections*, Leicester 2001, 267–289, hier 271.

⁵ Siehe ebenda, 267–289.

⁶ Siehe Buchanan, Eysenck, 77.

⁷ Unter dem Namen Helga Molander hatte Eysencks Mutter in den 1910er und 1920er Jahren in zahlreichen Filmen mitgespielt – unter anderem in Richard Oswalds Film *Anders als die Anderen*. Nach der Trennung der Eltern wuchs Eysenck bei seiner Großmutter in Berlin auf. Siehe Buchanan, Eysenck, 15–16.

⁸ In seiner Autobiographie nutzte Eysenck die Immatrikulations-Szene gleich zur Selbstmythologisierung, was seine Position zur Psychologie anging: »I was told, there was always psychology. ›What on earth is that?‹ I inquired in my ignorance. ›You'll like it,‹ they said. And so I enrolled in a subject whose scientific status was perhaps a little more questionable than my advisers realized.« Siehe ders., »Hans Jürgen Eysenck«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 7*, San Francisco 1980, 153–187, hier 156.

gerichtet war. Zugleich konnte es auf eine vergleichsweise lange Tradition experimenteller Forschung zurückblicken: 1897 war am University College das erste psychologische Labor an einer Universität in Großbritannien eingerichtet worden.⁹ An einer mathematisch und naturwissenschaftlich ausgerichteten Psychologie interessiert, die weniger auf Deutung und mehr auf Berechnung setzte, wurde Eysenck noch im Grundstudium Hilfskraft von Cyril Burt, der die Leitung des Instituts von Charles Spearman übernommen hatte und sich vor allem mit psychometrisch-statistischen Fragen der Intelligenzforschung beschäftigte. Neben der Anwendung statistischer Methoden interessierte sich Eysenck zu Studienzeiten für den Bereich der Ästhetik und Kunstpsychologie, zudem begann er, sich intensiver mit dem Phänomen der Hypnose zu beschäftigen. 1940, zwei Jahre nach dem Abschluss seines Bachelorstudiums, legte Eysenck schließlich seine Dissertation vor, die unter der Betreuung von Burt entstanden war. Anhand der Frage, ob es ein ›objektives‹ Maß guten Geschmacks gäbe, hatte er darin individuelle Unterschiede zwischen Personen mit Blick auf ihre ästhetischen Präferenzen untersucht. Da wegen des Krieges keine gängigen Testinstrumente verfügbar waren, behalf sich Eysenck mit Kunstpostkarten, farbigem Papier und einfach handzuhabenden Materialien, die der Stichprobe zur Beurteilung vorgelegt wurden.¹⁰ Mit dieser hochspezialisierten Ausbildung kam für Eysenck in erster Linie eine akademische Karriere infrage, deren Erfolgsaussichten – auch mit Blick auf die schwierige politische und ökonomische Situation – mehr als fraglich schienen. Nach einer Anstellung beim Air Raid Precaution Service, in deren Rahmen man ihm Spionagetätigkeit unterstellt hatte, kam das Angebot von Lewis deshalb wie gerufen:¹¹ Es bot die Gelegenheit, ein psychologisches Laboratorium mit einem experimentellen, aber zugleich klinisch ausgerichteten Forschungsprogramm unmittelbar in den Räumen eines Krankenhauses zu etablieren.

6.1.1 Neurosen am Mill Hill Emergency Hospital

Als Eysenck 1942 seine Stelle als »research psychologist« antrat, fand er ein streng strukturiertes Krankenhaus vor, das weder über ein Labor noch entsprechende Apparate, geschweige denn psychologische Tests verfügte.¹² Die finan-

⁹ Die Apparate stammten unter anderem von Francis Galton und von Hugo Münsterberg, der 1897 von Freiburg aus in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Siehe dazu Elizabeth R. Valentine, »The Founding of the Psychological Laboratory, University College London: ›Dear Galton...Yours Truly, J Sully.«, in: *History of Psychology* 2 (1999), 204–218.

¹⁰ Siehe Eysenck, Rebel, 68. Zu den Studien siehe H. J. Eysenck, »A Critical and Experimental Study of Colour Preferences«, in: *The American Journal of Psychology* 54 (1941), 385–394; ders., »Type-Factors in Aesthetic Judgments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 31 (1941), 262–270 und ders., »The General Factor in Aesthetic Judgments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 31 (1940), 94–102.

¹¹ Siehe vor allem Eysenck, Rebel, 81–83.

¹² Siehe Eysenck, Rebel, 92.

ziellen Möglichkeiten waren äußerst eingeschränkt, und bereits die Beschaffung von Literatur erwies sich als herausfordernd.¹³ Psychiatrische Fragestellungen hatten für Eysenck bis dato keine Rolle gespielt, sodass er mit wenig klinischem Vorwissen kam. Was er jedoch mitbrachte, war die Kenntnis experimenteller und statistischer Methoden – ein Bereich, von dem Lewis als ausgebildeter Mediziner nur geringe Kenntnis hatte.¹⁴ Eysenck tastete sich an das neue Terrain klinisch-psychopathologischer Phänomene deshalb schrittweise heran. An sein Interesse aus der Studienzeit anschließend, beschäftigte er sich in seiner neuen Position zunächst mit dem psychologischen Phänomen der Suggestibilität und ging in diesem Zusammenhang auch dem Postulat einer besonders stark ausgeprägten Beeinflussbarkeit von ›Hysterikern‹ nach.¹⁵ In kleineren Studien widmete sich Eysenck des Weiteren verschiedenen Testverfahren und physiologischen Variablen sowie ihrer Bedeutung für bestimmte psychische Merkmale. Für die Durchführung konnte er auf personelle Unterstützung zurückgreifen: Über ein Stipendium der Rockefeller Foundation war es möglich geworden, zwei Assistentinnen, Hilde Himmelweit und Senath Petrie, einzustellen.¹⁶ Zusätzliche Hilfestellung erhielt Eysenck von Linford Rees, einem jungen Arzt, der über die Vermittlung von Lewis zu Eysencks Abteilung gefunden hatte und sich für psychiatrisch-psychologische Forschung interessierte.

Wohl mitbedingt durch die räumliche Nähe dauerte es nicht lange, bis sich Eysencks Augenmerk auf das Patientenkontingent richtete, für das der Versorgungsauftrag am Mill Hill Hospital bestand. Ursprünglich als Schule errichtet, war das Gebäude nach dem Kriegseintritt 1939 als Krankenhaus für neurotische Patienten umfunktioniert worden, die aus der Gruppe der Streitkräfte stammten. Da das im Süden Londons gelegene Maudsley Hospital mit Beginn des Zweiten Weltkrieges aus Sicherheitsgründen hatte schließen müssen, wurden das Personal und die Patienten interimswise auf zwei Einrichtungen verteilt: die Mill Hill School im Norden der Stadt und das Belmont Hospital in Sutton, Surrey. Das Maudsley Hospital konnte zu diesem Zeitpunkt bereits auf eine mehrere

¹³ Siehe ebenda.

¹⁴ Siehe ebenda, 94–95.

¹⁵ Siehe beispielsweise H. J. Eysenck, »Suggestibility and Hypnosis – An Experimental Analysis«, in: *Proceedings of the Royal Society for Medicine* 36 (1943), 349–354 und ders., »Suggestibility and Hysteria«, in: *Journal of Neurology and Psychiatry* 6 (1943), 22–31.

¹⁶ Siehe Eysenck, Rebel, 109 f. 1913 mit dem Auftrag gegründet, Gesundheit und Krankheit in der US-amerikanischen Gesellschaft in den Blick zu nehmen, hatte die Rockefeller Foundation im Zuge des Ersten Weltkrieges auch europäische Forschungsprojekte und medizinische Einrichtungen finanziell unterstützt. Durch das Engagement des medizinischen Superintendenten Edward Mapother stellte die Stiftung ab den 1930er Jahren Mittel für das Maudsley Hospital zur Verfügung. Diese bildeten auch die zentrale Finanzquelle für Eysencks initiale Studien. Siehe Buchanan, Eysenck, 70, 119. Für eine Darstellung der Forschungsfinanzierung siehe Edgar Jones/Shahina Rahman, »The Maudsley Hospital and the Rockefeller Foundation: The Impact of Philanthropy on Research and Training«, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 64 (2009), 273–299.

Jahrzehnte lange Expertise in der Behandlung psychischer Leiden zurückblicken. In den frühen 1920er Jahren war es mit dem Anliegen eröffnet worden, therapeutische Ansätze für Neurosen und Abhängigkeitserkrankungen zu entwickeln. Davor hatte es als »War Office Clearing Hospital« für die Behandlung von Soldaten mit Neurasthenie und »shell shock«-Symptomen gedient.¹⁷ Diesem Schwerpunkt gemäß war das Mill Hill Emergency Hospital primär Anlaufpunkt für Patienten mit neurotischen Leiden, die sich im Kriegsdienst befanden.¹⁸ Die klinische Kategorie der Neurose erschien den Ärzten als nützliches Kommunikationsmittel, per se sagte sie aber noch nicht viel über die konkreten Beschwerden der recht unterschiedlichen Patienten aus. Um zu einer systematischeren Einschätzung der Symptome zu gelangen, war Lewis deshalb auf die Idee gekommen, ein allgemeines *Item Sheet* entwickeln zu lassen, das für jeden Patienten zu Beginn der Behandlung ausgefüllt werden musste.¹⁹ In der Gestalt eines einfachen Papierbogens gewann das *Item Sheet* innerhalb des psychiatrischen Aufschreibesystems der Klinik schnell den Status eines praktisch äußerst relevanten Mediums, auf dem nicht nur Symptome, sondern auch soziale und biographische Informationen zu jedem Fall vermerkt wurden.²⁰ In dem es personenbezogene Daten aus verschiedenen Domänen auf anschauliche Weise dokumentierte, bot sich das *Item Sheet* nicht nur für die Diagnosestellung und die Ableitung möglicher Behandlungsansätze an. Es bildete auch das zentrale Scharnier, von dem aus ein quantitativ ausgerichtetes Forschungsprogramm initiiert werden konnte.

In seiner ersten groß angelegten Studie wollte Eysenck eine Population von 1.000 männlichen Patienten in den Blick nehmen, die für die Diagnostik und Behandlung an das Mill Hill Emergency Hospital verwiesen worden waren.²¹ Die finale Analyse stützte sich auf 700 neurotische Soldaten, bei denen keine Zu-

¹⁷ Siehe Edgar Jones/Shahina Rahman/Robin Woolven: »The Maudsley Hospital: Design and Strategic Direction, 1923–1939«, in: *Medical History* 51 (2007), 357–378 sowie Rhodri Hayward, »Germany and the Making of ›English‹ Psychiatry: The Maudsley Hospital, 1908–1939«, in: Volker Roelcke/Paul J. Weindling/Louise Westwood, *International Relations in Psychiatry. Britain, Germany, and the United States to World War II*, Rochester (New York) 2010, 67–90.

¹⁸ Siehe Claire Hilton, »Mill Hill Emergency Hospital: 1939–1949«, in: *Psychiatric Bulletin* 30 (2006), 106–108.

¹⁹ Dieses Datenblatt soll im Detail von Linford Rees entwickelt worden sein. Siehe Gibson, Eysenck, 65.

²⁰ Unter einem »psychiatrischen Aufschreibesystem« fassen Cornelius Borck und Armin Schäfer »Techniken und Verfahren, die in der Psychiatrie die Herstellung, Adressierung, Speicherung und Verarbeitung von Daten ermöglichen« und in ihrer Summe mit weitreichenden epistemischen Effekten für die Praxis und Forschung einhergehen. Siehe Cornelius Borck/Armin Schäfer, »Das psychiatrische Aufschreibesystem«, in: dies. (Hrsg.), *Das psychiatrische Aufschreibesystem*, Paderborn 2015, 7–25, hier 7–8.

²¹ Siehe H. J. Eysenck, »Types of Personality: A Factorial Study of Seven Hundred Neurotics«, in: *British Journal of Psychiatry* 90 (1944), 851–861.

satzkomplikationen, zum Beispiel hinsichtlich bestimmter organischer Erkrankungen des Nervensystems oder anderer somatischer Krankheitsfaktoren, vorlagen.²² Aus den etwa 200 Merkmalen, die zuvor von Psychiatern, Sozialarbeitern oder Psychologen erhoben worden waren, gingen 39 in die Analyse ein, die aus Sicht der Forscher von definitiver psychologischer Bedeutung für die Erkrankung und die ›Persönlichkeit‹ waren. Das Spektrum reichte dabei von Fragen zum sozialen Hintergrund (Schulbildung, Familienstand) und zur Herkunftsfamilie (psychische Auffälligkeiten, Atmosphäre) bis hin zu Freizeitinteressen und Persönlichkeitsaspekten, dem Intelligenzniveau, somatischen und psychischen Beschwerden, aber auch sexuellen »Anomalitäten« und stressreichen Lebensereignissen.

Um die statistischen Analysen einigermaßen handhabbar zu gestalten, konnte man sich zu diesem Zeitpunkt bereits technischer Hilfsmittel bedienen und von den Möglichkeiten der wissenschaftlichen Kalkulation Gebrauch machen. In einer Studie, die der Psychiater Eliot Slater 1942 zum Beispiel am Sutton Emergency Hospital durchgeführt hatte, wurden die Informationen jeder Variablen in eine binäre Form überführt und schließlich auf Hollerith-Lochkarten übertragen.²³ Die Auswertung erledigte die auf wissenschaftliche Berechnungen spezialisierte Londoner Firma Scientific Computing Service Limited.²⁴ Anhand von Tabelliermaschinen wurden die Lochkarten in verschiedene Klassen sortiert, Häufigkeitsausprägungen erfasst und die Resultate schließlich in Tabellenform ausgedruckt.²⁵ Eysenck ging es in seiner groß angelegten Studie jedoch nicht um

²² Siehe ebenda, 852.

²³ Siehe Eliot Slater, »The Neurotic Constitution. A Statistical Study of Two Thousand Neurotic Soldiers«, in: *Journal of Neurology and Psychiatry* 6 (1943), 1–16, 2. Für eine mediengeschichtliche Perspektivierung der Lochkarte als Informationsmedium und zu ihrem Ursprung im Kunsthandwerk der Seidenweberei siehe Birgit Schneider, *Textiles Prozessen. Eine Mediengeschichte der Lochkartenweberei*, Zürich/Berlin 2007, vor allem 7–16.

²⁴ Der Astronom Leslie John Comrie hatte den Scientific Computing Service 1936 als erstes privates Unternehmen gegründet, das wissenschaftliche Berechnungen anbot. Siehe Mary Croarken, »Case 5,656: L. J. Comrie and the Origins of the Scientific Computing Service Ltd.«, in: *IEEE Annals of the History of Computing* 21 (1999), 70–71.

²⁵ Der Einsatz von Lochkarten war zu diesem Zeitpunkt zumindest in den quantitativ ausgerichteten Wissenschaften etabliert. Im Verlauf der 1930er Jahre hatten zunächst Astronomen davon Gebrauch gemacht, nachdem bereits in den zwanziger Jahren Eisenbahngesellschaften in den Vereinigten Staaten auf Lochkarten zurückgegriffen hatten, um Statistiken zu erstellen. In den 1930er Jahren war die Electric Accounting Machine durch Erweiterungen ihrer Operationen und Sortiermöglichkeiten für diverse Einsatzbereiche interessant geworden. Eigentlich für kommerzielle Anliegen konzipiert, boten sich die Apparate auch für wissenschaftliche Fragestellungen an und bedurften dazu nur kleiner Modifikationen. Dabei stützte man sich zunächst auf existierende Geräte, bevor in den 1940er Jahren in den Vereinigten Staaten die Entwicklung universaler Maschinen lanciert wurde, die wissenschaftlichen wie auch geschäftlich-administrativen Anforderungen genügen sollten. Die Zahlen wurden dabei nach einem Skript als Lochabfolge in die Pappkarten gestanzt. Ihre Einlesung erfolgte über elektrische Kontakte, die über die Löcher hergestellt wurden und die einen Stromkreis schlossen. In Abhängigkeit der Lochposition führte die

Häufigkeitsverteilungen zwischen verschiedenen Krankheitsentitäten. Vielmehr war er daran interessiert, inwiefern die erhobenen Merkmale zusammenhingen und Muster bildeten. Die klinische Kategorie des »neurotischen Soldaten« sollte so in ihren spezifischen Aspekten in Erscheinung treten. Dazu berechnete er insgesamt 741 Korrelationen zwischen den dichotomen Variablen. In ihrer Summe war die generierte Datenmasse jedoch nicht besonders aussagekräftig, sodass er auf eine statistische Technik jüngeren Datums zurückgriff, die dem Material Ordnung, Struktur und Bedeutung geben sollte. Die Rechenschritte, die für eine solche Faktorenanalyse nötig waren, hatte er sich bereits zu Studienzeiten als Assistent von Cyril Burt angeeignet.²⁶ Bei diesem Vorgehen, das sich auf die gegebene Datenmatrix konzentrierte und ohne die explizite Formulierung von Hypothesen vollzogen wurde, traten vier bedeutende Faktoren mit absteigender statistischer Erklärungskraft zutage, von denen die ersten beiden gut zu interpretieren waren. Variablen wie »badly organized personality, dependent, abnormal before illness, boarded out of the army, narrow interests, little energy, much unemployment, dyspepsia, schizoid personality, poor muscular tone, abnormality in parents [...], and unsatisfactory home« konstituierten statistisch gesehen den ersten Faktor, den Eysenck mit Blick auf die Merkmale als »Neuroticism« auswies.²⁷ Bei dem zweiten Faktor zeichnete sich ein dichotomes Bild ab, das Eysenck mit einer geometrischen Darstellung anschaulich machte (Abb. 6.1). In ein zweidimensionales Koordinatensystem überführt, gruppierte sich die erste Menge an Merkmalen auf der linken Seite des Achsensystems (»anxiety, depres-

Maschine bestimmte Vorgänge aus. Siehe Paul E. Ceruzzi, *A History of Modern Computing, Second Printing*, Cambridge (Massachusetts)/London 1999, hier 16 f. sowie J. C. McPherson, »Introduction«, in: Wallace J. Eckert, *Punched Card Methods in Scientific Computation* (New York, 1940; Charles Babbage Institute Reprint Series for the History of Computing Volume V), Cambridge (Massachusetts 1984), ix–xiv, hier ix–x.

²⁶ In seiner Zeit als Hilfskraft hatte Eysenck von Burt den Auftrag erhalten, die Datenmatrix einer Studie von Louis Thurstone mittels Burts Methode der Gruppenfaktorenanalyse in den Blick zu nehmen. Thurstone hatte behauptet, dass es bei den untersuchten Tests keinen gemeinen Faktor gäbe. Aus der Analyse, die Eysenck mit einer Handkurbel-Rechenmaschine durchführte und die zu dem Ergebnis kam, dass die Daten nicht nur für einen generellen Faktor, sondern auch für mehrere Gruppenfaktoren sprachen, entstand seine erste Publikation in der Form einer Besprechung: H. J. Eysenck, »Primary Mental Abilities«, in: *British Journal of Educational Psychology* 9 (1939), 270–275. Mit dem Konstrukt der ›Persönlichkeit‹, hier mit einem Fokus auf ›Temperament‹, hatte sich Burt nur am Rande beschäftigt. Siehe Cyril Burt, »The Analysis of Temperament«, in: *British Journal of Medical Psychology* 17 (1938), 158–188. Für die Faktorenanalyse am Mill Hill Emergency Hospital griff Eysenck auf Burts »General Factor Summation Method« zurück, die sich auf die gesamte Matrix stützte. Siehe Eysenck, *Types*, 854. In der Geschichte der Psychometrie wird die Forschungsleistung von Burt kontrovers diskutiert. Eine methodische Überprüfung seiner Daten in den 1970er Jahren bezüglich der Vererbung von ›Intelligenz‹ hat diese als fehlerhaft entlarvt. Zur Kritik an Burts Forschung siehe Stephen Jay Gould, *The Mismeasure of Man*, New York/London 1981, Kapitel 6, 234 f.

²⁷ Siehe Eysenck, *Types*, 854.

derum von technischen Rahmenbedingungen bestimmt, wurde mit ihr die Vorstellung plausibel, dass in der Psyche eine spezifische Kombination von Faktoren operieren würde.

6.1.2 Personen als Faktoren

Als Oberbegriff einer Reihe unterschiedlicher Verfahren der statistischen Datenanalyse entstand die Faktorenanalyse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.²⁹ Mit ihr sollte es gelingen, die Werte verschiedener metrischer Variablen, die zum Beispiel in einer psychologischen Studie anhand von Tests erhoben worden waren, auf eine Kombination latenter Variablen zurückzuführen. Die Grundlage des Verfahrens, dessen Entwicklung im Folgenden genauer nachgezeichnet wird, bildete ein bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert etabliertes Maß, das es erlaubte, Zusammenhänge zwischen intervallskalierten Variablenpaaren zu untersuchen. Francis Galton hatte dazu 1888 den Korrelationskoeffizienten eingeführt, der einige Jahre später von Karl Pearson präzisiert worden war und in den quantitativ ausgerichteten Humanwissenschaften nach der Jahrhundertwende große Popularität erlangte.³⁰ In die Faktorenanalyse ging damit die Annahme einer linearen Beziehung ein – nicht nur zwischen den Werten der psychologischen Tests, die in den Blick genommen wurden, sondern auch den ihnen zugrunde liegenden Faktoren, die sie identifizieren wollte.

Zentrale Impulse für die Entwicklung der Technik kamen von Wissenschaftlern, die sich mit der Messung intellektueller Fähigkeiten beschäftigt und dabei auf mathematische Techniken zurückgegriffen hatten. Einige ihrer grundlegenden algebraischen Prinzipien wurden deshalb auch zuerst in psychologischen Fachzeitschriften präsentiert, nicht aber in Periodika der Mathematik.³¹ Charles Spearman, ein britischer Offizier, der für seine Dissertation an das Laboratorium von Wilhelm Wundt gekommen war, hatte sich nach der Jahrhundertwende den Arbeiten Galtons und Pearsons zugewendet und hier Anknüpfungspunkte für seine eigene Forschung zu den Grundlagen von ›Intelligenz‹ gefunden. Im

²⁹ Für einen Überblick über diese Technik siehe Douglas F. Vincent, »The Origin and Development of Factor Analysis«, in: *Journal of the Royal Statistical Society. Series C (Applied Statistics)* 2 (1953), 107–117 sowie Joseph R. Royce, »The Development of Factor Analysis«, in: *The Journal of General Psychology* 58 (1958), 139–164. Eine kritische Darstellung hat Stephen Jay Gould vorgelegt. Siehe Gould, *Mismeasure*, 237 f.

³⁰ Siehe dazu Stephen M. Stigler, »Francis Galton's Account of the Invention of Correlation«, in: *Statistical Science* 4 (1989), 73–86. Siehe ebenso Pearson 1896.

³¹ Siehe William H. Tucker, *The Cattell Controversy. Race, Science, and Ideology*, Urbana-Champaign (Illinois) 2009, 25. Die Publikationstätigkeit zur Faktorenanalyse lag in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch primär bei den psychologischen Wissenschaften, verlagerte sich dann aber zusehends zugunsten der Statistik. Siehe Karl G. Jöreskog, »Factor Analysis and its Extensions«, in: Robert Cudeck/Robert C. MacCallum (Hrsg.), *Factor Analysis at 100. Historical Developments and Future Directions*, Mahwah (New Jersey) 2007, 47–77, hier 48.

Rahmen einer Studie hatte er 1902 die sensorische Diskriminationsfähigkeit von Klang, Licht und Gewicht von Schülern einer Dorfschule in Berkshire, England und der Londoner Harrow School untersucht. Weitere Testwerte stammten von Erwachsenen, zudem ermittelte Spearman verschiedene Intelligenzindikatoren der Testpersonen.³² Das Datenmaterial bildete für Spearman den Ausgangspunkt, um nach den grundsätzlichen Faktoren zu fragen, die darin zum Tragen kommen sollten. In zwei Artikeln, die kurze Zeit später im *American Journal of Psychology* veröffentlicht wurden, präsentierte Spearman schließlich die statistische Grundlage für ihre Identifikation und führte damit gewissermaßen den faktorenanalytischen Blick in die psychologische Forschung ein.³³ Den ersten Artikel nutzte Spearman zunächst für eine konzeptuelle Einleitung, um der Frage nach dem Zusammenhang zwischen zwei Variablen und den Methoden ihrer Messung auf den Grund zu gehen. Aus seiner Sicht bewegte sich die Psychologie dabei in besonderem Terrain: Sie hätte es vor allem mit »pronounced tendencies« zutun, es sei jedoch schwer, in ihrem Fall vollkommen starre Koinzidenzen ausfindig zu machen.³⁴ Während einige Variablen wie die Höhe und das Gewicht präzise bestimmt werden könnten, wären andere ungenau und fehleranfällig. Dazu zählten Schulnoten, die Beurteilung von Merkmalen des ›Temperaments«, aber auch die Antworten auf psychologische Tests. Um diese Gruppe von Messungen bereits begrifflich abzugrenzen, hatte er auch einen eigenen Terminus parat, den er in seiner Publikation zur Diskussion stellen wollte: »[...] we are not dealing with statistics, but with a line of work so fundamentally different, that it may be aptly distinguished by the term of ›statisticoids.«³⁵ Nach einer ausführlichen Darstellung der statistischen Möglichkeiten, Zusammenhänge zu ermitteln, trat Spearman in dem zweiten Artikel für eine »Correlational Psychology« ein, die allgemeine psychische Tendenzen erfassen sollte. Besonderes Augenmerk legte er hier auf den Zusammenhang von mentalen Tests und grundlegenden psychischen Aktivitäten.³⁶ Spearman präsentierte in diesem Zuge auch die Ergebnisse eigener Studien, die um die ›objektive‹ Bestimmung und Messung von »General Intelligence« kreisten. Den Begriff des Faktors führte er in die Diskussion ein, um solche Größen zu bezeichnen, die den erhobenen

³² Dabei handelte es sich um Rangordnungen, basierend auf Schulleistungen, Lebensalter, der Lehrereinschätzung (›bright«, ›average«, ›dull«) und den Fremdurteilen anderer (›common sense«).

³³ Siehe Charles Spearman, »Proof and Measurement of the Association of Two Things«, in: *American Journal of Psychology* 15 (1904), 72–101; auch ders., »General Intelligence. Objectively Determined and Measured«, in: *American Journal of Psychology* 15 (1904), 201–292. Für eine konzeptuelle Einführung siehe D. J. Bartholomew, »Spearman and the Origin and Development of Factor Analysis«, in: *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology* 48 (1995), 211–220.

³⁴ Siehe Spearman, Proof, 72.

³⁵ Siehe ebenda, 88.

³⁶ Siehe Spearman, Intelligence, 205.

Messungen zugrunde liegen würden.³⁷ Die konkrete mathematische Operation, die er für die Identifikation des Faktors benutzte, legte er jedoch nicht offen. Dazu hatte er elf Variablen erhoben, die von der Leistung im sprachlichen Bereich (Classics, English, French) bis hin zur Mathematik und der Diskriminationsfähigkeit von Reizen reichten. Der Datenanalyse zufolge standen die Leistungen unterschiedlich stark mit »General Intelligence« im Zusammenhang, zugleich war ihnen aber auch jeweils ein spezifischer Rest zu eigen. Die Schlussfolgerung brachte Spearmans Beobachtung auf den Punkt: »all branches of intellectual activity have in common one fundamental function (or group of functions), whereas the remaining or specific elements of the activity seem in every case to be wholly different from that in all the others.«³⁸ Damit war der Grundstein für eine Theorie der ›Intelligenz‹ gelegt, die von der Bedeutsamkeit eines allgemeinen Faktors »g« ausging, der für alle intellektuellen Fähigkeiten relevant wäre. Mit mathematischen Operationen sollten sich beide Größen – das den Variablen Gemeinsame wie auch ihr jeweils spezifischer Rest – bestimmen lassen.

In den Folgejahren gingen die Studien anderer Wissenschaftler vor allem dem Postulat dieses allgemeinen Faktors und seiner Fundierung nach. Obgleich der britische Entwicklungspsychologe Cyril Burt zu einem Ergebnis gekommen war, das mit Spearmans Modell übereinstimmte, stellte sich jedoch zunehmend heraus, dass auch spezifische Faktoren einen bedeutsamen Einfluss auf die Intelligenzleistung hatten.³⁹ Beispielsweise kam N. Carey, eine Studentin Spearmans, in eigenen Studien an Schülerinnen und Schülern zu dem Ergebnis, dass die erhobenen Messungen verschiedenen Gruppen zugeordnet werden konnten, die wiederum einen spezifischen Faktor enthielten.⁴⁰ William Stephenson, ein Kollege Careys und ebenfalls ein ehemaliger Schüler Spearmans, ermittelte in einer Untersuchung an 1.037 Mädchen, dass sich für die non-verbale Untertests kein Gruppenfaktor identifizieren ließ, für die verbalen aber ein zuvor nicht berücksichtigter Faktor »v« bedeutsam wäre. Dieser wurde schließlich auch von anderen als relevanter grundlegender Faktor mentaler Tests identifiziert.⁴¹ Burt richtete seine Aufmerksamkeit wiederum auf die Existenz von »Gruppenfaktoren«, indem er die übrig gebliebenen Korrelationen nach der Extraktion eines allgemeinen Faktors in den Blick nahm.⁴² Dass es nicht nur eine plausible In-

³⁷ Vergleiche Vincent, *Factor Analysis*, 110.

³⁸ Siehe Spearman, *Intelligence*, 284.

³⁹ Siehe Cyril Burt, »Experimental Tests of General Intelligence«, in: *British Journal of Psychology* 3 (1909), 94–177.

⁴⁰ Siehe N. Carey, »Factors in the Mental Processes of School Children«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1914), 70–92.

⁴¹ Siehe W. Stephenson, »Tetrad-Differences for Verbal Subtests Relative to Non-Verbal Subtests«, in: *Journal of Educational Psychology* 22 (1931), 334–350. Siehe Vincent, *Factor Analysis*, 113.

⁴² Wie bei Spearman spielte in Burts Intelligenzforschung die Idee eines zentralen »g«-Faktors die Hauptrolle. Dies schlug sich auch im methodischen Vorgehen nieder, bei

terpretation von Faktorenstrukturen gab, sondern je nach Vorgehensweise und Methode andere Auslegungen begründet werden konnten, stellte sich unter den psychometrisch Forschenden damit noch vor den 1920er Jahren heraus. Godfrey Thomson beispielsweise veröffentlichte 1916 einen Artikel, der vor Augen führte, dass Spearman's »g«-Faktor-Konzeption nicht die einzig denkbare Erklärung wäre.⁴³ Seiner Analyse zufolge ließ sich »g« ebenso auf überlappende Gruppeneffekte zurückführen.⁴⁴

Eine zentrale Periode in der weiteren Entwicklung der Faktorenanalyse setzte in den frühen 1930er Jahren mit den Arbeiten von Louis L. Thurstone am Psychometric Laboratory der University of Chicago ein. Thurstone, der vor seiner Promotion in Psychologie einen Abschluss in Elektrotechnik erworben hatte und seit den 1927 eine Forschungsprofessur bekleidete, begann sich Ende der 1920er Jahre intensiv mit dem Problem mehrerer Faktoren und ihrer statistischen Analyse zu beschäftigen.⁴⁵ Obgleich es bereits üblich war, von Faktoren zu sprechen, um latente Fähigkeitsvariablen zu bezeichnen, handelte es sich in dieser Zeit um ein Spezialgebiet der mathematischen Psychologie, dessen breite Rezeption noch ausstand.⁴⁶ Aufgrund der technologischen Rahmenbedingungen bedurfte es zudem vieler monotoner Arbeitsschritte, um die notwendigen Kalkulationen mittels mechanischer Handrechner durchzuführen. Im engen Aus-

dem im Zuge der Faktorisierung der Korrelationsmatrix eine zentrale Achse bestimmt wurde, die über alle Vektoren hinweg am meisten Informationen erklären konnte. Bei Burts Methode, auf die sich Eysenck gestützt hatte, wurden vor allem die Ladungen von Tests jenseits der ersten Hauptkomponente in Augenschein genommen. Die Korrelationsmatrizen wurden zu diesem Zweck in verschiedene Subeinheiten unterteilt und separat analysiert. Siehe dazu S. F. Blinkhorn, »Burt and the Early History of Factor Analysis«, in: N. J. Mackintosh (Hrsg.), *Cyril Burt. Fraud or Framed?*, Oxford/New York 1995, 13–44.

⁴³ Godfrey H. Thomson, »A Hierarchy without a General Factor«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1916), 271–281. Thomson widmete der Problematik eine Reihe von Artikeln. Siehe dazu ders., »On the Cause of Hierarchical Order Among the Correlation Coefficients of a Number of Variates Taken in Pairs«, in: *Proceedings of the Royal Society of London. Series A* 95 (1919), 400–408; »The Proof or Disproof of the Existence of General Ability«, in: *British Journal of Psychology* 9 (1919), 321–336; »The General Factor Fallacy in Psychology«, in: *Ebenda* 10 (1920), 319–326.

⁴⁴ Siehe Thomson, *Hierarchy*, 280–281.

⁴⁵ Die Geldmittel dafür kamen vom Laura Spelman Rockefeller Memorial – einem Förderprogramm, das auf Forschungsprojekte in den Sozialwissenschaften abhob. Siehe Young, *Psychologists*, 314. Für eine biographische Skizze siehe Louis L. Thurstone, »L. L. Thurstone«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 6*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1952, 294–321, hier 313 f. sowie Lyle V. Jones, »Remembering L. L. Thurstone«, in: Robert Cudeck/Robert C. MacCallum (Hrsg.), *Factor Analysis at 100. Historical Developments and Future Directions*, Mahwah (New Jersey) 2007, 23–33. Thurstones erste Veröffentlichung zur Multiplen Faktorenanalyse erschien Anfang der 1930er Jahre. Siehe ders., »Multiple Factor Analysis«, in: *Psychological Review* 38 (1931) 406–427.

⁴⁶ Vergleiche Stanley A. Mulaik, *The Foundations of Factor Analysis*, New York 1972, hier 8. Dazu hatte Charles Spearman den zentralen Impuls geliefert. Siehe Charles Spearman, *The Abilities of Man. Their Nature and Measurement*, London 1927.

tausch mit Kollegen des mathematischen Instituts, die ihm die Matrizentheorie als probate Methode für seine statistischen Anliegen empfohlen hatten, führte Thurstone 1931 die Korrelationsberechnung mit der Matrizenalgebra zusammen.⁴⁷ Mit dem Ziel, mentale Fähigkeiten präzise und ökonomisch aus umfangreichen Datenbeständen zu identifizieren, entwickelte er dabei nicht nur eine eigene Technik der Faktorisierung von Korrelationstabellen, sondern präsentierte auch eine neue Konzeptualisierung von Faktoren.⁴⁸ Unterstützt von der Carnegie Corporation, konnte Thurstone 1934 für seine aufwendigen Analysen mathematisch versierte Assistenten einstellen und Rechenmaschinen kaufen.⁴⁹ Die Matrizen-Multiplikation wurde mithilfe einer Auswertungsmaschine von IBM vorgenommen, zudem gab es Unterstützung durch das physikalische Institut der Universität. Thurstones Methode, die er als »Multiple Factor Analysis« bezeichnete, betrachtete das Postulat eines allgemeinen »g«-Faktors aus einer anderen Perspektive: Ausgehend von einer Tabelle, die die Korrelationskoeffizienten der in einer Studie erhobenen Testvariablen enthielt, wollte er der Frage nachgehen, wie viele Faktoren postuliert werden mussten, um die beobachteten Zusammenhänge erklären zu können. Damit verlagerte sich die Aufmerksamkeit weg von einem zentralen Faktor, der in den Daten gefunden werden konnte, hin zur Zahl der notwendigen Faktoren, um eine Korrelationsmatrix abzubilden. Die Grundlagen dieser Multiplen Faktorenanalyse präsentierte Thurstone der Fachwelt 1931: Ihr Vorteil sollte vor allem in einer größeren Anwendbarkeit liegen, weil sie, anders als bei Spearman, keine Begrenzungen bezüglich der Anzahl möglicher Gruppen- oder allgemeiner Faktoren mit sich brachte.⁵⁰ Das Vorgehen illustrierte er an einer Matrix, in der die Korrelationen zwischen 18 verschiedenen Interessen aus dem breit rezipierten *Strong Vocational Interest Blank* abgetragen worden waren. Mit diesem Beispiel positionierte sich Thurstone unmittelbar im Diskurs um die psychometrische Erschließung von ›Persönlichkeit‹, führte aber zugleich vor Augen, dass unter der Verwendung moderner statistischer Analyseverfahren mehr aus den Daten gewonnen werden konnte, als es konventionelle Testkonstrukteure taten. Über die Faktorenanalyse ließ sich zeigen, dass die Inhalte durch vier höher organisierte Merkmale repräsentiert werden konnten – »(1) interest in science, (2) interest in language, (3) interest in people, and (4) interest in business.«⁵¹ Thurstone ging dabei von einer geometrisch-sphärischen Kon-

⁴⁷ Vergleiche Royce, *Development*, 148–149.

⁴⁸ Vergleiche Vincent, *Factor Analysis*, 113–114.

⁴⁹ Die Carnegie Corporation hatte sich ab den 1920er Jahren zunehmend der Förderung sozial- und naturwissenschaftlicher Forschungsprogramme verschrieben. Siehe Ellen Condliffe Lagemann, *The Politics of Knowledge. The Carnegie Corporation, Philanthropy, and Public Policy*, Middletown (Connecticut) 1989. Thurstone hatte bereits 1923 finanzielle Unterstützung erhalten, um in Washington, D.C. das Auswahlverfahren für Dienststellen des Bundes zu verbessern.

⁵⁰ Siehe Thurstone, *Multiple Factor Analysis*.

⁵¹ Siehe ebenda, 407.

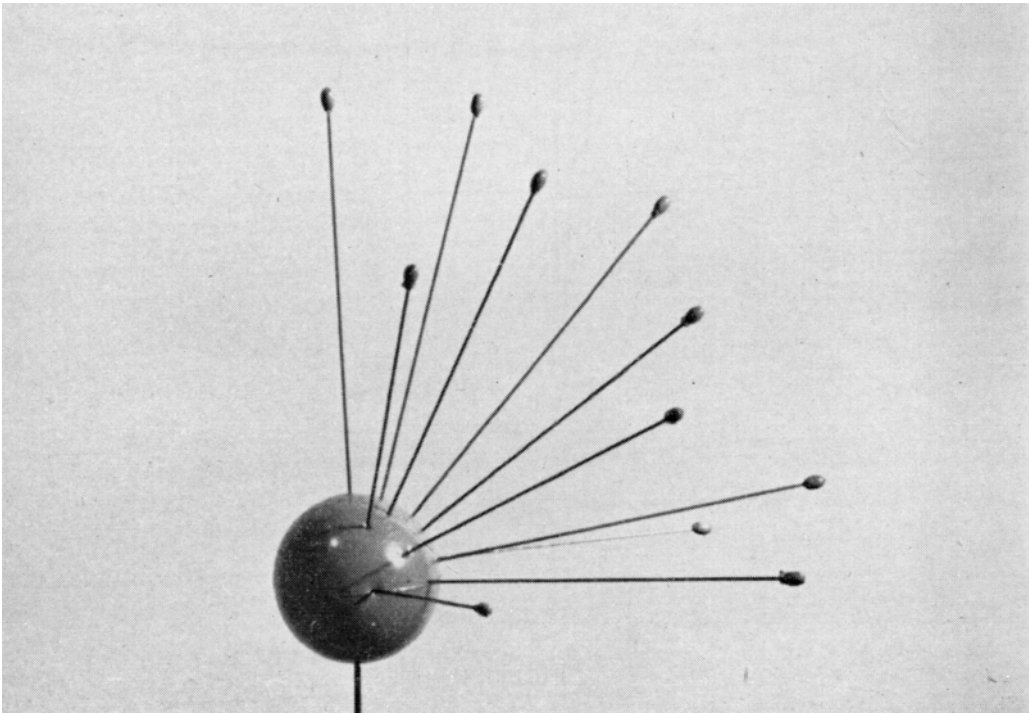


Abb. 6.2: Eine sphärische Konzeptualisierung der Faktorenanalyse.

zeptualisierung aus, bei der sich die einzelnen psychologischen Tests auf einer Kugeloberfläche als Punkte abtragen ließen. In Abhängigkeit ihres Zusammenhanges waren einige dieser Punkte eng zueinander positioniert, andere wiesen große Abstände auf. Wurde die Korrelationsmatrix anhand von Vektoren repräsentiert, ließ sich ihre dreidimensionale Konfiguration besonders anschaulich greifen. Die von einer Kugeloberfläche ausgehende Ausstrahlung dieser Testvektoren stellte Thurstone in seinen Modellen anhand von Metallstäben (Abb. 6.2) und Pappkarten dar. Um Faktoren zu finden, die eine möglichst gute Repräsentation der verschiedenen Testvariablen leisteten, mussten die Achsen des Koordinatensystems bestmöglich positioniert werden. Thurstone definierte die Achsen so, dass sie jeweils durch den Schwerpunkt einer Testpunkte-Teilmenge verliefen und damit genau das markierten, was sie an Gemeinsamkeit hatten.⁵² Den Ausgangspunkt dieser Prozedur – von Thurstone »centroid method«⁵³ genannt – bildete die Korrelationstabelle: Um die erste Achse zu positionieren, wurde die-

⁵² Vergleiche Wolfgang Lenk, *Faktorenanalyse: Ein Mythos? Historische und Konzeptionelle Untersuchungen zur Faktorenanalyse und Intelligenzforschung*, Weinheim/Basel 1983, 76.

⁵³ Ausführlich dargestellt in Louis L. Thurstone, *The Vectors of Mind. Multiple-Factor Analysis for the Isolation of Primary Traits*, Chicago (Illinois) 1935, 92 f. Die Bezeichnung »centroid« wurde von Thurstone gewählt, weil hierbei Schwerpunkte ausfindig gemacht wurden.

jenige Variable ausgewählt, die die höchste Durchschnittskorrelation mit den anderen Tests aufwies. Damit handelte es sich auch um den repräsentativsten Test der gesamten Batterie. Thurstone platzierte die erste Achse des Koordinatensystems so, dass sie durch den Schwerpunkt dieses Tests »a« verlief. Sie markierte auf diese Weise den ersten identifizierten Faktor. Im Anschluss konnte wiederum bestimmt werden, wie stark die einzelnen Tests mit dem Faktor assoziiert waren – diese Faktorladung wurde graphisch als Ladungsvektor durch die Projektionen der Punkte auf der Achse veranschaulicht.⁵⁴ Um die Position der zweiten Achse zu bestimmen, wurden alle Tests aufgeführt, die gering mit Test »a« korrelierten und somit inhaltlich etwas anderes abbildeten. Aus dieser Gruppe wurde abermals derjenige Test ausgewählt, der die höchste Summe an Korrelationen mit den anderen Variablen aufwies. Graphisch gesehen markierte Test »b« so den Pol einer Halbkugel, in der die positiv korrelierten Tests verortet waren. Die zweite Achse wurde nun durch diesen Schwerpunkt und orthogonal zur ersten Achse gelegt. Dabei wurden so lange neue Achsen durch Variablen-Schwerpunkte gelegt, bis alle Datenpunkte auf der Kugeloberfläche versorgt waren. Nach der Berechnung der Ladungen jedes Tests ging es darum, die Faktoren inhaltlich zu bestimmen und sinnvoll zu benennen. Als Orientierungshilfe sollten dazu die Tests und ihre Ladungsmuster herangezogen werden.

Thurstones Monographie *The Vectors of Mind* trat Mitte der 1930er Jahre mit dem Ziel an, den verschiedenen Dimensionen der ›Intelligenz‹ auf den Grund zu gehen und eine Darstellung der faktorenanalytischen Prinzipien zu liefern. Das klassische Modell der Faktorenanalyse gestattete es, eine unbegrenzte Anzahl von Lösungen herzustellen, die alle auf derselben Faktoren-Zahl basierten und die Korrelationsmatrix vergleichbar gut reproduzieren konnten. Mit seinem Prinzip der »simple structure« wollte Thurstone jedoch zu einer ökonomischen Matrixrepräsentation gelangen, bei der jedes Merkmal in der kleinstmöglichen Anzahl von Faktoren beschrieben werden konnte. Das Prinzip der Einfachstruktur sollte die fundamentale Ordnung aufdecken, die einer Testbatterie zugrunde lag, und eine Lösung erzielen, die vor allem inhaltlich gut zu interpretieren und damit ebenso psychologisch bedeutsam wäre. *The Vectors of Mind* enthielt deshalb verschiedene Methoden, um die Faktoren aus ihrer ursprünglichen Position heraus in eine bedeutungsvollere Lösung hin zu rotieren. Thurstone drehte die faktorisierte Matrix so, dass eine maximale Anzahl von Nullwerten in den Spalten erschien. Das Modell postulierte damit, dass die ausgewählten Faktoren relativ überschaubare Einflussgrößen repräsentierten und nur auf einige wenige Variablen wirkten – eine Bedingung, die damit in die

⁵⁴ In der Fachterminologie der Statistik wurde der Begriff der Faktorladung benutzt, um die Beziehung zwischen der Testvariable und dem zugrundeliegenden Faktor zu bezeichnen. Je höher die Ladung numerisch ausfiel, desto stärker lag eine Assoziation zwischen Testvariable und Faktor vor.

Daten hineingelegt wurde.⁵⁵ In das psychologische Anwendungsfeld übersetzt, bedeutete dies letztlich, dass sich der Bereich des Mentalen logisch ordnen und differenzieren ließ – so, wie Unterschiede in der Sehschärfe nichts mit der Fähigkeit zur Tonhöhendiskriminierung zutun haben sollten, war davon auszugehen, dass in der Bearbeitung von Leistungsaufgaben auch nicht sämtliche kognitive Funktionen zum Zuge kamen.⁵⁶ Die Rotation zur Einfachstruktur war für Thurstone eine Strategie, um die Faktorenanalyse zu einem möglichst nützlichen und praktischen Verfahren zu machen.⁵⁷ Unter psychometrisch arbeitenden Wissenschaftlern wurde das Prinzip mit Interesse aufgenommen und fand viele Anhänger. Es schien auch deshalb besonders attraktiv, weil sich die Faktoren so als quasi-objektive Merkmale definieren ließen, die relativ einfach zu deuten waren und von Computern automatisch identifiziert werden konnten.⁵⁸

Nachdem die Methode der Multiplen Faktorenanalyse hinreichend präzisiert worden war, experimentierte Thurstones Forschungsgruppe in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre mit ihrer Anwendung. Im Zentrum stand dabei wiederum der Bereich mentaler Fähigkeiten, zumal sich die Wissenschaftler hier auf entsprechend standardisierte Testverfahren stützen konnten.⁵⁹ Mit finanzieller Unterstützung durch die Works Progress Administration wurden in diesem Zuge 300 Studierende mit einer umfangreichen Test-Batterie untersucht, die auf ihr intellektuelles Vermögen abzielte.⁶⁰ Die Bearbeitung der 56 Tests verlangte den Testleitern und den Studierenden einiges ab, weil die große Zahl der zu bewältigenden Aufgaben einen Zeitrahmen von etwa fünfzehn Stunden in Anspruch nahm. Gemessen an der Investition, lieferte die Methode jedoch äußerst aufschlussreiche Ergebnisse: In der Datenmatrix erschienen zentrale Gruppenfaktoren, die jeweils spezifische Teilbereiche der Tests abdeckten und sich als »primary mental abilities« charakterisieren ließen. Sie bildeten verbale und numerische Fähigkeiten ab, nahmen auf Gedächtnis- und Wahrnehmungsfunktionen Bezug und berücksichtigten das schlussfolgernde Denken. Auf das kognitive Vermögen gewendet, setzte sich die intellektuelle Leistungsfähigkeit einer Person folglich aus dem Zusammenwirken abgegrenzter Faktoren zusammen, die Thurstone als »verbal comprehension«, »word fluency«, »number facility«, »spatial visualization«, »associative memory«, »perceptual speed« und

⁵⁵ Vergleiche John L. Horn, »On Subjectivity in Factor Analysis«, in: *Educational and Psychological Measurement* 27 (1967), 811–820, hier 812.

⁵⁶ Dieses Beispiel führte Thurstone an, um das Prinzip der Einfachstruktur mit Blick auf eine Anzahl von erfassten Merkmalen und die ihnen zugrundeliegende Ordnung deutlich zu machen. Siehe Louis L. Thurstone, *Multiple-Factor Analysis*, Chicago 1947, 58.

⁵⁷ Vergleiche Horn, Subjectivity, 811.

⁵⁸ Siehe Mulaik, Foundations, 8.

⁵⁹ Siehe dazu Louis L. Thurstone, »The Factorial Isolation of Primary Abilities«, in: *Psychometrika* 1 (1936), 175–182 sowie den ausführlichen Bericht, ders., *Primary Mental Abilities. Psychometric Monographs 1*, Chicago 1938.

⁶⁰ Siehe Jones 2007, 28.

»reasoning« identifizierte.⁶¹ Der Multiplen Faktorenanalyse war in diesem Kontext folglich nicht die Funktion zugekommen, a priori formulierte Theorien auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen. Als erkundende und aufspürende Technik sollte diese vielmehr bei ihrer Konzeption behilflich sein, die sich mit Blick auf das Datenmuster als plausibel erwiesen. Die erhobenen Testwerte dienten dazu als materieller Ausgangspunkt.⁶²

Während das US-amerikanische Militär bereits zur Zeit des Zweiten Weltkrieges von der Technik Gebrauch gemacht und sie in verschiedenen Zweigen angewendet hatte,⁶³ setzte auch innerhalb der Psychologie in den frühen 1940er Jahren eine breitere Rezeption und Diskussion der Technik ein. Die Idee grundlegender mentaler Faktoren, die in der Modellvorstellung von Thurstone eine besonders griffige und eindrucksvolle Form gefunden hatte, hielt in zahlreiche psychologische Fachbücher Einzug, zudem wurde die Technik selbst zu wichtigem Methodenwissen, das in entsprechenden Publikationen verbreitet wurde. Dazu zählte auch die Veröffentlichung erster Lehrbücher zur Technik der Faktorenanalyse, die sich mitunter explizit an Studierende ohne umfangreiche mathematische Methodenkenntnisse wendeten.⁶⁴ Bis in die 1950er Jahre hinein widmete man sich vor allem der Verfeinerung faktorenanalytischer Vorgehensweisen, darüber hinaus hielt das Verfahren in andere wissenschaftliche Disziplinen Einzug.⁶⁵ Als statistische Technik war die Faktorenanalyse vor allem attraktiv, weil sie mit dem Versprechen einherging, über geometrische und mathematische Operationen etwas zur Sichtbarkeit zu verhelfen, was den erhobenen Daten inne lag, aber erst geborgen werden musste. Ausgehend von der Oberfläche der zu Tabellen arrangierten Datenmengen sollten die Faktorisierungs- und Ro-

⁶¹ Siehe Thurstone, *Primary Mental Abilities*.

⁶² Vergleiche Lenk, *Faktorenanalyse*, 78–80.

⁶³ Siehe Harry H. Harman, *Modern Factor Analysis, Third Edition Revised*, Chicago/London 1976, 6.

⁶⁴ Siehe beispielsweise Cyril Burt, *The Factors of the Mind*, London 1940; Karl J. Holzinger/Harry H. Harman, *Factor Analysis. A Synthesis of Factorial Methods*, Chicago 1941. In den 1950er Jahren nahm die Anzahl der Monographien sprunghaft zu. Zu den Einführungsbüchern zählten zum Beispiel Benjamin Fruchter, *Introduction to Factor Analysis*, Princeton (New Jersey) 1954 und Raymond B. Cattell, *Factor Analysis. An Introduction and Manual for the Psychologist and Social Scientist*, New York 1952.

⁶⁵ Die 1940er und 1950er Jahre waren auch durch Kontroversen geprägt, was die beste faktorenanalytische Methode wäre. In der Nachfolge Spearmans verfolgten britische Wissenschaftler vor allem das Ziel, hierarchische Faktorenlösungen zu produzieren, bei denen der erste extrahierte Faktor am meisten Varianz aller Variablen erklären konnte, während die nachfolgenden Faktoren immer weniger beitrugen. Mittels dieses Vorgehens, bei dem Faktorenanalysen an multiplen Gruppen durchgeführt wurden, wurde insbesondere versucht, die Organisationsstrukturen der Psyche aufzuklären. Unter dem Einfluss von Thurstone entstand in den Vereinigten Staaten ein anderer Ansatz, der nicht auf die Aufklärung von Organisationsprinzipien in ihrer Hierarchie zielte, sondern grundlegende Komponenten identifizieren wollte. Hierbei kam ein Analysemodell von »common factors« zum Zuge. Siehe dazu Mulaik, *Foundations*, 218.

tationstechniken eine latente Ordnung und Struktur hervortreten lassen, die gerade für analytische und theoretische Zwecke genutzt werden konnte. Zugleich sollte die anvisierte Ebene der Komplexität des Datenmaterials Rechnung tragen. Die Faktorenanalyse wurde damit nicht als Technik angesehen, deren ordnungsstiftende Funktion nur um den Preis des Verlustes und der Reduktion zu haben war. Sie positionierte sich vielmehr als ökonomische Methode der Repräsentation konkreter Datenpunkte, die in abstrakte Muster einer höheren Ordnung übersetzt wurden. Als voraussetzungsreiches Verfahren, das nicht nur mathematische Spezialkenntnisse aus der Statistik und der Matrizenalgebra erforderte, sondern auch aufwendiger Kalkulationen bedurfte, wurde die Faktorenanalyse jedoch zugleich kontrovers diskutiert. Die beteiligten Wissenschaftler vertraten mit Blick auf die Definition von Faktoren, ihre mathematischen Grundlagen und den Einsatz bestimmter Formeln oder Vorgehensweisen unterschiedliche Positionen. Auch das Anwendungsspektrum der Technik und ihre Resultate wurden unterschiedlich beurteilt. Kritische Stimmen markierten vor allem, dass es sich bei der Technik nicht um eine analytisch-prüfende Methode von Hypothesen handelte. Mathematiker und Statistiker sahen es wiederum als problematisch an, die Faktorenanalyse als Hilfsmittel der Theoriebildung zu gebrauchen. Infrage gestellt wurde ebenso die Position, dass die Stichprobe nicht repräsentativ sein müsste, um fundamentale und allgemeingültige Faktoren aufzudecken – eine Haltung, die Thurstone vertrat, wenn er schrieb, dass auch eine Stichprobe von »freaks« zu genauso aufschlussreichen und gültigen Ergebnissen führen würde.⁶⁶ Die Übertragbarkeit und Generalisierbarkeit faktorenanalytischer Befunde blieb damit ein Gegenstand von Auseinandersetzungen. Moniert wurde auch, dass die Technik fundamentale Strukturen suggerieren konnte, sich diese aber nicht verifizieren ließen. Da ihr Einsatz nicht automatisch ablief, sondern an zahlreichen Zwischenschritten aktive Entscheidungen und Interpretationen verlangte, wurde ihr Status als ›objektives‹ Verfahren in Zweifel gezogen. Im psychometrischen Labor kam der Faktorenanalyse letztlich ebenso die Rolle einer Akteurin zu: Die Wissenschaftler und die Technik gingen eine Allianz ein, um in einem ko-konstruktiven Prozess aus dem empirisch erhobenen Zahlenmaterial eine abstrakte psychologische Bedeutung zu generieren. Burt beispielsweise vertrat in den 1940er Jahren eine pragmatische Position, was den Status der Faktorenanalyse anging. Er erlöste sie davon, endgültige Antworten liefern zu müssen und relativierte den Anspruch, der an ihre ›Wahrheiten‹ gestellt werden könnte: »Provided factor-analysis tells the truth and nothing but the truth, we need not condemn it for failing to tell the whole truth.«⁶⁷ Mit Blick auf den Wissensstand sah er die Faktoren primär als deskriptive Einheiten und statistische Abstraktionen an, deren Kausa-

⁶⁶ Zum Beispiel Quinn McNemar, »Review of Multiple Factor Analysis«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 43 (1948), 244–245, hier 245. Siehe Thurstone, *Multiple Factor Analysis*, xii.

⁶⁷ Siehe Burt, *Factors*, 138.

lität noch zu klären wäre – ein Aspekt, den viele seiner Kollegen bei ihrer Suche nach kausalen Gesetzmäßigkeiten ignorieren würden.⁶⁸ Ihre Hauptaufgabe sah Burt in der Identifikation von Kategorien, die für die Beschreibung individueller Fälle herangezogen werden konnten. Universell anwendbar, produzierte sie ein konzeptuelles Wissen, das allen Menschen einen Platz zuwies: »the primary task of factor-analysis is to supply a systematic hierarchy of independent concepts – what I have called a ›psychographic scheme‹ – in terms of which any individual – whether a clinic case or a vocational case, whether delinquent, backward, or neurotic, normal, subnormal, or supernormal – may be described.«⁶⁹ Zugleich betonte Burt, dass die Psychologie keine Substanzen, sondern allenfalls Eigenschaften erfassen würde, und riet zur Vorsicht, den identifizierten Faktoren den Status von stabilen Arealen oder sogar mentalen Fakultäten zuzuschreiben.⁷⁰ Von Faktoren des Geistes zu sprechen, als wenn diese in derselben Weise existierten wie physische Organe, fand Burt irreführend und unhaltbar.⁷¹ Wissenschaftler könnten niemals mentale Fähigkeiten messen als »entities in themselves.«⁷² Grundsätzlich offen für den Einsatz der Technik, stellte er sich mit diesen Formulierungen zugleich gegen eine unreflektierte somato-psychische Essenzialisierung ihrer Befunde. Ähnlich hatte die Psychologin Anne Anastasi argumentiert, die die Gefahr sah, dass Thurstones Faktorenkonzept zu einer Wiederauferstehung der »faculty psychology« führte, die bis in das 19. Jahrhundert hinein die Psyche in Entitäten mit spezifischen mentalen Funktionen untergliedert hatte.⁷³ Andere Stimmen im Diskurs hielten jedoch daran fest, Faktoren als reale Einheiten anzusehen und ihnen einen kausalen Status zuzuschreiben. Aus ihrer Warte erschien die Faktorenanalyse als interpretatives, Ursachen identifizierendes Verfahren, das weit über die bloße Deskription hinausging.

Mit der Verfügbarkeit elektronischer Computer ab den 1950er Jahren kam es zu einer erheblichen Ausweitung faktorenanalytischer Techniken – einerseits auf ganz unterschiedliche Fragestellungen, andererseits auch auf andere Forschungskontexte. Thurstones »centroid«-Methode, die bereits unter dem Einsatz bloßer Tischrechner eine relativ effiziente Datenanalyse erlaubt hatte, verlor unter diesen Bedingungen an Attraktivität und wurde sukzessive durch präzisere Prozeduren ersetzt, die nicht von Hand bewerkstelligt werden konnten.⁷⁴ Wohl nicht zuletzt vor dem Hintergrund dieser veränderten Ausgangslage, die

⁶⁸ Siehe ebenda, 71.

⁶⁹ Siehe ebenda, 96.

⁷⁰ Siehe ebenda, 18.

⁷¹ Siehe ebenda, 218.

⁷² Siehe ebenda.

⁷³ Siehe Anne Anastasi, »Faculties versus Factors: A Reply to Professor Thurstone«, in: *Psychological Bulletin* 35 (1938), 391–395, hier 391–392.

⁷⁴ Thurstone selbst bezeichnete die »centroid«-Methode als kalkulatorischen Kompromiss, weil sie wesentlich weniger Arbeit erforderte als die aufwendigere Hauptkomponentenanalyse. Siehe Thurstone, *Multiple-Factor Analysis*, 178.

dazu beitrug, von Zeiten der »blinden Faktorenanalyse«⁷⁵ zu sprechen, setzte sich auch Eysenck kritisch mit der Praxis der Faktorenanalyse auseinander.⁷⁶ Er betonte, dass die identifizierten Faktoren allenfalls als Hypothese angesehen werden könnten, die der weitergehenden Überprüfung bedürfte. Aufgrund ihrer abstrakten Qualität und subjektiven Auswahl ließen sie sich auch als »statistical artefacts« begreifen, zumal keine eindeutigen Kriterien ihrer Bedeutungsbeurteilung vorlägen.⁷⁷ Was den Einsatz der Technik anging, votierte Eysenck für einen umsichtigen Umgang: »factor analysis is a complex and difficult method which should be used with great caution, and with a full knowledge of its underlying logic; those who use it as a sausage machine which will grind out absolute truth regardless of the data which are fed into it or of the underlying imperfection of their research design, fully merit the criticisms often levelled against factor analysis as a method. But these criticisms do not apply to those who appreciate fully the many pitfalls which beset any statistical evaluation of complex data, and who have chosen factor analysis after careful consideration as the only method at present available to solve certain urgent problems fundamental to their science.«⁷⁸ Trotz der unterschiedlichen Positionen innerhalb der *community* psychometrisch arbeitender Wissenschaftler wurde die Faktorenanalyse ab den frühen 1930er Jahren als Technik rezipiert, deren Einsatz gerade bei anwendungsorientierten Forschungsgebieten vielversprechend schien. Wie Eysenck pointiert herausgearbeitet hatte, bot sie sich für die Exploration von Wissensterritorien an, die bislang als unzugänglich wahrgenommen wurden und anderer Methoden entbehrten. Hatte Thurstone das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ in seinen statistischen Publikationen allenfalls gestreift, dauerte es nicht lange, bis das Potenzial der Faktorenanalyse für gerade diesen Bereich in den Blick geriet. 1934 legte John Clemans Flanagan eine Dissertation an der Harvard University vor, die sich dezidiert mit den Anwendungsmöglichkeiten der neuen statistischen Technik auf das Studium der ›Persönlichkeit‹ befasste.⁷⁹ Mit Blick auf die unbefriedigende Situation an verfügbaren Testverfahren, denen es an statistischer Absicherung und konzeptueller Klarheit fehlte, sah er die Faktorenanalyse als Möglichkeit, der Persönlichkeitsforschung zu einem wissenschaftlichen Fundament zu verhelfen. Flanagans Dissertation, die kurze Zeit später auch als eigenständige Monographie vorlag, wurde mit Interesse rezipiert und in einer ausführlichen Besprechung im *Journal of Applied Psychology* gleich zur Schicksalsfrage eines ganzen Forschungsfeldes erhoben, das sich aus der Sicht des Re-

⁷⁵ Siehe Mulaik, Foundations, 9. Übersetzung vom Verfasser.

⁷⁶ Siehe Hans J. Eysenck, »Uses and Abuses of Factor Analysis«, in: *Journal of the Royal Statistical Society. Series C (Applied Statistics)* 1 (1952), 45–49.

⁷⁷ Siehe ebenda, 46.

⁷⁸ Siehe ebenda, 49.

⁷⁹ Siehe John Clemans Flanagan, *Factor Analysis in the Study of Personality*, Palo Alto (California) 1935.

zendenten am Scheideweg befand: »this book may well mark the beginning of a period of rapid progress if psychologists in the department of personality adopt and utilize the methods discussed and illustrated. Psychology would be placed soundly upon an objective scientific basis if statistical methods as advanced as factor analysis were used widely and correctly.«⁸⁰ Die Frage des Fortschritts im Bereich der Erforschung von ›Persönlichkeit‹ wurde hierbei an die Übernahme eines szientifischen Methodenprogramms gekoppelt, von dem letztlich die gesamte Disziplin der Psychologie profitieren würde.

Erschien der Auftritt der Faktorenanalyse im Kontext der Persönlichkeitsdiagnostik aus dieser Perspektive als vielversprechender Aufbruch, weil mit ihr eine neue wissenschaftliche Fundierung möglich werden sollte, zogen ihre Kritiker genau diesen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und ›Objektivität‹ in Zweifel. Was das konkrete Forschungsterrain anbelangte, gab es darüber hinaus Stimmen, die die Erschließung von ›Persönlichkeit‹ einmal mehr durch die Faktorenanalyse bedroht sahen. In ihrer Anwendung sahen sie einen unverhohlenen Reduktionismus, der die ›Persönlichkeit‹ von Individuen in eine fixe Anzahl von Elementen unterteilte – einem uniformen Maschinenmodell gleich, bei dem jede Person der anderen glich und sich nur in der Ausprägung auf den einzelnen Variablen unterscheiden konnte. Die Faktorenanalyse entpuppte sich damit als schillernde und vielversprechende, letztlich aber auch kontroverse Technik, die in Abhängigkeit der Standpunkte innerhalb des Diskurses mit unterschiedlichen Bedeutungen, Funktionen und Zielstellungen besetzt wurde.

6.1.3 »Dimensions of Personality«

Drei Jahre, nachdem Eysenck die erste groß angelegte faktorenanalytische Studie an Patienten des Mill Hill Emergency Hospitals vorgelegt hatte, präsentierte er seine erste Monographie, die der wissenschaftlichen Erfassung von ›Persönlichkeit‹ verpflichtet war.⁸¹ Mit dem Kriegsende war die Belegschaft wieder an das Maudsley Hospital zurückgekehrt, zudem hatte Eysenck in einem Privatflügel des Gebäudes Räumlichkeiten für seine Forschungsvorhaben erhalten. *Dimensions of Personality* legte zugleich den Grundstein für die Art von Fragen und Untersuchungen, denen Eysenck bis zum Ende seiner wissenschaftlichen Aktivität nachgehen sollte.⁸² Die Monographie stützte sich auf über dreißig Studien von Psychologen und Psychiatern, die wiederum mehrere tausend ›normale‹ und ›neurotische‹ Personen untersucht hatten. Damit war sie auch als Plädoyer gemeint, die Zusammenarbeit zwischen beiden Professionen zu vertiefen, um die

⁸⁰ Siehe Harry Pelle Hartkemeier, »J. C. Flanagan. Factor Analysis in the Study of Personality. Stanford University Press. 1935.«, in: *Journal of Applied Psychology* 19 (1935), 635–638, hier 635.

⁸¹ Siehe H. J. Eysenck, *Dimensions of Personality, Fifth Impression*, London 1947/1962.

⁸² Vergleiche Gibson, Eysenck, 44.

Exploration der ›Persönlichkeit‹ voranzutreiben.⁸³ In seiner Monographie vertrat Eysenck ein methodologisches Anliegen, von dem er sich zentrale Impulse für das Erkenntnispotenzial psychologischer Forschung versprach: Anstelle die Experimentalmethode und die Technik der Faktorenanalyse wie üblich getrennt einzusetzen, wollte er beide Verfahrensweisen zusammenführen. Die Kombination war mit der Hoffnung verbunden, ihre jeweiligen Beschränkungen und Schwierigkeiten auszugleichen: »The main drawback of the statistical treatment of questionnaires and ratings has always been the stigma of subjectivity [...]. The main drawback of the experimental approach has always been the fact that such work is almost inevitably restricted to such a small segment of personality that the results became subject to the charge of ›atomism‹.«⁸⁴ Indem man der Gültigkeit von Fragebogen- und Ratingverfahren auf experimentellem Wege nachging, sollte die Gefahr subjektiver Verzerrungen verringert werden; dem Atomismus-Vorwurf wäre durch die Einbettung der experimentellen Ergebnisse in das Gefüge der gesamten ›Persönlichkeit‹ zu begegnen.

Eysencks Konzeption von ›Persönlichkeit‹, die er gleich an den Beginn stellte, verstand es, Psyche und Soma, Inneres und Äußeres, und damit Sichtbares wie Unsichtbares aufeinander zu beziehen: Das Wissensobjekt umfasste »the sum-total of the actual or potential behaviour-patterns of the organism, as determined by heredity and environment; it originates and develops through the functional interaction of the four main sectors into which these behaviour-patterns are organized: the cognitive sector (intelligence), the conative sector (character), the affective sector (temperament) and the somatic sector (constitution).«⁸⁵ ›Persönlichkeit‹ erschien in dieser Perspektive als Metaobjekt, das spezifischere Kernbereiche – ›Intelligenz‹, ›Charakter‹, ›Temperament‹ und auch die ›Konstitution‹ – integrierte. Die Definition bezog sich jedoch nicht nur auf ihre Kernmerkmale und Determinanten. Sie machte Aussagen über Prozesse ihrer Genese und Formwerdung; und sie verband Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, indem sie die Potenziale möglicher Verhaltensmuster in den Blick nahm. Indem Eysenck von einer hierarchischen Konzeption von Variablen und Faktoren ausging, orientierte er sich modelltheoretisch am faktorenanalytischen Ansatz, der besonders formativ auf die Vorstellung von ›Intelligenz‹ gewirkt hatte. Nicht nur Burts Idee von statistisch ermittelten Faktoren, sondern auch das hierarchisch organisierte Konzept des »Sentiment« von William McDougall bildeten hier die entsprechende Referenz.⁸⁶ Das visuelle Modell, das Eysenck dazu präsentierte, überführte die Vorstellung hierarchisch gegliederter Persönlichkeitsaspekte in

⁸³ Siehe Eysenck, *Dimensions*, x. Letztlich verbarg sich hinter dem Plädoyer jedoch eine Fundamentalkritik an den Methoden der psychiatrischen Diagnostik, die Eysenck für subjektiv und impressionistisch hielt. Sein Diagnostik-Modell sollte genau dagegensetzen.

⁸⁴ Siehe Eysenck, *Dimensions*, 1–2.

⁸⁵ Siehe ebenda, 25.

⁸⁶ Zu McDougall siehe William McDougall, *Outline of Psychology*, New York 1923.

eine anschauliche Form (Abb. 6.3). Eysenck unterschied darin vier Ebenen unterschiedlichen Abstraktionsgrades.⁸⁷ Die höchste markierte den Typus, die er im Falle seiner Visualisierung an der im psychologischen Fachdiskurs intensiv diskutierten »Introversion« veranschaulichte. Statistisch ausgedrückt, wurde der Typus aus den beobachteten Korrelationen zwischen verschiedenen »traits«, also Merkmalen, erschlossen. Eysenck wollte diese als hypothetische Konstrukte verstanden wissen, die wiederum mit charakteristischen Attributen verknüpft wären. Im Falle von »Introversion« ließen diese sich als »persistence«, »rigidity«, »autonomic imbalance«, »accuracy« und »irritability« beschreiben. Auf einer fundamentaleren Ebene differenzierten sich diese Merkmalskonstellationen wiederum in beobachtbare Handlungstendenzen aus. Die hier versammelten Reaktionsweisen sollten unter ähnlichen Bedingungen immer wieder auftreten. Die habituelle Reaktionsebene verzweigte sich auf der Ebene spezifischer Reaktionen dann in konkretere Verhaltensweisen, die in dem visuellen Modell mit Nummern gekennzeichnet wurden. In seiner Konzeption entwarf das Modell eine Kette von inhaltlich logisch gruppierten Elementen, die ihren Ursprung im Konkreten und Beobachtbaren fanden, dann aber schrittweise zum Abstrakten und Unsichtbaren des Persönlichkeitstyps vordrangen. Die idealtypische Darstellung suggerierte zugleich, dass sich ›Persönlichkeit‹ als streng organisiertes System von Merkmalen unterschiedlicher Hierarchieebenen abbilden ließ. Inhaltliche Bezüge und Verweise ergaben sich dem visuellen Modell zufolge nur auf der vertikalen Ebene, während die horizontale zum Ausdruck brachte, dass hier Merkmale derselben Hierarchieebene unverbunden nebeneinander abgetragen wurden. Indem er am unmittelbar sichtbaren Verhalten ansetzte, verortete Eysenck sein Modell in der behavioristischen Strömung, die sich als laborbasierte Erforschung fundamentaler Lern- und Verhaltensgesetze verstand.⁸⁸ Zugleich markierte er aber die Notwendigkeit, über die Analyse von Reaktions- und Gewohnheitsmustern letztlich zu stabilen Dispositionen und Charakteristika vorzudringen, die sich der Anschaulichkeit entzogen und nur mittels eines psychologischen Methodenrepertoires erschlossen werden konnten. So modelliert, fand diese Persönlichkeitskonzeption zugleich ihre kongeniale Methode in

⁸⁷ Siehe Eysenck, *Dimensions*, 29.

⁸⁸ Als prominenter Vertreter des Behaviorismus hatte sich John B. Watson bereits in den 1920er Jahren dazu ausgesprochen, dass das Studium der ›Persönlichkeit‹ im Labor stattzufinden hätte und auf die beobachtbaren Reaktionen setzen müsste. ›Persönlichkeit‹, der er mit einer Maschinenmetapher nahekommen wollte, verstand Watson als »an individual's total assets (actual and potential) and liabilities (actual and potential) on the reaction side. By assets we mean first the total mass of organized habits; the socialized and regulated instincts; the socialized and tempered emotions; and the combinations and interrelations among these; and secondly, high coefficients both of plasticity (capability of new habit formation or altering of old) and of retention (readiness of implanted habits to function after disuse).« Siehe John B. Watson, *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist*, Philadelphia/London 1919, vor allem Kapitel 11 (Zitat 397).

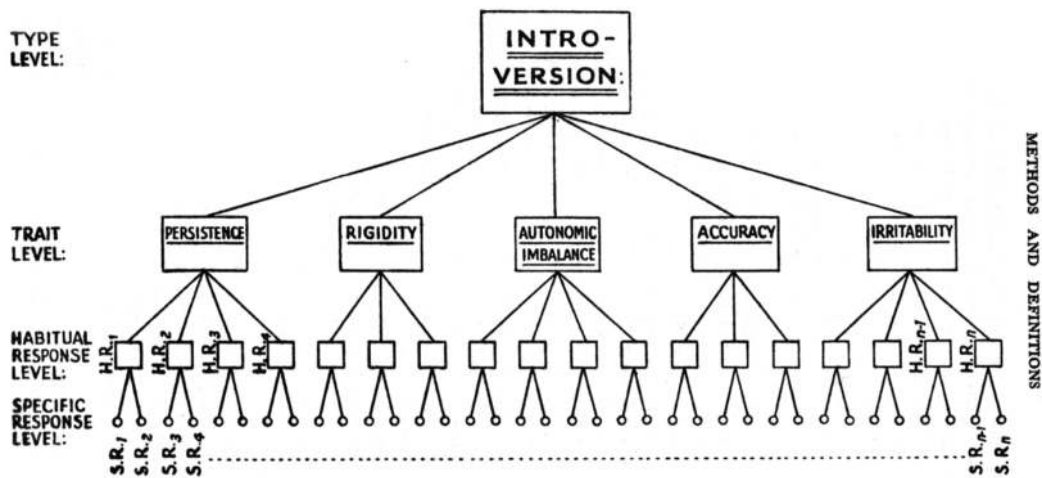


Abb. 6.3: Der Faktor »Introversion« als hierarchisch organisierter Bestandteil von »Persönlichkeit«.

der quantitativen Psychologie vor: Wenn eine Person mehrmals denselben Test bearbeitete oder sich in einer vergleichbaren Lebenssituation wiederfand, war der Logik des Modells zufolge mit einer ähnlichen Reaktion zu rechnen. Als statistisches Verfahren bot sich hier der Reliabilitätskoeffizient an – im Sinne der mathematischen Bestimmung der Wahrscheinlichkeit, dass bei der gleichen Situation auch ein entsprechendes Verhalten zu erwarten wäre.⁸⁹ Um zwischen »types« und »traits« zu differenzieren, verwies Eysenck wiederum auf den Einsatz der Experimentalmethode. Schon das Modell markierte damit die Notwendigkeit einer Allianz aus korrelativ-faktorenanalytischem und experimentellem Vorgehen – in deutlichem Kontrast zu den meisten psychometrisch ausgerichteten Forschungsarbeiten dieser Zeit, die sich vor allem mit der Konstruktion neuer Fragebogen beschäftigten.

Diese grundlegenden Überlegungen markierten den Horizont, in dem Eysenck seine eigenen statistischen Untersuchungen verortet wissen wollte. Im Zentrum der Monographie stand deshalb die genaue Darstellung der Studien, die bis dato nur in kleineren Berichten und einzelnen Publikationen im Fachdiskurs platziert worden waren. Den Auftakt bildete die erste groß angelegte Studie an »neurotischen« Soldaten im Mill Hill Emergency Hospital, bei der Eysenck

⁸⁹ Zum Konzept des Reliabilitätskoeffizienten siehe auch Kapitel 5 dieses Buches. Als Maß der Konsistenz gibt dieser an, ob unter stabilen Bedingungen dasselbe Ergebnis erzielt werden kann. Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung wurden dazu verschiedene Formeln entwickelt. Das Konzept hielt nach der Jahrhundertwende schnell in den Diskurs der Psychometrie Eingang. Siehe beispielsweise Edward L. Thorndike, »The Measurement of Traits«, in: ders., *Educational Psychology*, New York 1903, 3–12 sowie ders., »The Reliability of Measures«, in: ders., *An Introduction to the Theory of Mental and Social Measurements*, New York 1904, 136–146.

zu dem Schluss gekommen war, dass die Merkmale der Probanden zwei fundamentalen Persönlichkeitsfaktoren zugeordnet werden konnten. Während er den ersten Faktor als »Neuroticism« ausgewiesen hatte, mit dem ein Mangel an Persönlichkeitsintegration, Anpassungsfähigkeit und Antrieb bezeichnet war, sollte der zweite Faktor die Ausrichtung der Neurose markieren. Bipolar angelegt, kontrastierte dieser Faktor zwei Symptomgruppen von Persönlichkeitsmerkmalen: Patienten, die eher auf der einen Seite positioniert waren, zeichneten sich den Daten zufolge durch Angst, Depression, obsessive Merkmale oder Apathie aus, während diejenigen auf der anderen eher sexuelle Probleme, Konversionssymptome oder hypochondrische Merkmale berichtet hatten.⁹⁰ Was das statistisch lokalisierte Merkmalspektrum betraf, ließen sich die Endpunkte des Faktors als »Introversion« beziehungsweise »Extraversion« interpretieren. Mithilfe der Faktorenanalyse in ein Koordinatensystem überführt, deutete Eysenck diese Konstellation von Eigenschaften als Kontrast zwischen zwei Gruppen mit spezifischen psychischen Beschwerden. Standen bei der einen affektive oder gehemmte Symptome im Zentrum, waren es bei der anderen hysterische oder dissoziale Merkmale. Der zweite Faktor sollte in dieser Form eine Unterscheidung zwischen »Hysteria« und »Dysthymia« erlauben.⁹¹ Die Studie an den Soldaten hatte somit zwei fundamentale Faktoren hervortreten lassen, die in ähnlicher Form auch in früheren Untersuchungen ermittelt worden waren und sich damit harmonisch in den statistischen Diskurs um fundamentale psychische Eigenschaften einfügten. Dazu hatten überdies nicht-klinische Testpersonen gehört. »Neuroticism« war für Eysenck somit als universelle Dimension der menschlichen ›Persönlichkeit‹ anzusehen – genauso wie das Allgemeingültigkeit beanspruchende ›Intelligenz‹-Konstrukt. Aus psychometrischer Perspektive resultierte daraus auch ein Anliegen an die Medien der Psychodiagnostik, die für die Bestimmung dieser Eigenschaften zum Einsatz kamen: Aus Eysencks Warte sollten diese nicht nur in der Lage sein, einzelnen Personen Summen- und Durchschnittswerte für die jeweilige Merkmalsausprägung zuzuordnen, sondern darüber hinaus auch zuverlässig zwischen ›neurotischen‹ und ›normalen‹ Personen unterscheiden. Eysenck und seine Assistenten nahmen diese Forderung zum Anlass, um aus den Ergebnissen ein Verfahren zu entwickeln, das diesem Anspruch Rechnung tragen sollte. Der *Medical Questionnaire*, der auf diese Weise entstand, entsprach dem klassischen Modell eines psychologischen Fragebogens im Selbstauskunftsformat, rückte die Aufmerksamkeit jedoch schwerpunktmäßig auf somatische Beschwerden, die von den belasteten Soldaten berichtet worden waren. Von dem Fokus auf die körperliche Gesundheit erhoffte sich Eysenck eine größere Auskunft- und Kooperationsbereitschaft. Nach der Beantwortung der insgesamt 40 Fragen mit »Yes« oder »No« ließ sich für jede Testperson ein individueller

⁹⁰ Vergleiche Gibson, Eysenck, 122.

⁹¹ Siehe Eysenck, *Dimensions*, 37.

Wert bestimmen, der sich aus der Anzahl der berichteten Symptome ableitete. Um in einem zweiten Schritt herauszufinden, ob das Instrument geeignet war, zwischen belasteten und unauffälligen Personengruppen zu unterscheiden, verglich Eysenck die Testwerte von 1.500 ›normalen‹ Soldaten und 300 ›neurotischen‹ Patienten aus dem Krankenhaus miteinander. Neben der großen Diskrepanz in den Werten der Stichproben stellte er auch Unterschiede innerhalb der Gruppe der neurotischen Soldaten fest: Diejenigen von ihnen, die im Anschluss an ihre Behandlung aus dem Armeedienst ausgeschieden waren, hatten signifikant höhere Testwerte als solche, die danach wieder in ihrer Einheit arbeiteten. Über diese Vergleiche und weitere Berechnungsvorgänge kam Eysenck zu dem Schluss, dass der *Medical Questionnaire* nicht nur ›normale‹ von ›neurotischen‹ Personen unterscheiden konnte, sondern auch eine mathematisch abgesicherte Differenzierung hinsichtlich der Symptombelastung ermöglichte. Eingelassen in statistische Prozeduren, lag mit dem Fragebogen folglich ein Medium vor, das die klinische Kategorie der Neurose entsprechend konturiert zum Vorschein brachte.

Mit *Dimensions of Personality* präsentierte Eysenck jedoch nicht nur das Gerüst zweier fundamentaler, Universalität beanspruchender Persönlichkeitsdimensionen. Über die Einbettung der durchgeführten Studien in den psychologisch-psychiatrischen Fachdiskurs wurde es möglich, die untersuchten Personengruppen gleichsam als spezifisch konturierte Typen plastisch werden zu lassen, die sich in ihren Merkmalen deutlich voneinander abgrenzten. Die ›Persönlichkeit‹ des neurotischen Soldaten erwies sich unter diesen Gesichtspunkten als wenig schmeichelhaft und psychologisch in multipler Hinsicht als defizitär: »the neurotic soldier, on the average, is a person defective in mind and body; below average in intelligence, will, emotional control, sensory acuity, and capacity to exert himself. He is suggestible, lacks persistence, is slow in thought and action, unsociable, and tends to repress unpleasant facts.«⁹² In der gleichen Weise ließ sich aber auch für die Dimension von »Introversion« und »Extraversion« verfahren. Die fundamentale Unterscheidung dieser beiden Persönlichkeitsausprägungen erlaubte die Identifikation eines ganzen Universums von Attributen und Verhaltensweisen, die sich zu einem aufschlussreichen Psychogramm zusammenfügten. Ausgehend von den durchgeführten Untersuchungen spannten die Aspekte dabei einen Bogen, der von kleinen Detailbeobachtungen bis hin zu allgemeinen Verhaltenstendenzen und Gesetzmäßigkeiten reichte: »we find that (neurotic) introverts show a tendency to develop anxiety and depression symptoms, that they are characterized by obsessional tendencies, irritability, apathy, and that they suffer from a lability of the autonomic system. According to their own statement, their feelings are easily hurt, they are self-conscious, nervous, given to feelings of inferiority, moody, day-dream easily, keep in the background

⁹² Siehe ebenda, 260.

on social occasions, and suffer from sleeplessness. [...] Their level of aspiration is unduly high, but they tend to under-rate their own performance. [...] Their aesthetic preferences are towards the quiet, old-fashioned type of picture. In aesthetic creation, they produce compact designs, often having a concrete subject. They do not appreciate jokes very much, and sex jokes in particular are not much favored. Their handwriting is distinctive.«⁹³ Über die statistisch ermittelte Konstellation spezifischer Auffälligkeiten, Präferenzen und Befindlichkeiten konnte ein ebenso plastisches Bild der neurotischen, extravertierten Person gezeichnet werden, das in vielerlei Hinsicht das genaue Gegenteil dazu bildete.⁹⁴ Als statistisch produzierte, fundamentale Unterscheidungen boten Eysencks Dimensionen der ›Persönlichkeit‹ damit die Möglichkeit, eine ganze Kette von Differenzen in Erscheinung treten zu lassen, die sich durch die Einbettung weiteren Datenmaterials immer weiter fortschreiben ließ.

6.1.4 Konturen eines neuen Forschungsprogramms

Im Jahr der Veröffentlichung von *Dimensions of Personality* lief die Forschungsförderung durch die Rockefeller Foundation aus, sodass Eysencks Stelle als »research psychologist« am Maudsley Hospital zunächst nicht weiterfinanziert werden konnte. Nachdem Eysenck vielversprechende Angebote aus Edinburgh und Durham, North Carolina, erhalten hatte, gelang es Lewis schließlich doch noch, ein Institute of Psychiatry zu gründen. Für Eysenck bot sich damit auch eine Aussicht auf Weiterbeschäftigung. Dieser hatte 1949 eine mehrmonatige Forschungsreise in die Vereinigten Staaten angetreten, um sich dort vor allem mit der Institutionalisierung und Praxis der Klinischen Psychologie vertraut zu machen.⁹⁵ Nach seiner Rückkehr wurde Eysenck im Frühjahr 1950 als »Reader« am neu gegründeten Sub-Department of Psychology angestellt, das als Teil des Institute of Psychiatry in vier Sektionen untergliedert war, zu der ein Forschungsbereich, eine klinische Sektion, eine Statistik-Einheit und ein Tierlabor gehörten. Eysenck übernahm die Leitung der Forschungssektion und verantwortete die Ausbildung Klinischer Psychologen, darüber hinaus nahm er auch an Visiten und Fallbesprechungen im Maudsley Hospital teil.⁹⁶ Inspiriert durch einen Vortrag des amerikanischen Psychologen Donald G. Marquis, den dieser vor der American Psychological Association gehalten hatte, schwebte ihm die

⁹³ Siehe ebenda, 247.

⁹⁴ Siehe ebenda.

⁹⁵ Dazu hatte auch ein Besuch der ersten psychologischen Klinik Nordamerikas gehört. Die Psychology Clinic war 1886 in Philadelphia von Lightner Witmer gegründet worden, der sich vor allem für Entwicklungsauffälligkeiten und Lernschwierigkeiten von Schulkindern interessierte. Witmer führte den Begriff »Clinical Psychology« ein. Siehe Lightner Witmer, »Clinical Psychology«, in: *Psychological Clinic* 1 (1907) 1–9.

⁹⁶ Siehe Eysenck, Rebel, 111.

Einrichtung eines Forschungsschwerpunktes vor, bei dem kollaborativ und über mehrere Jahre hinweg zu genau definierten Problemen gearbeitet wurde.⁹⁷ Im Kern sollte es dabei um die fundamentale Taxonomie der ›Persönlichkeit‹ und ihre zentralen Dimensionen gehen. Das Spektrum der Laborforschung umfasste in diesem Zuge neben der Untersuchung von klinischen Fällen auch tierexperimentelle Studien, psychometrische Messungen und psychophysiologische Erhebungen. Schon wegen der benötigten Apparaturen, Instrumente und Rechenmaschinen war das Programm inhaltlich ambitioniert, aber auch materiell aufwendig und teuer. Vor allem bedurfte es entsprechenden Personals, um die Aufgaben zu bewerkstelligen. In den frühen 1950er Jahren arbeiteten mehrere Forschungsassistenten und Lehrbeauftragte, Personen, die die Testungen und Berechnungen durchführten, Tierpfleger, Apparate techniker und Sekretärinnen in dem Department.⁹⁸

Die Klinische Psychologie, die Eysenck vertrat, verstand sich als Laborwissenschaft, die ihr Wissen und ihre Techniken für die Belange der psychiatrischen Klinik fruchtbar machen sollte.⁹⁹ Dazu war es notwendig, sie innerhalb der Behandlungspraxis zu situieren – als integriertes Labor mit unmittelbarem Kontakt zu Patientinnen und Patienten wie auch dem einfachen Zugang zu Versuchspersonen.¹⁰⁰ Mit dieser strategischen Positionierung entwickelte das Labor innerhalb der Klinik eine besondere Zugkraft, auch hinsichtlich der Frage, wo die Klinische Psychologie im Verhältnis zur Psychiatrie zu verorten wäre.¹⁰¹ Aufgrund der engen Anbindung des Instituts an das Maudsley Hospital und der kurz zuvor erfolgten Fusion der Klinik mit dem Bethlem Royal Hospital bestand kein Mangel an Fällen, die für die Forschung, aber auch zu Ausbildungszwecken, herangezogen werden konnten.¹⁰² Als Gegenleistung für diesen Zugang stellte die klinische Abteilung ihre Dienste für die Psychiater des Maudsley

⁹⁷ Siehe ebenda, 112. Siehe auch Donald G. Marquis, »Research Planning at the Frontiers of Science«, in: *American Psychologist* 3 (1948), 430–438.

⁹⁸ Siehe H. J. Eysenck, »Psychology Department, Institute of Psychiatry (Maudsley Hospital), University of London«, in: *Acta Psychologica* 8 (1951), 63–68, hier 63.

⁹⁹ Siehe Derksen, Science.

¹⁰⁰ Was die Kombination einer experimentell-statistischen Perspektive mit praktischen psychologischen Methoden anging, handelte es sich nach der Einschätzung der Psychologehistorikerin Angela Schorr jedoch eher um eine Wunschvorstellung, die wenig mit der Realität vor Ort zutun hatte. Siehe Angela Schorr, *Die Verhaltenstherapie. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Weinheim/Basel 1984, 156.

¹⁰¹ Vergleiche Derksen, Science, 278.

¹⁰² Überlegungen, beide Einrichtungen zu fusionieren, waren in den späten 1940er Jahren konkretisiert worden. Motiviert waren sie vor allem dadurch, dass das Maudsley Hospital Bedarf an zusätzlichen Räumlichkeiten für die Forschung hatte und das Bethlem Hospital sich den Status eines akademischen Lehrkrankenhauses versprach. Die Institution erhielt 1949 den Namen Bethlem Royal Hospital and the Maudsley Hospital. Siehe Jonathan Andrews/Asa Briggs/Roy Porter/Penny Tucker/Keir Waddington, *The History of Bethlem*, London/New York 1977, 577 f.

Hospital zu Verfügung. Zu ihren Aufgaben gehörte beispielsweise die Durchführung psychologischer Tests, auch wenn diese im Regelfall nicht den Vorstellungen Eysencks entsprachen.¹⁰³

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Nordamerika legte Eysenck seine zweite Monographie vor, mit deren Vorbereitung er bereits während seiner Auslandsreise begonnen hatte.¹⁰⁴ Inspiriert durch die Eindrücke in den Vereinigten Staaten nahm Eysenck das Buch auch zum Anlass, das heterogene Feld der »Clinical Psychology« einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Ihr wissenschaftlicher und theoretischer Anspruch waren darin genauso Gegenstand der Überprüfung wie ihre Praktiken und ihr Verhältnis zur Psychiatrie.¹⁰⁵ Eysencks Perspektive kam bereits im programmatischen Titel des Buches zum Ausdruck. *The Scientific Study of Personality* trat mit dem Anspruch auf, einen dezidiert wissenschaftlichen Zugang zum Studium der ›Persönlichkeit‹ darzulegen, bei dem diesmal nicht nur ›neurotische‹ Erwachsene in den Blick genommen werden sollten, sondern auch Psychosebetroffene. Indem er Fabrikarbeiter, Krankenschwestern, Lehrer und andere ›normale‹ Probandengruppen berücksichtigte, wollte Eysenck das Spektrum nicht auffälliger Testpersonen erweitern.¹⁰⁶ Neben einer strengeren Prüfung der bereits in *Dimensions of Personality* vertretenen Hypothesen sollten die primären Dimensionen der ›Persönlichkeit‹ aufgedeckt und operationalisiert werden. Dazu kamen strikt experimentelle und quantitative Verfahren zum Einsatz. Als Leitprinzip und Gradmesser diente die hypothetisch-deduktive Methode, die er als Eckpfeiler einer wissenschaftlichen Psychologie auswies.¹⁰⁷

¹⁰³ Siehe Schorr, Verhaltenstherapie, 157. Dies traf zum Beispiel auf das Rorschach-Verfahren zu, mit dem Eysenck selbst als Testperson im Mill Hill Hospital Bekanntschaft gemacht hatte. Eysencks Deutungen wären an einen Rorschach-Experten weitergeleitet worden, der zu dem Befund gekommen wäre, dass eine schwere schizophrene Erkrankung aufgrund unterdrückter homosexueller Triebimpulse vorläge. Siehe Eysenck, Rebel, 99.

¹⁰⁴ Siehe Hans J. Eysenck, *The Scientific Study of Personality, Third Impression*, London 1952 / 1962.

¹⁰⁵ Eysenck Aktivitäten im Bereich der Psychiatrie- und Psychotherapieforschung, die in diesem Zeitfenster Kontur gewannen, wurden vor allem von der psychoanalytisch ausgerichteten Psychiatrie kritisch beäugt. Seine 1952 veröffentlichte Studie zur Effektivität von Psychotherapie kam zu dem ernüchternden Schluss, dass es keinerlei Evidenz für ihre Wirksamkeit gäbe. Siehe H. J. Eysenck, »The Effects of Psychotherapy: An Evaluation«, in: *Journal of Consulting Psychology* 16 (1952), 319–324. Auch der Vorstoß, eine verhaltenstheoretisch fundierte Form der Psychotherapie in die Hand der Psychologie zu legen, erntete Gegenwind. Nichtsdestotrotz gelang es Eysenck, dass seine Kolleginnen und Kollegen immer mehr therapeutische Aufgaben am Maudsley Hospital übernehmen konnten, die auf die Verhaltensmodifikation abzielten. Eine erste Ausformulierung seines Ansatzes von Verhaltenstherapie präsentierte Eysenck Ende der 1950er Jahre. Siehe H. J. Eysenck, »Learning Theory and Behaviour Therapy«, in: *Journal of Mental Science* 105 (1959), 61–75.

¹⁰⁶ Siehe Eysenck, Study, I.

¹⁰⁷ Als wortgewaltige Abgrenzung gegenüber der unwissenschaftlich arbeitenden Kollegschaft fiel die Formulierung entsprechend harsch aus: »I have tried to eschew that me-

Im ersten Kapitel steckte Eysenck zunächst im Rückgriff auf wissenschaftstheoretische Argumente das Territorium einer wissenschaftlichen Untersuchung von ›Persönlichkeit‹ ab: »Finding their contributions unacceptable as scientific in the orthodox sense, many workers in the field of personality have surreptitiously altered the meaning of ›scientific‹ in such a way that it still retains its prestige value, but is now emptied of precisely those elements which originally gave rise to this esteem.«¹⁰⁸ Aus der Perspektive Eysencks waren weite Teile des Feldes, das der Erforschung von ›Persönlichkeit‹ nachging, damit schlicht von einem Etikettenschwindel geprägt. Solche semantischen Manöver führten zu großer Verwirrung, zudem erforderten sie eine genaue Analyse der verwendeten Begriffe und ihrer Bedeutung.¹⁰⁹ Das Anliegen der wissenschaftlichen Psychologie grenzte Eysenck von einem populären Nachdenken über die Psyche ab. Während die des »common sense« darauf abzielte, zu verstehen, wäre es das Ziel letzterer, zu beschreiben und zu erklären.¹¹⁰ Viele moderne Theorien zur ›Persönlichkeit‹ – insbesondere die analytischen und dynamischen – würden sich jedoch auf ad hoc-Hypothesen stützen, die nicht verifiziert werden könnten und deshalb unzulässig wären.¹¹¹ Aber auch auf der Seite der statistisch ausgerichteten Positionen sah Eysenck eine problematische Entwicklung. Die Lage war aus dieser Perspektive von zwei inkommensurablen Extrempositionen geprägt, die letztlich in einer methodologischen und epistemologischen Sackgasse mündeten: »[...] this discipline has charted for itself a dangerous course, threatened by the Scylla of nebulous Freudian generalizing, and by the Charybdis of pointlessly amassing unrelated ›facts‹. Thus we have two great groups of workers whose efforts bring extraordinarily little return for the labour expended: On the one hand the Neo-Freudian, Crypto-Jungian group of ›intuitionists‹, who scorn the pedestrian methods of scientific verification, who base their conclusions on very small biased samples, and whose alleged ›facts‹ are themselves only interpretations according to very dubious canons of evidence; on the other, the mole-like calculators of innumerable correlations between measures taken without any theory or hypothesis capable of proof or disproof, who mistake the collection of a thousand unrelated ›facts‹ for science, who seek to atone for the scientific barrenness of their results by stressing the mathematical beauty and purity of the methods used, and who seem incapable of seeing the wood for the trees.«¹¹²

Als Abkehr von diesen beiden Extrempositionen – einem psychodynamisch ausgerichteten Zugang, dessen Theorien sich der empirischen Überprüfung ent-

reticious sesquipedalianism which threatens to turn psychology from a scientific discipline into a stamping-ground for experts in semantics and verbal magic.« Siehe ebenda, 1.

¹⁰⁸ Siehe ebenda, 7.

¹⁰⁹ Siehe ebenda, 7–8.

¹¹⁰ Siehe ebenda, 8.

¹¹¹ Siehe ebenda, 13.

¹¹² Siehe ebenda, 15–16.

zögen, und einem theoriefreien, allein auf Datensammlung und statistische Auswertung bedachten – positionierte Eysenck die hypothetisch-deduktive Methode. Eysenck lehnte damit auch eine metaphysisch konnotierte Konzeption von Individualität ab, die er in der Psychologie seiner Zeit verbreitet sah: »To the scientist, the unique individual is simply the point of intersection of a number of quantitative variables.«¹¹³ Die Einmaligkeit des Individuums lag damit nicht in Qualitäten begründet, die sich dem empirischen Zugriff entzogen. Um ein Individuum vollständig von einem anderen zu unterscheiden, reichte eine Kombination allgemeiner deskriptiver Variablen aus – die Person könnte genau bestimmt werden, indem man ihre Ausprägung auf jeder einzelnen Variablen ermittelte. So perspektiviert, lief die Vorstellung von »uniqueness« nicht mehr dem wissenschaftlichen Zugriff zuwider, sondern erschien als Konzept, das mit allgemeinen Variablen beschrieben werden konnte.¹¹⁴ Die Kenntnis und die Anwendung allgemeiner Gesetzmäßigkeiten wurde damit auch zum Schlüssel für die Handhabung des Einzelfalls. Mit dem Diktum der »total personality« räumte Eysenck in diesem Zuge ebenfalls auf, weil ihm die Vorstellung mit einer problematischen methodischen Haltung verbunden schien: »believers in the ›wholeness‹ of personality often decry any type of analysis, and declare that analysis destroys what it seeks to study.«¹¹⁵ Aufgrund dieser methodenfeindlichen Haltung bewegten sich ihre Verfechterinnen und Verfechter letztlich im Bereich der Populärpsychologie, ohne sich um die Absicherung ihrer Postulate zu kümmern. Der Mangel an Wissenschaftlichkeit würde dabei wiederum geschickt kaschiert: »There is no book on personality, and no test or technique, which deals with the unique, total personality; these words are merely used as camouflage to screen the absence of acceptable validity and reliability.«¹¹⁶ Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen war es aus Eysencks Perspektive nötig, noch einmal von vorne anzufangen. Fragen der Taxonomie, der Klassifikation und der adäquaten Messung sollten dabei am Ausgangspunkt stehen. Bevor überhaupt die gesamte ›Persönlichkeit‹ untersucht werden könnte, müsste man sich zunächst ihrer zentralen Einheiten zuwenden und diese identifizieren: »What we are dealing with, in psychology as well as in physics, are certain entities, parts, ›sub-wholes‹, or whatever they may be called, which stand in certain relations to each other. It is vitally important to identify the correct parts or sub-wholes; it is equally vital to discover the relations obtaining

¹¹³ Siehe ebenda, 18.

¹¹⁴ Siehe ebenda, 19. Der Begriff der »Variablen« war im 19. Jahrhundert aus dem Diskurs der Mathematik allmählich in den Bereich der Psychologie gewandert. Eine bedeutende Rolle hatten dabei statistisch ausgerichtete Forschungen aus dem Umkreis der mentalen Tests gespielt. Das Konzept konnte mit der Verbreitung der Methoden und ihrer Beschreibung in Lehrbüchern innerhalb der Psychologie Fuß fassen und erlebte im Verlauf der 1930er Jahre eine Bedeutungserweiterung. Siehe dazu Danziger, *Naming the Mind*, 164–165.

¹¹⁵ Siehe Eysenck, *Study*, 20.

¹¹⁶ Siehe ebenda, 21.

between them.«¹¹⁷ Dass die mit mathematischen Methoden operierende Psychologie die Beziehung zwischen diesen Teilen vernachlässigte, wollte Eysenck über den Verweis auf statistische Techniken nicht gelten lassen.¹¹⁸ So formuliert, erschloss sich das relationale Gefüge zwischen den Elementen, die in ihrer Summe die ›Persönlichkeit‹ konstituierten, als mathematisches Problem, das mit entsprechenden Methoden beschrieben und analysiert werden konnte.

Mit dieser Devise schrieb *The Description and Measurement of Personality* die in der Mitte der 1940er Jahre begonnenen Studien fort, setzte jedoch einen besonderen Akzent auf statistisch-mathematische Analysemethoden, die für die Bestimmung von ›Persönlichkeit‹ fruchtbar gemacht werden konnten. Da das Wissensobjekt noch nicht hinreichend mit den beiden Dimensionen »Neuroticism« und »Introversion« beschrieben war, legte Eysenck besonderen Wert darauf, die taxonomische Ebene der ›Persönlichkeit‹ weiter zu sondieren und um wichtige Dimensionen zu ergänzen. Mit Blick auf den klinischen Diskurs erschienen dafür vor allem Verhaltens- und Erlebensweisen vielversprechend, die in der psychiatrischen Nosologie als Gegenpart zur Neurose gehandelt und zum Spektrum der Psychosen gezählt wurden. Wenn die Daten indizierten, dass es sich bei »Neuroticism« um eine allgemeine Persönlichkeitsdimension handelte, schien per Analogieschluss auch die Annahme einer »Psychoticism«-Dimension vertretbar, die nicht nur für den pathologischen Bereich von Bedeutung wäre. Entsprechende Hinweise, die dieses Postulat auch empirisch plausibel machten, hatte Eysenck in der konstitutionspsychologischen Forschung von Ernst Kretschmer gefunden, die auch international breit rezipiert worden war. Kretschmer hatte die Position vertreten, dass sich ›Schizophrenie‹ und ›Manische Depression‹ als Endpunkte eines Kontinuums begreifen ließen, das die Stärke der Merkmalsausprägung angab.¹¹⁹ Verortete man nun Personen in Abhängigkeit ihrer Attribute auf diesem Kontinuum, ließen sich verschiedene Subgruppen unterscheiden. Damit erschienen die beiden Extrempositionen nicht mehr als qualitative Sonderkategorien. Neben einem Kontinuum mit den Endpunkten ›normal‹ und ›schizophren‹ war somit auch ein Kontinuum denkbar, das das ganze Spektrum von der Schizothymie bis hin zur Zylothymie abdeckte und sich orthogonal zum ersten Kontinuum verhielt.¹²⁰

Auf der Suche nach einer weiteren fundamentalen Dimension von ›Persönlichkeit‹ nahm Eysenck diese Modellvorstellung zum Ausgangspunkt, um sie mit seinem eigenen Instrumentarium statistisch und experimentell in den Blick zu

¹¹⁷ Siehe ebenda, 21–22.

¹¹⁸ Eysenck verwies dazu auf Verfahren wie die kurvilineare Regression oder die Trendanalyse, um die genaue Form der Beziehungen zwischen Entitäten zu ermitteln. Siehe ebenda, 22.

¹¹⁹ Siehe dazu auch das dritte Kapitel dieses Buchs.

¹²⁰ Siehe Eysenck, *Study*, 212.

nehmen.¹²¹ Dazu bedurfte es einer Stichprobe, die das Kriterium ›normal‹ oder ›psychotisch‹ erfüllte. Während die Gruppe der ›Normalen‹ aus dem Kreis des Militärs stammte – hier hatte ein diensthabender Offizier per Zufallsprinzip Kandidaten ausgewählt, die sich dann zur Teilnahme bereit erklärten –, waren für die klinische Gruppe 50 ›manisch-depressive‹ und 50 ›schizophrene‹ Personen aus den Hospitälern Maudsley, Bethlem und West Park für die Studie gewonnen worden.¹²² Alle Personen mussten in zwei aufeinanderfolgenden Sitzungen 30 Tests absolvieren, deren Resultate im Anschluss auf der Gruppenebene verglichen wurden. Für den Großteil der Prüfsituationen konnte Eysenck zunächst feststellen, dass die Gruppe der ›Schizophrenen‹ mit ihren Testresultaten zwischen der ›normalen‹ und der ›manisch-depressiven‹ Gruppe angesiedelt war. Die vorgenommene Gruppenbildung schien sich somit bereits in der Variabilität der Testleistungen zu reproduzieren und sprach für ihre Gültigkeit. Mittels varianzanalytischen Gruppenvergleichen ließen sich die Unterschiede darüber hinaus in ihrer Quantität und Bedeutsamkeit beurteilen. Statistisch abgesichert, entstand über die narrative Zusammenschau der partikularen Befunde so wiederum ein plastisches Bild von Verhaltensbesonderheiten, die im Falle der psychotischen Stichprobe deutliche Leistungsdefizite erkennbar machten: »We find then that psychotics are less fluent, perform poorly in continuous addition, perform poorly in mirror drawing, show slower oscillation on the reversal of perspective test, are slower in tracing with a stylus, are more undecided with respect to social attitudes, show poorer concentration, have a poorer memory, tend to make larger movements and to overestimate distances and scores, tend to read more slowly, to tap more slowly and to show levels of aspiration much less reality adapted.«¹²³ Damit lag aber noch keine Überprüfung der Hypothesen vor, die Eysenck auf der Basis von Kretschmers Überlegungen formuliert hatte. Zunächst geriet dabei das Postulat eines Kontinuums zwischen ›normalen‹ und ›psychotischen‹ Personen in den Blick. In das Format statistischer Prozeduren übersetzt, sollte sich das postulierte Kontinuum in einem spezifischen Verhältnis der Tests, die zwischen ›normalen‹ und ›psychotischen‹ Personen unterscheiden konnten, niederschlagen: Separat in den Blick genommen, war hier von einer positiven Korrelation auszugehen. Ihr Zusammenhang sollte darüber hinaus proportional zu der Stärke ausfallen, mit der jeder einzelne Test zwischen den Gruppen differenzieren konnte. Eine mathematische Möglichkeit, um diese Annahme zu überprüfen, bot hier die Faktorenanalyse, die Eysenck daraufhin an einer Teilgruppe der durchgeführten Tests

¹²¹ Der Versuchsaufbau und die Resultate wurden ausführlich in einer separaten Publikation dokumentiert. Siehe H. J. Eysenck, »Cyclothymia and Schizothymia as a Dimension of Personality. II. Experimental«, in: *Journal of Personality* 20 (1952), 345–384.

¹²² Um die Diagnosen abzusichern, waren die Testpersonen über mehrere Monate beobachtet worden. Hatte sich ihr Zustand so verändert, dass eine Modifikation der Diagnose indiziert war, wurden sie ausgeschlossen. Siehe ebenda, 350.

¹²³ Siehe Eysenck, Study, 217.

vornahm.¹²⁴ Dabei ergab sich eine Lösung mit zwei Faktoren für die Gruppe der ›Normalen‹ (F_n, F_n') sowie der ›Psychotiker‹ (F_p, F_p'). Gemäß der Hypothese korrelierten die beiden Faktoren beider Gruppen signifikant positiv miteinander, zudem ließ sich das postulierte proportionale Verhältnis ausmachen. Damit waren die Daten mit der Annahme eines allgemeinen Faktors kompatibel, der den Leistungsunterschieden ›normaler‹ und ›psychotischer‹ Personen zugrunde lag. Die Hypothese einer separaten Persönlichkeitsdimension mit dem Merkmalsbereich »Schizothymia-Cyclothymia« ließ sich anhand der Daten jedoch nicht aufrechterhalten.¹²⁵ Qua statistisch-experimenteller Überprüfung hatte Eysenck zumindest sein Postulat eines Kontinuums zwischen Pathologie und Normalität untermauert. Neben einem ›Neurotizismus‹-Kontinuum, das ›Normale‹ und ›Neurotiker‹ miteinander verband, sprachen die Daten für ein weiteres Kontinuum, auf dem ›normale‹ und ›psychotische‹ Personen positioniert waren.¹²⁶

Um den Befund mit weiteren Daten zu untermauern, rekrutierte Eysenck 150 Testpersonen, die zu gleichen Teilen als ›normal‹, ›neurotisch‹ und ›psychotisch‹ klassifiziert worden waren. Bei der Untersuchung kamen vier Geschicklichkeitstests zum Einsatz, die einer Prüfungsbatterie des United States Employment Service entnommen worden waren. Das Datenmaterial wurde im Anschluss mit verschiedenen statistischen Operationen bearbeitet, bei denen die vier Tests in zwei Variablen kondensiert wurden, die am besten zwischen den drei Gruppen unterscheiden konnten und mit zwei Dimensionen auskamen. Nachdem statistisch abgesichert wurde, dass die Daten über zwei Dimensionen hinreichend erklärt werden konnten, wurde im Anschluss für jede Testperson die Wahrscheinlichkeit bestimmt, mit der sie einer der drei postulierten Gruppen – ›Psychotiker‹, ›Neurotiker‹ und ›Normale‹ – zugeordnet werden konnte. Die finale Zuweisung erfolgte dann über den höchsten ermittelten Wert, um eine maximale Passung zu gewährleisten. Zum Abschluss überführte Eysenck die generierten Daten in eine visuelle Repräsentation, bei der die Ordinate und die Abszisse mit der jeweiligen kanonischen Variable bezeichnet war.¹²⁷ Dabei trat in Erscheinung, dass die Mittelwerte der drei Gruppen jeweils separate Teilsegmente in Anspruch nahmen, die auch inhaltlich gut interpretiert werden konnten. Mit Blick auf die Positionierung des »psychotic group mean« war es plausibel, Variable Y1 als »Psychoticism« auszuweisen, während Y2 eine Differenzierung zwischen dem »neurotic group mean« und den anderen beiden Gruppenmittelwerten ermöglichte. Für

¹²⁴ Hierbei kamen Tests mit hohen Korrelationen und weitgehend unabhängigen Testwerten zum Zuge. Siehe ebenda, 218.

¹²⁵ In diesem Fall hätten die Lösungen der zweiten Faktoren beider Gruppen – F_n' und F_p' – ›Kontrollgruppe‹ und ›Psychotiker‹ proportional zum Kriterium ›Schizophrene‹ versus ›Manisch-Depressive‹ ausfallen müssen, die Korrelationsmuster zeigten jedoch etwas anderes. Siehe ebenda, 219–220.

¹²⁶ Siehe ebenda, 222.

¹²⁷ Siehe ebenda, 234.

Eysenck war damit gerechtfertigt, die letztere als »Neuroticism«-Dimension zu identifizieren. In eine visuelle Form überführt, bildete die Kaskade von Rechenoperationen, die im Anschluss an die eigentliche Testung der Versuchspersonen durchgeführt worden war, damit einen mathematisch begründeten Beleg für die Hypothese einer ›neurotischen‹ und einer ›psychotischen‹ Dimension.¹²⁸

Diese in den späten 1940er Jahren initiierten Studien markierten den Auftakt einer ganzen Forschungslinie, die darauf abzielte, der Frage fundamentaler Persönlichkeitsdimensionen weiter auf den Grund zu gehen. Die postulierte Dimension des »Psychoticism« erschien hierbei besonders vielversprechend, zumal auch in diesem Fall das gesamte Spektrum ›normaler‹ bis hin zu psychopathologischen Ausprägungen in den Blick genommen werden konnte. In der Konzeptualisierung war zugleich eine Fundamentalkritik angelegt, die den psychiatrischen Umgang mit Krankheitsentitäten betraf: Nahm man die generierten Daten ernst, gab es keine Anhaltspunkte, die eine Aufteilung von klinischen Phänomenen in diskrete Kategorien nahelegten, sondern unterschiedlich starke Ausprägungsweisen spezifischer Merkmale, die letztlich auf die ›Persönlichkeit‹ verwiesen.¹²⁹ Der Forschungsgemeinde schlug Eysenck sein mit avancierten Methoden konturiertes Modell aus drei Dimensionen nicht weniger als fundamentalen Rahmen vor, der, ähnlich dem Periodensystem chemischer Elemente, der zukünftigen Forschung Struktur und Orientierung stiften sollte.¹³⁰

6.1.5 Medien, Objekte, Prozeduren

Um dem Studium der ›Persönlichkeit‹ zu einem neuen wissenschaftlichen Fundament zu verhelfen, bedurfte es nach Eysenck auch einer kritischen Revision ihres diagnostischen Instrumentariums. Vor allem das Medium Fragebogen war aus seiner Sicht mit zwei fundamentalen epistemologischen Problemen verbunden: Da die Verfahren auf Selbstbeurteilungen setzten, musste davon ausgegangen werden, dass die gewonnenen Daten durch subjektive Verzerrungen beeinflusst waren. Eysenck schloss mit diesem Punkt unmittelbar an die Diskussion innerhalb der psychometrischen Forschung an, die seit den ausgehenden 1930er Jahren auf die prinzipielle Manipulierbarkeit von Persönlichkeitstests hingewiesen und zur Lösung des Problems mit verschiedenen Techniken experimentiert hatte. Neben dieser fundamentalen Herausforderung hatte man sich aus Eysencks Perspektive jedoch auch nur wenig mit der Güte und der Struktur von Fragebogen auseinandergesetzt. Was sie genau erfassten und ob sie dies auf präzise Weise tun konnten, blieb damit Gegenstand von Spekulationen und Diskussionen. Be-

¹²⁸ Siehe ebenda, 235.

¹²⁹ Siehe ebenda, 284. Von einem Kontinuum zwischen ›Normalität‹ und Pathologie auszugehen, stellte im psychologisch-psychiatrischen Diskurs der 1950er Jahre in Großbritannien eine Ausnahme dar.

¹³⁰ Siehe ebenda, 286.

urteilungsverfahren, die eine weitere Gruppe von Forschungsinstrumenten darstellten, schufen hier nur bedingt Abhilfe: Subjektive Wahrnehmungsfilter und intransparente Kriterien, die bei der Einschätzung von Verhaltensakten zum Zuge kamen, stellten ebenso eine Gefahr für die Güte der Daten dar.

Mit einem Persönlichkeitsmodell an der Hand, das an den Behaviorismus anknüpfte, war es für Eysenck zentral, die unmittelbar beobachtbaren Reaktionen als Ausgangspunkt zu nehmen. Ließ sich das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ auf seriöse Weise nur über das Verhalten erschließen, mussten entsprechende Verfahren genau dort ansetzen. Dazu sollten Prüfungen entwickelt werden, die sich auf nonverbale Reaktionen stützten, eine standardisierte Auswertung ermöglichten und ohne Interpretation auskommen würden. »Objective behaviour tests« würden dabei nicht nur auf die fundamentale Organisationsebene von ›Persönlichkeit‹ zielen, sondern auch mit den Verzerrungstendenzen anderer Verfahren aufräumen: »If we deduce personality from behaviour (as surely we must if we want to stay on solid ground) then the argument from one item of behaviour to another seems more cogent than the argument from what a person says about his behaviour, or the inference from what he says about a picture or an ink blot, to what he actually does.«¹³¹ Der direkte Vergleich einzelner Verhaltenselemente erschien stichhaltiger, als es ein Umweg über andere Medien und Zeichensysteme erlaubte. Die Kategorie der ›objektiven‹ Verhaltenstests rief auf diese Weise auch das Ideal eines unvermittelten Zugangs zur Psyche auf, der ohne fehleranfällige Inferenzprozesse auskäme. Am Verhalten ansetzende Tests erschienen als Methode der Wahl, weil sie mit dem Versprechen einhergingen, den Faktor Mensch als Quelle von Verzerrungen und Fehleinschätzungen auszuschalten. Was die konkrete Praxis anbelangte, waren andere Prozeduren wie Beurteilungsverfahren damit allenfalls als Interimslösungen anzusehen: »We have used ratings as a kind of scaffolding, to aid in the construction of a solid edifice based on objective measures of behaviour; once this edifice is constructed the scaffolding may be taken down. It plays its part merely as a transitional aid [...].«¹³² ›Objektive‹ Verhaltenstests wurden damit zum Prüfstein des Fortschritts, was die wissenschaftliche Erschließung der ›Persönlichkeit‹ im Ganzen anbelangte. Kamen andere Instrumente zum Zuge, war ihren Ergebnissen so lange nicht zu trauen, bis ihre Übereinstimmung mit ›objektiven‹ Verfahren abgesichert werden konnte. In diesem Punkt klafften jedoch Realität und Wunsch auseinander. Als prekäres Wissensgebiet, das lange nur stiefmütterlich behandelt worden war, gab es aus Eysencks Perspektive weder verlässliche ›objektive‹ Instrumente, noch bestand Klarheit über das prinzipielle Vorgehen. Das unwegsame Gelände, das das Wissensgebiet der Persönlichkeitsforschung ausmachte, war daher erst schrittweise und von verschiedenen Seiten her zu erschließen.

¹³¹ Siehe ebenda, 3–4.

¹³² Siehe Eysenck, Study, 41.

Eysenck hatte dazu ein eigenes Verfahren entwickelt, das er »Criterion Analysis« nannte. Als Verbindung von Faktorenanalyse und hypothetisch-deduktiver Methode sollte die Kriteriumsanalyse gerade bei der Identifikation und Messung von Persönlichkeitsmerkmalen zielführend sein.¹³³ Zugleich bildete sie die zentrale Technik, um letztlich bei der Konstruktion ›objektiver‹ Verhaltenstests anzukommen. Aus Mangel an präzisen Anknüpfungspunkten bildeten die in der Praxis vorhandenen Konzepte und Testverfahren dazu den Ausgangspunkt: »we start with a given criterion for some hypothetical continuum which we suspect, on purely psychological grounds [...]. This criterion will in all probability be very impure, attenuated, and inaccurate. We create measuring instruments which can be shown to give some rough measure of correspondence with the criterion; we then study the interrelations of these measuring instruments by means of factor analysis, to obtain evidence of the existence of our hypothetical continuum, and to discover whether it is related in some rough way to our criterion. [...] we may in this way actually transcend our criterion [...]. We may therefore now use our factor to improve our criterion, until we reach a position of exact equivalence. When this is done, we may assume that our original hypothesis was justified.«¹³⁴ Das vorab bestimmte Kriterium und die verwendeten Tests gingen in diesem Vorgehen nicht als stabile Elemente in die Gleichung ein, sondern wurden über den Rückgriff auf statistische Rechenoperationen so lange modifiziert und neu formatiert, bis eine weitgehende Passung erreicht werden konnte. Eysenck sah hier ein methodisches Vorgehen verwirklicht, das auch in anderen Wissenschaften wie der Physik den Standard bildete.¹³⁵ Durch die Integration und Koppelung verschiedener Beobachtungsformen, Tests und Indizien sollte sich das Kriterium schließlich immer feiner justieren lassen: »One person's judgments of ›neurotic‹ and ›normal‹ are not necessarily identical with another's, and may deviate considerably; [...] But roughly these assessments of ›neurotic‹ and ›normal‹ can be shown to correspond with certain objective tests [...]. As these objective tests constitute an interconnected system of observations which in turn fits in well with other observations [...] the criterion is revised to obtain the best possible fit (the maximum correlation) between all these sets of phenomena.«¹³⁶ In der Allianz mit statistischen Rechenoperationen wurden ›objektive‹ Tests hierbei zum entscheidenden Element der gesamten wissenschaftlichen Praxis: Das Netz an korrespondierenden Beobachtungen, das auf diese Weise aufgespannt wurde, bildete sodann die Referenz für das Kriterium, das je nach Passung wiederum modifiziert werden konnte. Letztendlich sollte so eine bestmögliche Passung im Sinne

¹³³ Siehe ebenda, 71.

¹³⁴ Siehe ebenda, 78.

¹³⁵ Siehe ebenda.

¹³⁶ Siehe ebenda, 82.

der maximalen Korrelation zwischen den verschiedenen Phänomenen ausgemacht werden. Dabei war hypothesenprüfend vorzugehen – vorab definierte Postulate mit Blick auf das vermutete psychologische Kontinuum wie auch die Tests, die dabei zum Zuge kamen, wurden mit den statistischen Verfahren und experimentellen Prozeduren sukzessive überprüft.¹³⁷

Mit Blick auf das Desiderat an ›objektiven‹ Verhaltenstests wurde im Labor am Maudsley Hospital ab den späten 1940er Jahren ein ganzes Arsenal an Prüfungssituationen zusammengetragen, die je nach Bedarf zu unterschiedlichen Tableaus arrangiert werden konnten. Der Kreativität war dabei kaum Grenzen gesetzt: Die Forschungsabteilung griff für ihre Experimente einerseits auf etablierte Testsituationen, Apparate und Prozeduren zurück, andererseits entwickelten Eysenck und seine Mitarbeiter eigene Verfahren. Das Spektrum reichte von elementaren Reaktionsmustern bis hin zu komplexeren Verhaltensweisen, die entsprechende Konzentrations-, Gedächtnis- oder Schlussfolgerungsprozesse nötig machten. Ihnen gemein war jedoch die exakte Operationalisierung, die sich in quantitativen Resultaten niederschlug.¹³⁸ Entsprechend großen Raum nahm die Darstellung der Tests auch in Eysencks *The Scientific Study of Personality* ein. Einem Kompendium gleich gab das Buch einen Überblick über die Spielarten, Möglichkeiten und Grenzen dieser Klasse von Tests und positionierte sich damit an der vordersten Front einer laborbasierten Diagnostik von ›Persönlichkeit‹ in den frühen 1950er Jahren. Um beispielsweise die Anfälligkeit für Beeinflussungen (»Suggestibility«) zu messen, nutzte die Abteilung den »Body Sway Test« des US-amerikanischen Psychologen Clark Hull, der diesen bereits in den frühen 1930er Jahren im Rahmen seiner Studien zur Hypnose entwickelt hatte.¹³⁹ Die Beine eng nebeneinander gestellt, musste die Testperson mit geschlossenen Augen und locker herabhängenden Armen einer Grammophonaufnahme zuhören. Eine monotone Stimme wiederholte die Suggestion, allmählich

¹³⁷ Wie bei der Kriteriumanalyse vorzugehen wäre, hatte Eysenck zuvor ausführlich dargelegt. Siehe Hans J. Eysenck, »Criterion Analysis – An Application of the Hypothetico-Deductive Method to Factor Analysis«, in: *Psychological Review* 57 (1950), 38–53.

¹³⁸ Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Eysenck auch projektive Verfahren wie den Rorschach-Test als »objective behaviour test« klassifizierte. Dabei ging es ihm primär darum, dass die Testperson spontan Reaktionen produzierte, ohne zu ahnen, wie ihre Einfälle später psychodiagnostisch beurteilt wurden. Eine freie psychodynamische Deutung der ›Persönlichkeit‹ auf Basis ihrer Reaktionen, wie es für die psychiatrische Praxis dieser Zeit üblich war, lehnte er vehement ab. Siehe Eysenck, *Study*, 106.

¹³⁹ Clark L. Hull hatte sich bereits in den 1920er Jahren mit der Messung von Suggestibilität beschäftigt. Siehe ders., »Quantitative Methods of Investigating Hypnotic Suggestion. Part I«, in: *Journal of Abnormal Social Psychology* 25 (1930), 200–23 sowie »Part II«, in: Ebenda (1931), 390–417. Siehe auch Clark L. Hull/Robert G. Krueger/Griffith W. Williams, »A Portable Phonographic Apparatus for Giving Objectively Uniform Suggestions«, in: *American Journal of Psychology* 42 (1930), 442–444 (der Artikel enthielt auch eine Illustration des Apparats). Siehe auch Hulls Monographie *Hypnosis and Suggestibility*, New York/London 1933.

nach vorne zu fallen.¹⁴⁰ Als Maßeinheit diente der maximale Ausschlag an Körperbewegung nach vorne und hinten während der Testung. Um die Veränderung präzise zu erfassen, hatte Eysencks Mitarbeiter Desmond Furneaux zusammen mit dem Techniker des Institute of Psychiatry einen neuen Apparat entwickelt.¹⁴¹ Während der Messung wurde eine Aluminiumspange auf der Schulter der Testperson platziert, die zu einer kleinen, mittig auf dem Rücken liegenden Kiste führte. Sie enthielt ein Pendel, das die Bewegungen der Testperson übernahm. Die Schwankungen wurden wiederum auf eine Spule übertragen und von einem Millivoltmeter aufgezeichnet.¹⁴² Eingesetzt in den eigenen Laborstudien, stellte Eysencks Arbeitsgruppe einen deutlichen Zusammenhang zwischen »Neuroticism« und der allgemeinen Beeinflussbarkeit fest.¹⁴³ Verschiedene Tests kamen auch zum Einsatz, um die Fingerfertigkeit (»Manual Dexterity«) zu ermitteln. Am häufigsten griff Eysenck dabei auf den »Triple Tester« zurück – eine sperrige Apparatur, die am psychologischen Institut der University of Cambridge entwickelt worden war.¹⁴⁴ Die Testperson sollte dabei ein Handrad betätigen, um so einen Metallstift zu bewegen, der auf einer Messingwalze auflag. Die Walze war mit einer Hülle verkleidet, auf der eingestanzte Löcher verzeichnet waren, die einen schraubenförmigen Weg markierten. Die Aufgabe bestand darin, mit dem Stift so viele Löcher wie möglich auf der Elfenbeinhülle zu treffen. Da das Handrad die Schiene nur indirekt bewegte, musste die Testperson die erforderlichen Bewegungen antizipieren. Je besser ihr die Vorwegnahme gelang, desto geschmeidiger konnte sie den Stift auf dem Weg führen. Alternativ kamen Tests zur Fingerfertigkeit aus der United States Employment Service General Aptitude Battery zum Einsatz.¹⁴⁵ Ohne großen apparativen Aufwand ließ sich die »Manual Dexterity« aber auch auf einfache Weise mit Alltagsobjekten überprüfen: Zum Beispiel, indem die Testperson Fäden in Nadelöhre einführen musste.¹⁴⁶ Derartige Variationen manueller Geschicklichkeitstests waren für das Labor vor allem aus einem Grund interessant: Auch hier hatten Experimente signifikante Unterschiede zwischen »neurotischen« und »normalen« Personen deutlich werden lassen, wobei die »Neuroticism«-Ausprägung mit einem schlechteren Abschneiden korrelierte.¹⁴⁷ Mechanisch-manuelle Aufgaben dieser Art

¹⁴⁰ Siehe Eysenck, Study, 106.

¹⁴¹ Siehe Eysenck, Rebel, 92.

¹⁴² Siehe W. D. Furneaux, »An Apparatus for Measuring Bodily Sway«, in: *American Journal of Psychology* 44 (1951), 271–274.

¹⁴³ Siehe Eysenck, Study, 106–107.

¹⁴⁴ Siehe Eysenck, Dimensions, 129 sowie ders., Study, 108.

¹⁴⁵ Basierend auf einem Testprogramm, das in den 1930er Jahren zur Erforschung von Fähigkeiten vonseiten der U.S. Employment Services initiiert worden war, sollte die 1947 veröffentlichte Testbatterie neun Fähigkeitsbereiche erfassen, zu denen auch die »Finger Dexterity« und die »Manual Dexterity« gezählt wurden.

¹⁴⁶ Siehe Eysenck, Study, Abbildung 26 zwischen 272 und 273.

¹⁴⁷ Siehe ebenda, 107.

eigneten sich darüber hinaus, um das Anspruchs- und Leistungsstreben zu untersuchen. Dies war über einen einfachen Vorgang möglich: Nachdem die Testperson mit der Aufgabe vertraut gemacht wurde, musste sie einschätzen, wie gut sie beim nächsten Durchgang abschneiden würde und nach dem Abschluss angeben, inwiefern sie dieses Ziel erreicht hatte. Auf die Rückmeldung der tatsächlich erbrachten Leistung wurde dann wieder eine Prognose über den nächsten Durchgang eingeholt. Die Analyse stützte sich schließlich auf die Mittelwerte der Ziel- und Beurteilungsdiskrepanzen, die nach einer Reihe von Durchgängen bestimmt werden konnten. Rückgekoppelt an das Modell fundamentaler Dimensionen der ›Persönlichkeit‹, stellten die Forscher eine kurvenlineare Beziehung zwischen den Daten und der ›neurotischen‹ Ausprägung fest: Während ›neurotisch-Introvertierte‹ hohe Anspruchswerte zeigten, ihre frühere Leistung aber deutlich unterschätzten, ergab sich für die Gruppe ›neurotisch-Extravertierter‹ das gegenteilige Muster.¹⁴⁸ Weitere Differenzen zeigten sich mit Blick auf motorische Reaktionen. Die Arbeitsgruppe von Eysenck hatte sich dazu wiederum auf Experimente am psychologischen Labor der University of Cambridge gestützt, in denen Fehlhandlungen und Müdigkeitserscheinungen von Piloten mit einer Simulationsapparatur untersucht worden waren.¹⁴⁹ Bei der Aufgabe musste der zentrale Zeiger des Geräts über ein Lenkrad so eingestellt werden, dass er mit einer Linie auf der rechten oder der linken Seite übereinkam, wobei die Helligkeit durch zwei blinkende Lichter vorgegeben wurde. Eysencks Abteilung griff auf das Gerät aus Cambridge zurück, konstruierte aber auch einen eigenen Apparat.¹⁵⁰ Dabei zeigte sich, dass ›ängstlich-introvertierte‹ Patiententypen bei der Bedienung eine andere Reaktionsweise an den Tag legten als die Kontrollgruppe. ›Hysterisch-extravertierte‹ Personen fielen wiederum durch eine andere Handhabung auf.¹⁵¹ Um die Körperkontrolle zu erfassen, griff das Labor auf Verhaltenstests zurück, die ohne größeren technischen Aufwand durchgeführt werden konnten. Zum Beispiel musste dazu auf Holzschienen abnehmender Breite balanciert werden (»Heath Rail Walking Test«). Als Variation kam auch ein »Leg Persistence Test« zum Einsatz, bei dem die Versuchsleiterin ermittelte, wie lange ein Bein über einen Stuhl gehalten werden konnte, ohne nach unten nachzugeben.¹⁵² Die Zeiterfassung erfolgte in diesem Fall mittels Stoppuhr. Für die Messung von Reaktionsgeschwindigkeiten standen wiederum ein »Speed Tapping Test«, ein »Speed of Decision Test« und ein »Track Tracer Test« zur Verfügung. Während die Testperson beim ersten Verfahren für fünfzehn Sekunden auf ein

¹⁴⁸ Siehe ebenda, 109. »Normals in either case are intermediate between these two extremes, having medium high positive goal discrepancy scores and medium high negative judgment discrepancy scores.«

¹⁴⁹ Siehe D. Russell Davis, *Pilot Error – Some Laboratory Experiments*, London 1948.

¹⁵⁰ Siehe Eysenck, Study, Abbildung 14 zwischen 128 und 129.

¹⁵¹ Siehe ebenda, 113.

¹⁵² Siehe ebenda, Abbildung 17 zwischen 192 und 193.

Blatt Papier tippen sollte, musste sie sich beim zweiten entscheiden, welche der zwei Spielkarten, die mit der Rückseite nach oben präsentiert wurden, wohl die höhere Zahl hätte. Im sogenannten »Track Tracer Test« galt es, mit einem Metallstift einen Korridor zwischen zwei Lochreihen entlang zu fahren. Wurde versehentlich ein Loch berührt, ertönte ein Alarmsignal und der elektrische Zähler verzeichnete einen Fehler. Weitere Testformate zielten auf die Konzentrationsfähigkeit, das spontane Erinnerungsvermögen oder auch die Sehleistung ab.

Das Bestreben, ›objektive‹ Tests für die Persönlichkeitsdiagnostik zu nutzen, erwies sich damit als offenes Projekt einer kontinuierlichen Suchbewegung nach geeigneten Prüfungsformen. Angetrieben von dem Anliegen einer möglichst exakten und unverzerrten Messung, hatte es sich für Eysencks Arbeitsgruppe zunächst angeboten, auf Verfahren zurückzugreifen, die bereits aus der Forschungsliteratur bekannt waren. Im Falle ihrer Tauglichkeit, die in eigenen Experimenten überprüft wurde, gingen diese schließlich in den Katalog probater Testmittel ein, wie er in *The Scientific Study of Personality* beschrieben worden war. Zugleich entpuppte sich das Labor als kreativer Ort, an dem bestehende Techniken für eigene Zwecke modifiziert oder aber vollständig neue Arrangements konzipiert wurden. Unter dem Oberbegriff ›objektiver‹ Verhaltenstests subsumierte sich im Laufe der Zeit damit ein heterogenes Arsenal von Prüfungen, die sich deutlich mit Blick auf ihre Anforderungen an die Getesteten, aber auch hinsichtlich der Durchführung und Bedienung unterschieden. Das Spektrum reichte von apparativ aufwendigen und komplexen Messvorrichtungen mit automatischer Reaktionserfassung bis zu einfachen Anordnungen, die durch die geschickte Platzierung von Alltagsgegenständen in Prüfsituationen transformiert wurden. Neben der Zusammenkunft von Testperson und Versuchsleitung nach einem vorgegebenen Skript bedurfte es deshalb manchmal nur eines Papierbogens und Stifts, eventuell auch nur eines Stuhls und einer Stoppuhr, um einen ›objektiven‹ Verhaltenstest im Sinne Eysencks herzustellen.

In ihrer Form knüpften die Versuchsanordnungen dabei vor allem an eine apparativ gestützte Diagnostik an, die ihre Hochzeit in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts im Bereich der Eignungsfeststellung und -auslese erlebt hatte. Anstelle aber auf eine explizite Diagnose von Kompetenzen und Fertigkeiten abzuheben, setzte das Labor am Maudsley Hospital auf die Prüfungsformen, um Aussagen über stabile Persönlichkeitsmerkmale – »Neuroticism«, »Extraversion«, »Introversion« und schließlich auch »Psychoticism« – zu treffen. Das Labor erweiterte die Diagnose von ›Persönlichkeit‹ somit um eine dezidiert apparative Dimension, die ihr zur Blütezeit der industriellen Psychotechnik noch abgesprochen worden war. Eingelassen in ein Dispositiv aus statistischen und experimentellen Praktiken, hielten die heterogenen Prüfsituationen nun als Indikatoren unsichtbarer Faktoren her, die auf diese Weise ›objektiv‹, ohne Verzerrungen aufseiten der Testleitung und mögliche Manipulationen durch die Geprüften, erschlossen werden sollten.

6.2 Urbana: Experimente an einer Universität in Illinois

Als 1947 in London die ersten Exemplare von Eysencks Monographie die Druckerei verließen, trieben einen anderen Psychologen, mehrere tausend Kilometer von England entfernt, ähnliche Vorstellungen um. Raymond B. Cattell, selbst gebürtiger Engländer, hatte zwei Jahre zuvor eine Forschungsprofessur an der University of Illinois mit großzügig ausgestattetem Laboratorium angenommen, die es ihm erlaubte, sich voll und ganz der wissenschaftlichen Erschließung von ›Persönlichkeit‹ zu widmen.¹⁵³ Kurz vor der Drucklegung von Eysencks Buch hatte Cattell eine eigene Monographie bei einem New Yorker Verlag vorgelegt, die in ihren methodologischen Prämissen Eysencks Veröffentlichung in nichts nachstand. Auch sein *The Description and Measurement of Personality* war mit dem Ziel formuliert worden, das Feld der Persönlichkeitsforschung auf ein festes wissenschaftliches Fundament zu stellen.¹⁵⁴ Wissenschaftstheoretisch sollten dabei die Physik und die Naturwissenschaften die Richtung vorgeben, methodisch vor allem neuere Entwicklungen auf dem Gebiet der Datenanalyse und der Statistik zum Zuge kommen. Wie schon bei Eysenck bündelte Cattells Buch die Ergebnisse mehrjähriger groß angelegter Forschungsarbeiten, die sich schrittweise der Destillation fundamentaler Merkmale von ›Persönlichkeit‹ zugewendet hatten.

1905 in Hill Top, Staffordshire, als Sohn eines Ingenieurs und einer Fabrikantentochter geboren, hatte Cattell zunächst ein Studium der Chemie und Physik am Londoner King's College absolviert.¹⁵⁵ Von den Inhalten wenig begeistert, hatte sich Cattell nach dem Abschluss für ein Promotionsstudium in Psychologie entschieden, das er ebenfalls am King's College aufnahm. Die Betreuung vor Ort war durch Francis Aveling erfolgt, der sich vor allem für das Phänomen der Introspektion interessierte und einen philosophisch ausgerichteten Zugang zu psychologischen Fragestellungen vertrat. Cattell selbst jedoch wollte seine technischen Fertigkeiten für die Psychologie fruchtbar machen und war vor allem an einem statistisch-psychometrischen Ansatz interessiert.¹⁵⁶ Die unterschiedlichen Präferenzen für Themen und Methoden führten schließlich dazu, dass

¹⁵³ Für eine biographische Skizze siehe N.N., »Raymond Bernard Cattell«, in: Noel Sheehy/Antony J. Chapman/Wendy A. Conroy, *Biographical Dictionary of Psychology*, London/New York 1997, 104–106. Eine detaillierte autobiographische Darstellung hat Cattell 1974 vorgelegt. Siehe ders., »Autobiography«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 6*, New York 1974, 61–100. Aufschlussreich ist auch ders., »Travels in Psychological Hyperspace«, in: Theophile S. Krawiec (Hrsg.), *The Psychologists, Volume 2*, New York 1974, 85–133 sowie »The Voyage of a Laboratory, 1928–1984«, in: *Multivariate Behavioral Research* 19 (1984), 121–174.

¹⁵⁴ Siehe Raymond B. Cattell, *The Description and Measurement of Personality*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1946.

¹⁵⁵ Vergleiche dazu und im Folgenden Cattell, *Autobiography*, 61 f. sowie ders., *Travels, 87 f. und Voyage*, 123 f.

¹⁵⁶ Beispielsweise konstruierte Cattell einen Apparat, der auf Basis des galvanischen Hautleitwiderstandes die Schweißdrüsenaktivität messen konnte. Siehe ders., »The Signi-

Cattell als Assistent von Charles Spearman an dessen psychometrischem Labor anfang. Spearman, der eine Professor am University College inne hatte, wurde damit auch zum inoffiziellen Betreuer von Cattells Dissertation, die er 1929 zu einem kognitionspsychologischen Thema einreichte.¹⁵⁷ Mit dem Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ in Berührung gekommen war Cattell über pädagogisch-psychologische Fragestellungen, die sich mit seiner Anstellung am Department of Education der University of Exeter noch vor Abschluss der Dissertation ergeben hatten. Eine besondere Rolle spielte dabei zunächst die Messung intellektueller Fähigkeiten. Cattell entwickelte in Exeter beispielsweise einen Gruppen-Intelligenztest, zudem bestimmte er das Intelligenzniveau in verschiedenen Schulen im Südwesten Englands.¹⁵⁸ Ein postgraduales Studium in »Education«, das er 1932 beendete, weckte schließlich sein Interesse an der Untersuchung nicht-kognitiver Merkmale. Unter der Betreuung von Burt war Cattell in seiner Abschlussarbeit zum Beispiel der Erfassung der Lehrkompetenz über Testverfahren auf den Grund gegangen, die das ›Temperament‹ einer Person bestimmten.¹⁵⁹ Die Arbeit bildete den Auftakt für mehrere Publikationen, die in den frühen 1930er Jahren um ›Temperament‹, ›Charakter‹ und ›Persönlichkeit‹ kreisten.¹⁶⁰ In einer statistisch ausgeklügelten Studie hatte Cattell beispielsweise die grundlegenden Muster identifizieren wollen, die ›Temperament‹ und ›Charakter‹ ausmachten. Für dieses Vorhaben konnte er 62 Studenten gewinnen, die von Beurteilern mit Blick auf 48 Merkmale eingeschätzt wurden.¹⁶¹ Anhand der Daten berechnete Cattell zunächst die Korrelationen zwischen den Merkmalen, die sich auf über tausend Zusammenhänge beliefen. Dem Augenschein nach zu urteilen, ließen sich dabei drei Gruppen mit eng assoziierten Merkmalen ausmachen. Um nun zu prüfen, ob sich diese ad hoc-Gruppierung auch mathematisch fundieren ließ und mit der Annahme entsprechender Faktoren kompatibel war, konsultierte Cattell Spearmans Publikationen aus dem Jahr 1904, die die Grundlage der faktorenanalytischen Technik gebildet hatten.¹⁶² Cattell identifizierte über mehrere Rechen-

ficance of the Actual Resistances in Psychogalvanic Experiments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 19 (1928), 34–43.

¹⁵⁷ Die Arbeit wurde veröffentlicht als Raymond B. Cattell, *The Subjective Character of Cognition and the Pre-sensational Development of Perception*, Cambridge 1930.

¹⁵⁸ Siehe R. B. Cattell, *Cattell Group Intelligence Test*, London 1930; siehe auch ders., »Intelligence Levels in Schools of the Southwest«, in: *Forum of Education* 8 (1930), 201–204.

¹⁵⁹ Siehe R. B. Cattell, »The Assessment of Teaching Ability: A Survey of Professional Opinion on the Qualities of a Good Teacher«, in: *British Journal of Educational Psychology* 1 (1931), 48–72.

¹⁶⁰ Siehe Raymond B. Cattell, »Temperament Tests. I. Temperament«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 23 (1933), 308–329 sowie ders., »Temperament Tests. II. Tests«, in: Ebenda 24 (1933), 20–49.

¹⁶¹ Dazu gehörten Gegensatzpaare wie »humorous – earnest«, »hasty – introspective« oder »energetic – inert«. Siehe ebenda, 312–317.

¹⁶² Das Kriterium der »tetradischen Differenz«, das Spearman eingeführt hatte, sollte die Beurteilung erlauben, ob die Variationen in den Zusammenhängen auf einen gemein-

gänge schließlich einen »General Character Factor«, einen »Surgent-Desurgent Temperament Type« und als dritte Komponente eine Typenunterscheidung im Sinne von »schizothyme-cyclothyme«. ¹⁶³ Damit lagen zwei allgemeine Faktoren vor, die einmal auf den ›Charakter‹, ein anderes Mal auf das ›Temperament‹ der Person abzielten, sowie ein dritter Faktor, der eine spezifische Typenzuordnung erlaubte. Die Stichprobe wurde ebenfalls herangezogen, um die identifizierten Merkmalsbereiche mit »brief laboratory tests« zu messen. ¹⁶⁴ Die Untersuchung, die mit Blick auf die investigativen Praktiken anspruchsvoll, aber auch originell ausgefallen war, weil sie verschiedene Formen von Verfahren miteinander verband, sollte sich als stilbildend für Cattells zukünftige Projekte erweisen.

Sein Interesse an individuellen psychischen Charakteristika konnte Cattell wenig später durch die Anstellung an einer Beratungsstelle für verhaltensauffällige Kinder weiterverfolgen. In seiner Zeit im öffentlichen Dienst der Stadt Leicester entwickelte er eigene Testverfahren, er publizierte aber auch Bücher zu psychologischen Themen, die sich an eine breite Leserschaft wendeten. ¹⁶⁵ Darüber hinaus hatte Cattell damit begonnen, einen Leitfaden für mentale Tests zusammenzustellen, der einen Überblick über die verfügbaren Verfahren zur Messung psychischer Merkmale geben sollte. ¹⁶⁶ Neben Intelligenz-, Eignungs- und Leistungstests nahmen Maße zur Temperaments- und Charaktererfassung wie auch der Bestimmung von Einstellungen oder Interessen dabei einen großen Raum ein. Psychischen Dispositionen und Merkmalen, die nicht auf das Denkvermögen zielten, wurde im Handbuch dieselbe Bedeutung zugesprochen wie dem Intelligenzkonstrukt. Aus Cattells Warte war diese Relevanz jedoch bislang nicht von der Forschung erkannt worden. Diese hätte sich ›Temperament‹ und ›Charakter‹ vereinzelt gewidmet, wäre dabei aber vage und spekulativ geblieben. ¹⁶⁷ Vor allem

samen Faktor zurückgeführt werden konnten. Im Falle eines gemeinsamen Faktors war davon auszugehen, dass die paarweisen Korrelationen eine vergleichbare Höhe erzielten. Lag die Differenz bei Null, sprach dies für einen gemeinsamen Faktor, positive oder negative Differenzwerte hingegen für mehrere Gruppenfaktoren. Siehe Spearman, Proof and Intelligence.

¹⁶³ Siehe Cattell, Temperament Tests, 327.

¹⁶⁴ Siehe ebenda, 20.

¹⁶⁵ Zu den populärwissenschaftlichen Darstellungen siehe Raymond B. Cattell, *Your Mind and Mine*, London 1934; ders., *Crooked Personalities in Childhood and After*, New York 1938 und ders., *Psychology and Social Progress. Mankind and Destiny from the Standpoint of a Scientist*, London 1933.

¹⁶⁶ Siehe Raymond B. Cattell, *A Guide to Mental Testing for Psychological Clinics, Schools, and Industrial Psychologists*, London 1936. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Cattell im Handbuch auf das Konzept ›Persönlichkeit‹ verzichtete.

¹⁶⁷ Siehe Raymond B. Cattell, »Friends and Enemies: A Psychological Study of Character and Temperament«, in: *Journal of Personality* 3 (1934), 54–63. Zwei Artikel beschäftigten sich darüber hinaus mit der Messung von Beharrlichkeit und Interessen. Siehe ders., »On the Measurement of Perseveration«, in: *British Journal of Educational Psychology* 5 (1935), 76–92 sowie ders., »The Measurement of Interest«, in: *Journal of Personality* 4 (1935), 147–169.

hatte sie es versäumt, ein adäquates wissenschaftliches Instrumentarium zu entwickeln und die verschiedenen Elemente der Konstrukte systematisch in den Blick zu nehmen. Besonderes Augenmerk legte Cattell in seiner Zeit in Leicester jedoch weiterhin auf die Untersuchung des intellektuellen Vermögens. Über die Betreuung klinischer Fälle war er beispielsweise zu der Vermutung gekommen, dass es einen negativen Zusammenhang zwischen der ›Intelligenz‹ und der Familiengröße geben könnte.¹⁶⁸ Dieser Hypothese ging Cattell im Rahmen eines groß angelegten Forschungsprojektes nach, das sich auf den Zugang zum britischen Schulsystem und entsprechenden Daten der Ämter stützte. Für dieses Vorhaben, das letztlich eine Frage aufnahm, die bereits Galton interessiert hatte, erhielt Cattell ein Stipendium von der British Eugenics Society.¹⁶⁹ Die Geldmittel erlaubten es, alle zehnjährigen Kinder in Leicester sowie verschiedener ländlicher Gemeinden mit einem nonverbalen Intelligenztest zu untersuchen. Cattell ermittelte anhand der Daten durchschnittlich höhere Intelligenzniveaus in der Stadt, vor allem kam er aber zu der Schlussfolgerung, dass intelligentere Bevölkerungsmitglieder im Vergleich weniger Kinder zeugen würden und auf Basis dieser Tatsache mit einer stetigen Abnahme des nationalen Intelligenzniveaus zu rechnen wäre. Die Ergebnisse seiner Studie wurden im *Eugenics Review* präsentiert, darüber hinaus aber auch in einer an die breite Öffentlichkeit gerichteten Publikation, die wegen ihrer Thesen und des kämpferisch anmutenden Titels mehrere Presseberichte nach sich zog.¹⁷⁰ Nicht nur der Befund, auch die von Cattell empfohlenen Maßnahmen, zu denen vor allem der Zugang zur Geburtenkontrolle gehörte, wurden in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiert.¹⁷¹ Mit seiner Studie und der öffentlichen Positionierung hatte Cattell das Intelligenzniveau – für ihn

¹⁶⁸ Wie Eysenck entwickelte auch Cattell im Laufe seines Werdeganges eine Reihe kontroverser Positionen, die eng mit der Eugenik assoziiert waren und ihm den Vorwurf einer rassistischen Argumentation einbrachten. Für eine kritische Darlegung von Cattells Positionen und ihrer Rezeption siehe Tucker, *Cattell Controversy*.

¹⁶⁹ Die Eugenics Society war 1907 von Galton und der Sozialreformerin Sibyl Gotto gegründet worden. Siehe dazu Pauline M. H. Mazumdar, *Eugenics, Human Genetics and Human Failings. The Eugenics Society, its Sources and its Critics in Britain*, London 1992. Für die Durchführung des Projekts hatte Cattell 1935 ein Leonard Darwin Research Studentship erhalten, das auch für das zweite Laufjahr verlängert worden war. Besondere Unterstützung für die Zuteilung des Stipendiums hatte er von dem Biologen und Statistiker Ronald A. Fisher erhalten. Neben der Qualität des Vorhabens hatte die Kommission die besondere Passung von Cattells Projekt mit dem Anliegen der Eugenics Society hervorgehoben. Siehe ESA, *Cattell Papers, 1935–50*, SAEUG/C/62.

¹⁷⁰ Siehe Raymond B. Cattell, *The Fight for Our National Intelligence*, London 1937. Siehe auch den Artikel mit dem Titel »Is National Intelligence Declining?«, in: *The Eugenics Review* 28 (1936), 181–103. In den Folgejahren legte Cattell weitere Befunde zu diesem Thema vor. Siehe Raymond B. Cattell, »Some Further Relations between Intelligence, Fertility and Socio-Economic Factors«, in: *The Eugenics Review* 29 (1937), 171 sowie ders., »Some Changes in Social Life in a Community with a Falling Intelligence Quotient«, in: *British Journal of Psychology* 28 (1938), 430–450.

¹⁷¹ Für diese Rekonstruktion siehe vor allem Tucker, *Cattell Controversy*, 96 f.

eine durch Vererbung bestimmte mentale Kapazität – zu einem biopolitisch bedeutsamen Selektionskriterium erhoben, von dessen gezielter Beeinflussung letztlich das Wohl der gesamten Gesellschaft abhängen würde.¹⁷²

6.2.1 Die Konturierung eines Experimentalsystems

Die Anstellung bei der Stadt Leicester erschwerte es Cattell, Zeit in die Entwicklung eines eigenen Forschungsprogramms zu investieren und zugleich seine publizistischen Interessen zu verfolgen. Darauf zu hoffen, sich bald ganz der Wissenschaft widmen zu können, war angesichts der geringen Zahl an psychologischen Universitätsinstituten in Großbritannien und ihrer schlechten Personalausstattung eher illusorisch. Ein anderes Bild bot sich derweil in den Vereinigten Staaten: Mit ihrer differenzierten Bildungslandschaft und der Aussicht auf verschiedene Forschungs- wie Fördermöglichkeiten erschienen die USA gerade für psychologische Fragestellungen als »land of opportunity«¹⁷³ – wohl aber auch mit Blick auf das öffentliche Interesse gegenüber Erkundungen der Psyche. Auf die Einladung von Edward Thorndike hin, für ein Jahr als Research Associate an die Columbia University zu kommen, entschloss sich Cattell deshalb, England im Herbst 1937 zu verlassen.¹⁷⁴ Anders als geplant, kehrte er danach nicht nach Europa zurück, sondern trat eine Stelle als Associate Professor an der Clark University in Worcester, Massachusetts, an.¹⁷⁵ Cattell widmete sich in dieser Zeit vor allem der Möglichkeit einer Intelligenzprüfung mittels Symbolen, die eine sprach- und kulturraumübergreifende Testung ermöglichen sollten, und

¹⁷² Fragen der Heritabilität hatten Cattell zunächst mit Blick auf die »Intelligenz«, später aber »Temperament« interessiert. Siehe Raymond B. Cattell/J. Leslie Willson, »Contributions Concerning Mental Inheritance, I – Of Intelligence«, in: *British Journal of Educational Psychology* 8 (1938), 129–149; Raymond B. Cattell/E. Virginia Molteno, »Contributions Concerning Mental Inheritance: II. Temperament«, in: *Journal of Genetic Psychology* 57 (1940), 31–47.

¹⁷³ Siehe Cattell, *Autobiography*, 69.

¹⁷⁴ Thorndike, selbst ein Befürworter eugenischer Denkfiguren, hatte eine Professur am Teachers College der Columbia University inne und war auf Cattell durch dessen Bericht für die British Eugenics Society aufmerksam geworden. Für ein Projekt zu »Human Nature and Social Order« hatte er Fördermittel von der Carnegie Foundation eingeworben, die er für wissenschaftliches Personal nutzen konnte. Siehe Tucker, Cattell, 9–10.

¹⁷⁵ Die Universität hatte für die Institutionalisierung und Profilierung der Psychologie in den Vereinigten Staaten eine bedeutende Rolle gespielt. G. Stanley Hall, Psychologe und Gründer der American Psychological Association, war 1888 zum ersten Präsident der Universität ernannt worden, und im Rahmen der Clark Lectures hatte Sigmund Freud 1909 seine psychoanalytische Theorie einer amerikanischen Zuhörerschaft bekannt gemacht. In den späten 1920er und 1930er Jahren konnte die Institution jedoch an ihre maßgebliche Rolle, die sie für die Psychologie gespielt hatte, nicht mehr anknüpfen. Siehe Eric P. Charles, »Clark University, History of Psychology at«, in: Robert W. Rieber (Hrsg.), *Encyclopedia of the History of Psychological Theories*, New York 2012, https://doi.org/10.1007/978-1-4419-0463-8_232 (Letzter Zugriff: 29. März 2021).

positionierte sich im wissenschaftlichen Diskurs mit einer eigenen Theorie zur ›Intelligenz‹.¹⁷⁶ Nachdem es zu Konflikten mit Kollegen und der Universitätsadministration gekommen war, wechselte er auf die Einladung von Allport als Gastdozent an die Harvard University.¹⁷⁷

Mit dem Ortswechsel richtete Cattell sukzessive seinen wissenschaftlichen Schwerpunkt auf die Erforschung und Messung nicht-kognitiver psychischer Merkmale. Als erster Anknüpfungspunkt bot sich hier die in London durchgeführte Untersuchung von Temperamentsmerkmalen an, bei der die Beurteiler Testpersonen mit Blick auf ihre Ausprägung in verschiedenen Eigenschaftspaaren eingeschätzt hatten. Um sich der ›Persönlichkeit‹ anzunähern, hatte das Medium der Sprache den entscheidenden Ausgangspunkt gebildet. In ihrer Funktion als Kultur- und Wissensreservoir sollte sie das ganze Spektrum möglicher Attribute abbilden, die für die psychologische Charakterisierung herangezogen werden konnten, und damit auch etwas zugänglich machen, das sich als »personality sphere« bezeichnen ließ.¹⁷⁸ Für sein Vorhaben konnte sich Cattell praktischerweise auf eine Studie von Allport stützen, die dieser 1936 zusammen mit seinem Doktoranden Henry Odbert veröffentlicht hatte.¹⁷⁹ Allport und Odbert waren darin das Problem von »trait-names« in der psychologischen Forschung angegangen und hatten die Frage beantworten wollen, ob die Begriffe, die für die Beschreibung von Merkmalen der ›Persönlichkeit‹ herangezogen wurden, tatsächlich psychische Dispositionen und Eigenschaften markierten.¹⁸⁰ Zu diesem Zweck hatten sich die Wissenschaftler *Webster's New Unabridged International Dictionary* aus dem Jahr 1925 vorgenommen und 17.953 Begriffe extrahiert, die in der englischen Sprache genutzt wurden, um das Verhalten einer Person zu charakterisieren. In einem zweiten Schritt hatten sie die Begriffe verschiedenen Kategorien zugeordnet, wobei die »trait names« – für Allport und Odbert stabile persönliche Tendenzen, auf die Umwelt zu reagieren – in der finalen Version 4.504 Einträge umfassten.¹⁸¹ Da sich Allport und Odbert noch nicht um inhaltliche Redundanzen gekümmert hatten, beauftragte Cattell zunächst eine

¹⁷⁶ Cattell etablierte in diesem Zusammenhang den Begriff der »kulturfreien Testung«. Siehe ders., »A Culture-Free Intelligence Test. I.«, in: *Journal of Educational Psychology* 31 (1940), 161–179 sowie Raymond B. Cattell/S. N. Feingold/S. B. Sarason, »A Culture-Free Intelligence Test: II. Evaluation of Cultural Influence on Test Performance«, in: *Journal of Educational Psychology* 32 (1941), 81–100.

¹⁷⁷ Siehe John Gillis, *Psychology's Secret Genius. The Lives and Works of Raymond B. Cattell*, o. O. 2014, 2213.

¹⁷⁸ Siehe Raymond B. Cattell, »The Description of Personality. I. The Foundations of Trait Measurement«, in: *Psychological Review* 50 (1943), 559–594.

¹⁷⁹ Siehe Gordon W. Allport/Henry S. Odbert, *Trait Names. A Psycho-Lexical Study*, Princeton/Albany (New York) 1936.

¹⁸⁰ Siehe ebenda, v.

¹⁸¹ Daneben unterschieden Allport und Odbert temporäre affektive und kognitive Zustände, charakterliche Beurteilungen und eine Restkategorie von Eigenschaften zur Charakterisierung von ›Persönlichkeit‹. Siehe ebenda, 26–27.

Studentin der Literaturwissenschaften, die ihm bei der Identifikation von Synonymen behilflich war. Nach entsprechenden Diskussionen mit Kollegen konnte die Liste auf 160 Merkmale reduziert werden, zu denen im Anschluss Attribute hinzugefügt wurden, die der psychologische Fachdiskurs für bedeutsam hielt. Auch wurde sie durch Merkmale ergänzt, die Fähigkeiten oder Interessen beschrieben. Die insgesamt 171 Begriffe ergaben für Cattell eine »complete ›surface‹ of personality.«¹⁸² Um die Tauglichkeit der Liste empirisch zu überprüfen und weiter zu kürzen, wurde eine Stichprobe von Personen gewonnen, die 100 ihnen bekannte Erwachsene im Sinne ihrer Merkmalsausprägungen einschätzen sollte. Dabei wurde Wert auf eine möglichst heterogene Gruppe von Testpersonen gelegt. Insgesamt waren Cattells Assistenten mehrere Monate mit der Analyse der Daten beschäftigt. Dazu gehörte vor allem die Berechnung der Merkmalszusammenhänge, die in über 14.000 Korrelationskoeffizienten gipfelte. Damit die Ergebnisse in Augenschein genommen werden konnten, wurde die zu Papier gebrachte Matrix auf einem über vier Quadratmeter großen Tisch auf dem Dachboden des Instituts ausgelegt.¹⁸³ Über die synoptische Betrachtung, die ganz auf die Sehleistung setzte, sollten in einem weiteren Schritt Eigenschafts-Mengen identifiziert werden, die aufgrund ihrer hohen Zusammenhänge auch als singuläre Variable betrachtet werden konnten. Zu diesem Zweck führte Cattell eine Cluster-Analyse durch, in die nur solche Korrelationen eingingen, die eine bestimmte Ausprägung erreichten und damit das Ähnlichkeitskriterium erfüllten. Zutage traten knapp 60 Gruppierungen mit jeweils eng verbundenen Attributen, die von insgesamt 135 Merkmalen gespeist wurden. Die auf diese Weise statistisch sichtbar gewordenen Strukturen in der Datenmenge gaben jedoch keine Auskunft über die ihnen zugrundeliegenden Faktoren. Cattell selbst hatte bis dato noch keine vollständige Faktorenanalyse ausgeführt, nahm aber das Material dazu zum Anlass.¹⁸⁴ Mit Unterstützung von seinen Forschungsassistenten und methodisch versierten Kollegen orientierte er sich dabei an Thurstones Modell der Multiplen Faktorenanalyse, das auf eine Einfachstruktur im Sinne eines gut interpretierbaren Musters abzielte.¹⁸⁵ Die begrenzten personellen und zeitlichen Ressourcen ließen es jedoch nicht zu, alle zuvor identifizierten Merkmalshäufungen in die Analyse einzubeziehen. Um eine ökonomischere Ausgangssituation herzustellen, wurden deshalb kleinere und weniger stabil erscheinende Cluster ausgeschlossen. Cattell gruppierte die Eigenschafts-Mengen mit starker inhaltlicher Überlappung zu einem

¹⁸² Siehe Raymond B. Cattell, »The Description of Personality: Basic Traits Resolved into Clusters«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 38 (1943), 476–506, hier 486.

¹⁸³ Siehe Tucker, Cattell, 33 sowie Gillis, *Genius*, 2355 f.

¹⁸⁴ Der Vorgang wurde genau beschrieben in Raymond B. Cattell, »The Description of Personality: Principles and Findings in a Factor Analysis«, in: *American Journal of Psychology* 58 (1945), 69–90.

¹⁸⁵ Unterstützung erhielt er von dem Statistiker Truman L. Kelley von der Harvard School of Education und John Karlin, der bei Thurstone promoviert worden war. Siehe Gillis, *Genius*, 2434, 2451.

gemeinsamen Kern, darüber hinaus fanden nur solche Gruppierungen Eingang in die Berechnung, die sich schon durch frühere Forschungen bestätigt hatten. Trotz der Reduktion sollte das Material immer noch die meisten Faktoren, die in der »personality sphere« in Erscheinung treten würden, abbilden. An der empirischen Überprüfung nahmen 208 männliche Probanden unterschiedlicher Berufe teil. Neben Bekannten aus Cambridge und Boston handelte es sich vor allem um Armeemitglieder, die ein spezialisiertes Ausbildungsprogramm der Universität absolvierten. Aufgeteilt in Gruppen, wurden die Männer sodann von zwei Beurteilern mit Blick auf die Merkmale in eine Rangordnung gebracht. Nach der Erhebungsphase wurden zunächst separate Korrelationsberechnungen für jede Gruppe durchgeführt. Über die Mittelwertbildung der Koeffizienten konnte eine einheitliche Korrelationsmatrix gebildet werden, die wiederum als Ausgangspunkt der Faktorenbestimmung diente. Der Umfang des Materials zog eine mehrere Monate dauernde Rechenarbeit nach sich, die sich über zahlreiche Zwischenschritte sukzessive zu den Ladungsmustern vortastete und von Cattell mit großer Spannung erwartet wurde.¹⁸⁶ In den ersten Wochen des Jahres 1944 konnte die Extraktion der Faktoren schließlich abgeschlossen werden. Dabei zeigte sich, dass wesentlich mehr Faktoren als gedacht nötig waren, um die Matrix zu erklären. Die Folgemonate, die Cattell an der Duke University verbrachte, um dort in einem Ausbildungsprogramm der Navy zu unterrichten, standen deshalb ganz im Zeichen der Rotation der Datenmatrix.¹⁸⁷ Thurstones Modell der Einfachstruktur bildete dazu die zentrale Referenz. Um den Einfluss möglicher Voreingenommenheiten im Umgang mit den Daten zu minimieren, wurden sämtliche Variablen mit Nummern versehen, nicht aber inhaltlich gekennzeichnet. Letztlich konnten 12 Primärfaktoren aus den Daten abgeleitet werden, denen Cattell die Buchstaben A bis L zuwies.¹⁸⁸ Mit ihren Namen, die ihnen im Anschluss aufgrund ihrer in-

¹⁸⁶ Als ausgebildeter Chemiker bildete der Arbeitsprozess von Pierre und Marie Curie dann auch für Cattell den passenden Vergleich, um seine Erwartung zu beschreiben: »Gradually through the fall and winter of '43 the precious numbers began to appear which constituted the long sought factor loadings. They were still short of meaningfulness, for »rotation« was necessary to the final interpretation; but I looked at them as the Curies must have looked at the last few concentrations from their vast matrix of pitchblende. Order was beginning to be glimpsed out of chaos.« Zitiert nach Gillis, *Genius*, 2457.

¹⁸⁷ Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht die autobiographischen Erinnerungen Cattells, die, gespickt mit militärischen Metaphern, die letzten Arbeitsschritte als heroischen Kampf im Dienste der Wissenschaft verklärten: »That period I rarely finished at the lab before midnight. [...] I had graduate student assistants [...] and these lieutenants would come running to me with their initial solutions and moves, while I sat at my desk, like some general in a battle, coordinating the attack. I recall particularly that I wrestled night after night with the »D hyperplane« that put up a resistance longer than any other. I felt as exhausted after five hours of continuous mathematical improvisation and calculation as if I had been physically wrestling.« Zitiert nach ebenda, 2583.

¹⁸⁸ Dabei handelte es sich um bipolare Faktoren wie »Cyclothymia v. Schizothymia«, »Emotionally Mature Stable Character v. Demoralized General Emotionality« oder »Domi-

haltlichen Ausrichtung zugewiesen wurden, lehnten sie sich einerseits an wohl-bekannte Konzepte an, deren psychometrische Erschließung wie im Falle von »Schizothymia v. Cyclothymia« im Fachdiskurs diskutiert wurde. Darüber hinaus entwickelte Cattell neue Begrifflichkeiten, die durch ihre Kombination mit bekannten psychologisch-psychiatrischen Konzepten bestimmte Teilaspekte in den Vordergrund rückten, mit ihren außergewöhnlichen Formulierungen aber zugleich von den üblichen Konventionen abwichen. Die distinkte investigative Praxis, die Cattell für sich reklamierte, fand ihren Niederschlag damit auf mehreren Ebenen und machte auch auf der sprachlichen Ebene einen Unterschied.

Im Herbst desselben Jahres berichtete auch die *New York Times* über Cattells Wirken und seinen mathematisch anspruchsvollen Zugang zur Bestimmung von »Persönlichkeit«. ¹⁸⁹ Der Artikel, der inmitten der Wahlkampf vorbereitungen für die 44. Präsidentschaftswahl veröffentlicht wurde, pries die Anwendung von Cattells Verfahren zur psychologischen Vermessung der Kandidaten politischer Ämter an. Eine wissenschaftliche Diagnose ihrer »Persönlichkeit« würde Wählerinnen und Wähler Hinweise darauf geben, was sie später von ihnen im Amt erwarten könnten und somit eine wichtige Entscheidungsgrundlage liefern. Cattells »komplizierte Prozedur namens Faktorenanalyse« wurde dazu anhand zweier fiktiver Analysen des amtierenden Präsidenten Franklin D. Roosevelt und seines republikanischen Herausforderers Thomas E. Dewey illustriert. ¹⁹⁰ Mit einem »kryptischen Formular« von ».9w .8g .4f .4p .8c« und ».9w .7g .3f .6p .4c« wurden beiden Politikern spezifische Zahlen- und Nummernkombinationen zugewiesen – mit weitreichenden psychologischen Implikationen, wie der Wissenschaftsjournalist Waldemar Kaempffert betonte: »This jumble of numbers and letters, translated into English, becomes a psychological portrait of the personalities of Mr. Roosevelt and Mr. Dewey. It indicates their differences in temperament, sense of humor, mental capacity and rigidity.« ¹⁹¹ Der Artikel hob darauf ab, dass sich »Persönlichkeit« mit dieser Hilfe in eine einfache Formel übersetzen ließe, die sodann die Grundlage für wichtige Entscheidungen und Prognosen in Politik, Wirtschaft und Industrie bilden könnte. Wurde mit diesen Formulierungen die Zukunftsvision einer modernen Gesellschaft aufgerufen, die sich durch den geschickten Einsatz humanwissenschaftlicher Psychotechniken effizient regulieren und gestalten ließ, hob Cattell mit einer vorgreifenden anachronistischen Überlegung auf die potenziell weltpolitische Bedeutung seines mathematisch begründeten Verfahrens ab: »Cattell thinks that if his system had been applied in Germany, »maybe

nance (Hypomania) v. Submissiveness«. Siehe Raymond B. Cattell, »Interpretation of the 12 Primary Personality Factors«, in: *Character and Personality* 13 (1944), 55–90, hier 81–83.

¹⁸⁹ Siehe Waldemar Kaempffert, »A Psychologist Develops a Scientific Method for the Appraisal of Personalities«, in: *New York Times* November 5 (1944), Review of the Week Editorials, Column, E9.

¹⁹⁰ Siehe ebenda, Übersetzungen vom Verfasser.

¹⁹¹ Siehe ebenda.

Hitler would never have got past the clinical psychologist.«¹⁹² Der Journalist der *New York Times* und Cattell waren mit Blick auf die Psychologie ganz einer Meinung: Gestände man ihr nur die Rolle zu, würden ihre wissenschaftlich abgesicherten Erhebungsverfahren und Techniken der Datenanalyse zu einer besseren Gesellschaft, ja, vielleicht sogar zu einer besseren Welt, beitragen.

6.2.2 »The Description and Measurement of Personality«

Cattells konzentrierte Hinwendung zum Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ war auch in der Idee zu einem Buchprojekt gemündet, dessen Manuskript seit dem Gastaufenthalt in Cambridge stetig vorangeschritten war. Die Fertigstellung der Monographie, die Cattell schließlich unter dem Titel *The Description and Measurement of Personality* publizierte, erfolgte im Frühjahr 1945.¹⁹³ Ihren Platz fand die Veröffentlichung in Lewis M. Termans »Measurement and Adjustment Series«, die sich mit Publikationen zur Psychodiagnostik und zu schulpsychologischen Fragestellungen hervorgetan hatte. Das Buch präsentierte die bis dato durchgeführten faktorenanalytischen Studien in gebündelter Form, diente für Cattell jedoch insbesondere als methodologische Scharfstellung seines Ansatzes, der wiederum als deutliche Kritik an dem epistemologischen und theoretischen Status der Persönlichkeitsforschung formuliert war. Mit *The Description and Measurement of Personality* wollte sich Cattell als Vorreiter einer psychologischen Forschung positionieren, die ihr Vorbild in naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaften wie der Chemie und der Physik fand. Vor allem aber plädierte er für eine grundlegende Neuausrichtung der Forschungsanstrengungen auf dem Gebiet der ›Persönlichkeit‹. Bereits das Vorwort stimmte auf eine kritische Sicht auf die gegenwärtige Forschungslage ein: »Because of the great importance of an understanding of personality to so many human interests – medical, religious, political, educational – some personal, some practical, some purely scientific – one would imagine that research on this subject, despite its difficulties, would be pursued with great intellectual vigor and substantial popular support. Because of its intrinsic scientific fascination one would imagine that the best minds of our generation would be found at work on it and that elementary blunders would rarely have any role in the rhetorical formulations. Neither of these suppositions is confirmed by the present state of the subject.«¹⁹⁴ Den wahrgenommenen Mangel nahm Cattell zum Anlass, das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ als zentrale Kategorie der humanwissenschaftlichen Forschung und Intervention zu positionieren. Sie bildete für ihn das Scharnier, an dem die einzelnen Teilgebiete der psychologischen Wissenschaften nicht vorbeikämen.¹⁹⁵ Trotz dieser herausragenden Be-

¹⁹² Siehe ebenda.

¹⁹³ Siehe Cattell, *Description*.

¹⁹⁴ Siehe ebenda, iii.

¹⁹⁵ Siehe dazu auch das kurze Zeit später veröffentlichte Lehrbuch, das sich an Studie-

deutung wäre der Gegenstand bislang nur unzureichend wissenschaftlich in den Blick genommen worden. Die Kritik, die Cattell in der Folge formulierte, richtete sich sodann an alle Bereiche der psychologischen Auseinandersetzung: »Although the endless variety and colorfulness of human personality intrigue the artist and challenge the ingenuity of the scientist who function together harmoniously in the mind of any good psychologist, many psychometrists have nevertheless fled from this richness of human nature as from some fearsome incubus. They have left reality to the novelist, and escaped into the cloistered order of the laboratory, where the husk of measurement may be exhibited even when the kernel is lost. Some experimentalists have thus gained what is really a barren scientific victory either by maneuvering themselves into false assumptions about human nature, or at the price of relinquishing three fourths of the wide domain of human behavior.«¹⁹⁶ Neben psychometrisch oder experimentell arbeitenden Kolleginnen und Kollegen, denen Cattell vorwarf, den Blick für das Wesentliche verloren zu haben, wurde auch die Praktische Psychologie mit ihren zahlreichen Testverfahren kritisiert: »These meticulous procedures may impress the general public indefinitely; yet for the most part they are not science. Essential investigation of the foundations on which these pseudomeasurements are supposed to depend for their scientific validity, and even for their practical commercial efficiency in terms of time and money, appears to be nobody's responsibility.«¹⁹⁷ Die dritte Gruppe, mit der Cattell ins Gericht ging, begnügte sich mit dem bloßen Postulat von Merkmalen, Syndromen oder Typen der ›Persönlichkeit‹, lehnte aber Wissenstechniken wie die Experimentalmethode ab und behinderte auf diese Weise ernsthafte Forschungsbemühungen.¹⁹⁸ Vor allem monierte Cattell, dass die Psychologie voreilig grundlegende Fragen der Deskription und Messung ihrer Forschungsgegenstände hinter sich gelassen hätte. Fortschritte wären deshalb kaum erzielt worden. Die Psychometrie wollte Cattell nun in die Pflicht nehmen, sich über ihre Gegenstände und methodischen Herangehensweisen zu verständigen: Dringenden Bedarf gäbe es nicht an den ohnehin schon zahlreichen Skalen, Fragebogen oder Tests, sondern an einer Verständigung über die zu messenden Konzepte und ihrer Begrifflichkeiten. Auf einer noch fundamentalen Ebene positionierte sich Cattell auch kritisch zu den Praktiken der Messung innerhalb der Psychologie und ihrem konzeptuellen Verständnis: »Whenever the psychologist describes a function with one noun – e.g., a mental set, reaction time, the super ego, frustration tolerance – he implies that he deals with some kind of unity.«¹⁹⁹ Das einfache Postulat einer solchen Einheit wollte Cat-

rende wendete: Raymond B. Cattell, *Personality, A Systematic, Theoretical, and Factual Study*, New York 1950, 1–2.

¹⁹⁶ Siehe Cattell, *Description*, 1.

¹⁹⁷ Siehe ebenda, 3.

¹⁹⁸ Siehe ebenda, 2.

¹⁹⁹ Siehe ebenda, 72.

tell so nicht gelten lassen. Auch wenn sie für sich selbst methodologische Überlegenheit reklamierte, teile die Experimentalpsychologie damit letztlich ein grundlegendes Problem der Psychiatrie: Das Stigma, die postulierten Einheiten *per fiat* ansetzen zu müssen, weil es sich nicht um physikalische Maße handelte.²⁰⁰ Cattells Monographie trat deshalb dazu an, die epistemologischen und methodologischen Grundlagen psychologischer Forschung und Praxis neu zu justieren. Dies sollte im Hinblick auf zwei zentrale Operationen – die Beschreibung und die Messung von ›Persönlichkeit‹ – geschehen. Zu diesem Zweck bedurfte es avancierten statistischen Methodenwissens, weil statistische mit experimentellen Verfahren eine Allianz eingehen mussten. Eine vollständige Definition, was ›Persönlichkeit‹ wäre, stand für Cattell jedoch nicht am Beginn des Vorhabens, sondern schien sogar hinderlich: »If anything can be fully defined, it is pointless to investigate it. In the present instance we have only to describe the *fields of phenomena* which we set out to understand. While doing so, if we use the term ›personality‹ at all, it is to be understood in a common dictionary sense.«²⁰¹ Allgemeine Konventionen im Verständnis von ›Persönlichkeit‹ wie auch die in der Psychologie verbreiteten Begriffssysteme bildeten somit den Ausgangspunkt für die konzeptuelle Scharfstellung. Obgleich Cattell zunächst keine positiv ausformulierte Definition des Wissensobjekts anbieten wollte, entwickelte er im Verlauf jedoch ein komplexes, mehrere Ebenen umfassendes Modell, bei dem einfachere statistische Verfahren wie die Korrelationsberechnung, aber auch komplexere Prozeduren wie die Cluster- und die Faktorenanalyse, zentrale epistemische Funktionen einnahmen. Die fundamentale Analyseeinheit bildete dabei der Begriff des »trait«. Das Konzept hatte in den letzten Jahren große Aufmerksamkeit im Diskurs um die Messung von ›Persönlichkeit‹ bekommen, entbehrte aber einer allgemeinen Definition. Wie bereits Eysenck orientierte sich Cattell in seiner Fassung des »trait«-Begriffs an einer behavioristischen Lesart, die auf die Bedeutung von Verhaltens- und Reaktionsweisen setzte. In einer allgemeinen Operationalisierung erschien ein »trait« somit als »a collection of reactions or responses bound by some kind of unity which permits the responses to be gathered under one term and treated in the same fashion for most purposes.«²⁰² Der Realitätsgehalt eines »trait« hing letztlich von den beobachtbaren Verhaltenselementen und ihrer Musterbildung ab. Wenn sich die Elemente im Sinne des postulierten Musters verhielten, wäre dies Grund genug, von der Existenz des »traits« oder des identifizierten Typs auszugehen – die Einheiten bewegten sich zusammen und konstituierten damit eine beschreibbare Entität.²⁰³ Das »trait«-Konzept wollte Cattell jedoch nicht auf einer allgemeinen

²⁰⁰ Siehe ebenda.

²⁰¹ Siehe ebenda, 15. Hervorhebung im Original.

²⁰² Siehe ebenda, 61.

²⁰³ Siehe dazu auch Cattell, *Personality. A Systematic, Theoretical, and Factual Study*, 9–10.

Ebene belassen, sondern inhaltlich feiner differenzieren. Dabei unterschied er zwischen »unique traits« und »common traits«, wobei sich letztere auf allgemeine Tendenzen beziehen sollten, die kulturell üblich wären und als bedeutsam erachtet würden. Der Idee einer hierarchischen Struktur folgend, die zunehmend an Abstraktionsniveau gewann, differenzierte Cattell »common traits« – für ihn die zentrale Einheit der Beschreibung der ›Persönlichkeit‹ – darüber hinaus in »surface traits« und »source traits«. Erstere markierten Eigenschaften an der Oberfläche der ›Persönlichkeit‹ und sollten in vielfacher Form anzutreffen sein. Im Sinne eines Syndrom- oder Clustermodells ging Cattell auch davon aus, dass die »surface traits« hohe Korrelationen untereinander aufweisen würden. Auf der Ebene von Clustern zu verbleiben und diese als »surface traits« zu bestimmen, empfand er jedoch als unzureichend, zumal sie sich nicht immer klar separieren oder in ihren Grenzen bestimmen ließen.²⁰⁴ Die fundamentalere Analyseeinheit der »source traits« war für Cattell von größerer analytischer und struktureller Bedeutung.

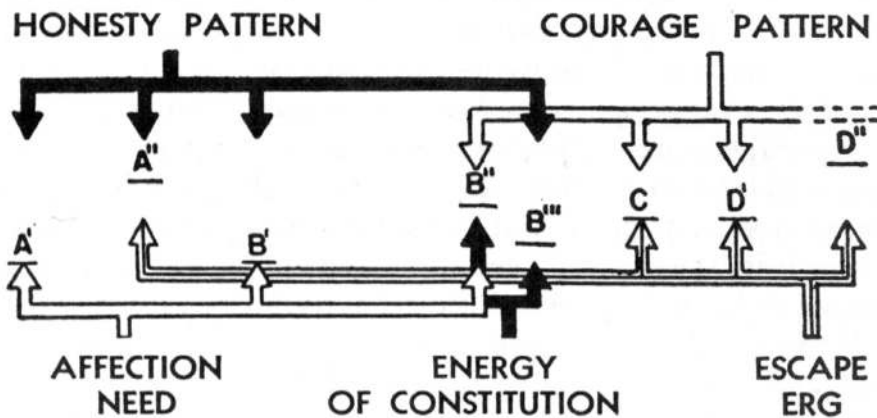
Zur Veranschaulichung wartete die Monographie mit einer diagrammatischen Darstellung auf, die die Beziehung von Clustern, Faktoren und »trait«-Elementen visualisierte (Abb. 6.4).²⁰⁵ Die Reihe mit den durch Buchstaben gekennzeichneten Ausschlägen markierte hierbei acht umschriebene Verhaltensweisen, die zuvor gemessen worden waren. Cattell verglich diese »trait elements« mit unterschiedlich farbigen Fäden eines Teppichs und den individuellen Pinselstrichen auf einem Bild.²⁰⁶ Der Anzahl dieser Elemente war keine Grenze gesetzt, sie hing letztlich von der Zielsetzung und dem Präzisionswillen der psychometrischen Untersuchung ab. Der kontinuierliche Verhaltensstrom ließ sich nach Bedarf immer feinteiliger untergliedern und konnte dank der Faktorenanalyse – so Cattells Hoffnung – ökonomisch bestimmt werden. Initial war es jedoch ausreichend, relativ vage Anhaltspunkte zu verwenden, die sich dann sukzessive verfeinern ließen, bis solche mit einer hohen Ladung auf dem interessierenden Faktor gefunden wurden. Die Varianz in den Verhaltensweisen sollte auf eine Kombination verschiedener Faktoren zurückzuführen sein, die Cattell in seinem Diagramm durch Pfeile markierte. Die verschiedenen »source traits« (zum Beispiel »Affection Need«) wirkten wiederum auf die Ausprägung konkreter Verhaltensweisen ein. Zusätzlich differenzierte Cattell zwischen zwei grundlegenden Faktoren, die sich in der Musterbildung der gemessenen »trait elements« niederschlugen: in der Umwelt lokalisierte und damit von außen wirkende »source traits« – »environmental-mold traits« genannt – sowie im Individuum selbst verortete Merkmale, die Cattell als »constitutional traits« bezeichnete. Die Länge der eingezeichneten Pfeile veranschaulichte in der Darstellung

²⁰⁴ Siehe Cattell, *Description*, 86.

²⁰⁵ Siehe ebenda, 83.

²⁰⁶ Siehe ebenda, 89.

SOCIAL AND PHYSICAL PRESSURES AND DEMANDS



CONSTITUTIONAL PATTERNS IN THE ORGANISM

Definition of trait elements.

- | | |
|--|--|
| A'. Respecting property of friends. | B'''. Avoiding exaggeration in relating stories. |
| A''. Respecting property of strangers. | C. Facing physical dangers. |
| B'. Being truthful to friends. | D'. Keeping one's head in emergencies. |
| B''. Being truthful to strangers. | D''. Magnitude of vegetative n. s. response in fear. |

Abb. 6.4: Cattells diagrammatische Darstellung der Beziehung von Clustern, Faktoren und »trait«-Elementen.

das Ausmaß, mit dem die Varianz eines »trait« durch diese äußeren oder inneren Quellen bestimmt würde.

Das logisch aufgebaute Modell von »Persönlichkeit«, das Cattell in seiner Monographie entworfen hatte, entpuppte sich in der Summe als komplexes System, das von multidimensionalen Wirkfaktoren und Einflussgrößen strukturiert wurde. Die Komponenten beeinflussten sich in dieser Konzeption wechselseitig. Ausgehend von konkreten Reaktionen und Verhaltensweisen ging es Cattell darum, unter ihnen gleichgerichtete Muster von »trait unities« zu identifizieren und sichtbar zu machen: »Any particular response habit, behavior item, or *trait element* can be employed as a necessary element in defining or measuring traits of many different kinds – indeed, of all kinds.«²⁰⁷ Das Verhalten in seinen

²⁰⁷ Siehe ebenda, 88.

mannigfaltigen Elementen bildete damit den Ausgangspunkt, um zu abstrakteren Ebenen der Organisation von ›Persönlichkeit‹ vorzudringen. Der Statistik kam hierbei die Rolle der zentralen epistemischen Methode zu: Einzelne Eigenschaftselemente galt es solange mathematisch miteinander zu korrelieren, bis diejenigen identifiziert waren, die in jeder möglichen Kombination positiv miteinander zusammenhingen.

Auch die Erfassung von Merkmalen jenseits der Hauptachsen der ›Persönlichkeit‹ war für Cattell bedeutsam. Auf der Eigenschaftsebene zählten dazu die Konzepte der »dynamic traits« und »unique traits«, die in Cattells Modell auf derselben Ebene wie »common traits« angeordnet waren.²⁰⁸ Erstere sollten sich dabei auf Eigenschaften beziehen, die in Abhängigkeit von äußeren Stimuli und inneren physiologischen Bedingungen variierten. Dazu gehörten grundlegende Triebstrukturen und Bedürfnisse, genauso wie erworbene Interessen, Einstellungen und Stimmungen. Als Visualisierung wählte Cattell hier eine abstrakte diagrammatische Darstellung, bei der zwei Individuen nebeneinander abgetragen wurden (Abb. 6.5).²⁰⁹ Die Struktur, die optisch an ein Baumdiagramm erinnerte, nahm

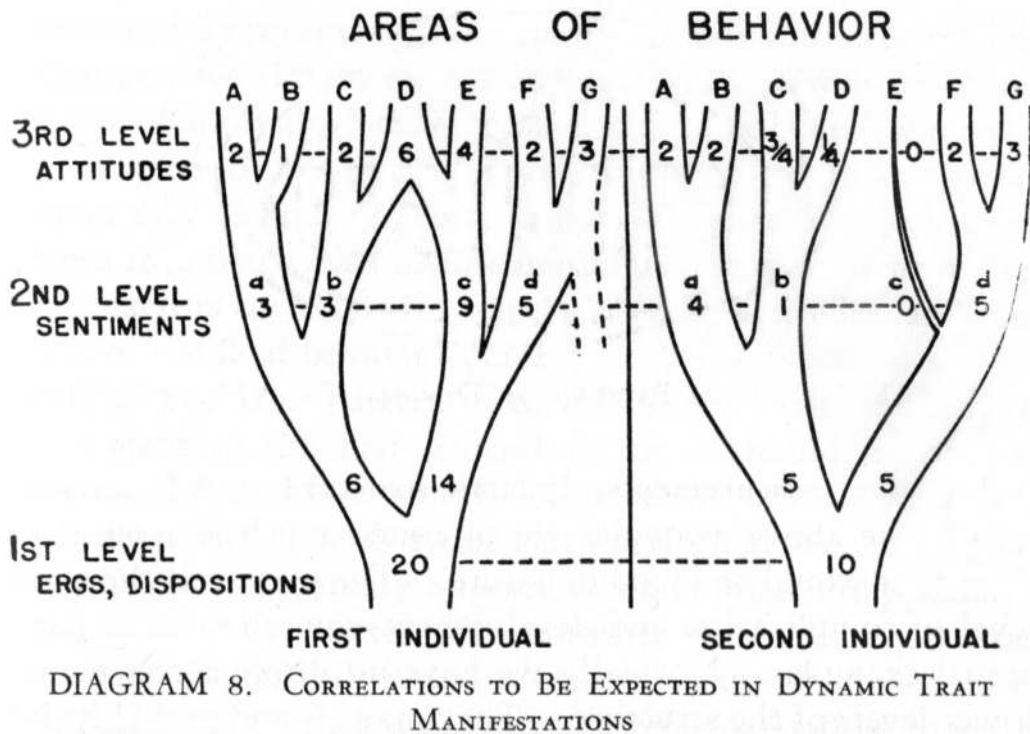


Abb. 6.5: Zwei Individuen und die in ihnen zum Ausdruck kommenden Merkmalsmanifestationen.

²⁰⁸ Siehe ebenda, 105 f. und 116 f.

²⁰⁹ Siehe ebenda, 109.

ihren Ausgangspunkt auf der fundamentalen Ebene von »Ergs, Dispositions«. Cattell zeichnete ab, wie sich ein individuell unterschiedlich stark ausgeprägter »basic drive« (zum Beispiel der Sexualtrieb) von dieser ersten Ebene ab im Verlauf immer differenzierter verzweigte, bis er auf der dritten Ebene der Einstellungen Ausdruck in einer Reihe charakteristischer Interessen (A, B, C, D, E, F, G) fand. »Unique traits« markierten wiederum Eigenschaftsmuster, die für die Person ein absolutes oder relatives Alleinstellungsmerkmal darstellten. Diese Eigenschaften jenseits der Hauptachsen sah Cattell als wichtige Bezugsgrößen der Psychometrie an, um eine holzschnittartige Charakterisierung von ›Persönlichkeit‹ zu vermeiden: »A psychometry which ignored individual, unique traits would not only be one addicted to crude outlines of personality but also would miss the very flesh on the skeleton outline constituted by common traits.«²¹⁰ Die individuelle Organisation von ›Persönlichkeit‹ ergab sich aus dieser Warte gerade aus der spezifischen Kombination dynamischer und allgemeiner Eigenschaften. Statistisch formuliert, handelte es sich um eine konkrete Konstellation von Faktoren: »Any set of actual trait element quantities can be reproduced by a particular combination of factors, and every individual is a unique combination of factors.«²¹¹ Das prinzipielle Vorgehen erforderte letztlich eine groß angelegte, iterative Suchbewegung, die über eine allmähliche Annäherung unter der Verwendung bestimmter Orientierungspunkte immer präziser werden sollte, bis fein differenzierte »trait elements« mit entsprechend hohen Faktorenladungen identifiziert werden konnten.²¹² Wie Eysenck mit Blick auf seine statistische Methode der Kriteriumanalyse beschrieben hatte, vollzog sich die laborgestützte Erforschung von ›Persönlichkeit‹ im Sinne Cattells auch in einer kreisförmig angelegten, tastenden Bewegung, die auf die Feinjustierung der anvisierten Elemente abzielte. Beide Wissenschaftler kamen darin überein, dass es der prekäre Zustand der Forschung erforderte, pragmatisch an einem verfügbaren Ausgangspunkt anzusetzen, von dem aus dann eine systematische Erschließung ihre Bahnen ziehen konnte. Dass diese Suche nach greifbaren Einheiten nicht fundamental anders verlief als in der Physik oder der Biologie, wurde von Cattell als Legitimierung der eigenen Praxis hervorgehoben: »Wholeness and unity can be found by proceeding far enough in either direction – downward to the cell and the electron, upward to the star or the organism. One can achieve some sort of consistent atomicity in the trait element that is so narrow as to be covered by a single measurement or in the organic functional unity of the broad factor or syndrome.«²¹³

²¹⁰ Siehe ebenda, 116.

²¹¹ Siehe ebenda, 118. Hervorhebung im Original.

²¹² Siehe ebenda, 124.

²¹³ Siehe ebenda, 125–126.

Auf einer praktischen Ebene warf dies die Frage nach verfügbaren, aber auch wünschenswerten Instrumenten auf, die für diesen Such- und Konstruktionsprozess zurate gezogen werden konnten. Nach Cattell ließen sich psychologisch relevante Daten über verschiedene Medien gewinnen, die sich jedoch in ihrer epistemologischen Qualität und Güte deutlich voneinander unterschieden. Unter der ersten Quelle, »BR Data«, fasste Cattell Medien der Verhaltensbeurteilung und Messungen in konkreten Alltags- beziehungsweise Lebenssituationen zusammen. Die weit verbreiteten Selbstauskunftsinstrumente in der Form von Fragebogen und Skalen bildeten die Kategorie der »Q-Data«. Als dritte Kategorie verwies er auf »objektive« Tests«, die es erforderten, dass die Probandinnen und Probanden in konkreten Situationen agierten (»O-Data«). Wie auch Eysenck sprach Cattell diesem letzten Medium das größte Potenzial zu, wenn es um den Anspruch einer möglichst unverzerrten, genuin wissenschaftlichen Diagnose von »Persönlichkeit« ging. Jedoch markierte diese Kategorie diejenige, der in der Forschung bislang am wenigsten Raum zugesprochen worden war. Da »objektive« Maße gegenwärtig nur eng umschriebene Funktionen in speziellen Bereichen erfassen könnten, prognostizierte Cattell, dass es noch lange dauerte, bis sie ein ausreichend breites Spektrum von Aspekten der »Persönlichkeit« messen würden – trotz ihrer überlegenen Zuverlässigkeit im Vergleich zu den anderen Medien der Datengewinnung. »Objektive« Maße würden sich deshalb wohl zunächst im Kontext von Rating-Verfahren entwickeln, denen die Funktion von Gerüsten und Hilfskonstruktionen zukäme.²¹⁴ Die Beurteilungsverfahren erschienen damit als Etappe, die aus forschungspragmatischen Gründen notwendig war, letztlich aber nur einen Zwischenschritt zum Desiderat der »objektiven« Tests markierte. In der Monographie gewann auf diese Weise eine zentrale Forschungsidee an Kontur, die an dem verfügbaren Methodenarsenal ansetzte, diesem aber durch seine geschickte Kombination zu einem neuen epistemologischen Status verhelfen sollte. Mit- und gegeneinander eingesetzt, erschien durch die statistische Verkoppelung verschiedener Medien der Datengewinnung eine Scharfstellung möglich, die nicht nur die Ebene der Deskription, sondern auch die Messung selbst von »Persönlichkeit« betraf. Die konkrete Umsetzbarkeit eines solchen Ansatzes wollte Cattell auch in *The Description and Measurement of Personality* erproben. Neben den grundlegenden theoretischen und konzeptuellen Überlegungen zum Wissensobjekt »Persönlichkeit« widmete sich die Monographie deshalb ausführlich der mathematischen Analyse am Beispiel empirischer Studien, die sich wiederum auf spezifische Testverfahren gestützt hatten. Mit dem Ziel, weitere Aufklärungsarbeit auf der Ebene der »personality sphere« zu leisten, knüpfte Cattell hier an seine erste groß angelegte Studie an, die er noch zu seiner Zeit in Cambridge initiiert hatte.²¹⁵ Auf Basis eines Korpus von

²¹⁴ Siehe ebenda, 212. Hervorhebung im Original.

²¹⁵ Siehe ebenda, 469.

mehreren hundert Studien nahm sich Cattell verschiedene Medien der Datengewinnung vor, um diese hinsichtlich der in ihnen in Erscheinung tretenden ›traits‹ zu analysieren. Den Ausgangspunkt bildeten zunächst Verhaltensbeurteilungen, darauf folgten klassische Selbstauskunftsmaße und zuletzt die von Cattell für zentral gehaltenen ›objektiven‹ Tests, von denen es zumindest ein paar gab, die sich praktisch erprobt hatten. Ließ sich ein Faktor der ›Persönlichkeit‹, der in einem Testmedium identifiziert worden war, auch in der Konstellation mit den anderen Medien der Datengewinnung ausmachen, spräche dies für seine Geltung. Verbunden war damit die Idee, dass sich über die unterschiedlichen Erhebungsmethoden hinweg die fundamentalen Faktoren der ›Persönlichkeit‹ stabilisieren lassen sollten. Die Substantialisierung von ›Persönlichkeit‹ erfolgte somit über die Kombination verschiedener Medienformate: Miteinander in Beziehung gebracht, sollte in ihnen letztlich ein stabiles Muster von umschriebenen Merkmalen sichtbar werden, das die ›Persönlichkeit‹ in ihren verschiedenen Faktoren zum Vorschein brachte. Die noch auf Beurteilungsmaße setzende Studie aus Cambridge bildete dazu das Testgerüst. Dabei zeigte sich im Verlauf der Analyse, dass sich trotz der nun berücksichtigten Medien der Datengewinnung nichts an dem Ausgangsbefund änderte: Über die einzelnen Medien hinweg wurden zwölf bipolare »source traits« der ›Persönlichkeit‹ identifiziert, die ein breites Spektrum von Merkmalsbereichen abdeckten. Neben klinischen Aspekten, zu denen beispielsweise wieder das Merkmal »Cyclothymia vs. Schizotyhmia« gehörte, umfassten die »source traits« auch das kognitive Vermögen wie die ›Intelligenz‹, diverse affektive Charakteristika, die um die Stimmungslage und die emotionale Stabilität kreisten, aber auch Aspekte der Sozialkompetenz, die zum Beispiel in dem Merkmal »Trained, Socialized, Cultured Mind vs. Boorishness« anklangen.²¹⁶

6.2.3 Medienverbände und Datenkoppelungen

Nachdem Cattell das Manuskript seines Buches im Frühjahr 1945 abgeschlossen hatte, wurde er vom War Department des Adjutant General's Office als Berater für ein Projekt angefragt, das Persönlichkeitstests für die Offiziersauswahl ent-

²¹⁶ Zu den in allen Datenbeständen hervorgetretenen »primary source traits« zählten »Cyclothymia« vs. »Schizotyhmia«, »Intelligence, General Mental Capacity« vs. »Mental Defect«, »Emotionally Mature Stable Character« vs. »Demoralized General Emotionality«, »Dominance-Ascendance (Non-euphoric Hypomania)« vs. »Submissiveness«, »Surgency« vs. »Agitated Melancholic Desurgency«, »Sensitive, Anxious Emotionality« vs. »Rigid Tough Poise«, »Trained, Socialized, Cultured Mind« vs. »Boorishness«, »Positive Character Integration« vs. »Immature, Dependent Character«, »Neurasthenia« vs. »Vigorous, ›Obsessional Determined‹ Character«, »Hypersensitive, Infantile Sthenic Emotionality« vs. »Phlegmatic Frustration Tolerance« und »Surgent Cyclothymia« vs. »Paranoia«. Siehe ebenda, 479–495.

wickeln sollte. Das Angebot war aus zwei Gründen attraktiv: Einerseits hatte Cattell weiterhin keine Aussicht auf eine Anstellung, nachdem sich sein Gastaufenthalt in Durham zum Ende neigte. Zum anderen bot das Projekt die Chance, sich intensiv mit den Möglichkeiten einer verfahrensgestützten Diagnose von ›Persönlichkeit‹ zu beschäftigen. Das Desiderat der ›objektiven‹ Tests sollte dabei im Zentrum stehen. Die Verfahren sollten nicht nur konzeptuell entwickelt, sondern auch gleich an stationierten Soldaten aus Fort Benning, Georgia, überprüft werden. In einem Zeitraum von drei Monaten entwarf Cattell deshalb eine Vielzahl diagnostischer Testsituationen.²¹⁷ Das Projekt konnte vor dem Kriegsende jedoch nicht abgeschlossen werden, sodass letztlich die finale Datenanalyse trotz der guten personellen und computertechnischen Infrastruktur ausbleiben musste. Enttäuscht vom Abbruch des Projekts und der nicht erfolgten Auswertung, bot sich für Cattell aber bald eine dauerhafte Beschäftigung: Im selben Jahr erhielt er den Ruf auf eine neu eingerichtete Forschungsprofessur an der University of Illinois, die mit dem Angebot einherging, ohne administrative Verpflichtungen oder Lehrdeputat verbunden zu sein. Dazu wurden ihm in Urbana eigens vier Räume für die Laborforschung eingerichtet, zudem konnte er auf Hilfskräfte und Sekretariatsunterstützung zurückgreifen.²¹⁸ Die eigene Forschungseinheit, der Cattell den vielsagenden Namen »Laboratory of Personality Assessment and Group Behavior« gab, sollte sich ganz der Identifikation zentraler Faktoren der ›Persönlichkeit‹ widmen und wissenschaftlich fundierte Testverfahren entwickeln, die auf unterschiedlichen Medien der Datengewinnung basierten. Die Grundlage dieser Praktiken bildeten abermals Techniken der Datenanalyse, die im Labor mit einem enormen mathematischen Aufwand betrieben wurden. Kombiniert mit den großen Mengen an Testwerten, die dazu von Versuchspersonen eingeholt wurden, und den genau choreographierten Studienabläufen, entwickelten sie sich zum Sinnbild einer spezifischen Form des Strebens nach Wissenschaftlichkeit und ›Objektivität‹, das in Urbana mit einer besonderen Beharrlichkeit und Konsequenz betrieben wurde.²¹⁹

Die Resultate der bisherigen Studien nahm Cattell zum Anlass für ein Forschungsprojekt, das unter der Aufwendung aller verfügbarer Ressourcen mehrere Ziele vereinen sollte. Über die Untersuchung einer großen Stichprobe und den Einsatz eines breiten Instrumentariums sollten die bislang identifizierten Persönlichkeitsfaktoren zunächst weiter abgesichert und in ihrer Evidenz untermauert werden. Vor allem aber wollte Cattell im Nachgang der bereits in der Monographie beschriebenen Befunde weiter der Hypothese nachgehen, dass die bislang ermittelten »primary source traits« der ›Persönlichkeit‹ nicht nur in einem einzelnen Medium der Datengewinnung auftauchten. Neben dem Verhalten in

²¹⁷ Siehe Cattell, *Autobiography*, 72.

²¹⁸ Siehe Gillis, *Genius*, 2638.

²¹⁹ Siehe ebenda, 2707.

Alltagssituationen, das *in situ* beurteilt wurde, sollten auch die über Fragebogen gewonnenen »Q-Data« und die anhand von ›objektiven‹ Tests ermittelten Informationen (›OT-Data‹) Aufschluss über die »traits« der ›Persönlichkeit‹ geben. Im Rahmen einer genau konzertierten Erhebung wollte Cattell zunächst separate Faktorenanalysen der Datenbestände jedes Einzelmediums vornehmen und entsprechende Merkmale identifizieren. In einem finalen Schritt sollten sämtliche erhobene Daten sodann miteinander in Beziehung gesetzt und faktorenanalytisch geprüft werden. Damit stand die Frage der Faktorenkonvergenz über die verschiedenen Medien der Datengewinnung im Zentrum. Handelte es sich bei den bislang entdeckten Faktoren tatsächlich um »functionally unitary personality traits«, ²²⁰ wie Cattell postuliert hatte, könnte dies über ihre medienübergreifende Erscheinung abgesichert werden. Cattells Projekt war in mehrfacher Hinsicht herausfordernd: Für die Überprüfung der Hypothese bedurfte es besonders geduldiger Versuchspersonen, die in mehreren Sitzungen ein ganzes Arsenal von Prüfungen aus verschiedenen Formaten über sich ergehen lassen würden. Über den Anreiz der finanziellen Entschädigung konnten knapp 400 Studierende für das Vorhaben gewonnen werden, jedoch kam es im Verlauf der anstrengenden, etwa fünfzehnstündigen Erhebung zu einem empfindlichen Teilnahmeschwund. Da die anschließende Datenauswertung und -analyse größtenteils per Hand vorgenommen werden musste, handelte es sich darüber hinaus um ein Langzeitprojekt, dessen finale Ergebnisse auch erst in einigen Jahren zu erwarten waren.

Die Erhebung setzte mit dem Medium der Verhaltensbeurteilung ein, das durch seine besondere Stellung als Referenzrahmen und Anker für die Identifikation entsprechend bedeutungsvoller Faktoren erhielt. In einem zweiten Schritt kamen Fragebogenverfahren, im letzten Schritt wiederum ›objektive‹ Prüfsituationen zum Einsatz. Der Ablauf resultierte unmittelbar aus epistemologischen Überlegungen, die Cattell in seiner Monographie dargelegt hatte. Indem globale Verhaltensbeurteilungen den Impetus der Datenerhebung bildeten, sollte sichergestellt werden, dass hinreichend breite Merkmale in der Analyse Berücksichtigung fanden. Als inhaltliches Gerüst für die erst zu konstruierende Verhaltensbeurteilung diente die bereits identifizierte Liste von Faktoren. ²²¹ Diese sollten durch jeweils zwei Variablen Eingang in die Studie finden, die das höchste Ladungsmuster gezeigt hatten. Zusätzlich wurde eine dritte Variable aufgenommen, die mit Blick auf die Forschungslage die Essenz des Faktors – gewissermaßen seinen zentralen Kern – abbilden sollte. In der Datenmatrix erhielt sie die Stellung einer korrektiven Größe, der auf diese Weise auch eine Akteursrolle zugesprochen wurde. Wie bereits in der Monographie formuliert, sollte das destillative Vorgehen, das hier nun seine ganz konkrete und prakti-

²²⁰ Siehe Raymond B. Cattell, »Confirmation and Clarification of Primary Personality Factors«, in: *Psychometrika* 12 (1947), 197–220, hier 197.

²²¹ Für Faktor »A« bis »L« siehe auch Cattell, *Description*, 312–337.

sche Umsetzung fand, durch die sukzessive Verschaltung von Studien zu immer präziseren Ergebnissen gelangen. Zur eigentlichen »Natur« des Faktors und der Form seiner »organic trait unity« würde man schrittweise vordringen.²²² Darüber hinaus wurden weitere Variablen hinzugegeben, um Faktoren besser voneinander abzugrenzen und präziser zu definieren. Insgesamt gingen 35 bipolare Variablen in die Verhaltensbeurteilung ein.²²³ Um sicherzustellen, dass die Beurteilerinnen und Beurteiler präzise Einschätzungen vornehmen konnten, hatte Cattell Studierende gewonnen, die Bekannte aus ihrem Wohnheim einschätzen sollten. Die finalen Beurteilungen wurden im Anschluss miteinander korreliert. Da Cattell schon einmal Männer nach diesem Modell untersucht hatte, erfolgte die Datenanalyse, die sich auf Thurstones »centroid«-Methode stützte, nach Geschlechtern getrennt.²²⁴ Dabei musste Cattell feststellen, dass sich die Daten nicht unbedingt harmonisch im Sinne der vorherigen Studie verhielten. Insgesamt waren über 300 Rotationen nötig, um zu einer passablen und inhaltlich sinnvoll interpretierbaren Lösung zu gelangen, die letztlich 11 Faktoren mit sich brachte. Neun dieser Faktoren entsprachen den Faktorlösungen der Initialstudie, wobei »Dominance vs Submissiveness« die größte Varianz aufklärte.²²⁵ Die Stichprobe der 240 Frauen wurde nach demselben Prinzip untersucht.²²⁶ Auch hier stellte sich die Rotation zur Einfachstruktur als kompliziertes Unterfangen heraus. Nach 54 Gesamt- und 588 Einzelrotationen, deren Zeitaufwand Cattell mit einer achtzehnmonatigen Vollzeitbeschäftigung bezifferte, hatte die Arbeitsgruppe schließlich zwölf suffiziente Faktoren ausgemacht, die sich inhaltlich sinnvoll interpretieren ließen. Eine weitgehende Entsprechung der Faktoren zwischen den beiden Stichproben konnte immerhin für zehn Faktoren ausgemacht werden.²²⁷ Daneben ergaben sich aber auch deutliche Differenzen: Der Faktor L (»Paranoia«) war nur aus den Daten der männlichen Stichprobe herausgelesen worden, der Faktor N (»Genteel Sophistication vs. Rough Simplicity«) wiederum nur bei Frauen. Zudem zeigten die Matrizen der Stichproben auffällige Ladungsunterschiede. Bei der weiblichen Stichprobe hatten auf den Faktor »General Emotionality« (C) vor allem neurotische und ängstlich-emotionale Merkmale geladen, im Faktor »Dominance vs. Submissiveness« (E) traten ebenfalls geschlechtsbezogene Unterschiede in den Eigenschaften hervor.

²²² Siehe Cattell, Confirmation, 200–201.

²²³ Siehe ebenda, 201–206.

²²⁴ Die Stichprobe der Männer war damit auch als Versuch angelegt, die bereits identifizierten Faktoren noch klarer herauszuarbeiten. Siehe ebenda, 200.

²²⁵ Siehe ebenda, 211.

²²⁶ Siehe Raymond B. Cattell, »The Primary Personality Factors in Women Compared with Those in Men«, in: *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology* 1 (1948), 114–130.

²²⁷ Dabei handelte es sich beispielsweise um »Emotionally Mature Stable Character vs Neurotic General Emotionality«, »Cyclothymia vs Schizothymia« und »Positive Character Integration vs Immature, Dependent Character«. Siehe ebenda, 123–124.

Die angestrebte Uniformität der Befunde, so musste Cattells Arbeitsgruppe feststellen, wurde durch eine hartnäckige Pluralität durchkreuzt, die gleich auf mehreren Ebenen in Augenschein trat und sich neben der inhaltlichen Ausrichtung der Faktoren auch in den konkreten Merkmalen niederschlug. Gerade die Erklärung dieser Divergenzen stellte Cattells Labor vor Herausforderungen, da hierbei neben Aspekten des verwendeten Datenmaterials Charakteristika der Stichprobe, mathematische Prozesse, aber auch Zufallseffekte infrage kamen. Die anvisierte Scharfstellung, auf die man abgehoben hatte, ließ sich angesichts der komplexen Gemengelage allenfalls als Teilerfolg werten, der wiederum neue Fragen generiert hatte. Mit umso größerer Neugier wandte man sich deshalb dem zweiten Teil der Studie zu, der sein Augenmerk auf das Fragebogen-Medium gestützt hatte.²²⁸ Der Stichprobe war zu diesem Zweck ein mehrseitiger Papierbogen mit 80 Fragen vorgelegt worden, die mit »Yes«, »Uncertain« oder »No« beantwortet werden mussten.²²⁹ Für die inhaltliche Zusammenstellung hatte die Arbeitsgruppe auf empirisch abgesicherte Faktoren aus früheren Studien zurückgegriffen, die von Cattell nach bestimmten analytischen Kriterien zusammengetragen worden waren. Die für tauglich befundenen Faktoren dienten als Grundgerüst für den Fragebogen und wurden inhaltlich durch Variablen repräsentiert, bei denen besonders hohe Ladungsmuster aufgetreten waren. Nach der Erhebung wurden die Antworten der Versuchspersonen in eine Korrelationsmatrix überführt, die in einem anschließenden Schritt von Cattells Assistent David Saunders faktorisiert wurde. Um das Ziel der Einfachstruktur zu erreichen, bedurfte es abermals mehrerer hundert Rotationen auf den Einzelebenen, bis ein passables Ergebnis vorlag. Nach Cattells Einschätzung lag damit die bis dato größte Faktorisierung einer Matrix vor, die in der psychologischen Forschung publiziert worden war.²³⁰ Die Faktoren, die aufgrund der Ladungsmuster benannt werden konnten, bildeten einerseits etablierte Konstrukte wie »Anxiety-Depression« (Faktor 1), »Shyness« (Faktor 2) oder »Will Control and Character Stability« (Faktor 8) ab. Dazu gesellten sich aber auch speziellere Konstrukte wie »Interest in Understanding Nature« (Faktor 3). Mit dem Ziel, die Variablen möglichst inhaltlich in der Benennung des Faktors abzubilden, wies Cattell einer Vielzahl der Faktoren eigentümliche Bezeichnungen zu. Insgesamt zeigten zwölf von ihnen Ladungsmuster, die sich schon in früheren faktorenanalytischen Fragebogenuntersuchungen abgezeichnet hatten. Dazu kamen drei neue Faktoren, die Cattell als »Masculinity-Feminity« (Faktor 12), »Hysteroid Aggressiveness« (Faktor 14), und »Conventional, Unimaginative ›Annoyance at Superiority« (Faktor 17) bezeichnete. Im Hinblick auf die Zielstellung der umfangreichen Analyse bestätigten die Daten die Ausgangsüberlegung teilweise: Es

²²⁸ Siehe Raymond B. Cattell, »The Main Personality Factors in Questionnaire, Self-Estimate Material«, in: *The Journal of Social Psychology* 31 (1950), 3–38.

²²⁹ Siehe ebenda, 7.

²³⁰ Siehe ebenda, 16.

gab übergreifende Faktoren, die sich nicht nur auf ein Medium der Datengewinnung beschränkten; allerdings gab es auch Fälle, in denen der Faktor spezifisch für das untersuchte Medium zu sein schien.

Doch wie sah die Datenlage bei ›objektiven‹ Tests aus? Neben der Bearbeitung der Verhaltensbeurteilungen und der Fragebogen war dieselbe Stichprobe aufgefordert worden, eine Reihe von Prüfungen zu absolvieren, die dieser Kategorie entsprachen.²³¹ Cattell war auch hier bemüht, die »personality sphere« über die ausgewählten Tests möglichst ausgeglichen zu repräsentieren.²³² Die zusammengestellten Listen mit bislang in der Forschung identifizierten Faktoren boten dazu wieder einen praktikablen Ausgangspunkt. Für insgesamt 16 von ihnen wurden abermals jeweils zwei möglichst repräsentative Variablen ausgewählt. Für die konkrete Erfassung stellte Cattell mit seinen Kollegen etwa 100 Tests zusammen, von denen knapp ein Drittel aus der bisherigen Forschung stammte.²³³ Da es sich um eine erste Herangehensweise handelte, lag der Fokus auf kurzen Tests, um so eine möglichst große Zahl im Rahmen der Untersuchung zu prüfen. Eine detailliertere Auseinandersetzung mit den Verfahren war für spätere Untersuchungen vorgesehen.²³⁴ Die Idee einer destillativ vorgehenden, sukzessiven Forschungspraxis bildete in diesem Punkt abermals die zentrale Leitfigur: Aufeinander aufbauende faktorenanalytische Studien sollten über die jeweils erneuten Destillationen Variablen mit immer höheren Faktorenladungen identifizieren und so einen Punkt erreichen, bei dem die Faktoren in ein abgesichertes theoretisches Modell überführt werden konnten.²³⁵ Konkreten Einspruch in die anvisierte Praxis erhob bei der Studie jedoch der Faktor Mensch: Da eine Faktorisierung der vorhandenen Datenmenge in knapp 5.000 Korrelationen gemündet hätte, musste sich die Analyse zunächst auf eine Auswahl von 50 Stück begrenzen. Auch bei diesem Medium der Datengewinnung gestalteten sich die mathematische Analyse der Matrix und die anschließenden Rotationsdurchgänge als langwierig. Zwölf der 48 Einzeltests, die in den Einsatz gekommen waren, hatten zum Beispiel auf gar keinen der Faktoren geladen. Dennoch ließen sich gewisse Überschneidungen zwischen den in der Studie ausgemachten und den bislang in der Forschungsliteratur identifizierten Faktoren feststellen. Dazu zählte beispielsweise der Faktor »Intelligence« (repräsentiert durch Variablen wie

²³¹ Siehe Raymond B. Cattell, »Primary Personality Factors in the Realm of Objective Tests«, in: *Journal of Personality* 16 (1948), 459–487.

²³² Siehe ebenda, 459.

²³³ Dazu gehörte beispielsweise auch der »Body Sway Test«, den Eysenck zur Messung von »Neurotizismus« einsetzte. Siehe ebenda, 469.

²³⁴ Vergleiche dazu ebenda, 461: »[...] our object is to get *some* tests of our factors – a nucleus of tests which, even though of mediocre loading, can be pooled to give a measure that will suffice to identify the factor for future work directed to getting purer, more saturated measures. If the factors can thus be ›frozen‹ and preserved, the aim of the present research will be achieved.« Hervorhebung im Original.

²³⁵ Siehe ebenda, 460.

»High general information« und »High ability to cope with surprises«), genauso wie »Honesty-Integrity« oder auch »Active Reliable Will«. ²³⁶ Eine Reihe der bereits früher identifizierten Faktoren hatte sich jedoch überhaupt nicht in den Daten abgebildet. Auch bei den ›objektiven‹ Tests entwickelte das Datenmaterial eine Eigendynamik, die sich nicht harmonisch einfügte – weder bezüglich der Postulate der Autoren, noch der bisherigen Forschungsbefunde.

Nach diesen separaten Analysen markierte die Integration der verschiedenen Medien in einen gemeinsamen Berechnungsvorgang den finalen Analyseschritt. Über ihre Koppelung wollte Cattell herausfinden, ob einige der Faktoren dieselbe Dimension der ›Persönlichkeit‹ repräsentierten – trotz ihrer unterschiedlichen, jeweils medienspezifischen Erscheinung. ²³⁷ Fundiert wurde der Ansatz von der Hypothese, dass es sich bei den Faktoren nicht nur um mathematisch gewonnene Heuristiken handelte, sondern um reale, funktionell einheitliche »source traits«, die sich mit relativ großer Eindeutigkeit und auf einfache Weise in den verschiedenen Beobachtungsmedien zeigten. Nach der Bestimmung der Zusammenhangsmaße führte Cattell abermals eine Faktorenanalyse durch, bei der wiederum Thurstones »centroid«-Methode zum Zuge kam. Nach insgesamt 31 Rotationen der Gesamtmatrix, zu denen etwa 300 Einzelebenen-Veränderungen gehörten, ergaben sich zwölf Faktoren, die hinreichend gut voneinander abgegrenzt waren. Im Großen deckten sich die Ergebnisse jedoch nicht mit der Annahme, dass es sich hierbei um dieselben Faktoren handelte, die aus verschiedenen Medien gespeist wurden: Drei Faktoren der Verhaltensbeurteilung, neun aus dem Fragebogenmedium und drei ›objektive‹ Testfaktoren hatten in der Analyse überhaupt keine Passung, geschweige denn Repräsentation gefunden. Statistisch formuliert, wiesen die drei Medien durchaus eine gemeinsame Varianz auf, sie besetzten aber auch einen jeweils spezifischen, nur ihnen eigenen Faktorenraum. Dies traf am stärksten auf das Fragebogenmaterial, am geringsten auf die Verhaltensbeurteilungen zu. Bezüglich der psychologischen Bedeutung konnte Cattell zumindest gewisse Überschneidungen ausmachen. Auch ließen sich im gemeinsamen Faktorenraum vorläufige Zuordnungen vornehmen. ²³⁸ In der Verhaltensbeurteilung zählte zum Beispiel der Faktor I »Sensitive emotionality« dazu, der im Fragebogenmedium mit dem Faktor Q-5 (»Emotionally sensitive self-sufficiency«) übereinkam und auf der Ebene der ›objektiven‹ Tests seine Entsprechung im Faktor OT-8 fand, auf den spezifische Verhaltensweisen luden wie »High mental impairment by emotions« oder »Suggestibility to authority«. ²³⁹ Über die Medien hinweg war auch eine Zuordnung

²³⁶ Siehe ebenda, 463–465.

²³⁷ Siehe R. B. Cattell/D. R. Saunders, »Inter-Relation and Matching of Personality Factors from Behavior Rating, Questionnaire, and Objective Test Data«, in: *Journal of Social Psychology* 31 (1950), 243–260.

²³⁸ Siehe ebenda, 258.

²³⁹ Siehe ebenda. Hervorhebung im Original.

möglich zwischen Faktor G »Integrated character«, der aus der Verhaltensbeurteilung stammte, und Q-13 aus dem Fragebogenmedium (»Obsessionally careful and considerate«) wie auch Faktor OT-5 aus der ›objektiven‹ Testung, der Reaktionen versammelte wie »High ratio emotional to unemotional recall« und »High impairment of mirror drawing by shock«.

Vor dem Hintergrund des enormen Aufwands, mit dem die Untersuchungen Ende der 1940er Jahre initiiert und durchgeführt worden waren, erschienen die Resultate jedoch ernüchternd. Die Kraftanstrengungen hatten in keinem zentralen Ertrag gemündet, was die Verfügbarkeit konkreter Testmedien oder die Substanzialisierung der »personality sphere« anbelangte. Anstelle dies zum Anlass zu nehmen, die grundlegenden Prämissen und Prozeduren des Experimentalsystems infrage zu stellen, reagierte die Arbeitsgruppe mit der Mobilisierung weiterer technischer, medialer und materieller Ressourcen. Dem Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ wurde in Illinois mit einem Zugriff begegnet, der seine Legitimität aus einem besonderen Insistieren auf Wissenschaftlichkeit und ›Objektivität‹ ableitete, die sich aus der Sicht von Cattells Arbeitsgruppe nur auf die bislang erprobte Weise herstellen ließen. Dem Glauben an mathematische Prozeduren kam dabei eine Schlüsselrolle zu.

6.2.4 Maschinenträume der ›objektiven‹ Messung

Um die statistische Auswertung angesichts größer werdender Datenbestände handhabbar zu halten, hatte Cattells Arbeitsgruppe auf automatische Lochkartensortierer der International Business Corporation zurückgreifen können, die von statistisch versierten Kollegen programmiert worden waren. Vor dem Hintergrund, einer datengetriebenen Erforschung von ›Persönlichkeit‹ den Weg bereiten zu wollen, waren die Analysemöglichkeiten allerdings trotz dieses apparativen Hilfsmittels beschränkt. Die technischen Rahmenbedingungen änderten sich jedoch schlagartig mit der Installation eines Großrechners auf dem Campus der Universität im Spätsommer 1952.

Bereits Ende der 1940er Jahre hatten sich an der University of Illinois die Bestrebungen konkretisiert, leistungsstarke elektronische Rechenmaschinen zu entwickeln.²⁴⁰ Der Board of Trustees hatte für dieses Vorhaben 150.000 Dollar bereitgestellt.²⁴¹ Um die Kosten in einem überschaubaren Rahmen zu halten, war mit der militärischen Entwicklungsabteilung von Aberdeen Proving Ground in Maryland ein Vertrag abgeschlossen worden, der die Ausgaben für beide Einrichtungen teilte und die Konstruktion von zwei identischen Rechnern vorsah.

²⁴⁰ Siehe William Aspray, *John von Neumann and the Origins of Modern Computing*, Cambridge (Massachusetts)/London 1999, 92.

²⁴¹ Siehe James E. Robertson, »The ORDVAC and the ILLIAC«, in: Nicolas C. Metropolis/J. Howlett/Gian-Carlo Rota (Hrsg.), *A History of Computing in the Twentieth Century*, New York 1980, 347–364.

Der erste der beiden Rechner – ORDVAC – wurde Ende 1951 fertiggestellt und dem Ballistic Research Laboratory der Armee übergeben. Der zweite Rechner wurde unter dem Akronym ILLIAC (Illinois Automatic Computer) im September des darauffolgenden Jahres in seiner Funktion als zentrale Universitätsrechenmaschine in Urbana eingeweiht (Abb. 6.6). Nach den Vorstellungen von John von Neumanns konstruiert, entsprach der Rechner in seiner physischen Anlage wie auch mit Blick auf seine zentralen Merkmale dem in Princeton entwickelten Modell. Das Gerät wog mehrere Tonnen, hatte einen Speicher mit vierzig Kathodenstrahlröhren und umfasste 2.800 Vakuumröhren, die aus Platzgründen in mehreren Räumen untergebracht werden mussten.²⁴² Mit dem ILLIAC konnte die Universität den ersten von einer staatlichen Bildungseinrichtung entwickelten elektronischen Computer ihr Eigen nennen. Elektronische Schaltkreise organisierten die Speicherung und Übertragung der Daten genauso wie die Durchführung der mathematischen Operationen. Wegen des digitalen Arbeitsprinzips der Maschine ließen sich zudem Nummern als Zahl-Sätze mit diskreten Werten behandeln.²⁴³ Die Anweisung an den Rechner erfolgte über ein Lochstreifenband, dessen Informationen über ein fotoelektrisches Lesegerät eingespeist wurden. Der Rechner war zudem mit einem Fernschreiber ausgestattet, der die auf Band eingepprägten Ergebnisse in eine lesbare Papierform brachte.

Mit der Einweihung der Universitätsrechenmaschine konnte auch das psychologische Institut und damit Cattells Labor auf ihre Kalkulationsleistungen zurückgreifen.²⁴⁴ Gerade für Forschungsprogramme, die ein großes Datenvolumen zu bewältigen hatten, versprach die Einweihung der Universitätsrechenmaschine eine beträchtliche Arbeitserleichterung. Charles Wrigley und Jack O. Neuhaus, beide Mitarbeiter am psychologischen Institut, hatten bereits vor der Auslieferung des ORDVAC an das Militär von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, die Tauglichkeit des Rechners für faktorenanalytische Kalkulationen zu überprüfen.²⁴⁵ Die Testläufe wurden später mit dem ILLIAC fortgesetzt und

²⁴² Siehe Gillis, *Genius*, 2787.

²⁴³ Siehe ILLIAC Programming: A Guide to the Preparation of Problems for Solution by the University of Illinois Digital Computer, Digital Computer Laboratory, 1954, Record Series 11/15/804, Box 1, University of Illinois Archives. Entnommen aus Bethany Anderson: *The Birth of the Computer Age at Illinois*, in: *University of Illinois Archives*, <https://archives.library.illinois.edu/blog/birth-of-the-computer-age/> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).

²⁴⁴ Am Institut interessierten sich gleich mehrere quantitativ ausgerichtete Wissenschaftler für die Benutzung. Neben Cattell gehörten zum Beispiel auch Charles E. Osgood und Louis L. McQuitty dazu. Für die Programmierung waren vor allem Charles F. Wrigley, J. Neuhaus und K. Dickman verantwortlich. Siehe E. Lowell Kelly/James C. Lingoes, »Data Processing in Psychological Research«, in: Harold Borko (Hrsg.), *Computer Applications in the Behavioral Sciences*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1962, 172–203, hier 180.

²⁴⁵ Siehe Charles Wrigley/Jack O. Neuhaus, »A Re-Factorization of the Burt-Pearson Matrix with the Ordvac Electronic Computer«, in: *British Journal of Statistical Psychology* 5 (1952), 105–108. Der ILLIAC erreichte über die Universitätsgrenzen hinaus an Bedeutung, weil die Universitätsleitung den Rechner auch für Forschungsprojekte anderer Institutionen



Abb. 6.6: Der ILLIAC-Rechner in den Räumen der University of Illinois.

über verschiedene Publikationen in den Fachdiskurs der psychologischen Wissenschaften eingespeist.²⁴⁶ Fünf Jahre nach der Einweihung des ILLIAC veröffentlichte Wrigley zudem einen Artikel im *American Psychologist*, der über die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten elektronischer Rechner in der psychologischen Forschung informierte.²⁴⁷ Wrigley hob beispielsweise hervor, dass entsprechende Computer eine sukzessive Eingabe der Testwerte pro Person und die Ermittlung ihrer Produkte erlaubten. Durch das personen- und nicht testbezogene Vorgehen ließ sich sicherstellen, dass die erhobene Stichprobe vollständig in den Rechenvorgang eingespeist wurde – trotz begrenzter Speicherkapazität. Darüber hinaus ginge die Auswertung von Korrelationsmatrizen auch bei einer großen Anzahl von Tests schnell vonstatten. Im Vergleich zu herkömmlichen Tischrechnern könnte ein Großrechner wie der ILLIAC Kalkulationen ungleich

zugänglich machte, da in den Anfangsjahren die Kapazität nicht ausgeschöpft werden konnte. Siehe Kelly/Lingoes, *Data*, 180.

²⁴⁶ Siehe Charles Wrigley/Jack O. Neuhaus, »The Use of an Electronic Computer in Principal Axes Factor Analysis«, in: *Journal of Educational Psychology* 46 (1955), 31–41.

²⁴⁷ Siehe Charles Wrigley, »Electronic Computers and Psychological Research«, in: *American Psychologist* 12 (1957), 501–508, hier 502–503.

schneller durchführen, präzisere Ergebnisse mit Blick auf Dezimalstellen liefern und trotz der relativ kostspieligen Geräteanschaffung letztlich zu einer Kostenersparnis führen.²⁴⁸ Die quantitativ ausgerichtete humanwissenschaftliche Forschung versprach sich von dem Einsatz elektronischer Großrechner auch einen Befreiungsschlag, was die Entwicklung von Studien und Experimenten anbelangte: Ließ sich die Kalkulation in die Hände des Computers legen, bedeutete dies, dass nun auch avanciertere Modelle und komplexere Studien mit größerer Variablenzahl umgesetzt werden konnten. Die menschliche Arbeitskraft und das Rechenvermögen wirkten sich nicht mehr so stark als limitierender Faktor auf die Konzeption von Forschungsvorhaben aus.²⁴⁹ Wrigley wies jedoch auch auf die Gefahren hin, die mit einem großflächigen Einsatz von Computern verbunden sein könnten. Neben der exzessiven Erhebung von Variablen angesichts neuer Rechenkapazitäten sah er eine mögliche Entfremdung vom Datenmaterial, wenn die Resultate nicht mehr von Hand berechnet würden, sondern das Gerät nur noch mit Lochbändern gefüttert werden müsste. In der Summe überwogen aus seiner Sicht aber die wissenschaftlichen Vorteile: »For the psychologist skilled in investigating quantitative problems, the electronic computer will be a godsend. His computational load will be considerably lightened, exact methods can be used where approximations have had to suffice, less effort need be given to the development of short cuts, and more time will be available for his principal work, the formulation and testing of hypotheses.«²⁵⁰ Das Kerngeschäft wissenschaftlichen Arbeitens – die Formulierung und Überprüfung von Hypothesen – sollte dank des Rechners wieder in den Mittelpunkt rücken und andere Arbeitsschritte, die vor allem mit den begrenzten technischen Möglichkeiten zusammengehangen hatten, in den Hintergrund treten lassen. Mit Blick auf die Zukunft der psychologischen Forschung attestierte Wrigley dem elektronischen Rechner den Status eines revolutionären epistemischen Verfahrens: »Yet, in the long term, it seems to me that electronic computers are going to play much the same role for the statistically minded psychologist as the telescope has for the astronomer and the microscope for the biologist: the role of an instrument leading to greatly widened horizons.«²⁵¹ Wrigley empfahl deshalb, in die Entwicklung von Analyseprogrammen zu investieren, die dann, als Bibliothek organisiert, für lokale Forschungsprojekte unmittelbar verfügbar wären.

Das Ziel einer »multivariaten« Experimentalwissenschaft vor Augen, die hypothesentestend vorgehen würde und dabei zahlreiche Variablen und Datensätze miteinander verband, bot der ILLIAC Cattells Labor einen neuen Möglichkeitsraum für ausgedehnte statistische Erkundungen – gerade vor dem Hintergrund

²⁴⁸ Siehe ebenda, 503–505.

²⁴⁹ Siehe ebenda, 505.

²⁵⁰ Siehe ebenda, 508.

²⁵¹ Siehe ebenda.

der Bedeutung, die Cattell mathematischen Analysen auf dem Weg zu einer Wissenschaft der ›Persönlichkeit‹ zusprach.²⁵² Die dafür notwendige Programmierung des Geräts wurde vor allem von Cattells Assistenten Andrew R. Baggaley vorgenommen, der später an die University of Wisconsin wechselte.²⁵³ Ein zentrales Anliegen, das mit dem elektronischen Computer und seiner Rechenkapazitäten weiter in den Mittelpunkt rückte, bildete die Entwicklung und Überprüfung ›objektiver‹ Tests. Was das Medium psychologischer Fragebogen anging, waren zahlreiche Exemplare seit den 1930er Jahren als eigenständige Testverfahren für Forschungsfragen, aber auch die Klinik, den Betrieb oder Beratungsstellen veröffentlicht worden. Spezialisierte Verlage und Institute hatten mit dem kommerziellen Vertrieb entsprechender Papier-und-Bleistift-Tests zudem eine interessante Einkommensquelle aufgetan. Um auf diesen Zug aufzuspringen und der Verbreitung seiner Instrumente nachzuhelfen, hatte auch Cattell Ende der 1940er Jahre ein eigenes Institut gegründet, das sich der Vermarktung psychologischer Verfahren widmen sollte. Die Leitung dieses »Institute for Personality and Ability Testing«, das unter dem Akronym IPAT firmierte, hatte Cattell seiner Partnerin, der Mathematikerin Alberta Karen Schuettler, übertragen. Im Jahr der Institutsgründung war bereits ein faktorenanalytisch begründetes Fragebogen-Verfahren unter dem Namen *16 PF* veröffentlicht worden, das 16 distinkte Persönlichkeitsmerkmale messen sollte. Inhaltlich stützte sich das Instrument auf die 15 Faktoren, die sich in vorausgegangenen Studien als zuverlässig erwiesen hatten und die nun, um einen weiteren Faktor ergänzt, in die feste Form eines marktfähigen Selbstbeurteilungsmediums überführt worden waren.²⁵⁴ Der *16 PF*, der in dem Manual als »daily tool« der psychologischen Diagnostik angepriesen wurde, sollte sich von den epistemologisch für problematisch gehaltenen herkömmlichen Fragebogen durch seine avancierte Konstruktionslogik abgrenzen und auf diese Weise auch möglichen Verzerrungstendenzen bei den Testpersonen vorbeugen.²⁵⁵ Wie bereits das *MMPI* von Hathaway und McKinley, das sich avancierter statistischer Techniken bedient hatte, lag mit dem *16 PF* ein Instrument vor, das über seine faktorenanalytische Herleitung eine entsprechend ausgeklügelte Testarchitektur versprach. Gemessen am Potenzial ›objektiver‹ Tests, sah Cattell die Veröffentlichung jedoch lediglich als Interimslösung an.

²⁵² Vergleiche dazu Cattell, *Voyage*, 126, 150.

²⁵³ Siehe ebenda, 126.

²⁵⁴ Siehe Raymond B. Cattell/D. R. Saunders/G. Stice/Herbert W. Eber/Maurice M. Tatsuoka, *Handbook for the Sixteen Personality Factor Questionnaire*, Champaign (Illinois) 1949, 1.

²⁵⁵ In dem Manual wurde dazu auf die vornehmlich indirekt formulierten Fragen abgehoben. Zudem interpretierte das Instrument die Faktoren nicht im Sinne der angekreuzten Selbstaussagen, sondern auf Basis der Korrelationen zwischen den Aussagen, wie sie in den Fragebogen- und den Verhaltens-Faktoren identifiziert worden waren. Die Antworten wollte Cattell als Verhalten verstanden wissen. Siehe ebenda, 2.

Bedauerlicherweise war aus der nur lose gruppierten, unübersichtlich wirkenden Familie ›objektiver‹ Medien der Datengewinnung noch kein standardisiertes Instrumentarium hervorgegangen, das sich in ähnlich kompakter Form für diagnostische Fragen einsetzen ließ. Um diesem Desiderat zu begegnen, mussten erst Prüfsituationen gefunden und zu einer funktionalen Einheit gruppiert werden, die sich im Rahmen von Experimenten als zuverlässige Indikatoren spezifischer Persönlichkeitsfaktoren erwiesen hatten. Genau diesem Anliegen ging das Labor in Illinois ab der ersten Hälfte der 1950er Jahre intensiv nach. Fünf Jahre später konnte das Institut eine erste *Objective-Analytic Test Battery* vorlegen, die sich auf bislang im Bereich der ›objektiven‹ Prüfformate analysierte Variablen stützte und 18 distinkte Merkmale der ›Persönlichkeit‹ messen sollte.²⁵⁶ Die Batterie, die im Selbstverlag publiziert wurde, deckte dabei ein großes Spektrum ab, zu dem Merkmale des ›Temperaments‹ ebenso gehörten wie persönliche Haltungen, Einstellungen oder auch klinische Aspekte.²⁵⁷ Mit der Platzierung des Verfahrens auf dem Markt psychologischer Tests hatte das Institut ein Alleinstellungsmerkmal in seinem Portfolio aufzuweisen. Das umfangreiche Handbuch des *O-A Test Kit* nutzte Cattell deshalb zunächst, um für den Sinn und Nutzen ›objektiver‹ Verfahren zu werben. Die Überzeugungsarbeit stützte sich dazu auf die bekannte Fundamentalkritik an Fragebogenverfahren und ihren prekären epistemologischen Status:²⁵⁸ Bei herkömmlich konstruierten Tests gäbe es keine klare, hinreichend belegte Theorie, was die Identität eines psychologischen »trait« anging. Ihr zentrales Problem markierte aber ihre Anfälligkeit für Verzerrungen und Manipulationen. Mit diesen Missständen sollten ›objektive‹ Tests vollständig aufräumen. Anstelle auf introspektive Selbsteinschätzungen zu setzen, würde hier Verhalten in tatsächlichen Situationen und mit standardisierten Auswertungsschlüsseln gemessen. Die Batterie versprach, funktionelle Einheiten in der Persönlichkeitsstruktur zu erfassen, die zuvor durch wiederholte faktorenanalytische wie auch experimentelle Untersuchungen etabliert worden waren. Für die Präzision und den Reinheitsgehalt der Merkmale bürgte das Instrumentarium aus Statistik und Faktorenanalyse: »each scale or dimension has been discovered in normal and abnormal personality structure as a natural source trait controlling variation in a host of associated behavior responses.«²⁵⁹ Die über die Tests ermittelten Reaktionen sollten unmittelbar auf grundlegende, kausale Faktoren der ›Persönlichkeit‹ verweisen, die ihre

²⁵⁶ Raymond B. Cattell et al., *Handbook for the Objective-Analytic Personality Test Batteries (Including Adult and Child O-A Batteries)*, Champaign (Illinois) 1955.

²⁵⁷ Dabei handelte es sich um Merkmale wie »Competent Assertiveness«, »Restraint – Timidity« oder auch »Cultured, Introspective Self-Control«. Um den Überblick über die Variablen der verschiedenen Testmedien zu behalten, hatte Cattell »Universal Index Numbers (U.I.)« eingeführt.

²⁵⁸ Siehe ebenda, 1.

²⁵⁹ Siehe ebenda, 2. Hervorhebung im Original.

natürliche Form in unabhängigen »source traits« fanden. Die ausgewählten Verhaltenstests waren den Persönlichkeitsdimensionen dabei in unterschiedlicher Anzahl zugeordnet. Stellenweise trugen deshalb nur ein paar Tests zur Ausprägung einzelner Faktoren bei.²⁶⁰ Besonders viele Möglichkeiten sah die Batterie beispielsweise für die Erfassung der Dimension »Anxiety – to Achieve« vor. Sie konnte mit diversen Gruppenprüfungen gemessen werden, die Titel trugen wie »Susceptibility to Annoyance«, »Honesty in Admitting Common Frailties« oder »Emotionality of Comment«.²⁶¹

Wie in Eysencks Labor am Maudsley Hospital versammelte die Testbatterie heterogene Prüfsituationen, die von der Auslösung alltagsnaher Reaktionsmuster bis hin zu außergewöhnlichen Verhaltensweisen reichten. Dazu gehörte es beispielsweise, mit verbundenen Augen eine Linie zu zeichnen oder mit einem Stift ein Labyrinth zu erkunden, wiederholt Wörter rückwärts zu notieren und unvollständig präsentierte Objekte zu erkennen. An anderer Stelle mussten die Testpersonen Tierlaute von sich geben oder Aussagen in ihrem Wahrheitsgehalt einschätzen. Neben einer Stoppuhr, Papierblättern und Stiften kamen auch spezifischere Apparaturen zum Einsatz. Für die Präsentation der visuellen Stimuli, die in der Testbatterie in Diapositiv-Form geliefert wurden, bedurfte es eines Projektors, die Darbietung von Lichtsignalen erfolgte mit einem Stroboskop. Auch waren ein Abspielgerät und ein Lautsprecher zur Präsentation der Töne nötig. Weitere Prüfungen bedurften eines funktionsfähigen Polygraphen oder machten von einem Gerät Gebrauch, das Stromstöße austeilen konnte. Durch die stellenweise absurd erscheinenden Miniatur-Situationen sollten die Testpersonen gar nicht erst in die Lage versetzt werden, die eingeforderten Reaktionen bestimmten psychologischen Variablen zuordnen zu können. Sie erschienen als perfekte Camouflage für die Dimensionen von »Persönlichkeit«, die sich hinter ihnen verbargen und über statistische Prozeduren mit ihnen gekoppelt waren.

Trotz der Hoffnungen, die mit ihr verbunden waren, beschränkte sich der Einsatz der *Objective-Analytic Test Battery* jedoch vor allem auf den Forschungskontext.²⁶² Obgleich das Institut kurze Zeit später auch ein Verfahren zur Messung von »Anxiety«²⁶³ entwickelte und damit auf ein Merkmal abhob, das nicht nur für den Wirtschaftskontext, sondern insbesondere den klinischen Bereich von Bedeutung war, blieb der gewünschte kommerzielle Erfolg der so intensiv verfolgten »objektiven« Persönlichkeitsdiagnostik aus. Die zögerliche Rezeption in den verschiedenen Anwendungsbereichen psychologischer Tests hatte vor allem damit zutun, dass die Prüfformate nicht mit derselben Effizienz einge-

²⁶⁰ Siehe ebenda, 12.

²⁶¹ Siehe ebenda, 19.

²⁶² Vergleiche Tucker, Cattell, 42.

²⁶³ Siehe Raymond B. Cattell/Ivan H. Scheier, *Objective-Analytic (O-A) Anxiety Battery*, Champaign (Illinois) 1960.

setzt werden konnten wie die etablierten Medien der Selbstauskunft im *paper-pencil*-Format. In ihrer Anlage erlaubten sie zwar die Entscheidung, was aus der Batterie konkret erfasst werden sollte, sodass eine individuelle Konfiguration der Testsituation erfolgen konnte, die gesamte Administration stellte sich jedoch als aufwendig heraus. So waren entsprechende Apparaturen und Materialien nötig, um nach der Vorgabe der Handbücher die Situationstests vor Ort in Szene setzen zu können. Die Durchführung war personalintensiv, erforderte eine genaue Unterweisung und bedurfte ebenso Geschick bei der Rückbindung der Ergebnisse an die Dimensionen der ›Persönlichkeit‹. Ihr postulierter epistemologischer und wissenschaftlicher Mehrwert war für Studienzwecke interessant, konnte gegen die Limitationen und praktischen Anforderungen im Feld jedoch kein überzeugendes Gegengewicht entwickeln. Beide Bereiche – das Labor und die Praxis mit ihren jeweiligen Bedingungen und Möglichkeiten – erwiesen sich in diesem Punkt als inkommensurabel. Das zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der ersten Batterie nur ansatzweise realisierte Projekt sollte sich dennoch zur zentralen Triebfeder von Cattells Labor weit über die 1950er Jahre hinaus entwickeln.²⁶⁴ Im Laufe dieser Konstruktionstätigkeit wurden in Urbana über 1.300 Maße zusammengestellt, die dank des elektronischen Großrechners auch entsprechend überprüft und ausgewertet werden konnten.²⁶⁵ Überzeugt von der epistemologischen Überlegenheit von »O-Data«-Medien, die sich im Rückgriff auf die Statistik doch noch zu funktional und praktikabel einsetzbaren Testreihen der ›Persönlichkeit‹ entwickeln sollten, wurde an der Konstruktion von ›objektiven‹ Verfahren festgehalten.

Mit der Gründung des Laboratory of Personality Assessment and Group Behavior hatte sich Cattell in den 1940er Jahren einen Forschungskontext mit großen Freiheitsgraden geschaffen, der einer unermüdlichen Akquise von Daten den Weg ebnete. Die Projekte, die Cattell in seiner Arbeitsgruppe umsetzte, stießen dabei bis an die Grenzen der Realisierbarkeit. In dieser Zeit brachte er ein spezifisch strukturiertes Experimentalsystem auf den Weg, dessen Grundform bereits in Leicester Kontur gewonnen hatte und in seiner methodologischen und epistemologischen Ausrichtung einige Jahre später in *The Description and Measurement of Personality* spezifiziert worden war. In seiner Struktur weitgehend festgelegt, begegnete dieses Experimentalsystem Anzeichen des Widerstands, aber auch des Scheiterns mit einer konsequenten Weiterführung seiner etablierten in-

²⁶⁴ Siehe zum Beispiel die umfassende Monographie von Cattell und Warburton zu ›objektiven‹ Tests, die beide in den späten 1960er Jahren vorlegten: Raymond B. Cattell/Frank W. Warburton (Hrsg.), *Objective Personality & Motivation Tests. A Theoretical Introduction and Practical Compendium*, Urbana (Illinois), Chicago/London 1967. Ein modifiziertes Handbuch, das der ›objektiven‹ Erhebung von 20 »source traits« diente, erschien in den späten 1970er Jahren. Siehe Raymond B. Cattell/James M. Schuerger, *Personality Theory in Action. Handbook for the Objective-Analytic (O-A) Test Kit*, Champaign (Illinois) 1978.

²⁶⁵ Siehe Gillis, *Genius*, 2857.

vestigativen Praktiken unter der Mobilisierung weiterer technischer Mittel und materialer Ressourcen. Dieses Insistieren entwickelte sich auch zum charakteristischen *modus operandi*, was die Potenziale der ›objektiven‹ Ergründung von ›Persönlichkeit‹ anging – trotz des Einspruchs einer wesentlich pragmatischeren Psychodiagnostik in der Praxis.

6.3 Fazit

War in den 1920er Jahren noch weitgehend unklar, wie ›Persönlichkeit‹ von den psychologischen Wissenschaften adressiert werden konnte, bildete sich im angloamerikanischen Raum in den dreißiger und vierziger Jahren eine epistemische Praxis aus, die vor allem auf Maß und Zahl setzte. Der Vorstellung gemäß, es bei ›Persönlichkeit‹ mit einer relativ stabilen Struktur zutun zu haben, fixierte dieser metrische Zugriff einzelne Merkmale, die sich gerade vor dem Hintergrund sozial-kultureller Faktoren und praktisch-gesellschaftlicher Fragen als bedeutsam erwiesen hatten. Als praktikables Medium der Erfassung entstanden in dieser Zeit vor allem Fragebogen, die auf die Selbstauskunft setzten und in dieser Form eine ökonomische Datenerhebung erlaubten. In ihrer Selbstwahrnehmung Vorreiter einer dezidiert szientifischen Erforschung von ›Persönlichkeit‹, stellten sich Eysenck und Cattell ab den späten 1940er Jahren jedoch gegen diese Praxis. Aus ihrer Perspektive war der Aufstieg des Fragebogenmediums mit einem Forschungsfeld assoziiert, das sich durch pragmatische Kompromisse und Theorieblindheit in einen prekären Zustand manövriert hatte. Im Rückgriff auf neuere Entwicklungen der statistischen Datenanalyse, die zunächst innerhalb der Erforschung kognitiver Leistungsmerkmale erprobt worden waren, entwickelten Eysenck und Cattell nahezu parallel groß angelegte Forschungsprogramme, die das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ auf theoretischer wie methodisch-instrumenteller Ebene neu kartieren wollten. Den Rahmen dieses Vorhabens bildete die Ausrichtung an einer naturwissenschaftlichen Wissenskultur, wobei vor allem die Physik und die Chemie von Eysenck und Cattell als Leitfiguren einer neuen Psychologie identifiziert wurden. Über die rekursive Verzahnung von Praktiken der Messung, Testung und statistischen Analyse mit diskursiv verfügbaren Konzepten zur psychischen Beschaffenheit des Menschen gewannen in den Laboren in London und Illinois dabei wirkmächtige Modellvorstellungen von ›Persönlichkeit‹ Form, die diese als Konfiguration universaler Dimensionen beziehungsweise Faktoren verstanden wissen wollten. Einer Suchbewegung gleich, die an einer konkreten beobachtbaren Verhaltens-einheit ansetzte und ihren Ausgangspunkt in bereits existierenden Erhebungsinstrumenten fand, wurde so in einem Prozess der komplexen Verschaltung und rekursiven Verkoppelung von Datensätzen, Medien der Informationsgewinnung und statistischen Verfahren ein mathematisch fundiertes Modell von

›Persönlichkeit‹ entworfen, das in seinem wissenschaftlichen Gewand zugleich universelle Gültigkeit beanspruchte. Inhaltliche Überlegungen, was denn überhaupt unter ›Persönlichkeit‹ verstanden werden könnte, wurden dabei zunehmend als methodische Probleme rekonfiguriert, die sich über Operationen der Messung und der statistischen Verdichtung lösen lassen würden. Ihre Präfiguration fanden diese Modelle wiederum in avancierten statistischen Techniken wie der Cluster- und der Faktorenanalyse. Als aktive Ko-Konstrukteurinnen waren diese maßgeblich an der Produktion von Wissen über ›Persönlichkeit‹ beteiligt, durch die ihnen eingelagerten Prämissen und Rechenschritte gaben sie diesem Wissen zugleich eine spezifische Form. Fragen, die die Individualität des Menschen und seine ›einzigartige Persönlichkeit‹ betrafen, stellten sich damit nicht mehr als philosophische Herausforderungen oder metaphysische Probleme. Im Rückgriff auf Maß und Zahl konnte ›Persönlichkeit‹ vielmehr als Kombination vorab definierter Merkmale mit jeweils mathematisch bestimmbaren Ausprägungen reformuliert werden. Übersetzt in eine Gleichung, in die verschiedene Terme eingingen, die sich präzise bestimmen lassen sollten, erschien ›Persönlichkeit‹ damit nicht nur im metaphorischen, sondern gerade im buchstäblichen Sinne als berechenbare Größe, die – so die Zukunftsvision – auch für die konkrete Verhaltensvorhersage genutzt werden konnte und zahlreiche Anwendungsmöglichkeiten bot.

Um die Unmengen an Kalkulationen durchzuführen, die bei der Analyse der verschiedenen Medien der Datengewinnung nötig wurden, konnte das Labor von Eysenck auf Hollerith-Tabelliermaschinen zurückgreifen und externe Dienste nutzen. Das Labor von Cattell hatte mit der Einrichtung des ILLIAC an der University of Illinois wiederum die Möglichkeit, die Anzahl der zu analysierenden Variablen extensiv zu erweitern. Der limitierende Faktor Mensch, der sich bei der Bewältigung der Datenmengen schon in den frühen Phasen faktorenanalytischer Berechnungen als Problem erwiesen hatte, ließ sich durch die veränderten technologischen Rahmenbedingungen nun weitgehend ausgleichen. Dahinter stand zugleich die von Fortschritts- und Technikgläubigkeit geprägte Vorstellung, erst über die Einholung immer umfangreicherer Datenbestände, ihre Kombination und Integration, zur ›Persönlichkeit‹ vordringen beziehungsweise diese dingfest machen zu können. Das Wissensobjekt sollte im gleichen Zug über immer weitere Datenbestände aus verschiedenen Medien der Informationsgewinnung stabilisiert und konsolidiert werden – auch wenn sich die Umsetzung und die Ergebnisse immer wieder als Herausforderung erwiesen. Mit der Konstruktion ›objektiver‹ Tests hoben die Labore am Maudsley Hospital in London und an der University of Illinois in Urbana zugleich darauf ab, zentrale methodologische Probleme anzugehen, die sie mit dem Fragebogenmedium in Verbindung gebracht hatten. Als Schritt in die Richtung einer psychologischen Forschungs- und Diagnosepraxis, die ihre Wissenschaftlichkeit an das Ideal der mechanischen ›Objektivität‹ band, waren Eysencks und Cattells Bestrebungen

in der Entwicklung einer ›objektiven‹ Psychodiagnostik letztlich Ausdruck der kollektiven Sehnsucht, einen tatsächlich unverzerrten Zugang zur ›Persönlichkeit‹ herzustellen. Das epistemische Objekt ›Persönlichkeit‹ sollte, so die Idee, in scheinbar unbedeutenden wie unverfänglichen Verhaltenstests zum Vorschein kommen, die dazu eine neutrale Form bereitstellten. Erst die implizite Datenmatrix, in die die Tests eingelassen waren, indizierte nach diesem Modell, um welche konkreten Faktoren es sich inhaltlich handelte. Mit ihrer Rückkopplung an eine statistische Datenmatrix gaben die zu Testsituationen arrangierten Dinge damit nicht mehr preis, worum es in der Untersuchung eigentlich ging. So, wie von der Verhaltensorberfläche der Untersuchten auf ihr verborgenes Inneres abgezielt wurde, sollte die Interaktion zwischen Testperson und Testobjekt auf eine latente Ebene verweisen, die mit ›Persönlichkeit‹ in eins gesetzt wurde.

Unter den veränderten technischen und datenanalytischen Möglichkeiten wurden auf diese Weise Bemühungen fortgeschrieben, mit denen bereits die Konstrukteure von *paper-pencil*-Tests experimentiert hatten, um die epistemologische Problematik von Selbstauskünften abzufedern. Dass sich dieses Vorhaben nicht nahtlos umsetzen ließ, geschweige denn in einer widerspruchsfreien medienübergreifenden Matrix mündete, hielt Eysenck und Cattell nicht davon ab, am Medium ›objektiver‹ Tests festzuhalten und sie als Wegmarker einer an der Methodologie der Naturwissenschaften ausgerichteten Persönlichkeitsforschung zu platzieren. Die Labore in London und Urbana positionierten sich auf diese Weise an der vordersten Front eines Szientifizierungswillens, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das schwierige Terrain, das den eigenen Forschungsgegenstand kennzeichnete, mit einer besonders rigorosen methodologischen Scharfstellung zu bearbeiten. Mit ihren spezifischen Herausforderungen konnten sich ›objektive‹ Verhaltenstests in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht als Methode der Wahl für die Diagnose von ›Persönlichkeit‹ etablieren. Fielen die Effekte auf die Praxis in dieser Hinsicht also eher verhalten aus, traf die Vorstellung von ›Persönlichkeit‹ als Kombination spezifisch ausgeprägter, berechenbarer Faktoren auf umso größere Resonanz: Sie entwickelte sich zur diskursbildenden Leitfigur innerhalb der Psychodiagnostik.

7 Ausblick und Fazit: »Persönlichkeit« im neurowissenschaftlichen Blickregime

2013 veröffentlichte eine Forschungsgruppe der Universität Oslo die Ergebnisse einer groß angelegten Studie in *NeuroImage*, die sich der neuronalen Korrelate von »Persönlichkeit« verschrieben hatte.¹ Um mehr über die neuronalen Netzwerke und ihre Modulation von Persönlichkeitsmerkmalen zu erfahren, wurden die Gehirne von 265 »gesunden Individuen« mit einer Magnetresonanztomographie untersucht und hinsichtlich verschiedener struktureller Merkmale vermessen.² Für die Erfassung der »Persönlichkeit« kam eine norwegische Version des revidierten *NEO Personality Inventory* zum Einsatz.³ Das Instrument, das eine ökonomische und zuverlässige Bestimmung von »Persönlichkeit« verspricht, wurde in den frühen 1990er Jahren anhand von faktorenanalytischen Studien konstruiert.⁴ Basierend auf 240 Fragen, sollte für jede Versuchsperson so ein individuelles Profil auf fünf Basisdimensionen der »Persönlichkeit« – »Neuroticism«, »Extraversion«, »Openness«, »Agreeableness« und »Conscientiousness« ermittelt

¹ Siehe Astrid Bjørnebekk/Anders M. Fjell/Kristine B. Walhovd/Håkon Grydeland/Svenn Torgersen/Lars T. Westlye, »Neuronal Correlates of the Five Factor Model (FFM) of Human Personality: Multimodal Imaging in a Large Healthy Sample«, in: *NeuroImage* 65 (2013), 194–208.

² Zum Einsatz kamen Maße des gesamten und regionalen Hirnvolumens, der regionalen kortikalen Dichte und Arealisierung wie auch Mikrostrukturmerkmale der weißen Hirnsubstanz, die mittels Diffusions-Tensor-Bildgebung erfasst wurden. Als Spezialtechnik der Magnetresonanztomographie erlaubt diese, die Quantität und die Richtung der Wasserdiffusion im Gewebe zu messen. Auch ist eine dreidimensionale Darstellung von Strukturen möglich. Siehe Inga Katharina Koerte/Marc Muehlmann, »Diffusion Tensor Imaging«, in: Christoph Mulert/Martha E. Shenton (Hrsg.), *MRI in Psychiatry*, Berlin/Heidelberg 2014, 77–86.

³ Siehe Paul T. Costa/Robert R. McCrae, *NEO PI-R Professional Manual*, Odessa (Florida) 1992.

⁴ Bei dem Test und dem ihm zugeordneten Fünf-Faktoren-Modell handelt es sich um die gegenwärtig prominenteste Form der Diagnostik und Beschreibung von »Persönlichkeit«. Konzeptuell beerbt das Modell die faktorenanalytischen Explorationen der 1940er und 1950er Jahre. Den Ausgangspunkt dazu bildete Cattells Studie aus Cambridge, die an den Eigenschaftsbegriffen der englischen Sprache angesetzt hatte. Getragen von verschiedenen Forschungsinitiativen, konsolidierte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Idee von fünf Faktoren als Taxonomie der »Persönlichkeit«. Siehe dazu Oliver P. John/Sanjay Srivastava, »The Big Five Trait Taxonomy: History, Measurement and Theoretical Perspectives«, in: Lawrence A. Pervin/Oliver P. John (Hrsg.), *Handbook of Personality: Theory and Research. Second Edition*, New York/London 1999, 102–138. Die globale Karriere des Tests spiegelt sich in seiner Verbreitung und seinen unzähligen Übersetzungen.

werden.⁵ Die statistische Datenanalyse zeigte, dass höhere Neurotizismuswerte mit einem kleineren Gesamthirnvolumen, einer verringerten Mikrostruktur in der weißen Hirnmasse und einer kleineren frontotemporalen Oberfläche zusammenhängen. Auch eine stärker ausgeprägte »Extraversion« und »Gewissenhaftigkeit« war mit strukturellen Besonderheiten assoziiert. Neben statistischen Kennwerten, Korrelationsmatrizen und Regressionsberechnungen wartete die Studie auch mit einer Reihe großformatiger Visualisierungen auf. Die Dimensionen von »Persönlichkeit«, für die statistisch bedeutsame Zusammenhänge mit neuronalen Strukturen ermittelt worden waren, wurden anhand von jeweils vier Abbildungen illustriert, die eine Computervisualisierung des Kortex vor einem schwarzen Hintergrund zeigten (Abb. 7): Um die Stärke der Zusammenhänge zu markieren, hatten die Autoren auf eine Farbskala zurückgegriffen. Gelbe und rote Kolorierungen wiesen auf positive Assoziationen zwischen umschriebenen zerebralen Strukturen und einem Persönlichkeitsmerkmal hin, während Blautöne angaben, dass hier ein negativer Zusammenhang ermittelt worden war. Hierbei blieb es nicht bei einer globalen Visualisierung der Dimensionen. Auch ihre spezifischen Facetten – im Falle von Extraversion »Warmth«, »Gregariousness«, »Assertiveness«, »Excitement Seeking« und »positive Emotion« – wurden mit Blick auf ihre neuronalen Assoziationen visualisiert. Neben der Dichte des Kortex und seinen Oberflächenarealen hatte die Osloer Arbeitsgruppe in ihrer Studie auch Unterschiede in der Diffusivität der weißen Hirnsubstanz untersucht. Hier trat ein positiver Zusammenhang mit der Persönlichkeitsdimension »Neuroticism« zutage, der in einer weiteren Abbildung anschaulich gemacht wurde.⁶ In einer Abfolge von Modellhirn-Querschnitten zeigte die Visualisierung die Stärke der Korrelation anhand entsprechend eingefärbter Areale für sämtliche Facetten des Persönlichkeitsmerkmals.

Es handelt sich hierbei um ein Beispiel unter vielen. Die Veröffentlichung der norwegischen Autoren entsprach formal und inhaltlich dem Typus einer biomedizinischen Fachpublikation. Wie bei neurowissenschaftlichen Studien üblich, die auf bildgebenden Verfahren basieren, hatte es die Forschungsgruppe nicht dabei belassen, die statistischen Kennwerte ihrer Datenanalyse allein in der Form von Tabellen, Korrelationsmatrizen oder Regressionsgeraden zu berichten.⁷ Mit ihren

⁵ Für eine kritische Einschätzung siehe Gregory J. Boyle, »Critique of the Five-Factor Model of Personality«, in: Gregory J. Boyle/Gerald Matthews/Donald H. Saklofske (Hrsg.), *The SAGE Handbook of Personality Theory and Assessment, Vol 1: Personality Theories and Models*, Thousand Oaks (California) 2008, 295–312 sowie Dan P. McAdams, »The Five-Factor Model in Personality: A Critical Appraisal«, in: *Journal of Personality* 60 (1992), 329–361.

⁶ Siehe Bjørnebekk et al., *Neuronal Correlates*, 200.

⁷ Entsprechende Visualisierungen markieren nach Michael Hagner »das entscheidende Emblem für die Dignität neurowissenschaftlicher Erkenntnisse« und bilden deshalb den zentralen Bestandteil entsprechender Publikationen. Siehe Michael Hagner, »Das Hirnbild als Marke«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik. Ikonographie des Gehirns* 6.1 (2008), 43–51, hier 48.

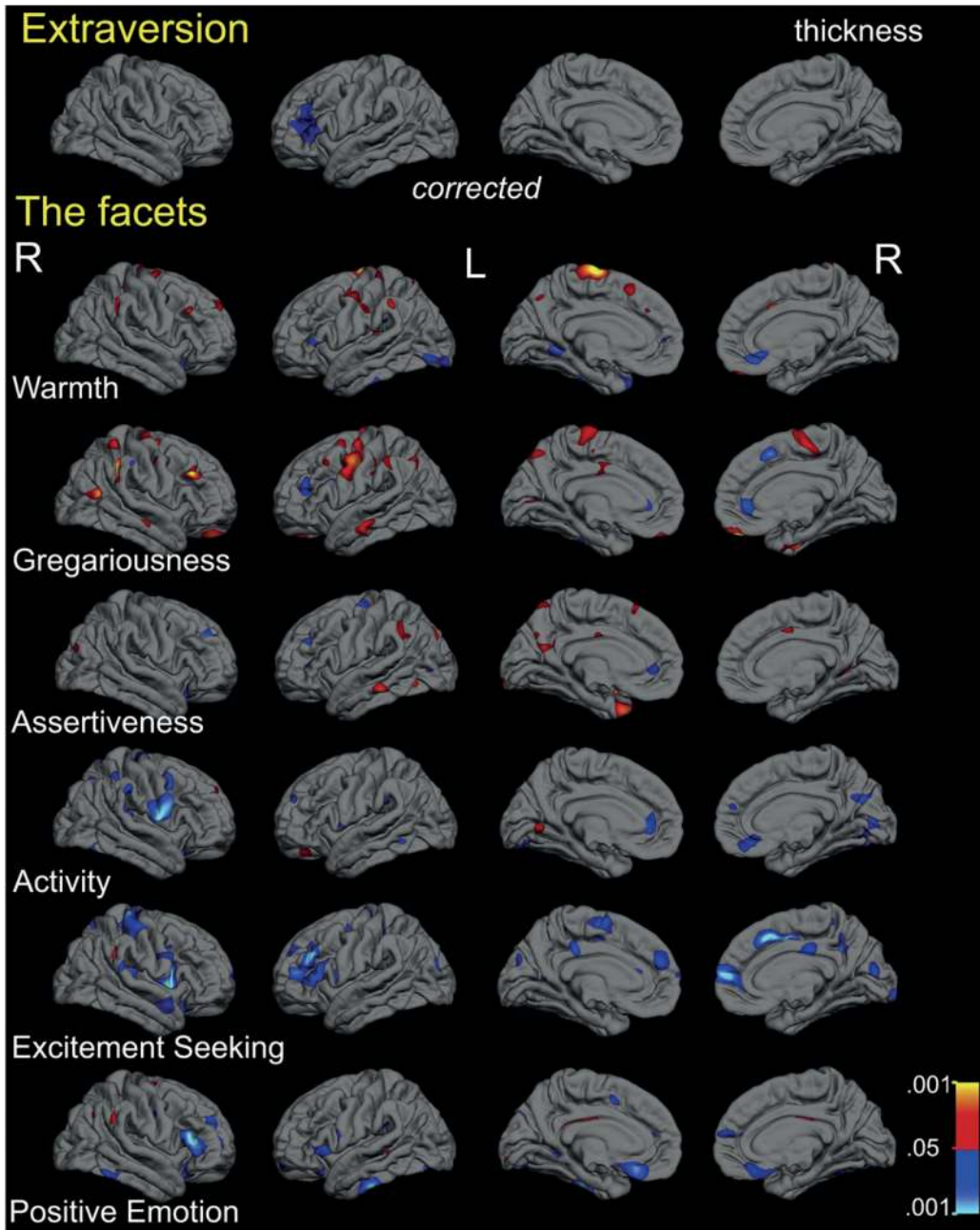


Abb. 7: Das Merkmal »Extraversion« und sein Niederschlag in der kortikalen Dichte.

großformatigen Reproduktionen suggerierte die Abbildungsreihe, dass sich ›Persönlichkeit‹ dank bildgebender Verfahren nun in einem technischen Bild dingfest machen ließe:⁸ ein Bild, das auf den ersten Blick nicht nur die präzise neuronale

⁸ Zur Gattung des »technischen Bildes« als von Computern hervorgebrachte Visualisierungsform siehe Vilém Flusser, *Ins Universum der technischen Bilder*, Göttingen 1985.

Lokalisation der einzelnen Dimensionen von ›Persönlichkeit‹ und ihrer Facetten erlaubte, sondern zusätzlich über die Farbkodierung die Stärke des Korrespondenzverhältnisses zum Ausdruck bringen konnte. Obgleich nur für einen Teil der Dimensionen aussagekräftige Befunde ermittelt wurden, schloss die Studie aus Oslo mit einem optimistischen Fazit: »The results provide insight into the associations between brain structure and personality dimensions related to emotional instability and trait anxiety, and support that multimodal structural imaging markers represent promising biomarkers for delineating the brain structural substrate for human personality and for identifying individuals with increased susceptibility to psychiatric disease.«⁹ Technologien der Bildgebung waren aus Sicht der Autoren damit einerseits für die Grundlagenforschung vielversprechend, um das neuronale Fundament von ›Persönlichkeit‹ aufzudecken. Daran anknüpfen ließen sich zugleich praktische Fragen, die hier im biopolitischen Feld der Prävention mündeten – zum Beispiel, um Individuen mit einer erhöhten Anfälligkeit für psychiatrische Erkrankungen zu identifizieren.¹⁰

Studien wie diese markieren eine fundamentale Wende, was die instrumentelle Adressierung von ›Persönlichkeit‹ in den psychologischen Wissenschaften anbelangt. Stand im frühen 20. Jahrhundert der Körper in seiner leiblichen Präsenz im Zentrum verschiedener humanwissenschaftlicher Explorationen von ›Persönlichkeit‹, ist es heute nicht mehr seine Oberfläche aus statischen und dynamischen Zeichen, die es zu dekodieren gilt, um Rückschlüsse auf psychische Merkmale und Dispositionen anzustellen. Vielmehr gilt es nun, das verborgene Innere – gleichgesetzt mit dem Gehirn des Menschen – mittels eines neurowissenschaftlichen und molekulargenetischen Methodenspektrums zu entschlüsseln, um so zu dem biologischen Fundament psychischer Phänomene und Prozesse vorzudringen.¹¹ Der Molekularbiologe Francis Crick hat dieses seit den frühen 1990er Jahren neu entfachte Interesse an neuronalen Erklärungsansätzen in seinem breit rezipierten Buch *The Astonishing Hypothesis* auf den Punkt gebracht. Mit einer geschickten rhetorischen Formel, die sich direkt an die Leserinnen und Leser wendet, skizziert er darin gleich zu Beginn die zentralen Parameter einer solchen Perspektive: »You, your joys and your sorrows, your memories and your ambitions, your sense of personal identity and free will, are in fact no more than the behavior of a vast assembly of nerve cells and their associated molecules.«¹² All das, was sich in der westlichen Kultur unter dem

⁹ Siehe Bjørnebekk et al, *Neuronal Correlates*, 106.

¹⁰ Für eine kritische Diskussion von Präventionsregimen und des Umgangs mit Risiko, das für den Forschungs- und Interventionsbereich psychischer Gesundheit große Bedeutung gewonnen hat, siehe Nikolas Rose, »In Search of Certainty: Risk Management in a Biological Age«, in: *Journal of Public Mental Health* 4 (2005), 14–22.

¹¹ Eine Übersicht über neuere Ansätze dieser biologischen Perspektive liefert Turhan Canli (Hrsg.), *Biology of Personality and Individual Differences*, New York 2006.

¹² Siehe Francis Crick, *The Astonishing Hypothesis: The Scientific Search for the Soul*, New York 1994, 3.

Konzept der personalen Identität fassen lässt, wird damit als Effekt der Operationen unzähliger, miteinander verknüpfter Nervenzellen und der ihnen zugeordneten molekularen Mechanismen reformuliert. Doch auch die von Crick anvisierte neurophysiologische und biochemische Konzeptualisierung der Psyche ist eine von Medien abhängige, die an spezifische Voraussetzungen und Bedingungen geknüpft ist: Die postulierten Vorgänge im Gehirn werden erst durch technisch-apparative Verfahren zugänglich gemacht und im Rückgriff auf Bildmedien in eine sinnlich erfahrbare Form überführt.

Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert haben sich bildgebende Verfahren in der psychiatrischen und psychologischen Forschung expansiv verbreitet. Es blieb deshalb nur eine Frage der Zeit, bis auch ›Persönlichkeit‹ in den Fokus neurowissenschaftlicher Experimentalsysteme rückten sollte.¹³ Bereits in den letzten Jahren der »Decade of the Brain« – einem Programm der US-amerikanischen Regierung, mit dem die neurowissenschaftliche Forschung in den 1990er Jahren gefördert werden sollte – traten erste Studien auf den Plan, um mittels struktureller und funktioneller Bildgebung das neuronale Fundament von ›Persönlichkeit‹ dingfest zu machen.¹⁴ Den Studien aus dieser Zeit gelang es, besonders hohe Korrelationen zwischen im wissenschaftlichen Diskurs fest verankerten Persönlichkeitsdimensionen wie »Neurotizismus« oder »Extraversion« und verschiedenen Hirnarealen zu ermitteln.¹⁵ In der *scientific community* lösten die Ergebnisse rasch eine Aufbruchstimmung aus: Mit bildgebenden Verfahren hoffte man, eine medizinische Hochleistungstechnologie an der Hand zu haben, die das Phänomen ›Persönlichkeit‹ endlich neurowissenschaftlich erklären und damit doch noch entmystifizieren könnte. Die Aussagekraft der Studien, die im Vergleich zur konventionellen Forschung in diesem Bereich auf eher marginalen Stichproben basierten, wurde durch methodenkritische Einwände bald relativiert. Davon unbenommen hat die Zahl der Untersuchungen, die auf das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ abzielen und dazu bildgebende Verfahren einsetzen, seit den frühen 2000er Jahren rapide zugenommen. Auch »personality neuroscience«¹⁶ genannt, zielt dieser junge Forschungszweig darauf, Erklärungsmo-

¹³ Zur Ausbildung einer »neuromolekularen Perspektive« im Zuge der Profilierung der Neurowissenschaften siehe Joelle M. Abi-Rached/Nikolas Rose, »The Birth of the Neuromolecular Gaze«, in: *History of the Human Sciences* 23 (2010), 11–36.

¹⁴ Um die zerebrale Struktur zu untersuchen, kommen in diesem Kontext Verfahren wie die Computertomographie (CT) und Magnetresonanztomographie (MRT) zum Einsatz. Positronemissionstomographie (PET) und funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT) erlauben hingegen die Untersuchung von Aktivierungsmustern. Für eine Übersicht siehe David Linden, *Neuroimaging and Neurophysiology in Psychiatry*, Oxford 2016.

¹⁵ Siehe zum Beispiel T. Canli/Z. Zhao/J. E. Desmond/E. Kang/J. Gross/J. D. Gabrieli, »An fMRI Study of Personality Influences on Brain Reactivity to Emotional Stimuli«, in: *Behavioral Neuroscience* 115 (2001), 33–42.

¹⁶ Der Begriff geht zurück auf Colin G. DeYoung. Siehe ders., »Personality Neuroscience and the Biology of Traits«, in: *Social and Personality Psychology Compass* 4 (2010), 1165–1180.

delle für die neuronale Basis bestimmter individueller Unterschiede und Ausprägungen von ›Persönlichkeit‹ aufzudecken.¹⁷ Als Analyseeinheit stützt sich dieser Zugriff in der Regel auf »traits« – individuell unterschiedlich stark ausgeprägte Entitäten mit relativ großer Stabilität, die psychometrisch mit etablierten Persönlichkeitstests erfasst werden können und als konzeptuelle Einheiten in den 1920er Jahren Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs um ›Persönlichkeit‹ fanden.¹⁸ Faktorenanalytisch abgeleitete Taxonomien wie dem »Five Factor Model«, das sich über das Fragebogenmedium per Selbsteinschätzung erheben lässt, kommt in den entsprechenden Experimentalanordnungen dabei eine Schlüsselrolle zu.

Seitdem sind im Fachdiskurs zahlreiche Einzelbefunde rezipiert worden, die bestimmte Merkmale von ›Persönlichkeit‹ an zerebrale Strukturen oder spezifische neuronale Aktivierungsmuster binden.¹⁹ Obgleich systematische Zusammenfassungen aufzeigen, dass sich die Ergebnisse bislang nicht zu einem kohärenten Muster zusammenfügen, sondern eine komplexe Gemengelage mit zuweilen kontradiktorischen Implikationen bilden,²⁰ hat dies dem Interesse vonseiten der *scientific community* wie auch der medialen Öffentlichkeit keinen Abbruch getan. So wurde jüngst eine neue Fachzeitschrift mit dem Titel *Personality Neuroscience* lanciert, deren erste Ausgabe im Mai 2018 erschien und von Verlagsseite vermarktet wurde als »primary outlet for publications on the neuroscience of individual differences.«²¹ Ihr Pendant findet diese Beharrlichkeit jedoch auch in der Sprache der technischen Bilder, die im Rahmen entsprechender Studien produziert werden: Sie vermitteln den Eindruck, dass es sich bei dem menschlichen Gehirn nicht mehr um eine *black box* handelt, sondern um ein Objekt, das mithilfe apparativer Verfahren und bildgebender Technologien

¹⁷ Siehe zum Beispiel Colin G. DeYoung/Jeremy R. Gray, »Personality Neuroscience: Explaining Individual Differences in Affect, Behaviour and Cognition«, in: Philip Jay Corr/Gerald Matthews (Hrsg.), *The Cambridge Handbook of Personality Psychology*, New York 2009, 323–346.

¹⁸ Als einer der ersten hatte sich Gordon W. Allport intensiv mit der »trait«-Perspektive auseinandergesetzt. Siehe zum Beispiel ders., »What is a Trait of Personality?«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 25 (1931), 368–372.

¹⁹ Für einen Überblick siehe zum Beispiel John R. Absher/Jasmin Cloutier (Hrsg.), *Neuroimaging Personality, Social Cognition, and Character*, Amsterdam/Boston/Heidelberg 2016.

²⁰ Siehe zum Beispiel Mitzy Kennis/Arthur R. Rademaker/Elbert Geuze, »Neural Correlates of Personality: An Integrative Review«, in: *Neuroscience and Biobehavioral Reviews* 37 (2013), 73–95. Als besonders vielversprechend gelten deshalb seit kurzem »resting state«-Analysen, die nicht die Konzeption komplexer Experimente mit verschiedenen Aufgaben erfordern, sondern ein direktes Maß funktioneller Interaktionen zwischen neuronalen Systemen und ihrem Zusammenhang mit ›Persönlichkeit‹ liefern sollen.

²¹ Siehe Cambridge University Press: Information for the Media: Cambridge University Press Launches Open Access Journal Covering Personality Neuroscience, <http://www.cambridge.org/about-us/media/press-releases/cambridge-university-press-launches-open-access-journal-covering-personality-neuroscience> (Letzter Zugriff: 28. Juni 2018).

nun auch hinsichtlich komplexer mentaler Phänomene vollständig entschlüsselt werden kann.

7.1 Bilder der ›gestörten Persönlichkeit‹

Was für die ›normale Persönlichkeit‹ gilt, lässt sich ebenso für Formen ihrer Störungen beobachten: »Gray matter abnormalities in patients with narcissistic personality disorder« titelte beispielsweise 2013 eine Studie aus dem *Journal of Psychiatric Research*.²² Das Berliner Kollektiv aus Psychiatern, Neurowissenschaftlerinnen und Psychologen berichtete darin von der Pionierleistung, als erste den »neurobiologischen Abnormalitäten« der »Narzisstischen Persönlichkeitsstörung« nachgegangen zu sein – einer »gravierenden psychischen Störung«, die mit schwerwiegenden psychosozialen Beeinträchtigungen, psychiatrischen Begleiterkrankungen und erhöhter Suizidalität verbunden wäre.²³ Der statistische Vergleich zwischen betroffenen Personen und einer gesunden Kontrollgruppe hatte bei ersteren ein signifikant geringeres Volumen der grauen Hirnmasse in verschiedenen Regionen ergeben.²⁴ Die entsprechenden Areale korrespondierten aus der Sicht der Autoren mit neuronalen Schaltkreisen, die mit der Repräsentation von Empathie assoziiert waren – eines mentalen Vermögens, das als Kerndefizit der ›Narzisstischen Persönlichkeitsstörung‹ identifiziert wurde. Auch in der Berliner Studie wurden die statistisch ermittelten Gruppenunterschiede visuell übersetzt:²⁵ Angelegt als Aufsicht, stellte das erste Bild das Gehirn mit seinen Oberflächenmerkmalen über eine grau schattierte Struktur dar. Ein orthogonaler Einschnitt gab zugleich den Blick auf die im Inneren liegenden Formationen frei, wobei die Strukturen, deren Volumen sich in der klinischen Stichprobe als geringer herausgestellt hatte, farbig markiert worden waren. Bild Nummer 2 zeigte eine andere Ansicht: In einer Abfolge von vier Schnittbildern, die auf dem virtuellen Durchschnittsgehirn der Stichprobe fußten, wurden hier mit roter Markierung die neuronalen Strukturen ausgewiesen, bei denen die Abweichung festgestellt worden war. Als Orientierungshilfe führten in blau gefasste Kreise und Linien den Blick direkt auf die betreffenden Areale. Die unterschiedlichen Visualisierungsstrategien der beiden Abbildungen verdichteten sich zu einem zentralen Argument: Diagnostisch schwer zu greifende Phänomene wie die ›Narzisstische Persönlichkeitsstörung‹ lagen nicht nur im Auge

²² Siehe Lars Schulze/Isabel Dziobek/Aline Vater/Hauke R. Heekeren/Malek Bajbouj/Babette Renneberg/Isabella Heuser/Stefan Roepke, »Gray Matter Abnormalities in Patients with Narcissistic Personality Disorder«, in: *Journal of Psychiatric Research* 47 (2013), 1363–1369.

²³ Siehe ebenda, 1363. Übersetzung vom Verfasser.

²⁴ Siehe ebenda, 1366. Dabei handelte es sich um die linke anteriore Insula, den rostralen und medialen cingulären Cortex sowie die dorsolaterale und mediale Teile des präfrontalen Cortex.

²⁵ Siehe ebenda, 1366.

der Betrachterinnen und Betrachter. Mehr als ein bloßes klinisches Hirngespinnst schlugen sie sich auf charakteristische Weise in der zerebralen Architektur von betroffenen Personen nieder. Bestimmte Areale im Gehirn, so suggerierten die Bilder, waren schlichtweg anders beschaffen als dies bei ›Gesunden‹ der Fall wäre.

Beflügelt von der Verbreitung moderner Bildgebungstechniken, hat sich die psychiatrische und klinisch-psychologische Forschung seit den späten 1990er Jahren verstärkt auf die Suche nach der neuronalen Basis von ›Persönlichkeitsstörungen‹ begeben. Die Idee, nach ihrem Niederschlag im Gehirn zu suchen, ist jedoch keineswegs neu: Bereits in den 1940er Jahren stellte der kanadische Psychologe George Estabrooks die Theorie auf, dass starke emotionale Erschütterungen das Gehirn für entsprechende Störungen sensibilisieren könnten. Die Wirkung derartiger Schockeffekte beschrieb er in Analogie zum fotografischen Belichtungsvorgang: »It matters little if the photographic plate of the brain, to use a very crude analogy, is exposed once in blinding light or 100 times in to the same object in dim light. The impression is, in the long run, just as definite and just as permanent.«²⁶ Hatte Estabrooks hier die technisch-materiellen Prinzipien der Fotografie als Metapher benutzt, um den Abdruck von ›Persönlichkeitsstörungen‹ im Gehirn zu fassen, kommt modernen bildgebenden Verfahren im Kontext neurowissenschaftlicher Experimentalsysteme die Rolle eines technischen Objekts zu, das zerebrale Strukturen und ihre Aktivitätsmuster über eine komplizierte Abfolge von Berechnungsschritten aufzuzeichnen vermag. Der klinisch-statistische Blick zielt dabei auf die Identifikation von Differenz, die, rückgebunden an Krankheitskategorien, im Vergleich zu einer ›normalen‹ Kontrollgruppe als pathologisch ausgewiesen werden kann.

In der Geschichte der Psychiatrie sind die Merkmale, die heute unter der Kategorie der ›Persönlichkeitsstörungen‹ subsumiert werden, unterschiedlich perspektiviert worden. Auffälligkeiten, die nicht mit dem Phänomen des Wahnsinns übereinkamen, weil Halluzinationen, Verkennungen oder intellektuelle Einbußen fehlten, wurden im frühen 19. Jahrhundert zum Beispiel von Jean Étienne Esquirol als »monomanie«, von James Cowles Prichards wiederum als »moral insanity« beschrieben.²⁷ Um 1900 wurde dieser Argumentationsgang in der deutschsprachigen Psychiatrie unter dem Begriff der »Psychopathie« aufgegriffen und schließlich mit Blick auf den ›Charakter‹ beziehungsweise die ›Persönlichkeit‹ der Betroffenen fortgeführt.²⁸ Psychiatrische Klassifikationssysteme,

²⁶ Siehe George H. Estabrooks, »Brain Sensitization in Personality Disorders«, in: *The Journal of General Psychology* 34 (1946), 203–211, hier 204.

²⁷ Für einen historischen Abriss siehe Heinz Schott/Rainer Tölle, *Geschichte der Psychiatrie: Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen*, München 2006, 364–368.

²⁸ Der Psychiater Julius Ludwig Koch sprach 1891 beispielsweise von »psychopathischen Minderwertigkeiten«. Emil Kraepelin wiederum bezog sich in der achten Auflage seines Lehrbuchs auf »psychopathische Persönlichkeiten«, genauso wie Kurt Schneider, der

die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden, um der Forschung und Praxis zu einer gemeinsamen Sprache zu verhelfen, hoben in der Folge ebenfalls auf die ›gestörte Persönlichkeit‹ ab. Das 1948 von der Weltgesundheitsorganisation herausgegebene Manual für die statistische Klassifikation von Krankheiten, Verletzungen und Todesursachen wartete in seinem fünften Kapitel unter der Rubrik »Disorders of Character, Behaviour and Intelligence« neben weiteren Auffälligkeiten zum Beispiel mit der »pathological personality« als Diagnosekategorie auf.²⁹ Vier Jahre später unterschied das erste Manual der American Psychiatric Association unter der Rubrik »Personality Disorders« zwischen den drei Oberkategorien »personality pattern disturbance«, »personality trait disturbance« und »sociopathic personality disturbance.«³⁰ Spezifische Ausprägungen wie die »borderline personality disorder« und die »narcissistic personality disorder« wurden erstmals in die dritte, 1980 publizierte Auflage integriert.³¹ Das gegenwärtig gültige Klassifikationssystem der World Health Organization spricht bei ›Persönlichkeitsstörungen‹ von Personen, deren Denken, Fühlen und Beziehungsgestaltung extrem oder zumindest signifikant vom »durchschnittlichen« Individuum einer bestimmten Kultur abweichen.³² Diese Devianz soll sich in tief verankerten, anhaltenden Verhaltensmustern sowie in unflexiblen Reaktionen auf verschiedene

1923 eine entsprechende Monographie verfasste. Die psychoanalytische Neurosenlehre von Adolf Meyer, Sigmund Freud und Franz Alexander sprach hingegen vom »neurotischen Charakter«. Siehe ebenda, 364.

²⁹ Siehe World Health Organization (Hrsg.), *Manual of the International Statistical Classification of Diseases, Injuries and Causes of Death (Based on the Recommendations of the Sixth Revision Conference)*, Genf 1948, v.a. Kategorien 320 und 321. Übersetzung vom Verfasser.

³⁰ Die einzelnen Kategorien enthielten wiederum spezifische Ausprägungsformen. Weitere psychische Auffälligkeiten fasste das Manual unter der Überschrift »transient situational personality disorders« zusammen. Siehe American Psychiatric Association, Manual, hier 7 f. Für einen historischen Überblick siehe Theodore Millon/Roger Davis, »Conceptions of Personality Disorders: Historical Perspectives, the DSMs, and Future Directions«, in: W. John Livesley (Hrsg.), *The DSM-IV Personality Disorders*, New York/London 1995, 3–28. Siehe auch Joel Paris, *A concise Guide to Personality Disorders*, Washington, D.C. 2015.

³¹ Siehe American Psychiatric Association, *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (Third Edition)*, Washington, D.C. 1980. Das DSM-III nimmt eine besondere Stellung in der Geschichte der psychiatrischen Klassifikationsmanuale ein, weil hier ein ›neo-kraepelinscher‹ Ansatz verfolgt wurde und im Sinne einer deskriptiv-atheoretischen Ausrichtung psychodynamische Begriffe sowie ätiologische Überlegungen eliminiert wurden. Siehe dazu Rick Mayes/Allan V. Horwitz, »DSM-III and the Revolution in the Classification of Mental Illness«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 41 (2005), 249–267.

³² In der ICD-10 heißt es: »These types of condition comprise deeply ingrained and enduring behaviour patterns, manifesting themselves as inflexible responses to a broad range of personal and social situations. They represent either extreme or significant deviations from the way the average individual in a given culture perceives, thinks, feels, and particularly relates to others. Such behaviour patterns tend to be stable and to encompass multiple domains of behaviour and psychological functioning.«, Siehe World Health Organization (Hrsg.): *The ICD-10 Classification of Mental and Behavioural Disorders. Clinical*

Situationen äußern. Aufbauend auf dieser allgemeinen Beschreibung, differenziert das ICD-10 wiederum verschiedene Störungstypen mit charakteristischen Merkmalskombinationen. Das 2013 in fünfter Auflage publizierte *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* verfährt weitgehend analog.³³

In der psychiatrisch-psychotherapeutischen Praxis gehört die Diagnostik von ›Persönlichkeitsstörungen‹ heute zum Standard.³⁴ Dabei kommt in der Regel das *Structured Clinical Interview (SCID)* zum Einsatz. Das zweistufige Verfahren im Medium des Papier-und-Bleistift-Tests stützt sich zunächst auf einen kurzen Selbstauskunftsbogen, bei dem die Getesteten bestimmte Aussagen mit »Nein« oder »Ja« beantworten und sich auf die letzten fünf bis zehn Jahre stützen sollen.³⁵ Der als Screening gedachte Fragebogen leitet in einem zweiten Schritt zu einem Interview über, in dessen Rahmen die Verifikation der klinischen Bedeutsamkeit der zuvor selbst bekundeten Merkmale erfolgen soll. Entlang der vorgegebenen Kriterien obliegt es dabei dem Fragenden, über das Vorliegen beziehungsweise die Ausprägung entsprechender Symptome zu entscheiden. Anamnestisches Wissen geht hierbei ebenso in die Urteilsbildung ein wie konkrete Beispiele aus verschiedenen Lebensbereichen oder Indizien aus der Verhaltensbeobachtung. Im diagnostischen Prozess werden auf diese Weise verschiedene epistemische Tugenden miteinander verschaltet, die zunächst auf eine fest geschlossene, standardisierte Form setzen, dann aber in einem semi-strukturierten Vorgehen münden, bei dem das geschulte Expertenurteil entscheidend ist.³⁶

Descriptions and Diagnostic Guidelines, o.O., 156, <http://www.who.int/classifications/icd/en/bluebook.pdf> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).

³³ Siehe American Psychiatric Association, *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders: DSM-5*, Washington, D.C. 2013, 645. Darüber hinaus enthält Sektion III einen Forschungsansatz, der auf einem Kontinuum basiert. Im Zentrum stehen Einschränkungen im Funktionsniveau der ›Persönlichkeit‹ sowie die Ausprägung pathologischer Persönlichkeitsmerkmale. Bei letzteren handelt es sich um fünf breite Domänen, die an psychometrische Modelle wie das Five Factor Model of Personality anschließen. Siehe ebenda, 773. Zur Erfassung wurde ein Test mit 220 Selbstaussagen konzipiert. Siehe American Psychiatric Association, *The Personality Inventory for DSM-5 (PID-5)–Adult*, Washington, D.C. 2013.

³⁴ In Abhängigkeit der verwendeten Methodik und Stichprobe variieren die Prävalenzraten innerhalb und zwischen den Ländern. Durchschnittswerte über verschiedene Persönlichkeitsstörungen werden für zahlreiche Länder bei knapp unter zehn Prozent angegeben. Siehe Randy A. Sansone/Lori A. Sansone, »Personality Disorders. A Nation-Based Perspective on Prevalence«, in: *Innovations in Clinical Neuroscience* 8 (2011), 13–18.

³⁵ Das *SCID* gilt als international führend, liegt in zahlreichen Übersetzungen vor und ist anhand der Kriterien des DSM entwickelt worden. Für die aktuell gültige Version siehe Michael B. First/Janet B. W. Williams/Lorna Smith Benjamin/Robert L. Spitzer, *Structured Clinical Interview for DSM-5® Personality Disorders (SCID-5–PD)*, Washington, D.C. 2016.

³⁶ Vergleiche dazu Lorraine Daston/Peter Galison, *Objectivity*, New York 2007, vor allem das Kapitel »Trained Judgment«, 329 f.

Trotz dieses regelgeleiteten Ablaufes, der mit der Veröffentlichung der revidierten dritten DSM-Version in der Praxis verankert wurde,³⁷ handelt es sich bei ›Persönlichkeitsstörungen‹ um eine Kategorie, die innerhalb, aber auch außerhalb des psychiatrisch-psychologischen Feldes besonders kontrovers diskutiert wird. Ihre zuverlässige Bestimmung erscheint angesichts überlappender Merkmale schwierig, zudem weisen ›Persönlichkeitsstörungen‹ eine hohe klinische Komorbidität auf. Kritische Positionen haben nicht nur ihre wissenschaftliche Fundierung in Zweifel gezogen, sondern auch auf ihre Kulturgebundenheit und mögliche Stigmatisierungseffekte hingewiesen, die mit der Vergabe verbunden sein könnten.³⁸ Zugleich haben die Schwierigkeiten bei der Diagnostik unmittelbare Konsequenzen für die klinisch-neurowissenschaftliche Forschung.³⁹ Generell voraussetzungsreich, erweist sich die Rekrutierung von Probanden und Probandinnen mit einer entsprechenden Merkmalsausprägung als besonders herausfordernd, zumal die diagnostische Schwelle anhand unterschiedlicher Symptomkonstellationen überschritten werden kann. Die Kategorie derjenigen mit einer diagnostizierten Auffälligkeit erweist sich bei genauerer Betrachtung damit als heterogener, als es die Diagnose suggeriert. Gleiches gilt für die Definition einer Vergleichsstichprobe im Rahmen eines Experimental-Kontrollgruppen-Designs. Nicht allein die Stabilisierung von ›Persönlichkeit‹, sondern auch von ›Persönlichkeitsstörungen‹ als Wissensobjekt ist folglich mit besonderen Herausforderungen verbunden.⁴⁰ Bislang haben sich neurowissenschaftliche Studien deshalb vor allem auf Subgruppen wie die »Emotional-instabile« (Borderline-Typus) oder die »Antisoziale Persönlichkeitsstörung« konzen-

³⁷ Siehe Robert L. Spitzer/Janet B. W. Williams/Miriam Gibbon/Michael B. First, *Structured Clinical Interview for DSM-III-R Personality Disorders (SCID – II)*, New York 1989.

³⁸ Für eine Einführung siehe Thomas A. Widiger, »Future Directions of Personality Disorder«, in: ders., *The Oxford Handbook of Personality Disorders*, Oxford/New York 2012, <http://dx.doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199735013.013.0038> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).

³⁹ Die verschiedenen Strategien der Stichprobenziehung und ihre zugrundeliegenden Normalitätskonzepte mit Blick auf Bildungsstudien werden dargestellt von Joseph Dumit, »Critically Producing Brain Images of Mind«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 195–225, hier 199 f.

⁴⁰ Dieser Umstand führte beinahe zur Eliminierung dieser Diagnosekategorie im DSM 5. Vergleiche Lars Schulze/Stefan Roepke, »Structural and Functional Brain Imaging in Borderline, Antisocial, and Narcissistic Personality Disorder«, in: Christoph Mulert/Martha E. Shenton (Hrsg.), *MRI in Psychiatry*, Berlin/Heidelberg 2014, 313–340, hier 329. Siehe auch Tobias Skuban, »Probleme des Persönlichkeitsbegriffs im Rahmen der Behandlung von psychiatrischen Krankheitsbildern, insbesondere bei Persönlichkeitsstörungen«, in: Orsolya Friedrich/Michael Zichy (Hrsg.), *Persönlichkeit: Neurowissenschaftliche und neurophilosophische Grundlagen*, Münster 2014, 289–304. Das ab 2022 geltende ICD 11 hält an der Diagnosekategorie fest. Siehe World Health Organization (Hrsg.), *ICD-11 Beta Draft (Mortality and Morbidity Statistics)*, <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http://id.who.int/icd/entity/37291724> (Letzter Zugriff: 21. Februar 2021).

triert, deren Merkmale als ausreichend gut abgrenzbar gelten.⁴¹ Die Studie des Berliner Autorenkollektivs, die auf die »Narzisstische Persönlichkeitsstörung« abzielte, ist unter diesen Gesichtspunkten besonders bemerkenswert. Ordnet man sie in den Diskurs um die neurowissenschaftliche Adressierung von Störungen der ›Persönlichkeit‹ ein, wird sie zum Grenz- und Testfall für das Leistungsvermögen bildgebender Technologien. Indem letztere mittels der technisch produzierten Abbildungen etwas zur Anschauung bringen, über das bislang diskursive Unklarheit herrschte, operieren sie zugleich als Reifikationsmaschine einer diagnostischen Kategorie, der nun ein somatisches Korrelat zugewiesen werden kann.

7.2 Das mediale Dispositiv der neurowissenschaftlichen Persönlichkeitsforschung

Für die Bildwerdung von ›Persönlichkeit‹ müssen in einem neurowissenschaftlichen Experimentalsystem verschiedene Technologien der Messung miteinander verschaltet werden, die an einer Stichprobe konkreter Individuen ansetzen. Psychometrische Instrumente, zum Beispiel in der Form standardisierter Papier-und-Bleistift-Tests wie dem *NEO Personality Inventory*, und Apparate der Bildgebung wie MRT, PET oder CT nehmen dabei eine Schlüsselrolle ein. Erst die Koppelung ihrer Daten mittels statistischer Rechenoperationen lässt einen Repräsentationsraum entstehen, in dem das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ erscheinen kann.⁴² Steht die ›Persönlichkeit‹ in ihren ›gestörten‹ Formen im Blickpunkt der Forschung, sehen die instrumentellen Praktiken und epistemischen Prozeduren ähnlich aus. Neben dem Einsatz spezifischer Skalen, über die bestimmte Symptomausprägungen erhoben werden können, erlauben diagnostische Interviews wie das *SCID* die Identifikation von Trägerinnen und Trägern klinischer Merkmale und Syndrome. Technologien der Bildgebung werden hier vor allem mit einer in den Verfahren angelegten kategorialen Zuweisungslogik gekoppelt.⁴³ Im Medium des technischen Bildes wird das Wissensobjekt ›Per-

⁴¹ Für einen Überblick über die Befundlage siehe Schulze/Roepke, Brain Imaging sowie Miriam Dyck/Krystyna A. Mathiak, »Persönlichkeitsstörungen«, in: Frank Schneider/Gereon R. Fink (Hrsg.), *Funktionelle MRT in Psychiatrie und Neurologie, Zweite Auflage*, Berlin/Heidelberg 2013, 729–740.

⁴² Repräsentation wird hier im Sinne von Hans-Jörg Rheinberger verstanden als »Darstellung im Sinne einer Herstellung, einer Produktion, in der das Dargestellte selbst überhaupt erst Gestalt annimmt.« Siehe Rheinberger, *Experiment*, 73.

⁴³ Aufgrund der Schwierigkeiten einer kategorialen Diagnostik argumentieren einige Autorinnen und Autoren für eine dimensionale Analyse der für die Störung charakteristischen, hierarchisch organisierten Merkmale. Dahinter verbirgt sich die aktuell wieder stärker rezipierte Vorstellung eines Kontinuums zwischen ›Normalität‹ und psychischer Abweichung. Siehe Samantha V. Abram/Colin G. DeYoung, »Using Personality Neuroscience to Study Personality Disorder«, in: *Personality Disorders: Theory, Research, and Treatment* 8 (2017), 2–13.

sönlichkeit« dabei als sinnlich erfahrbare Form spezifischer neuronaler Aktivierungsmuster oder struktureller zerebraler Differenzen konfiguriert. Ihre Dimensionen oder Faktoren, ihre ›normale‹ oder ›gestörte‹ Ausprägung, lassen sich sprichwörtlich »ins Bild« setzen.⁴⁴

Eine genauere Betrachtung der Etappen, die im Rahmen von Bildgebungsstudien durchlaufen werden, entlarvt die Bilder derweil als hochkomplexe Artefakte.⁴⁵ Bedingungen des Studiendesigns, die die Versuchspersonen-Rekrutierung oder auch technisch-apparative Aspekte betreffen, schreiben sich ebenso in die Bilder ein wie spezifische Praktiken im Umgang mit den erhobenen Daten – zum Beispiel in der Form statistischer Bearbeitungen oder verwendeter Software-Algorithmen. Auf die Darstellungsweise wirken sich zugleich Visualisierungskonventionen aus, die sich aus der biomedizinischen, aber auch der allgemeinen Bildkultur speisen.⁴⁶ Bei der Bildwerdung von ›Persönlichkeit‹ im medientechnischen Dispositiv des Hirnscanners handelt es sich damit um ein voraussetzungsreiches Endprodukt einer ganzen Kaskade verschiedener epistemischer Praktiken. Die visuelle Rhetorik der Bilder, die den Eindruck eines transparenten, quasi-objektiven Abdrucks der Natur vermittelt, kaschiert dabei die Differenz, die zwischen Repräsentation und repräsentiertem Objekt besteht.⁴⁷ Eingetragen auf der Matrix eines virtuellen Gehirns, erscheinen selbst partikuläre Befunde, die nur im Rahmen einer Einzelstudie ermittelt wurden, als stabile Fixpunkte eines positiven Wissens über die ›menschliche Natur‹. Jenseits biomedizinischer Fachpublikationen lädt die vermeintliche Augenscheinvalidität der Repräsentationen dazu ein, diese wie »Fotografien des Gehirns« zu rezipieren.⁴⁸ Über die Zirkulation der Bilderzeug-

⁴⁴ Siehe Lara Huber, »Are You Happy Most of the Time?« Eine kritische Würdigung standardisierter Individualität aus Sicht der Wissenschaftsphilosophie«, in: Orsolya Friedrich/Michael Zichy (Hrsg.), *Persönlichkeit: Neurowissenschaftliche und neurophilosophische Grundlagen*, Münster 2014, 305–322, hier 316.

⁴⁵ Joseph Dumit hat diese Vorgänge am Beispiel der Herstellung von PET-Bildern beschrieben. Siehe ders., *Picturing Personhood. Brain Scans and Biomedical Identity*, Princeton (New Jersey) 2003. Siehe auch ders., »A Digital Image of the Category of the Person«, in: Gary Downey/Joseph Dumit (Hrsg.), *Cyborgs & Citadels. Anthropological Interventions in Emerging Sciences and Technologies*, Santa Fe (New Mexico) 1997, 83–102.

⁴⁶ Stellvertretend für eine ganze Reihe von Publikationen sei hier verwiesen auf die Beiträge in Matthias Bruhn (Hrsg.), »Ikonographie des Gehirns«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik* 6 (2005).

⁴⁷ Siehe dazu Cornelius Borck, »Toys are Us: Models and Metaphors in Brain Research«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 113–133, hier 129. Gerade solche Darstellungen, die besonders natürlich anmuten, entpuppen sich oftmals als besonders stark konstruiert. Horst Bredekamp, Angela Fischel, Birgit Schneider und Gabriele Werner haben dieses Paradoxon als »Disjunktionsprinzip der naturwissenschaftlichen Darstellung« beschrieben. Siehe dies., »Bilder in Prozessen«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik* 1 (2003), 9–20, hier 15.

⁴⁸ Siehe Hagner, Hirnbild, 48. In populärwissenschaftlichen und journalistischen Beiträgen erscheint die Fotografie als zentrale Referenz, wenn es um den Abdruck von

nisse in verschiedenen Medienformaten wirken diese wiederum auf die Wissensbildung über die ›normale‹ und ›gestörte Persönlichkeit‹ – bei der breiten Öffentlichkeit, wie auch bei den mit entsprechenden Diagnosen versehenen Personen.⁴⁹ Das im Zuge des Aufstiegs der Neurowissenschaften postulierte »zerebrale Subjekt«⁵⁰, das sein (Da)Sein mit seinem Gehirn gleichsetzt, bekommt auf diese Weise sogleich ein anschauliches Modell an die Hand, an das sich Selbstbeschreibungs- und -identifikationsprozesse anschließen können. Die von den technischen Bildern repräsentierte Realität wird in diesem Prozess selbst wiederum durch die Bilder mitgeformt und mit spezifischen Bedeutungen aufgeladen.⁵¹ Mit ihrer Bildsprache formatieren die Repräsentationen ›Persönlichkeit‹ als zerebral-zelluläres Phänomen. Individualität wird hierbei als Normvariation spezifischer Aktivierungsmuster oder struktureller Merkmale greifbar, während die ›gestörte Persönlichkeit‹ über die Abweichung vom definierten Normbereich entsprechender Biomarker in Erscheinung tritt. Die Praktiken der Koppelung von psychometrischen Tests, diagnostischen Zuweisungen und bildgebenden Verfahren im neurowissenschaftlichen Experimentalsystem justieren damit auch das Verhältnis von *soma* und *psyche* auf spezifische Weise. Obgleich es sich um Korrelationen handelt, bildet die Identifikation materiell-physiologischer Ursachen das Ziel.⁵² Die Beziehung zwischen Gehirn und ›Persönlichkeit‹ wird als kausale bestimmt, wobei das neuronale Substrat als Ursache festgeschrieben wird.⁵³ Gerade das An-

Hirnschan-Bildern geht. Der Verzicht auf zusätzliche Informationen in der Form von Bildunterschriften oder Erläuterungen verstärkt dabei die scheinbare Evidenz des Sichtbaren. Siehe Anne Beaulieu, »The Brain at the End of the Rainbow. The Promises of Brain Scans in the Research Field and in the Media«, in: Janine Marchessault/Kim Sawchuk (Hrsg.), *Wild Science. Reading Feminism, Medicine and the Media*, London/New York 2000, 39–52, hier 46.

⁴⁹ Zu der Frage nach den möglichen Effekten von Hirnscans auf Personen, die eine psychiatrische Diagnose erhalten, siehe Dumit, Personhood sowie Simon Cohn, »Disrupting Images. Neuroscientific Representations in the Lives of Psychiatric Patients«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 179–193. Zu den möglichen Effekten der Rezeption neurowissenschaftlicher Befunde und ihrer Bilder im populären Diskurs siehe Davi Johnson Thornton, *Brain Culture. Neuroscience and Popular Media*, New Brunswick (New Jersey) 2011.

⁵⁰ Siehe Fernando Vidal, »Brainhood, Anthropological Figure of Modernity«, in: *History of the Human Sciences* 22 (2009), 5–36, hier 5.

⁵¹ Siehe Bredekamp/Fischel/Schneider/Werner, Bilder, 10.

⁵² Für eine kritische Auseinandersetzung mit neuronalen Korrelaten und ihrer Aussagekraft siehe Fernando Vidal/Francisco Ortega, »Are there Neural Correlates of Depression?«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 345–366, vor allem 363.

⁵³ Dass es sich hierbei nicht um eine logische Notwendigkeit handelt, hat Fernando Vidal beschrieben. Vielmehr können Kausalität und Kontingenz zusammentreten. Siehe Vidal, Brainhood, 21. Diese Entwicklung kann vor dem Hintergrund einer wieder erstarrenden Biologisierung von Psychologie und Psychiatrie verstanden werden. Siehe dazu

liegen, komplexe mentale Phänomene somatisch zu fundieren, hat den Neurowissenschaften den Vorwurf eingebracht, ein neophrenologisches Projekt⁵⁴ zu sein – vor allem, weil in den Lokalisierungsversuchen bestimmter mentaler Funktionen ein visuelles Imaginäres aufscheint, das schon für die Phrenologen im 19. Jahrhundert handlungsleitend war.⁵⁵ Die produzierten Bilder des Gehirns erscheinen als technologisch avancierte Wiedergänger eines alten Motivs, das nun im medialen Dispositiv der Neurowissenschaften seine Möglichkeitsbedingung findet. Der Motor des hier beschriebenen neurowissenschaftlichen Zugriffs ist die Hoffnung, einer technologisch hochmodernen Psychodiagnostik den Weg bereiten zu können, die es vermag, direkt am Gehirn anzusetzen.⁵⁶ Noch eine Zukunftsvision, die erst allmählich Gestalt annimmt, klingt damit auch ein fundamentaler Medienwechsel an: Kulturtechniken, die in der Geschichte der psychologischen Wissenschaften von eminenter Bedeutung waren – die Sprache, die in der Selbstbeurteilung oder Befragung zur Geltung kommt, aber auch der genaue Blick, der sich in der Verhaltensbeobachtung niederschlägt – büßen in dieser Konstellation ihre wissenschaftstiftende Funktion ein und werden durch ein technisches Bild ersetzt, das sich aus einer humanwissenschaftlichen Datenmaschine speist.⁵⁷ Aufgerufen wird hier zugleich ein Motiv, an dem sich weite Teile der psychologischen Wissenschaften seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer wieder, wenn auch in unterschiedlichen Formen, abgearbeitet haben: dem Ideal einer ›objektiven‹, weil mechanisch ablaufenden Messung als wissenschaftlicher Schlüssel zur Psyche. An die Stelle des Auswertungsprofils, das im Zuge der Etablierung psychologischer Testverfahren im frühen 20. Jahrhundert entstand und als visuelle Synopse eine diagrammatische Repräsentation von Merkmalen der ›Persönlichkeit‹ in ihren jeweiligen Ausprägungen erlaubte, tritt in diesem Szenario das technische Bild des Gehirns, das wiederum eine statistisch konstellierte Datenmatrix verkörpert.⁵⁸

S. Nassir Ghaemi, *The Rise and Fall of the Biopsychosocial Model. Reconciling Art and Science in Psychiatry*, Baltimore (Maryland) 2010.

⁵⁴ Der Neuropsychologe William R. Uttal hat bereits 2001 Kritik an dem Unterfangen geäußert, mentale Funktionen über bildgebende Verfahren lokalisieren zu wollen. Siehe William R. Uttal, *The New Phrenology. The Limits of Localizing Cognitive Processes in the Brain*, Cambridge (Massachusetts) 2001.

⁵⁵ Siehe Nikolas S. Rose/Joelle M. Abi-Rached, *Neuro. The New Brain Sciences and the Management of the Mind*, Princeton (New Jersey) 2013, 79.

⁵⁶ Vergleiche ebenda, 130.

⁵⁷ Die Erfolgsaussichten einer solchen apparativen Diagnostik werden unterschiedlich beurteilt. Aktuell widmen sich zahlreiche Arbeitsgruppen aus Psychiatrie und Psychologie der Erprobung entsprechender Ansätze.

⁵⁸ Ähnlich verhält es sich bei der Diagnose von ›Persönlichkeitsstörungen‹ mit dem SCID. Das diagnostische Urteil wird hier auf einem vorformatierten Protokollbogen festgehalten, der eine Übersicht über sämtliche Subtypen gibt und neben der kategorialen Diagnose auch eine dimensionale Angabe von Symptomausprägungen ermöglicht.

7.3 Das Wissensobjekt ›Persönlichkeit‹ – Formen, Praktiken, Medien

Wie steht es heute um ›Persönlichkeit‹? Als griffige Formel ist sie unverändert ein Teil des alltäglichen Sprachhandelns, ohne dabei explizit definiert werden zu müssen. Diese Redeweisen sind vielschichtig konnotiert und mit unterschiedlichen Semantiken aufgeladen, doch kommen wir in unserer Alltagskommunikation insoweit überein, als dass wir mit ihr die psychische Innerlichkeit eines Menschen, seine individuellen Eigenschaften und Charakteristika, adressieren. Von ›Persönlichkeit‹ zu sprechen, eröffnet auch heute ein ganzes Netz impliziter Assoziationen und Begrifflichkeiten, das um das Wesen des Menschen in seiner Individualität und Subjektivität gespannt wird. Dieser durch Alltagserfahrung und Konventionen bestimmte Bedeutungshorizont bildete auch eine zentrale Folie für die psychologischen Wissenschaften. Im Zuge ihres Institutionalisierungs- und Professionalisierungsschubs wendeten sie sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verschiedenen Merkmalen der individuellen Differenz zu. Dispositionen und Charakteristika, die das Wesen des Menschen, seine jeweiligen Eigenarten fassen sollten, nahmen hierbei die Form von Wissensdingen an, die es zu beschreiben, zu diagnostizieren und zu erklären galt. Flankiert von Nachbarkonzepten, zu denen vor allem ›Charakter‹ und ›Temperament‹ gehörten, entwickelte sich insbesondere die Rede von ›Persönlichkeit‹ zu einer zentralen Triebfeder der wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Was genau zu ›Persönlichkeit‹ gehörte und wie sie sich von anderen Fachtermini abgrenzte, blieb dabei weitgehend unscharf und wurde unterschiedlich beantwortet. Über die verschiedenen Felder der Auseinandersetzung bestand jedoch insoweit Konsens, als dass es sich um eine zentrale Kenngröße des Menschen handelte, der eine große psychologisch-psychiatrische Bedeutung zugeschrieben wurde. Als Grenzobjekt, das aufgrund seiner allgemeinen kulturellen Verankerung intelligibel schien, konnte ›Persönlichkeit‹ damit auch im Feld der psychologischen Wissenschaften eine besondere Produktivität entwickeln.

Über die Zielsetzung miteinander verbunden, ein positives Wissen über die menschliche ›Persönlichkeit‹ zu gewinnen, wurden in verschiedenen Kontexten und Konstellationen ganz unterschiedliche Antworten darauf gefunden, wie sie in ein fassbares Wissensobjekt überführt werden könnte. Wie die vorliegende Arbeit mit ihrem Fokus auf die wissensstiftende Funktion von Materialitäten, Medien und Praktiken rekonstruiert hat, erwies sich gerade die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als eine Zeit, in der mit einem bemerkenswert breiten Spektrum von Strategien experimentiert wurde, um ›Persönlichkeit‹ in ein empirisch zugängliches Wissensobjekt zu übersetzen. Eine Schlüsselrolle kam dabei verschiedenen Techniken der sinnlichen Konkretisierung zu: Von kulturellen Topoi geprägt, die den Körper als Spiegel der Seele auswiesen, übte zunächst der menschliche Körper in seiner unmittelbaren sinnlichen Erscheinung Faszination auf das psychologische Wissensfeld aus. Auf der Suche nach Merk-

malen von ›Persönlichkeit‹, ›Temperament‹ oder ›Charakter‹, die oftmals zu Typenkonzepten kondensiert wurden, wurde der Körper in verschiedene Areale zergliedert, in seinen statischen und dynamischen Merkmalen analysiert oder auch mit Blick auf seine Spuren, Formen und Bewegungsmomente untersucht. Analoges technisches Medien wie der Fotografie, der Kinematographie und der Phonographie kam in diesen Forschungskontexten eine zentrale Rolle zu, weil sie mit ihrer Speicherfunktion eine zeitliche Entkoppelung zwischen der Herstellungs- und Reproduktionssituation ermöglichten. Mit dem psychometrischen Persönlichkeitstest konsolidierte sich ab den 1930er Jahren in Nordamerika eine spezifische Form von Psychodiagnostik, die mit einem fundamentalen Medienwechsel einherging: Anstelle an der sinnlichen Erscheinung des Körpers anzusetzen, um ihn semiologisch auszudeuten und an psychiatrisch-psychologische Konzepte zu koppeln, setzte der Fragebogen direkt an der verbalen Selbstverortung der Person an. Die Verfahren erwiesen sich in ihrer materiell wenig aufwendigen Erscheinung als potente *paper technology*, die als mobiles Objekt und materialisiertes Wissen über verschiedene Anwendungsbereiche zirkulieren konnte. Die Tests, die ihre Güte aus statistischen Praktiken ableiteten und schnell eine prototypische Form annahmen, schrieben einen quantitativen Zugang zur ›Persönlichkeit‹ fest, der sie als numerisch skalierbares Wissensobjekt formatierte. Tabellarische oder diagrammatische Vorlagen erlaubten nach der Auswertung oftmals die Dokumentation des identifizierten Profils auf dem Testbogen, das auf diese Weise in seiner ›normalen‹, aber auch pathologischen Ausprägung unmittelbare visuelle Evidenz erhielt. Der epistemologischen Herausforderung, über die direkte Adressierung von Personen valide Selbstauskünfte über ihre Psyche zu erhalten, wurde im Feld wiederum mit spezifischen medialen und statistischen Techniken begegnet. Unter der Sammelbezeichnung ›projektive‹ Tests bildete sich in den 1930er Jahren eine weitere gewichtige Kategorie psychologischer Verfahren aus, die auf spezifische Weise an der Idee einer medialen Überführung der zu diagnostizierenden Subjekte anknüpfte. Konfrontiert mit relativ unverfänglichen Medien und Materialien, die in Relation zu Papier- und Bleistift-Bögen ambiger und weniger strukturiert ausfielen, sollte die Testperson in ihren Reaktionen auf die Stimuli unweigerlich ihre ›Persönlichkeit‹ offenbaren. Zur Stimulation dieses Prozesses wurde dabei vor allem auf unterschiedlich beschaffene Bildmedien zurückgegriffen, denen ein besonderes evokatives Potenzial zugesprochen wurde. In Verbindung mit psychoanalytischen Konzepten erhielten einige dieser Verfahren dabei den Status mächtiger Sichtbarkeits- und Wahrheitsmaschinen, die die ›Persönlichkeit‹ in ihrer Komplexität mitsamt ihrer pathologischen Aspekte dingfest machen sollten – unabhängig davon, ob die Testperson gewillt war, diese Einblicke überhaupt zu gewähren. Als konsequente Weiterführung der psychometrischen Bemühungen gewannen mit der Verfügbarkeit komplexerer statistischer Techniken wie auch neuer Rechenkapazitäten darüber hinaus Modellvorstellungen von ›Persönlichkeit‹ an

Bedeutung, die diese als Konfiguration universaler Faktoren verstanden wissen wollten. Motiviert wurde diese Praxis von der Vorstellung, über die Einholung immer umfangreicherer Datenbestände aus verschiedenen Medien der Informationsgewinnung, ihre Kombination und Integration, zur ›Persönlichkeit‹ vorzudringen beziehungsweise diese stabilisieren und konsolidieren zu können. In den Laboren am Maudsley Hospital und der University of Illinois entstand in diesem Zuge das intensiv betriebene Projekt einer ›objektiven‹ Psychodiagnostik, die an der direkten Überprüfung von Verhalten ansetzte. Als spezifische Ausprägung von Faktoren sollte das epistemische Objekt ›Persönlichkeit‹ dabei in unverfänglichen Reaktionstests zum Vorschein kommen, die eine neutrale Form bereitstellten, weil sie von den Geprüften nicht mehr in ihrem psychologischen Bedeutungsgehalt dechiffriert werden konnten.

Die verschiedenen Zugriffe auf ›Persönlichkeit‹, so hat diese Arbeit anhand der Fallstudien herausgearbeitet, wurden von spezifischen Wissenskulturen strukturiert. Vor ihrem Hintergrund wurden wiederum bestimmte epistemische und mediale Strategien denkbar und möglich, während andere zurückgewiesen wurden oder sich als nicht praktikabel herausstellten. Gerade im deutschsprachigen Kontext konnten sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts so akademisch situierte Formen einer Psychodiagnostik etablieren, die den Körper als Ausdrucksmedium konfigurierten und dabei von ganzheitlich-physiognomischen Denkfiguren durchdrungen waren. Praktiken der Interpretation und Deutung bildeten zusammen mit Analysen, Vergleichen und numerisch-statistischen Operationen ein heterogenes Ensemble an epistemischen Strategien. Während fachwissenschaftliche wie populäre Diskurse im deutschsprachigen Kontext gleichermaßen auf den Körper als hochsignifikantes Medium des Psychischen verwiesen, fiel die Rezeption im nordamerikanischen Fachdiskurs zurückhaltend und kritisch aus. Die Studien, die dennoch dazu ansetzten, ›Persönlichkeit‹ über das Äußere des Körpers oder sein Ausdrucksverhalten dingfest zu machen, setzten unter Abgrenzung zu populären Auseinandersetzungen vor allem auf experimentelle Versuchspläne und den Einsatz eines statistischen Instrumentariums. In ihrer komplexen Gestalt fügten sich die körperbasierten Ausdrucksmedien jedoch nicht harmonisch in die aufwendig konzipierten Experimentalsysteme ein, zugleich wurde ein Zugang, der auf ihre Zergliederung und Fragmentierung setzte, als ambivalent bewertet. Die kulturellen Aufladungen der untersuchten Ausdrucksmedien markierten damit letztlich die Grenzen ihrer Szientifizierung und Operationalisierung. Die körperbasierte Diagnose von ›Persönlichkeit‹ verschwand unter diesen Voraussetzungen sukzessive als legitimes Unterfangen aus dem nordamerikanischen Wissenschaftsdiskurs. Vor diesem Hintergrund musste auch Werner Wolffs Programm einer Experimentellen Tiefenpsychologie scheitern: Mit seiner Ambivalenz zwischen Experimentalisierung und Ganzheitsstreben ein typisches Produkt der Weimarer Zeit, erwies sich die hybride mediale Praxis, mit der Wolff nicht weniger

als einen neuen epistemologischen Möglichkeitsraum der Diagnose von ›Persönlichkeit‹ eröffnen wollte, als nicht anschlussfähig und fand keine nachhaltige Resonanz. In genau diesem Spannungsfeld verorteten sich schließlich auch ›projektive‹ Verfahren, auf deren Ähnlichkeit zur Ausdrucksdiagnostik im Fachdiskurs wiederholt hingewiesen wurde. Mit ihrer festen Form und ihren prozeduralen Abläufen, in die sie eingebunden waren, positionierten sich diese als eigenständige psychologische Tests. Ihre spezifische Medialität wurde mit einem besonderen Potenzial für diagnostische Belange aufgeladen, sie erwies sich aber auch als vielschichtig und komplex – angefangen bei der evokativen Wirkung der Stimuli bis hin zu dem im Rahmen des Testprozesses erhobenen Material, das ausgewertet und eingeordnet werden musste. Aus der Position einer an statistischen Kennziffern und Zahlen ausgerichteten Wissenskultur wurden die Verfahren daher mit der Kritik konfrontiert, von fraglicher Validität und Zuverlässigkeit zu sein, zumal viele ihrer Befürworterinnen an deutenden Einordnungen festhalten wollten. Die aus der Warte einer an den Naturwissenschaften orientierten Wissenskultur für ideal erklärte Richtung, in die sich der Diskurs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend entwickeln sollte, fand vielmehr in der Vision einer möglichst exakt operierenden Erforschung von ›Persönlichkeit‹ seine Entsprechung. In den Laboren von Hans Jürgen Eysenck und Raymond B. Cattell wurde dazu ein komplexer methodologischer Rahmen entworfen, der sein Vorbild in der Chemie und Physik ausgemacht hatte.

Bei ›Persönlichkeit‹, so wird durch die historische Rekonstruktion und den Blick in die jüngste Vergangenheit deutlich, handelt es sich um ein kulturelles Imaginäres ohne klar bestimmte Form, das aber gleichwohl große Faszinationen ausübte und hierbei bemerkenswerte Produktivität entfaltete. Dies gilt sowohl für einen allgemeinen Diskurs mit seinen populärkulturellen Bezügen wie auch für die spezialisierten Diskurse der psychologischen Wissenschaften. Innerhalb dieser Fachdiskurse musste ›Persönlichkeit‹ immer wieder neu eingeholt und konturiert werden – über die Verkoppelung höchst voraussetzungsreicher epistemischer und medialer Praktiken. Ihre (historische) Rekonstruktion zeigt einerseits die komplexen Eigendynamiken auf, die sie im Forschungsprozess bedingen. Andererseits führt sie überdies die Effekte vor Augen, die sich für die Wissensformationen selbst und die von ihr adressierten Subjekte ergeben. Die scheinbare Natürlichkeit, mit der im Kontext der humanwissenschaftlichen Forschung auf ›Persönlichkeit‹ rekurriert wird, überdeckt dabei die Transformationen, Übersetzungsleistungen und komplexen epistemischen Praktiken, die die Grundlage ihrer Adressierung bilden. Das, was das Ureigenste und Charakteristischste des Menschen ausmachen soll, erweist sich aus dieser Perspektive als hartnäckiges Form-, Medien- und Methodenproblem. Sein Entzug und seine potenzielle Unverfügbarkeit werden in den Zugriffen mitverhandelt und aufgerufen, sie erweisen sich aber auch als Motoren eines humanwissenschaftlichen Insistierens, das mit der Verfügbarkeit neuer Technologien immer neue

Gestalt annimmt. Diese Beharrlichkeit schlägt sich auch in gegenwärtigen Entwicklungen nieder. Zentrale Fragen ihrer instrumentellen Adressierung, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erstmals auftauchten und vor allem um Fantasien einer ›objektiven‹ Registrierung von ›Persönlichkeit‹ kreisten, finden im Gewand von medizinischen Technologien der Bildgebung und extensiven computergestützten Datenerhebungstechniken ihre zeitgenössische Fortschreibung. Dass es dabei um weit mehr geht als um szientifisch motivierte Glasperlenspiele, wird aktuell in der öffentlich geführten Debatte um die ethischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Implikationen einer digitalen Psychometrie deutlich, die mit ihrem datengetriebenen Forschungsansatz nun im World Wide Web eine Praxis fortschreibt, die in den Laboren in London und Illinois ihr historisches Pendant findet.⁵⁹

Das Wissen, das zu unterschiedlichen Zeitpunkten entstanden ist und weiter entsteht, ist auf komplexe Weise konstruiert und bleibt dabei höchst voraussetzungsreich. Wie die Exkurse in die populäre Rezeption psychologischer Vorstellungen gezeigt haben, ist es für das Selbstverständnis des Menschen in vielfältiger Weise wirkmächtig geworden. Es gibt guten Grund zu der Annahme, dass sich hieran auch künftig nichts ändern wird.

⁵⁹ Vorreiter einer solchen digitalen Psychometrie ist der Psychologe Michal Konsinski, der umfangreiche Datenbestände aus dem Social Media-Bereich benutzt, um Persönlichkeitsprofile der Nutzerinnen und Nutzer zu erstellen, die sich auch für die konkrete Verhaltensvorhersage nutzen lassen. Die Kommerzialisierung und politische Instrumentalisierung dieser Algorithmen spiegelte sich in dem Skandal um die Firma Cambridge Analytica. Siehe zum Beispiel Sheera Frenkel: »Scholars have Data on Millions of Facebook Users. Who's Guarding it«, in: *New York Times* May 6 (2018), <https://www.nytimes.com/2018/05/06/technology/facebook-information-data-sets-academics.html> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).

8 Nachwort und Danksagung

Bei diesem Buch handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung meiner Dissertationsschrift im Fach Kulturwissenschaft, entstanden an der Humboldt-Universität zu Berlin.¹ Für die Aufnahme dieses Titels in die Reihe *Historische Wissensforschung* des Mohr Siebeck Verlags bedanke ich mich herzlich bei den Herausgeberinnen und Herausgebern der Reihe. Mein Dank gilt auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Verlags und ihrer kompetenten Begleitung in allen Stadien der Buchproduktion. Petra Weigel danke ich für ihr gründliches Lektorat.

Das historische Material und die Medien, die ich in *Person und Form* untersuche, entstammen wissenschaftlichen und populären Kontexten. Einige der Quellen waren bislang unveröffentlicht oder lediglich archivarisches zugänglich, andere wiederum wurden mit kommerziellem Interesse vertrieben. Darüber hinaus behandeln einige von ihnen psychologische Gegenstände, deren Zirkulation aus verschiedenen Beweggründen – insbesondere aber Lizenz-Interessen – nach wie vor limitiert und reguliert wird. Mit Blick auf diese Voraussetzungen konnte in der Buchfassung lediglich eine begrenzte Anzahl von Abbildungen realisiert werden.

Auf dem Weg von der ersten Ideenskizze bis zum Abschluss des Projekts habe ich sehr von der Unterstützung durch zahlreiche Personen und Institutionen profitiert, denen ich meinen herzlichen Dank aussprechen möchte: am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität Thomas Macho, Iris Därmann und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern ihres gemeinsam ausgerichteten Forschungskolloquiums, am Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung der Universität zu Lübeck Cornelius Borck und den weiteren Mitgliedern des Instituts, Sonja Mählmann, Lisa Malich, Christoph Rehmann-Sutter, Christina Schües, Birgit Stammberger und Burghard Weiss sowie am Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck Hans Wißkirchen und den Stipendiatinnen und Stipendiaten der ersten Förderrunde. Danken möchte ich auch Adrian Johns und Robert Richards am Committee on Conceptual and Historical Studies of Science der University of Chicago, an dem ich ein Forschungssemester verbringen konnte, sowie den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des

¹ Für die Druckfassung wurde das Manuskript insbesondere gekürzt und aus Gründen der thematischen Vollständigkeit um ein Kapitel zur projektiven Psychodiagnostik ergänzt, das auf den Ergebnissen meiner Magisterarbeit fußt.

dortigen History of Human Sciences Workshop. Auch gilt mein Dank Stuart Levine vom Bard College.

Während der Entstehung dieser Arbeit hatte ich die Gelegenheit, Gedanken und Aspekte des Projekts bei verschiedenen Kolloquien, Konferenzen und Workshops vorzustellen. Danken möchte ich hier insbesondere Michael Hagner, Bernhard Kleeberg, Beatriz Pichel, Armin Stock und Monika Wulz. Mein herzlicher Dank gilt auch den verschiedenen Einrichtungen im In- und Ausland, deren Archivbestände ich konsultieren konnte und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mich vor Ort auf vielfache Weise unterstützt haben – insbesondere dem Adolph-Würth-Zentrum für die Geschichte der Psychologie in Würzburg, dem American Heritage Center der University of Wyoming in Laramie, Wyoming, den Archives of the History of American Psychology, Cummings Center for the History of Psychology in Akron, Ohio, den Bard College Archives in Annandale on Hudson, New York, den National Anthropological Archives in Suitland, Maryland, der Test Collection Library der University of Chicago, Illinois, den University of Minnesota Archives in Minneapolis, Minnesota sowie den University Archives und der Houghton Library an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts.

Für finanzielle Unterstützung bei der Realisierung von Auslandsrecherchen danke ich dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck und dem American Heritage Center der University of Wyoming. Danken möchte ich auch der Humboldt-Universität zu Berlin für ihre Förderung dieser Buchpublikation mit Mitteln des Open-Access-Publikationsfonds und der Programmpauschale der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät.

Ein ganz besonderer Dank gilt meiner Familie: Marianne und Jürgen Keller, Sarah Keller und Steffen Siegel.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Archive

- American Heritage Center (AHC), University of Wyoming, Laramie, Wyoming (USA): June E. Downey Papers, 400025.
- Archives of the History of American Psychology (AHAP), Cummings Center for the History of Psychology, The University of Akron, Ohio (USA): Werner Wolff Papers, M4844–M4899, OS186; Psychological Test Collection.
- Archive of the Society for the Protection of Science and Learning (SPSL): Special Collections, Bodleian Library, Oxford (Großbritannien), MS SPSL 348/7, fols. 186–226.
- Bard College Archives (BCA), Annandale-on-Hudson, New York (USA): Werner Wolff Papers.
- Eugenics Society Archive (ESA), 1935–1950, Wellcome Library, London (Großbritannien): Dr. Raymond B. Cattell Papers, SAEUG/C/62.
- Harvard University Archives (HUA), Cambridge, Massachusetts (USA): Papers of Gordon W. Allport, 008894319 / 14550; Abraham Aaron Roback Papers, MS Am 2518, Houghton Library.
- The University of Minnesota Archives (UMA), Minneapolis, Minnesota (USA): Starke Rosecrans Hathaway Papers, uarc968.
- The National Anthropological Archives (NAA), Suitland, Maryland (USA): William Herbert Sheldon Papers.
- Universitätsarchiv, Humboldt-Universität zu Berlin (UHU): Promotionsakten der Philosophischen Fakultät; Nummer: 737, Werner Wolff.

Gedruckte Literatur

- Abi-Rached, Joelle M./Rose, Nikolas, »The Birth of the Neuromolecular Gaze«, in: *History of the Human Sciences* 23 (2010), 11–36.
- Abram, Samantha V./DeYoung, Colin G., »Using Personality Neuroscience to Study Personality Disorder«, in: *Personality Disorders: Theory, Research, and Treatment* 8 (2017), 2–13.
- Absher, John R./Cloutier, Jasmin (Hrsg.), *Neuroimaging Personality, Social Cognition, and Character*, Amsterdam/Boston/Heidelberg 2016.
- Adam, Meike, »Symbol oder Symptom? Lesbarmachungen des Gesichts«, in: Petra Löffler/Leander Scholz (Hrsg.), *Das Gesicht ist eine starke Organisation*, Köln 2004, 121–139.
- Adler, Dan L., »Werner Wolff. The Expression of Personality. New York: Harper & Brothers, 1943.«, in: *Journal of Educational Psychology* 35 (1944), 59.
- Akavia, Naamah, *Subjectivity in Motion. Life, Art, and Movement in the Work of Hermann Rorschach*, New York/London 2013.

- Albertini, Laura von, *Lehrbuch der Graphologie*, Stuttgart 1895.
- Alder, Ken, *The Lie Detectors. The History of an American Obsession*, Lincoln (Nebraska) 2009.
- Allport, Gordon W. »The Study of the Undivided Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology and Social Psychology* 19 (1924), 132–141.
- , »What is a Trait of Personality?«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 25 (1931), 368–372.
- , *Personality. A Psychological Interpretation*, New York 1937.
- Allport, Gordon W./Allport, Floyd Henry, *The A–S Reaction Study. A Scale for Measuring Ascendance-Submission in Personality: Manual for Directions, Scoring Values, and Norms*, Boston 1928.
- Allport, Gordon W./Cantril, Hadley, »Judging Personality from Voice«, in: *The Journal of Social Psychology* 5 (1934), 37–55.
- Allport, Gordon W./Vernon, Philip E., *Studies in Expressive Movement*, New York 1933.
- Allport, Gordon W./Odbert, Henry S., *Trait Names. A Psycho-Lexical Study*, Princeton/Albany (New York) 1936.
- American Psychiatric Association, *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*, Washington, D.C. 1952.
- , *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (Third Edition)*, Washington, D.C. 1980.
- , *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders: DSM-5*, Washington, D.C. 2013.
- , *The Personality Inventory for DSM-5 (PID-5)–Adult*, Washington, D.C. 2013.
- Anastasi, Anne, »Faculties versus Factors: A Reply to Professor Thurstone«, in: *Psychological Bulletin* 35 (1938), 391–395.
- , »Sheldon, W. H. (with the Collaboration of Stevens, S. S.) The Varieties of Temperament: A Psychology of Constitutional Differences. New York: Harper, 1942.«, in: *Psychological Bulletin* 40 (1943), 146–149.
- Anderson, Bethany: The Birth of the Computer Age at Illinois, in: *University of Illinois Archives*, <https://archives.library.illinois.edu/blog/birth-of-the-computer-age/> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).
- Anderson, James W., »The Life of Henry A. Murray: 1893–1988«, in: Albert I. Rabin/Robert A. Zucker/Robert A. Emmons/Susan Frank (Hrsg.), *Studying Persons and Lives*, New York 1990, 304–334.
- Anderson, L. Dewey, »Estimating Intelligence by Means of Printed Photographs«, in: *Journal of Applied Psychology* 5 (1921), 152–155.
- Anderson, Harold H./Anderson, Gladys L. (Hrsg.), *An Introduction to Projective Techniques and Other Devices for Understanding the Dynamics of Human Behavior*, New York 1951.
- Andrews, Jonathan/Briggs, Asa/Porter, Roy/Tucker, Penny/Waddington, Keir, *The History of Bethlem*, London/New York 1977.
- A. N. F., »The Expression of Personality [New York: Harper and Brothers. 1943.]«, in: *Journal of Nervous and Mental Disease* 99 (1944), 109.
- Ankele, Monika, *Alltag und Aneignung in Psychiatrien um 1900: Selbstzeugnisse von Frauen aus der Sammlung Prinzhorn*, Wien 2009.
- , »Ausdrucksbewegungen im Fokus des psychiatrischen Blicks um 1900. Aspekte einer ›Diskursivierung des Alltäglichen‹«, in: Martina Wernli (Hrsg.), *Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik: Dynamiken der Psychiatrie um 1900*, Bielefeld 2012, 87–114.

- Ansbacher, H. L., »German Military Psychology«, in: *Psychological Bulletin* 38 (1941), 370–392.
- Arbisi, Paul A., »Hathaway, Starke R. (1903–84)«, in: Robin L. Cautin/Scott O. Lilienfeld (Hrsg.), *The Encyclopedia of Clinical Psychology, Volume 3*, Chichester (West Sussex) 2015, DOI: 10.1002/9781118625392.wbecp540 (Letzter Zugriff: 28. März 2021).
- Arburg, Hans-Georg von, »Dämonische Signaturen aus dem Tintenfaß. Justinus Kerners Kleksographien und die ›Zufallsbilder‹ der Natur«, in: Hans-Georg von Arburg/Michael Gamper/Ulrich Stadler (Hrsg.), »Wunderliche Figuren. Über die Lesbarkeit von Chiffreschriften«, München 2001, 43–67.
- Arnheim, Rudolf, »Experimentell-psychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem. Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt. IV«, in: Max Wertheimer (Hrsg.), *Psychologische Forschung. Zeitschrift für Psychologie und ihre Grenzwissenschaften. Elfter Band*, Berlin 1928, 1–132.
- , »Charakterdeutung als Wissenschaft«, in: *Die Weltbühne* 27, Band 2, Nr. 41 (1931), 556–560.
- , »Rund um den Funk 1932«, in: Helmut H. Diederichs (Hrsg.), *Rudolf Arnheim, Die Seele in der Silberschicht. Medientheoretische Texte Photographie – Film – Rundfunk*, Frankfurt am Main 2004, 346–349.
- , *Radio, Translated by Margaret Ludwig and Herbert Read*, London 1936.
- , »Max Wertheimer«, in: *Psychological Research* 51 (1989), 45–46.
- Arnold, Bernhard, »Ueber antike Theatermasken«, in: *Verhandlungen der neunundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Innsbruck vom 28. September bis 1. October 1874*, Leipzig 1875, 16–37.
- Arnold, Wilhelm, *Person, Charakter, Persönlichkeit*, München/Wien 1975.
- Art of the Print: *Samuel Thal*, http://www.artoftheprint.com/artistpages/thal_samuel_belmont_farm.htm (Letzter Zugriff: 25. März 2021).
- Aschaffenburg, Gustav, »Experimentelle Studien über Assoziationen I«, in: *Psychologische Arbeiten* 1 (1896), 209–269.
- , »II. Theil. Die Associationen in der Erschöpfung«, in: *Psychologische Arbeiten* 2 (1899), 1–82.
- Ash, Mitchell G., »Reflections on Psychology in History«, in: W. R. Woodward/Mitchell G. Ash (Hrsg.), *The Problematic Science. Psychology in Nineteenth Century Thought*, New York 1982, 347–364.
- , »Ein Institut und eine Zeitschrift – Zur Geschichte des Berliner Psychologischen Instituts und der Zeitschrift ›Psychologische Forschung‹ vor und nach 1933«, in: Carl F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg 1985, 113–137.
- , *Gestalt Psychology in German Culture 1890–1967. Holism and the Quest for Objectivity*, Cambridge 1995.
- , »Psychological Thought and Practice: Historical and Interdisciplinary Perspectives«, in: Mitchell G. Ash/Thomas Sturm (Hrsg.), *Psychology's Territories. Historical and Contemporary Perspectives from Different Disciplines*, Mahwah (New Jersey) 2007, 1–27.
- , »Weimar Psychology. Holistic Visions and Trained Intuition«, in: Peter E. Gordon/John P. McCormick (Hrsg.), *Weimar Thought. A Critical Companion*, Princeton (New Jersey) 2013, 35–54.
- Aspray, William, *John von Neumann and the Origins of Modern Computing*, Cambridge (Massachusetts)/London 1999.

- Bachelard, Gaston, *Le nouvel esprit scientifique*, Paris 1937.
- Baldwin, J. M./Cattell, J. M./Jastrow, J., »Physical and Mental Tests«, in: *Psychological Review* 5 (1898), 172–179.
- Barenbaum, Nicole B., »Henry A. Murray: Personology as Biography, Science, and Art«, in: Donald A. Dewsbury/Ludy T. Benjamin Jr./Michael Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology, Volume VI*, Washington, D.C. 2006, 169–187.
- Bartholomew, D. J., »Spearman and the Origin and Development of Factor Analysis«, in: *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology* 48 (1995), 211–220.
- Bartlett, Frederic C., »An Experimental Study of Some Problems of Perceiving and Imagining«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1916), 222–266.
- Basler, Otto, »Projektion«, in: *Deutsches Fremdwörterbuch, Band II*, Berlin 1942, <https://www.owid.de/artikel/321597> (Letzter Zugriff: 25. März 2021).
- Baur, John I. H., »Fantasy and Symbolism in Charles Burchfield's Early Watercolors«, in: *The Art Quarterly* 19 (1956), 31–40.
- Bayley, Nancy, »Sheldon, William H., in Collaboration with Dupertuis, C. Wesley, & McDermott, Eugene. Atlas of Men. New York: Harper, 1954.«, in: *Psychological Bulletin* 52 (1955), 367–368.
- Beall, Cecil Calvert, »Illustration«, in: *Collier's*, March 23 (1940), 12.
- Beardsley, Monroe/Beardsley, Elizabeth, »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology«, in: *The Journal of Philosophy* 41 (1944), 190–193.
- Beaulieu, Anne, »The Brain at the End of the Rainbow. The Promises of Brain Scans in the Research Field and in the Media«, in: Janine Marchessault/Kim Sawchuk (Hrsg.), *Wild Science. Reading Feminism, Medicine and the Media*, London/New York 2000, 39–52.
- Beck, Samuel J., *Introduction to the Rorschach Method: A Manual of Personality Study*, New York 1937.
- Beiküfner, Uta, *Blick, Figuration und Gestalt: Elemente einer aisthesis materialis im Werk von Walter Benjamin, Siegfried Kracauer und Rudolf Arnheim*, Bielefeld 2003.
- Bell, Hugh M., *The Adjustment Inventory*, Palo Alto (California) 1933.
- Bell, John Elderkin, *Projective Techniques. A Dynamic Approach to the Study of the Personality*, New York 1948.
- Bellak, Leopold, »On the Problems of the Concept of Projection. A Theory of Apperceptive Distortion«, in: Lawrence Edwin Abt/Leopold Bellak (Hrsg.), *Projective Psychology. Clinical Approaches to the Total Personality*, New York 1950, 7–32.
- Belting, Hans, *Faces. Eine Geschichte des Gesichts*, München 2013.
- Bergman, Paul, »Diagrams of the Unconscious. By Werner Wolff. New York, Grune & Stratton, Inc., 1948.«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 15 (1951), 28–29.
- Bernfeld, Siegfried, »Die Gestalttheorie«, in: *Imago* 20 (1934), 32–77.
- Bernreuter, Robert G., *The Personality Inventory*, Palo Alto (California) 1931.
- , »The Theory and Construction of the Personality Inventory«, in: *The Journal of Social Psychology* 41 (1933), 387–405.
- Bertram, Anthony, *Augustus John*, London 1923.
- Bieber, Margarete, »Maske«, in: *Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, 28. Halbband, 1930/ND 1985, Sp. 2070–2120.
- Billingslea, Fred Y., »Wolff, Werner. Diagrams of the Unconscious. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Psychological Bulletin* 47 (1950), 91–93.
- Binczek, Natalie, »Medium/Form, dekonstruiert«, in: Jörg Brauns (Hrsg.), *Form und Medium*, Weimar 2002, 113–129.

- Binet, Alfred, »Recherches sur les mouvements chez quelques jeunes enfants«, in: *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 29 (1890), 297–307.
- , »La perception des longueurs et des nombres chez quelques petits enfants«, in: *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 30 (1890), 68–81.
- , »Perceptions d'enfants«, in: *Revue Philosophique de la France et de l'Étranger* 30 (1890), 582–611.
- , *Contribution à l'étude du système nerveux sous-intestinal des insectes*, Paris 1894.
- , *Introduction à la psychologie expérimentale*, Paris 1894.
- , *Les révélations de l'écriture*, Paris 1906.
- , »Nouvelles recherches sur la mesure du niveau intellectuel chez les enfants d'école«, in: *L'année psychologique* 17 (1910), 145–201.
- Binet, Alfred/Henri, Victor, »Le développement de la mémoire visuelle chez les enfants«, in: *Revue générale des sciences pures et appliquées* 5 (1884), 162–169.
- , »La psychologie individuelle«, in: *L'année psychologique* 2 (1895), 411–465.
- Binet, Alfred/Simon, Théodore, »Méthodes nouvelles pour le diagnostic du niveau intellectuel des anormaux«, in: *L'année psychologique* 11 (1904), 191–244.
- , »Application des méthodes nouvelles au diagnostic du niveau intellectuel chez des enfants normaux et anormaux d'hospice et d'école primaire«, in: *L'année psychologique* 11 (1904), 245–336.
- , »Le développement de l'intelligence chez les enfants«, in: *L'année psychologique* 14 (1908), 1–94.
- , »La mesure du développement de l'intelligence chez les jeunes enfants«, in: *Bulletin de la société libre pour l'étude psychologique de l'enfant* 11 (1911), 187–256.
- Bird, C., »The Detection of Cheating in Objective Examinations«, in: *School and Society* 25 (1927), 261–262.
- Bird, Paul, »The Fortnight in New York«, in: *Art Digest, The News and Opinion of the Art World* 1st November (1938), 22–23.
- Biřky, Zachar, *Die Diagnostik. Eine neue Methode zur medizinischen, psychologischen und forensischen Diagnostik*, Karlsruhe/Berlin-Charlottenburg 1926.
- Bjørnebekk, Astrid/Fjell, Anders M./Walhovd, Kristine B./Grydeland, Håkon/Torgeresen, Svann/Westlye, Lars T., »Neuronal Correlates of the Five Factor Model (FFM) of Human Personality: Multimodal Imaging in a Large Healthy Sample«, in: *Neuro-Image* 65 (2013), 194–208.
- Blackford, Katherine M. H., *The Science of Character Analysis by the Observational Method*, New York 1914.
- , *How to Read Your Own Character*, New York 1919.
- , *Analyzing Character. The New Science of Judging Men; Misfits in Business, the Home and Social Life, Ninth Edition*, New York 1922.
- Blackford, Katherine M. H./Newcomb, Arthur, *The Man, the Boss, the Job*, New York 1914.
- Burton Bledstein, *The Culture of Professionalism: The Middle Class and the Development of Higher Education in America*, New York 1978.
- Bleuler, Eugen, »Vorwort. Über die Bedeutung von Assoziationsversuchen«, in: C. G. Jung (Hrsg.), *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur Experimentellen Psychopathologie, Erster Band*, Leipzig 1906, 7–145.
- , *Lehrbuch der Psychiatrie*, Berlin 1916.
- Blinkhorn, S. F., »Burt and the Early History of Factor Analysis«, in: N. J. Mackintosh (Hrsg.), *Cyril Burt. Fraud or Framed?*, Oxford/New York 1995, 13–44.

- Blumenberg, Hans, *Höhlenausgänge*, Frankfurt am Main 1989.
- Bobertag, Otto, »Über Intelligenzprüfungen (nach der Methode von Binet und Simon) [Teil 1]«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* 5 (1911), 105–210.
- , »Über Intelligenzprüfungen (nach der Methode von Binet und Simon) [Teil 2]«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* 6 (1911), 495–538.
- Boehm, Gottfried, *Bildnis und Individuum. Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance*, München 1985.
- Böhling, Frank, »Temperament, II. Philosophie«, in: Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, 986–992.
- Bohm, Ewald, *Lehrbuch der Rorschach-Psychodiagnostik, 6. Auflage*, Bern 1985.
- Bonaventura, Maria, »Ausdruck der Persönlichkeit in der Sprechstimme und im Photogramm«, in: *Archiv für die Gesamte Psychologie* 94 (1935), 501–570.
- Bond, H. M., »An Investigation of the Nonintellectual Traits of a Group of Negro Adults«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 21 (1926), 267–276.
- Borck, Cornelius, »Electricity as a Medium of Psychic Life: Electrotechnical Adventures into Psychodiagnosis in Weimar Germany«, in: *Science in Context* 14 (2001), 565–590.
- , *Hirnströme – Eine Kulturgeschichte der Elektroenzephalographie*, Göttingen 2005.
- , »Toys Are Us: Models and Metaphors in Brain Research«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 113–133.
- Borck, Cornelius/Schäfer, Armin, »Das psychiatrische Aufschreibesystem«, in: dies. (Hrsg.), *Das psychiatrische Aufschreibesystem*, Paderborn 2015, 7–25.
- Boring, Edwin G., »Intelligence as the Tests Test it«, in: *New Republic* 36 (1923), 35–37.
- Borland, Hal, »Wild Geese Flying«, in: *Collier's*, November 25 (1939), 15.
- Borst, Arno, »Findung und Spaltung der öffentlichen Persönlichkeit (6. bis 13. Jahrhundert)«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität, Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 620–641.
- Boyle, Gregory J., »Critique of the Five-Factor Model of Personality«, in: Gregory J. Boyle/Gerald Matthews/Donald H. Saklofske (Hrsg.), *The SAGE Handbook of Personality Theory and Assessment, Vol 1: Personality Theories and Models*, Thousand Oaks (California) 2008, 295–312.
- Brandon, O. Henry, »Doodles International«, in: *Collier's*, May 22 (1948), 22–23, 63.
- Brauns, Horst-Peter, »Rudolf Arnheims experimenteller Beitrag zur gestalttheoretischen Ausdruckspsychologie«, in: Christian G. Allesch/Otto Neumaier (Hrsg.), *Rudolf Arnheim oder die Kunst der Wahrnehmung. Ein interdisziplinäres Porträt*, Wien 2009, 159–166.
- Brauns, Jörg (Hrsg.), *Form und Medium*, Weimar 2002.
- Bredenkamp, Horst/Fischel, Angela/Schneider, Birgit/Werner, Gabriele, »Bilder in Prozessen«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik* 1 (2003), 9–20.
- Brill, A. A., »Speech Disturbances in Nervous and Mental Diseases«, in: *Quarterly Journal of Speech* 9 (1923), 129–135.
- Brittain, Horace L., »A Study in Imagination«, in: *Pedagogical Seminary* 14 (1907), 137–207.
- Brown, Elspeth H., *The Corporate Eye: Photography and The Rationalization of American Commercial Culture, 1884–1929*, Baltimore/London 2008.

- Brückle, Wolfgang, »Kein Gesicht mehr? Zur Physiognomik in der deutschen Bildnisphotographie um 1930«, in: Claudia Schmölders/Sander Gilman (Hrsg.), *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 131–155.
- Bruhn, Matthias (Hrsg.), »Ikonographie des Gehirns«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunst-historisches Jahrbuch für Bildkritik* 6 (2005).
- Buchanan, Roderick D., »The Development of the Minnesota Multiphasic Personality Inventory«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 30 (1994), 148–161.
- , *Playing with Fire. The Controversial Career of Hans J. Eysenck*, Oxford 2010.
- Büchner, Georg, *Leonce und Lena. Studienausgabe. Herausgegeben von Burghard Dedner und Thomas Michael Mayer*, Stuttgart 2003.
- Bühler, Karl, »Die Krise der Psychologie«, in: *Kant-Studien* 31 (1926), 455–526.
- , *Die Krise der Psychologie*, Jena 1927.
- , »Was erraten wir aus der menschlichen Stimme?«, in: *Radio Wien* 33 (1931), 11.
- , *Ausdruckstheorie. Das System an der Geschichte aufgezeigt*, Jena 1933.
- Bühlmann, Rudolf, *Zur Entwicklung des tiefenpsychologischen Begriffs der Projektion*, Zürich 1971.
- Bulgakowa, Oksana, »Sergej Eisenstein und Kurt Lewin«, in: Wolfgang Schönplflug (Hrsg.), *Kurt Lewin – Person, Werk, Umfeld. Historische Rekonstruktionen und aktuelle Wertungen aus Anlass seines hundertsten Geburtstags*, Frankfurt am Main u. a. 1992, 161–171.
- Bunn, Geoffrey C., *The Truth Machine: A Social History of the Lie Detector*, Baltimore 2012.
- Burbridge, D., »Galton's 100: An Exploration of Francis Galton's Imagery Studies«, in: *The British Journal for the History of Science* 27 (2004), 443–463.
- Burgdorf, Dieter, *Poetik der Form. Eine Begriffs- und Problemgeschichte*, Stuttgart/Weimar 2001.
- Burt, Cyril, »Experimental Tests of General Intelligence«, in: *British Journal of Psychology* 3 (1909), 94–177.
- , »The Analysis of Temperament«, in: *British Journal of Medical Psychology* 17 (1938), 158–188.
- , *The Factors of the Mind*, London 1940.
- Busse, Hans Heinrich, *Wie beurteile ich meine Handschrift? Populäres Lehrbuch der Graphologie*, Berlin 1902.
- Butcher, James N.: »A Conversation with Starke Hathaway ... Development of the MMPI«, in: James N. Butcher, *MMPI Video Archive*, <http://mmpi.umn.edu/mmpi-video-archive.php> (Letzter Zugriff: 26. März 2021).
- Calvo, Ángel C. Moreu, »Presència d'un psicòleg exiliat: Werner Wolff a Barcelona (1933–1936)«, in: *Educació i Història: Revista d'Història de l'Educació* 9–10 (2006–2007), 270–283.
- Cambridge University Press: Information for the Media: Cambridge University Press Launches Open Access Journal Covering Personality Neuroscience, <http://www.cambridge.org/about-us/media/press-releases/cambridge-university-press-launches-open-access-journal-covering-personality-neuroscience> (Letzter Zugriff: 18. August 2021).
- Canli, Turhan (Hrsg.), *Biology of Personality and Individual Differences*, New York 2006.
- Canli, T./Zhao, Z./Desmond, J.E./Kang, E./Gross, J./Gabrieli, J.D., »An fMRI Study of Personality Influences on Brain Reactivity to Emotional Stimuli«, in: *Behavioral Neuroscience* 115 (2001), 33–42.

- Cantril, Hadley/Allport, Gordon W., *The Psychology of Radio*, New York/London 1935.
- Cantril, H./Rand, H.A., »An Additional Study of the Determination of Personal Interests by Psychological and Graphological Methods«, in: *Character and Personality. A Quarterly for Psychodiagnostic and Allied Studies* 3 (1934), 72–78.
- Cantril, H./Rand, H.A./Allport, G.W., »The Determination of Personal Interests by Psychological and Graphological Methods«, in: *Character and Personality. A Quarterly for Psychodiagnostic and Allied Studies* 2 (1933), 134–143.
- Carey, N., »Factors in the Mental Processes of School Children«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1914), 70–92.
- Carson, John, »Army Alpha, Army Brass, and the Search for Army Intelligence«, in: *Isis* 84 (1993), 278–309.
- , *The Measure of Merit. Talents, Intelligence, and Inequality in the French and American Republics, 1750–1940*, Princeton/Oxford 2007.
- , »Mental Testing in the Early Twentieth Century. Internationalizing the Mental Testing Story«, in: *History of Psychology* 17 (2014), 249–255.
- Carter, J. E. Lindsay/Honeyman Heath, Barbara, *Somatotyping – Development and Applications*, Cambridge 1990.
- Cattell, Raymond B., »The Significance of the Actual Resistances in Psychogalvanic Experiments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 19 (1928), 34–43.
- , *The Subjective Character of Cognition and the Pre-sensational Development of Perception*, Cambridge 1930.
- , *Cattell Group Intelligence Test*, London 1930.
- , »Intelligence Levels in Schools of the Southwest«, in: *Forum of Education* 8 (1930), 201–204.
- , »The Assessment of Teaching Ability: A Survey of Professional Opinion on the Qualities of a Good Teacher«, in: *British Journal of Educational Psychology* 1 (1931), 48–72.
- , »Temperament Tests. I. Temperament«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 23 (1933), 308–329.
- , *Psychology and Social Progress. Mankind and Destiny from the Standpoint of a Scientist*, London 1933.
- , »Temperament Tests. II. Tests«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 24 (1933), 20–49.
- , *Your Mind and Mine*, London 1934.
- , »Friends and Enemies: A Psychological Study of Character and Temperament«, in: *Journal of Personality* 3 (1934), 54–63.
- , »On the Measurement of Perseveration«, in: *British Journal of Educational Psychology* 5 (1935), 76–92.
- , »The Measurement of Interest«, in: *Journal of Personality* 4 (1935), 147–169.
- , *A Guide to Mental Testing for Psychological Clinics, Schools, and Industrial Psychologists*, London 1936.
- , »Is National Intelligence Declining?«, in: *The Eugenics Review* 28 (1936), 181–103.
- , »Some Further Relations between Intelligence, Fertility and Socio-Economic Factors«, in: *The Eugenics Review* 29 (1937), 171.
- , *The Fight for Our National Intelligence*, London 1937.
- , »Some Changes in Social Life in a Community with a Falling Intelligence Quotient«, in: *British Journal of Psychology* 28 (1938), 430–450.
- , *Crooked Personalities in Childhood and After*, New York 1938.

- , »A Culture-Free Intelligence Test. I.«, in: *Journal of Educational Psychology* 31 (1940), 161–179.
- , »The Description of Personality: Basic Traits Resolved into Clusters«, in: *Journal of Abnormal and Social Psychology* 38 (1943), 476–506.
- , »The Description of Personality. I. The Foundations of Trait Measurement«, in: *Psychological Review* 50 (1943), 559–594.
- , »Interpretation of the 12 Primary Personality Factors«, in: *Character and Personality* 13 (1944), 55–90.
- , »The Description of Personality: Principles and Findings in a Factor Analysis«, in: *American Journal of Psychology* 58 (1945), 69–90.
- , *The Description and Measurement of Personality*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1946.
- , »Confirmation and Clarification of Primary Personality Factors«, in: *Psychometrika* 12 (1947), 197–220.
- , »The Primary Personality Factors in Women Compared with Those in Men«, in: *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology* 1 (1948), 114–130.
- , »Primary Personality Factors in the Realm of Objective Tests«, in: *Journal of Personality* 16 (1948), 459–487.
- , *Personality, A Systematic, Theoretical, and Factual Study*, New York 1950.
- , »The Main Personality Factors in Questionnaire, Self-Estimate Material«, in: *The Journal of Social Psychology* 31 (1950), 3–38.
- , *Factor Analysis. An Introduction and Manual for the Psychologist and Social Scientist*, New York 1952.
- , *The Scientific Analysis of Personality*, Chicago 1965.
- , »Travels in Psychological Hyperspace«, in: Theophile S. Krawiec (Hrsg.), *The Psychologists, Volume 2*, New York 1974, 85–133.
- , »Autobiography«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 6*, New York 1974, 61–100.
- , »The Voyage of a Laboratory, 1928–1984«, in: *Multivariate Behavioral Research* 19 (1984), 121–174.
- Cattell, Raymond B./Feingold, S.N./Sarason, S.B., »A Culture-Free Intelligence Test: II. Evaluation of Cultural Influence on Test Performance«, in: *Journal of Educational Psychology* 32 (1941), 81–100.
- Cattell, Raymond B./Moltano, E. Virginia, »Contributions Concerning Mental Inheritance: II. Temperament«, in: *Journal of Genetic Psychology* 57 (1940), 31–47.
- Cattell, R.B./Saunders, D.R., »Inter-Relation and Matching of Personality Factors from Behavior Rating, Questionnaire, and Objective Test Data«, in: *Journal of Social Psychology* 31 (1950), 243–260.
- Cattell, Raymond B./Saunders, D.R./Stice, G./Eber, Herbert W./Tatsuoka, Maurice M., *16 Personality Factors Questionnaire*, Urbana (Illinois) 1949.
- , *Handbook for the Sixteen Personality Factor Questionnaire*, Champaign (Illinois) 1949.
- Cattell, Raymond B. et al., *Handbook for the Objective-Analytic Personality Test Batteries (Including Adult and Child O-A Batteries)*, Champaign (Illinois) 1955.
- Cattell, Raymond B./Scheier, Ivan H., *Objective-Analytic (O-A) Anxiety Battery*, Champaign (Illinois) 1960.
- Cattell, Raymond B./Schuerger, James M., *Personality Theory in Action. Handbook for the Objective-Analytic (O-A) Test Kit*, Champaign (Illinois) 1978.

- Cattell, Raymond B./Warburton, Frank W. (Hrsg.), *Objective Personality & Motivation Tests. A Theoretical Introduction and Practical Compendium*, Urbana (Illinois), Chicago/London 1967.
- Cattell, Raymond B./Willson, J. Leslie, »Contributions Concerning Mental Inheritance, I – Of Intelligence«, in: *British Journal of Educational Psychology* 8 (1938), 129–149.
- Cattell, James McKeen, »Psychometrische Untersuchungen. Teil 1:«, in: *Philosophische Studien* 3 (1886), 305–335.
- , »Psychometrische Untersuchungen. Teil 2:«, *Philosophische Studien* 3 (1886), 452–492.
- , »Psychometrische Untersuchungen. Teil 3:«, in: *Philosophische Studien* 4 (1888), 241–250.
- , »Mental Tests and Measurements«, in: *Mind* 15 (1890), 373–381.
- , »Early Psychological Laboratories«, in: *Science* 67 (1928), 543–548.
- Cattell, James McKeen/Farrand, Livingston, »Physical and Mental Measurements of the Students of Columbia University«, in: *Psychological Review* 3 (1896), 618–648.
- Ceruzzi, Paul E., *A History of Modern Computing, Second Printing*, Cambridge (Massachusetts)/London 1999.
- Chambers, E. V., »A Study of Dishonesty among the Students of a Parochial Secondary School«, in: *Pedagogical Seminary* 33 (1926), 717–728.
- Charles, Eric P., »Clark University, History of Psychology at«, in: Robert W. Rieber (Hrsg.), *Encyclopedia of the History of Psychological Theories*, New York 2012, https://doi.org/10.1007/978-1-4419-0463-8_232 (Letzter Zugriff: 29. März 2021).
- Chodorow, Joan (Hrsg.), *Jung on Active Imagination*, Princeton (New Jersey) 1997.
- Chowdhury, Uma, »An Indian Modification of the Thematic Apperception Test«, in: *Journal of Social Psychology* 51 (1960), 245–263.
- Clark, Willis W./Thorpe, Louis P./Tiegs, Ernest W., *California Test of Personality: A Profile of Personal and Social Adjustment*, Los Angeles 1939.
- Cleeton, Glen U., »Estimating Human Character«, in: *The Scientific Monthly* 23 (1926), 427–431.
- Cleeton, Glen U./Knight, F.B., »Validity of Character Judgments Based on External Criteria«, in: *Journal of Applied Psychology* 8 (1924), 215–231.
- Coben, Stanley, *Rebellion Against Victorianism: The Impetus for Cultural Change in 1920s America*, New York 1991.
- Cohn, Simon, »Disrupting Images. Neuroscientific Representations in the Lives of Psychiatric Patients«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 179–193.
- Cohn, Victor, »Can a Computer Read Your Mind? It Can Help, Say Mayo Doctors«, in: *Minneapolis Sunday Tribune*, September 9 (1962), 1, 7, 11.
- Collini, Stefan, »The Idea of ›Character‹ in Victorian Political Thought«, in: *Transactions of the Royal Historical Society* 35 (1985), 29–50.
- Comrey, A. L., *The Comrey Personality Scales*, San Diego (California) 1970.
- Cook, Stuart A., »The Judgment of Intelligence from Photographs«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 34 (1939), 384–389.
- Costa, Paul T./McCrae, Robert R., *NEO PI-R Professional Manual*, Odessa (Florida) 1992.
- Coughlan, Robert, »What Manner of Morph Are You?«, in: *Life*, June 25 30 (1951), 65, 66, 68, 71, 75, 76, 79.

- Craik, Kenneth H., »The 1938 Allport and Stagner Texts in Personality Psychology«, in: Kenneth H. Craik/Robert Hogan/Raymond N. Wolfe (Hrsg.), *Fifty Years of Personality Psychology*, New York/London 1993, 2–20.
- Crépieux-Jamin, Jules, *L'écriture et le caractère*, Paris 1888.
- , *Praktisches Lehrbuch der Graphologie*, Leipzig 1897.
- Crick, Francis, *The Astonishing Hypothesis: The Scientific Search for the Soul*, New York 1994.
- Croarken, Mary, »Case 5,656: L. J. Comrie and the Origins of the Scientific Computing Service Ltd.«, in: *IEEE Annals of the History of Computing* 21 (1999), 70–71.
- Danziger, Kurt, *Constructing the Subject: Historical Origins of Psychological Research*, Cambridge 1990.
- , »Psychological Objects, Practice, and History«, in: *Annals of Theoretical Psychology* 8 (1993), 15–47.
- , *Naming the Mind. How Psychology Found its Language*, London 1997.
- Darley, John Gordon/McNamara, Walter J., *Minnesota Personality Scale*, New York 1941.
- Daston, Lorraine, »Scientific Objectivity with and without Words«, in: Peter Becker/William Clark (Hrsg.), *Little Tools of Knowledge. Historical Essays on Academic and Bureaucratic Practices*, Ann Arbor (Michigan) 2001, 259–284.
- , »Epistemic Images«, in: Alina Payne (Hrsg.), *Vision and its Instruments. Art, Science, and Technology in Early Modern Europe*, University Park (Pennsylvania) 2015, 13–35.
- Daston, Lorraine/Galison, Peter, »The Image of Objectivity«, in: *Representations* 40 (1992), 81–128.
- , *Objectivity*, New York 2007.
- Davis, D. Russell, *Pilot Error – Some Laboratory Experiments*, London 1948.
- Dearborn, George V., »Blots of Ink in Experimental Psychology«, in: *Psychological Review* 4 (1897), 390–391.
- , »A Study of Imaginations«, in: *Psychological Review* 9 (1898), 183–190.
- Decroly, Ovide/Degand, Julia, »La mesure de l'intelligence chez des enfants normaux d'après les tests de MM. Binet et Simon«, in: *Archive de Psychologie* 9 (1910), 82–108.
- DePauw University Archives, »Early Years: 1941–1954«, in: *WGRE The Radio Voice of DePauw University 60 Years of Radio*, <http://my.depauw.edu/library/archives/wgre/EarlyYears1941-1951.asp> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).
- Derksen, Maarten, »Science in the Clinic: Clinical Psychology at the Maudsley«, in: Geoffrey C. Bunn/A. D. Lovie/Graham D. Richards (Hrsg.), *Psychology in Britain: Historical Essays and Personal Reflections*, Leicester 2001, 267–289.
- DeYoung, Colin G., »Personality Neuroscience and the Biology of Traits«, in: *Social and Personality Psychology Compass* 4 (2010), 1165–1180.
- DeYoung, Colin G./Gray, Jeremy R., »Personality Neuroscience: Explaining Individual Differences in Affect, Behaviour and Cognition«, in: Philip Jay Corr/Gerald Matthews (Hrsg.), *The Cambridge Handbook of Personality Psychology*, New York 2009, 323–346.
- Diederichs, Helmut H. (Hrsg.), *Rudolf Arnheim, Die Seele in der Silberschicht. Medientheoretische Texte Photographie – Film – Rundfunk*, Frankfurt am Main 2004.
- Diehl, August, »Ueber die Eigenschaften der Schrift bei Gesunden«, in: *Psychologische Arbeiten* 3 (1901), 1–61.
- Dierse, Ulrich/Lassahn, Rudolf, »Persönlichkeit«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 7*, Basel 1989, 345–352.
- Donnay, David A. C., »E. K. Strong's Legacy and Beyond: 70 Years of the Strong Interest Inventory«, in: *The Career Development Quarterly* 46 (1977), 2–22.

- Doroshov, Deborah B., »Performing a Cure for Schizophrenia: Insulin Coma Therapy on the Wards«, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 62 (2007), 213–243.
- Douglas, Claire, *Translate this Darkness. The Life of Christiana Morgan, the Veiled Woman in Jung's Circle*, New York 1993.
- Downey, June E., »A Musical Experiment«, in: *The American Journal of Psychology* 9 (1897), 63–69.
- , *Control Processes in Modified Handwriting; An Experimental Study*, Lancaster/Baltimore 1908.
- , »Judgments on the Sex of Handwriting«, in: *Psychological Review* 17 (1910), 205–216.
- , »Character and Handwriting«, in: *Psychological Bulletin* 16 (1919), 28–31.
- , *Graphology and the Psychology of Handwriting*, Baltimore 1919.
- , »The Will-Profile. A Tentative Scale for Measurement of the Volitional Pattern«, in: *University of Wyoming Bulletin* 16 (1919), 38.
- , *Downey Individual Will-Temperament Test. Manual of Directions*, Yonkers-on-Hudson (New York) 1921.
- Boulogne, Duchenne de, *Mécanisme de la physiognomie humaine ou analyse électro-physiologique de l'expression des passions*, Paris 1862.
- Dudenredaktion (Hrsg.), *Duden. Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 4., neu bearbeitete Auflage, Band 7*, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 2007.
- Dülmen, Richard van, *Die Entdeckung des Individuums 1500–1800*, Frankfurt am Main 1997.
- Dumit, Joseph, »A Digital Image of the Category of the Person«, in: Gary Downey/Joseph Dumit (Hrsg.), *Cyborgs & Citadels. Anthropological Interventions in Emerging Sciences and Technologies*, Santa Fe (New Mexico) 1997, 83–102.
- , *Picturing Personhood. Brain Scans and Biomedical Identity*, Princeton (New Jersey) 2003.
- , »Critically Producing Brain Images of Mind«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 195–225.
- Drach, Erich, »Sprechausdruck und Charakterkunde«, in: *Pädagogisches Zentralblatt* 5 (1928), 286–297.
- Dunlap, Knight, »The Reading of Character from External Signs«, in: *The Scientific Monthly* 15 (1922), 153–165.
- , »Fact and Fable in Character Analysis«, in: *The Annals of the American Academy of Political and Social Science* 110 (1923), 74–80.
- Dushan, »Fog – Friend or Foe?«, in: *Minicam* 1 (1938), 14.
- Dyck, Miriam/Mathiak, Krystyna A., »Persönlichkeitsstörungen«, in: Frank Schneider/Gereon R. Fink (Hrsg.), *Funktionelle MRT in Psychiatrie und Neurologie, Zweite Auflage*, Berlin/Heidelberg 2013, 729–740.
- Easton, Malcolm/Holroyd, Michael, *The Art of August John*, London 1974.
- Edwards, Elizabeth, »Andere Ordnen. Fotografie, Anthropologien und Taxonomien«, in: Herta Wolf (Hrsg.), *Diskurse der Fotografie*, Frankfurt am Main 2003, 335–358.
- Eisenberg, Philipp, »Expressive Movements Related to Feeling of Dominance«, in: *Archives of Psychology* 211 (1937), 296–301.
- Eliasberg, Wladimir, »Diagrams of the Unconscious: Handwriting and Personality in Measurement, Experiment, and Analysis. By Werner Wolff. Grune & Stratton, New York, N. Y., 1948.«, in: *Journal of Criminal Law and Criminology* 41 (1951), 809.

- Ellenberger, Henri, »The Life and Work of Hermann Rorschach (1884–1922)«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 18 (1954), 173–222.
- Elteren, Mel Van, »Kurt Lewin as Filmmaker and Methodologist«, in: *Canadian Psychology/Psychologie canadienne* 33 (1992), 599–608.
- Emergency Committee in Aid of Displaced German Scholars, *List of displaced German Scholars*, London 1936.
- Epping-Jäger, Cornelia, »Embedded Voices. Stimmpolitiken des Nationalsozialismus«, in: Brigitte Felderer (Hrsg.), *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*, Berlin 2004, 145–157.
- , »Kontaktaktion. Die frühe Wiener Ausdrucksforschung und die Entdeckung des Rundfunkpublikums«, in: Irmela Schneider/Isabell Otto (Hrsg.), *Formationen der Mediennutzung II. Strategien der Verdattung*, Bielefeld 2007, 55–72.
- , »Von der anthropologischen zur medialen Stimme«, in: Axel Volmar/Jens Schröter (Hrsg.), *Auditive Medienkulturen*, Bielefeld 2014, 99–114.
- Erlenmeyer, Albrecht, *Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie*, Leipzig 1879.
- Estabrooks, George H., »Brain Sensitization in Personality Disorders«, in: *The Journal of General Psychology* 34 (1946), 203–211.
- Estes, Stanley G., »Judging Personality from Expressive Behavior«, in: *Journal of Abnormal Psychology* 33 (1938), 217–236.
- Evans, Richard I./Allport, Gordon W., *Gordon Allport, the Man and His Ideas*, New York 1971.
- Eysenck, Hans Jürgen, »Primary Mental Abilities«, in: *British Journal of Educational Psychology* 9 (1939), 270–275.
- , »The General Factor in Aesthetic Judgments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 31 (1940), 94–102.
- , »A Critical and Experimental Study of Colour Preferences«, in: *The American Journal of Psychology* 54 (1941), 385–394.
- , »Type-Factors in Aesthetic Judgments«, in: *British Journal of Psychology. General Section* 31 (1941), 262–270.
- , »Suggestibility and Hypnosis – An Experimental Analysis«, in: *Proceedings of the Royal Society for Medicine* 36 (1943), 349–354.
- , »Suggestibility and Hysteria«, in: *Journal of Neurology and Psychiatry* 6 (1943), 22–31.
- , »Types of Personality: A Factorial Study of Seven Hundred Neurotics«, in: *British Journal of Psychology* 90 (1944), 851–861.
- , *Dimensions of Personality, Fifth Impression*, London 1947/1962.
- , »Review of Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: Oscar K. Buros (Hrsg.), *The Mental Measurements Yearbook, Third Edition*, New Brunswick (New Jersey) 1949, 87–88.
- , »Criterion Analysis – An Application of the Hypothetico-Deductive Method to Factor Analysis«, in: *Psychological Review* 57 (1950), 38–53.
- , »Psychology Department, Institute of Psychiatry (Maudsley Hospital), University of London«, in: *Acta Psychologica* 8 (1951), 63–68.
- , »Uses and Abuses of Factor Analysis«, in: *Journal of the Royal Statistical Society. Series C (Applied Statistics)* 1 (1952), 45–49.
- , »Cyclothymia and Schizothymia as a Dimension of Personality. II. Experimental«, in: *Journal of Personality* 20 (1952), 345–384.

- , »The Effects of Psychotherapy: An Evaluation«, in: *Journal of Consulting Psychology* 16 (1952), 319–324.
- , »Learning Theory and Behaviour Therapy«, in: *Journal of Mental Science* 105 (1959), 61–75.
- , *Maudsley Personality Inventory*, London 1959.
- , *The Scientific Study of Personality, Third Impression*, London 1952/1962.
- , »Hans Jurgen Eysenck«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 7, San Francisco 1980*, 153–187.
- , *Rebel with a Cause*, London 1990.
- Fährmann, Rudolf, »Psychologische Typendiagnostik aus der Sprechweise«, in: *Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft* 8 (1954) 194–225.
- Fay, Paul/Middleton, Warren C., »Judgment of Spranger Personality Types from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Character and Personality* 8 (1939), 144–155.
- , »Judgment of Kretschmerian Body Types from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Social Psychology* 12 (1940), 151–162.
- , »Judgment of Intelligence from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Sociometry* 3 (1940), 186–191.
- , »The Ability to Judge the Rested or Tired Condition of a Speaker from His Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Applied Psychology* 24 (1940), 645–650.
- , »Rating a Speaker's Natural Voice when Heard over a Public Address System«, in: *Quarterly Journal of Speech* 27 (1941), 120–125.
- , »The DePauw Laboratory for Research on the Psychological Problems of Radio«, in: *American Journal of Psychology* 54 (1941), 571–575.
- , »The Ability to Judge Sociability from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *Journal of Social Psychology* 13 (1941), 303–309.
- , »Ability to Judge Truth-Telling, or Lying, from the Voice as Transmitted over a Public Address System«, in: *General of General Psychology* 24 (1941), 211–215.
- , »Judgment of Emotional Balance from the Transmitted Voice«, in: *Character and Personality* 10 (1941), 109–113.
- , »Relationship between Sales Ability and Ratings of the Transcribed Voices of Salesmen«, in: *Journal of Applied Psychology* 26 (1942), 499–510.
- , »Measurement of the Persuasiveness of the Transcribed Voice«, in: *Journal of Psychology* 14 (1942), 259–267.
- , »Judgment of Introversion from the Transcribed Voice«, in: *The Quarterly Journal of Speech* 28 (1942), 226–228.
- , »Judgment of Leadership from the Transmitted Voice«, in: *The Journal of Social Psychology* 17 (1943), 99–102.
- , »Judgment of Confidence from Voice«, in: *Journal of General Psychology* 30 (1944), 93–95.
- Felderer, Brigitte, »Die Stimme. Eine Ausstellung«, in: dies. (Hrsg.), *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*, Berlin 2004, 12–13.
- First, Michael B./Williams, Janet B. W./Benjamin, Lorna Smith/Spitzer, Robert L., *Structured Clinical Interview for DSM-5® Personality Disorders (SCID-5-PD)*, Washington, D.C. 2016.
- Fischer, Hermann, »Sprechstimme und Schreibweise«, in: *Ausdruckskunde* 3 (1955), 133–137.

- Fischer, Rotraut/Stumpp, Gabriele, »Das konstruierte Individuum. Zur Physiognomik Johann Kaspar Lavaters und Carl Gustav Carus'«, in: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hrsg.), *Transfigurationen des Körpers. Spuren der Gewalt in der Geschichte*, Berlin 1989, 123–143.
- Flach, Auguste, »Die Psychologie der Ausdrucksbewegung«, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 65 (1928), 435–534.
- Flanagan, John Clemons, *Factor Analysis in the Study of Personality*, Palo Alto (California) 1935.
- Flemming, Thomas, »Willenspotenziale«. Offizierstugenden als Gegenstand der Wehrmachtpsychologie«, in: Ursula Breymayer/Bernd Ulrich/Karin Wieland (Hrsg.), *Willensmenschen. Über deutsche Offiziere*, Frankfurt am Main 1999, 111–122.
- Flusser, Vilém, *Ins Universum der technischen Bilder*, Göttingen 1985.
- Frank, Lawrence K., »Projective Methods for the Study of Personality«, in: *Journal of Psychology* 8 (1939), 389–413.
- Frank, Manfred, »Subjekt, Person, Individuum«, in: Manfred Frank/Gérard Raulet/Willem van Reijen (Hrsg.), *Die Frage nach dem Subjekt*, Frankfurt am Main 1998, 7–28.
- Freeman, Frank N., »Experimental Analysis of the Writing Movement«, in: *Psychological Monographs* 75 (1914), 1–57.
- , »The Expression of Personality«, in: *Philosophical Review* 54 (1945), 191.
- Frenkel, Sheera: »Scholars have Data on Millions of Facebook Users. Who's Guarding it«, in: *New York Times* May 6 (2018), <https://www.nytimes.com/2018/05/06/technology/facebook-information-data-sets-academics.html> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).
- Freud, Sigmund, *Zur Auffassung der Aphasien: Eine kritische Studie*, Leipzig/Wien 1891.
- , »(Manuskript H) Paranoia«, in: Marie Bonaparte/Anna Freud/Ernst Kris (Hrsg.), *Sigmund Freud. Aus den Anfängen der Psychoanalyse. Briefe an Wilhelm Fliess, Abhandlungen und Notizen aus den Jahren 1887–1902*, London 1950, 118–124.
- , »Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia Paranoides), 1911«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke VIII, achte Auflage*, Frankfurt am Main 1990, 239–320.
- , »Jenseits des Lustprinzips«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke XIII, neunte Auflage*, Frankfurt am Main 1987, 1–70.
- , »Über die Berechtigung von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomkomplex als ›Angst-Neurose‹ abzutrennen«, in: A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke I*, London 1952, 315–342.
- , »Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker«, in: M. Bonaparte/A. Freud/E. Bibring/W. Hoffer/E. Kris/O. Isakower (Hrsg.), *Sigmund Freud, Gesammelte Werke IX, dritte Auflage*, Frankfurt am Main 1961, 80–81.
- Friedländer, Adolf A., »Die Biskysche Diagnostik«, in: *Die Umschau* 30 (1926), 1053–1055.
- Fruchter, Benjamin, *Introduction to Factor Analysis*, Princeton (New Jersey) 1954.
- Fuhrmann, Manfred, »Persona. Ein römischer Rollenbegriff«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität, Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 83–106.
- Furneaux, W. D., »An Apparatus for Measuring Bodily Sway«, in: *American Journal of Psychology* 44 (1951), 271–274.

- Galton, Francis, *Hereditary Genius. An Inquiry into its Law and Consequences*, London 1869.
- , »On a Proposed Statistical Scale«, in: *Nature* 9 (1874), 342–343.
- , »Statistics by Intercomparison, with Remarks on the Law of Frequency of Error«, in: *Philosophical Magazine*, 4th Series 49 (1875), 33–46.
- , »Psychometric Experiments«, in: *Brain* 2 (1879), 149–162.
- , »Statistics of Mental Imagery«, in: *Mind* 5 (1880), 301–318.
- , »The Anthropometric Laboratory«, in: *Fortnightly Review* 31 (1882), 332–338.
- , *Inquiries into Human Faculty and its Development*, London 1883.
- , »Measurement of Character«, in: *Fortnightly Review* 36 (1884), 179–185.
- , »On the Anthropometric Laboratory at the Late International Health Exhibition«, in: *Journal of the Anthropological Institute* 14 (1885), 205–218.
- , »Regression Towards Mediocrity in Hereditary Stature«, in: *Journal of the Anthropological Institute* 15 (1885), 246–263.
- , »Co-Relations and their Measurement, Chiefly from Anthropometric Data«, in: *Proceedings of the Royal Society of London* 45 (1888), 135–145.
- , *Natural Inheritance*, London 1889.
- Galison, Peter, »Image of Self«, in: Lorraine Daston (Hrsg.), *Things that Talk. Object Lessons from Art and Science*, New York 2004, 256–294.
- Garth, Thomas R./Barnard, Mary A., »The Will-Temperament of Indians«, in: *Journal of Applied Psychology* 11 (1927), 512–518.
- Gaskill, Peter C./Fenton, Norman/Porter, James P., »Judging the Intelligence of Boys from their Photographs«, in: *Journal of Applied Psychology* 11 (1927), 394–403.
- Gatlin, Stephen H., *William H. Sheldon and the Culture of the Somatotype*, Dissertation, Virginia Polytechnic and State University, Blacksburg (Virginia) 1997.
- Geertz, Clifford, »From the Native's Point of View: On the Nature of Anthropological Understanding«, in: *Bulletin of the American Academy of Arts and Sciences* 28 (1974), 26–45.
- Geimer, Peter, »Linien des hellen Wahnsinns. Das Zittern des Graphologen«, in: Werner Busch/Oliver Jehle/Carolin Meister (Hrsg.), *Randgänge der Zeichnung*. München 2007, 55–71.
- Gelhard, Andreas/Hackler, Ruben/Zanetti, Sandro, »Einleitung«, in: dies. (Hrsg.), *Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts*, Tübingen 2019, 1–8.
- Gellius, Aulus, »V. Buch, 7. Kapitel«, in: ders., *Die attischen Nächte. Zum ersten Male vollständig übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Weiss, Erster Band, I.–VIII. Buch* (1875), Darmstadt 1975, 279–280.
- Gerhardt, Volker/Mehring, Reinhard /Rindert, Jana (Hrsg.), *Berliner Geist: Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1945. Mit einem Ausblick auf die Gegenwart der Humboldt-Universität*, Berlin 1999.
- Gesell, Arnold L., »Accuracy of Handwriting as Related to School Intelligence and Sex«, in: *American Journal of Psychology* 17 (1906), 394–405.
- , »The Expression of Personality«, in: *American Journal of Psychiatry* 100 (1944), 576–577.
- Gessinger, Joachim, *Auge und Ohr. Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen, 1700–1850*, Berlin/New York 1994.
- Geuter, Ulfried, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main 1984.

- , »Gleichschaltung von oben? Universitätspolitische Strategien und Verhaltensweisen in der Psychologie während des Nationalsozialismus«, in: *Psychologische Rundschau* 35 (1984), 198–213.
- , *Daten zur Geschichte der deutschen Psychologie, Band 1: Psychologische Institute, Fachgesellschaften, Fachzeitschriften und Serien, Biographien, Emigranten 1879–1945*, Göttingen 1986.
- Ghaemi, S. Nassir, *The Rise and Fall of the Biopsychosocial Model. Reconciling Art and Science in Psychiatry*, Baltimore (Maryland) 2010.
- Gibby, Robert E./Zickar, Michael J., »A History of the Early Days of Personality Testing in American Industry: An Obsession with Adjustment«, in: *History of Psychology* 11 (2008), 164–184.
- Gibson, H. B., *Hans Eysenck. The Man and his Work*, London 1981.
- Giese, Fritz, »Elektrodiagnostik des Characters«, in: *Bericht über den neunten Kongreß für experimentelle Psychologie in München vom 21.–25. April 1925*, Jena 1926, 162–164.
- Gieser, Lon/Morgan, Wesley G., »Look Homeward, Harry: Literary Influence on the Development of the Thematic Apperception Test«, in: Lon Gieser/Morris I. Stein (Hrsg.), *Evocative Images: The Thematic Apperception Test and the Art of Projection*, Washington, D.C. 1999, 53–64.
- Giles, Nell, »What's Your Man Like? Doctor Sheldon's Psychology Quiz Will Open Your Eyes«, in: *Ladies Home Journal* 62, July (1945), 26–27, 107, 108–111.
- Gilkinson, Howard, »Wolff, Werner. The Expression of Personality«, in: *Journal of Applied Psychology* 28 (1944), 439–441.
- Gillham, Nicholas Wright, *A Life of Sir Francis Galton: From African Exploration to the Birth of Eugenics*, Oxford/New York 2001.
- Gillis, John, *Psychology's Secret Genius. The Lives and Works of Raymond B Cattell*, o. O. 2014.
- Ginzburg, Carlo, *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Aus dem Italienischen von Gisela Bonz und Karl F. Hauber*, Berlin 1993.
- Goddard, Henry H., »The Binet and Simon Tests of Intellectual Capacity«, in: *The Training School Bulletin* 5 (1908), 3–9.
- , »Four Hundred Feeble-Minded Children Classified by the Binet Method«, in: *Pedagogical Seminary* 17 (1910), 387–397.
- , »A Revision of the Binet Scale«, in: *The Training School Bulletin* 8 (1911), 56–62.
- Goldscheider, Alfred, »Zur Physiologie und Pathologie der Handschrift«, in: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* 24 (1892), 503–525.
- Gomberg, L., »Die Eignungsprüfung mit dem Radiodiagnoskop von Dr. Bißky«, in: *Betriebswissenschaftliche Rundschau* 1 (1924), 161–164.
- Gombrich, Ernst, *Die Kunst der Renaissance I. Norm und Form*, Stuttgart 1985.
- Goodenough, Florence L., *Measurement of Intelligence by Drawings*, New York 1926.
- , »Wolff, Werner. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Psychological Bulletin* 41 (1944), 265–266.
- , »Sex Differences in Judging the Sex of Handwriting«, in: *The Journal of Social Psychology* 22 (1945), 61–68.
- Göttert, Karl-Heinz, *Geschichte der Stimme*, München 1998.
- Gough, Harrison G., *CPI, California Psychological Inventory*, Palo Alto (California) 1956.
- Gould, Stephen Jay, *The Mismeasure of Man*, New York/London 1981.
- Grainger, Harold G., »Pictorialism for Beginners. Part VIII. The Association of Parts«, in: *Camera Craft* 44 (1937), 517–524.

- Graumann, Carl F. (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985.
- Gray, Richard T., »Physiognomik im Spannungsfeld zwischen Humanismus und Rassismus: Johann Caspar Lavater und Carl Gustav Carus«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 81 (1999), 313–337.
- Grob, Gerald N., »Origins of DSM-I: A Study in Appearance and Reality«, in: *American Journal of Psychiatry* 148 (1991), 421–431.
- Groß, Adolf, »Untersuchungen über die Schrift Gesunder und Geisteskranker«, in: *Psychologische Arbeiten* 2 (1898), 450–567.
- Grünwald, Gerhard, »Zur Schreib- und Sprechmotorik der Konstitutionstypen«, in: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 7 (1957), 165–176.
- Grünwald, Harald, *Der soziale Charakter von Konzeptionen psychologischer Diagnostik. Eine Untersuchung zu Inhalt, Entstehung und Konkurrenz von Diagnostikkonzeptionen*, München 1979.
- Guilford, Joy P., *The Nebraska Personality Inventory*, Beverly Hills 1934.
- Gundlach, Horst, »What is a Psychological Instrument?«, in: Mitchell G. Ash/Thomas Sturm (Hrsg.), *Psychology's Territories. Historical and Contemporary Perspectives from Different Disciplines*, Mahwah (New Jersey) 2007, 195–224.
- Gundlach, R., »A Method for the Detection of Cheating in College Examinations«, in: *School and Society* 22 (1925), 215–216.
- Gunthrie, George M., »Raymond D. Fowler, Robert Gibbon Bernreuter (1901–1995): Obituary«, in: *American Psychologist* 52 (1997), 266.
- Gurnee, Herbert, »An Analysis of the Perception of Intelligence in the Face«, in: *The Journal of Social Psychology* 5 (1934), 82–90.
- Hacking, Ian, *Rewriting the Soul. Multiple Personality and the Sciences of Memory*, Princeton (New Jersey) 1995.
- Hagen, Hugo von, *Reading Character from Handwriting. A Hand-Book of Graphology for Experts, Students and Laymen*, New York 1902.
- Hagenbüchle, Roland, »Subjektivität: Eine historisch-systematische Hinführung«, in: Reto Luzius Fetz/Roland Hagenbüchle/Peter Schulz (Hrsg.), *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*, Berlin 1998, 1–88.
- Hagner, Michael, »Das Hirnbild als Marke«, in: *Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik. Ikonographie des Gehirns* 6 (2008), 43–51.
- Hahn Rafter, Nicole, »Somatotyping, Antimodernism, and the Production of Criminological Knowledge«, in: *Criminology* 45 (2007), 805–833.
- Hardt, Ernst, »Essay und Dialog«, in: Stiftung Archiv der Akademie der Künste (Hrsg.), *Dichtung und Rundfunk – 1929. Ein Dokument der Stiftung Archiv der Akademie der Künste*, *Archiv-Blätter* 5, Berlin 2000, 61–62.
- Harman, Harry H., *Modern Factor Analysis, Third Edition Revised*, Chicago/London 1976.
- Harrington, Anne, *Reenchanted Science: Holism in German Culture from Wilhelm II to Hitler*, Princeton (New Jersey) 1996.
- Hartkemeier, Harry Pelle, »J. C. Flanagan. Factor Analysis in the Study of Personality. Stanford University Press. 1935.«, in: *Journal of Applied Psychology* 19 (1935), 635–638.
- Hartley, Lucy, *Physiognomy and the Meaning of Expression in Nineteenth-Century Culture*, Cambridge 2001.
- Hartshorne, Hugh/May, Mark Arthur, *Studies in Deceit*, New York 1928.

- Hathaway, Starke R., »A Comparative Study of Psychogalvanic and Association Time Measures – A New Psychogalvanic Apparatus«, in: *Journal of Applied Psychology* 13 (1929), 632–646.
- , »A Pendulum Chronoscope«, in: *The Journal of General Psychology* 4 (1930), 423–427.
- , »Personal Communication«, in: Sarnoff A. Mednick/Jerry Higgins/Jack Kirschenbaum, *Psychology. Explorations in Behaviour and Experience*, New York 1975, 350.
- Hathaway, Starke R./Meehl, Paul E., »The K Factor as a Suppressor Variable in the Minnesota Multiphasic Personality Inventory«, in: *Journal of Applied Psychology* 30 (1946), 525–564.
- Hathaway, Starke R./Meehl, Paul E., *An Atlas for the Clinical Use of the MMPI*, Minneapolis 1951.
- Hathaway, Starke R./McKinley, John C., »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): I. Construction of the Schedule«, in: *The Journal of Psychology* 10 (1940), 249–254.
- , »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota). II. A Differential Study of Hypochondriasis«, in: *Journal of Psychology: Interdisciplinary and Applied* 10 (1940), 255–268.
- , »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): III. The Measurement of Symptomatic Depression«, in: *The Journal of Psychology* 14 (1942), 73–84.
- , »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota): IV. Psychasthenia«, in: *Journal of Applied Psychology* 26 (1942), 614–624.
- , *Minnesota Multiphasic Personality Inventory. Manual*, New York 1943.
- , »Minnesota Multiphasic Personality Inventory. V. Hysteria, Hypomania and Psychopathic Deviate«, in: *Journal of Applied Psychology* 28 (1944), 153–174.
- , *The Minnesota Multiphasic Personality Inventory. Manual for Administration and Scoring*, Minneapolis 1949.
- Hau, Michael, *The Cult of Health and Beauty in Germany. A Social History*, Chicago/London 2003.
- Hau, Michael/Ash, Mitchell G., »Der normale Körper, seelisch erblickt«, in: Claudia Schmölders/Sander L. Gilman (Hrsg.), *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 12–31.
- Hayward, Rhodri, »Germany and the Making of ›English‹ Psychiatry: The Maudsley Hospital, 1908–1939«, in: Volker Roelcke/Paul J. Weindling/Louise Westwood, *International Relations in Psychiatry. Britain, Germany, and the United States to World War II*, Rochester (New York) 2010, 67–90.
- Heckhausen, Heinz, »Die Problematik des Projektionsbegriffs und die Grundlagen und Grundannahmen des thematischen Auffassungstests«, in: *Psychologische Beiträge* 5 (1960), 53–80.
- Heesen, Anke te, »The Notebook: A Paper Technology«, in: Bruno Latour/Peter Weibel (Hrsg.), *Making Things Public*, Cambridge (Massachusetts) 2005, 263–286.
- Hemsath, Mary E., »Theory and Practice of Temperament Testing«, in: *Personnel Journal* 18 (1939), 3–12.
- Hendrick, Ives, »The Analysis of Personality: A Survey of Psychologists' Experiments«, in: *American Journal of Psychiatry* 85 (1928), 535–563.
- Hendrickson, Gordon, »Some Assumptions Involved in Personality Measurement«, in: *The Journal of Experimental Education* 2 (1934), 243–249.

- Henrich, Dieter, »Identität – Begriffe, Probleme, Grenzen«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 133–186.
- , »Die Trinität Gottes und der Begriff der Person«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 612–620.
- Hens, Szymon, *Phantasieprüfung mit formlosen Klecksen bei Schulkindern, normalen Erwachsenen und Geisteskranken*, Zürich 1917.
- Hersey, George L., *The Evolution of Allure. Sexual Selection from the Medici Venus to the Incredible Hulk*, Cambridge (Massachusetts) 1996.
- Herzog, Herta, »Stimme und Persönlichkeit«, in: *Zeitschrift für Psychologie* 130 (1933), 300–369.
- Hess, Volker/Mendelsohn, Andrew, »Paper Technology und Wissensgeschichte«, in: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 21 (2013), 1–10.
- Hick, Ulrike, *Geschichte der optischen Medien*, München 1999.
- Hildebrandt, Helmut, »Der psychologische Versuch in der Psychiatrie: Was wurde aus Kraepelins (1895) Programm?«, in: *Psychologie und Geschichte* 5 (1993), 5–30.
- Hilton, Claire, »Mill Hill Emergency Hospital: 1939–1949«, in: *Psychiatric Bulletin* 30 (2006), 106–108.
- Hippokrates, *De Natura Hominis*, in: Jacques Jouanna (Hrsg.), *Corpus Medicorum Graecorum I 1, 3*, Berlin 1975, 164–221.
- Hoffmann, Michael E./Wilkes, Andrew, *On the Nature of Things: The Scientific Photography of Fritz Goro*, New York 1993.
- Hofmann, Karl-Ludwig/Praeger, Christmut, »Bilder aus Klecksen. Zu den Klecksographien von Justinus Kerner«, in: Andrea Berger-Fix (Hrsg.), *Justinus Kerner, Nur wenn man von Geistern spricht: Briefe und Klecksographien*, Stuttgart/Wien 1986, 125–152.
- Hogan, John D./Thompson, Dennis N., »June Etta Downey: Pioneer of Personality Measurement«, in: Gregory A. Kimble/Michael Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology, Volume V*, Mahwah (New Jersey) 2003, 111–124.
- Hollingworth, Harry L., *The Psychology of Functional Neuroses*, New York 1920.
- , *Judging Human Character*, New York 1922.
- Holt, Robert R., »The Early History of TAT«, in: *Rorschach Research Exchange and Journal of Projective Techniques* 13 (1949), 485–492.
- , »Delinquent Scientist?«, in: *The Nation*, November 25 (1950), 495.
- , »Varieties of Delinquent Youth. By William H. Sheldon, with the Collaboration of Emil M. Hard and Eugene McDermott. New York: Harper, 1949.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 45 (1950), 790–795.
- Holthoorn, Frits van, »Literacy, Modernization, the Intellectual Community, and Civil Society in the Western World«, in: David R. Olson/Nancy Torrance (Hrsg.), *Cambridge Handbook of Literacy Studies*, Cambridge 2011, 431–448.
- Holzinger, Karl J./Harman, Harry H., *Factor Analysis. A Synthesis of Factorial Methods*, Chicago 1941.
- Hooton, Earnest, »Is Your Man Normal?«, in: *Ladies Home Journal* 63, April (1946), 49, 167–169.
- Horn, Eva, »Der Mensch im Spiegel der Schrift. Graphologie zwischen populärer Selbstforschung und moderner Humanwissenschaft«, in: Aleida Assmann/Ulrich Gaiert/Gisela Trommsdorff (Hrsg.), *Zwischen Literatur und Anthropologie: Diskurse, Medien und Performanzen*, Tübingen 2005, 175–199.

- Horn, John L., »On Subjectivity in Factor Analysis«, in: *Educational and Psychological Measurement* 27 (1967), 811–820.
- Horn, Klaus-Peter, »Keilhacker, Martin«, in: ders., *Erziehungswissenschaft in Deutschland im 20. Jahrhundert. Zur Entwicklung der sozialen und fachlichen Struktur der Disziplin von der Erstinstitutionalisierung bis zur Expansion*, Bad Heilbrunn (Oberbayern) 2003, 263–264.
- Hornstein, Gail A., »Quantifying Psychological Phenomena: Debates, Dilemmas, and Implications«, in: Jill G. Morawski (Hrsg.), *The Rise of Experimentation in American Psychology*, New Haven (Connecticut) 1988, 1–34.
- Houts, Arthur C., »Fifty Years of Psychiatric Nomenclature: Reflections on the 1943 War Department Technical Bulletin, Medical 203«, in: *Journal of Clinical Psychology* 56 (2000), 935–967.
- Howard, Clifford, *Graphology; or, How to Read Character from Handwriting*, Washington, D.C. 1903.
- Huber, Lara, »»Are You Happy Most of the Time?« Eine kritische Würdigung standardisierter Individualität aus Sicht der Wissenschaftsphilosophie«, in: Orsolya Friedrich/Michael Zichy (Hrsg.), *Persönlichkeit: Neurowissenschaftliche und neurophilosophische Grundlagen*, Münster 2014, 305–322.
- Hull, Clark L., »Quantitative Methods of Investigating Hypnotic Suggestion. Part I«, in: *Journal of Abnormal Social Psychology* 25 (1930), 200–23.
- , »Quantitative Methods of Investigating Hypnotic Suggestion. Part II«, in: *Journal of Abnormal Social Psychology* 25 (1931), 390–417.
- , *Hypnosis and Suggestibility*, New York/London 1933.
- Hull, Clark L./Krueger, Robert G./Williams, Griffith W., »A Portable Phonographic Apparatus for Giving Objectively Uniform Suggestions«, in: *American Journal of Psychology* 42 (1930), 442–444.
- Hull, Clark L./Montgomery, Robert B., »An Experimental Investigation of Certain Alleged Relations Between Character and Handwriting«, in: *Psychological Review* 26 (1916), 63–74.
- Humm, Doncaster G./Wadsworth, Jr., Guy W., »The Humm-Wadsworth Temperament Scale: Preliminary Report«, in: *Personnel Journal* 12 (1934), 314–323.
- , »The Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: *American Journal of Psychiatry* 92 (1935), 163–200.
- , »Using the Humm-Wadsworth Temperament Scale«, in: *Journal of Applied Psychology* 25 (1941), 654–659.
- Hunt, William A., »Sheldon, William H. (with the Collaboration of E. M. Hartl and E. McDermott). Varieties of Delinquent Youth. New York: Harper, 1949.«, in: *Psychological Bulletin* 47 (1950), 448.
- Huxley, Aldous, »Who are You?«, in: *Harper's Magazine* 189 (1944), 512–522.
- Jaeger, Siegfried, »Zur Herausbildung von Praxisfeldern der Psychologie bis 1933«, in: Mitchell G. Ash/Ulfried Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert: Ein Überblick*, Opladen 1985, 83–112.
- Jaeger, Siegfried/Staeuble, Irmgard, »Die Psychotechnik und ihre gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen«, in: François Stoll (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts. Band XIII, Anwendungen im Berufsleben. Arbeits-, Wirtschafts- und Verkehrspsychologie*, Zürich 1981, 53–95.
- Janet, Pierre, »Psychoanalysis«, in: *Journal of Abnormal Psychology* 9 (1914), 1–35.

- Jastrow, Joseph, »The Section of Psychology«, in: M. P. Hardy (Hrsg.), *Official Catalogue – World's Columbian Exposition, Part. VII*, Chicago 1893, 50–60.
- Jenkins, Richard L., »Atlas of Men. W. H. Sheldon, Ph.D., M.D., with the Collaboration of C. Wesley Dupertuis, Ph.D., and Eugene McDermott, M.A. Harper, New York, 1954.«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 25 (1955), 657–658.
- John, Oliver P./Srivastava, Sanjay, »The Big Five Trait Taxonomy: History, Measurement and Theoretical Perspectives«, in: Lawrence A. Pervin/Oliver P. John (Hrsg.), *Handbook of Personality: Theory and Research. Second Edition*, New York/London 1999, 102–138.
- Johnston, Katherine L., »Binet's Method for the Measurement of Intelligence. – Some Results«, in: *The Journal of Experimental Pedagogy and Training College Record* 1 (1911), 24–31.
- Jones, Edgar/Rahman, Shahina, »The Maudsley Hospital and the Rockefeller Foundation: The Impact of Philanthropy on Research and Training«, in: *Journal of the History of Medicine and Allied Sciences* 64 (2009), 273–299.
- Jones, Edgar/Rahman, Shahina/Woolven, Robin: »The Maudsley Hospital: Design and Strategic Direction, 1923–1939«, in: *Medical History* 51 (2007), 357–378.
- Jones, Lyle V., »Remembering L. L. Thurstone«, in: Robert Cudeck/Robert C. MacCallum (Hrsg.), *Factor Analysis at 100. Historical Developments and Future Directions*, Mahwah (New Jersey) 2007, 23–33.
- Jöreskog, Karl G., »Factor Analysis and its Extensions«, in: Robert Cudeck/Robert C. MacCallum (Hrsg.), *Factor Analysis at 100. Historical Developments and Future Directions*, Mahwah (New Jersey) 2007, 47–77.
- Juhász, Andor, »Die ›Krise‹ der Psychotechnik«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 33 (1929), 456–463.
- Jung, C. G., »Diagnostische Assoziationsstudien. IV. Beitrag. Psychoanalyse und Assoziationsexperiment«, in: C. G. Jung (Hrsg.), *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur Experimentellen Psychopathologie, Erster Band*, Leipzig 1906, 258–281.
- , *Über die Psychologie der Dementia praecox. Ein Versuch*, Halle an der Saale 1907.
- , *Psychologische Typen*, Zürich 1921.
- , *Psychological Types. Or the Psychology of Individuation*, London/New York 1923.
- , »Die psychopathologische Bedeutung des Assoziationsexperimentes«, in: Lilly Jung-Merker/Elisabeth Rüb (Hrsg.), *Gesammelte Werke, Zweiter Band. Experimentelle Untersuchungen*, Olten 1979, 429–446.
- Jung, C. G./Riklin, Fr., »Experimentelle Untersuchungen über Assoziationen Gesunder«, in: C. G. Jung (Hrsg.), *Diagnostische Assoziationsstudien. Beiträge zur Experimentellen Psychopathologie, Erster Band*, Leipzig 1906, 7–145.
- Kaempffert, Waldemar, »A Psychologist Develops a Scientific Method for the Appraisal of Personalities«, in: *New York Times* November 5 (1944), Review of the Week Editorials, Column, E9.
- Kaes, Anton, »Das bewegte Gesicht. Zur Großaufnahme im Film«, in: Claudia Schmölders/Sander Gilman (Hrsg.), *Gesichter der Weimarer Republik. Eine physiognomische Kulturgeschichte*, Köln 2000, 156–174.
- Kaminski, Andreas, »Wie subjektivieren Prüfungstechniken? Subjektivität und Möglichkeit bei William Stern und Martin Heidegger«, in: Andreas Gelhard/Norbert Ricken/Thomas Alkemeyer (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 173–188.

- Kammer, Stephan, »Graphologie, Schreibmaschine und die Ambivalenz der Hand. Paradigmen des Schreibens um 1900«, in: Davide Giuriato/Martin Stingelin/Sandro Zanetti (Hrsg.), *Schreibkugel ist ein Ding gleich mir: von Eisen. Schreibszenen im Zeitalter der Typoskripte*, München 2005, 133–152.
- Kant, Immanuel, *Kritik der reinen Vernunft, erste Auflage*, Hamburg 1990 (1781).
- , »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Zweiter Teil. Anthropologische Charakteristik A II«, in: Preussische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), *Kants Werke, Band 7*, Berlin (1798) 1917.
- Keilhacker, Martin, »Sprechweise und Persönlichkeit«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und Charakterkunde* 59 (1940), 215–241.
- Keene, J. Harrington, *The Mystery of Handwriting. A Handbook of Graphology*, Boston 1896.
- Keller, David, »Sich selbst verraten im Bild des Anderen. Zur medialen Modellierung von Menschenbildern in »projektiven« Testverfahren, in: Jens Eder/Joseph Imorde/Maike Sarah Reinerth (Hrsg.), *Medialität und Menschenbild*, Berlin/Boston 2013, 67–84.
- , »Der Ausdruck der Persönlichkeit. Fotografische Medien als Instrumente der Charakterologischen Diagnostik in den 1930er Jahren«, in: *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 36 (2016), 37–48.
- Kelly, E. L./Miles, C. C./Terman, L. M., »Ability to Influence One's Score on a Typical Paper-And-Pencil Test of Personality«, in: *Character and Personality* 4 (1935), 206–215.
- Kelly, E. Lowell/Lingoes, James C., »Data Processing in Psychological Research«, in: Harold Borko (Hrsg.), *Computer Applications in the Behavioral Sciences*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1962, 172–203.
- Kennis, Mitzy/Rademaker, Arthur R./Geuze, Elbert, »Neural Correlates of Personality: An Integrative Review«, in: *Neuroscience and Biobehavioral Reviews* 37 (2013), 73–95.
- Kent, Grace Helen/Rosanoff, Aaron Joshua, »A Study of Association in Insanity«, in: *American Journal of Psychiatry* 67 (1910), 37–96.
- Kerner, Justinus, *Klecksographien*, Stuttgart 1890.
- Kessler, Frank/Lenk, Sabine/Loiperdinger, Martin, »Editorial«, in: dies. (Hrsg.), *KINtop 8: Film und Projektionskunst*, Frankfurt am Main/Basel 1999, 7.
- Kevles, Daniel J., »Testing the Army's Intelligence: Psychologists and the Military in World War I«, in: *Journal of American History* 55 (1968), 565–581.
- Kimura, Hisao E., »To Roof Garden«, in: *American Photography* 26 (1934), 11.
- Kinder, J. S., »A New Investigation of Judgments on the Sex of Handwriting«, in: *Journal of Educational Psychology* 17 (1926), 341.
- Kirchhoff, Robert, »Zur Geschichte des Ausdrucksbegriffs«, in: ders. (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie. Ausdruckspsychologie. 5. Band*, Göttingen 1965, 9–38.
- (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie. Ausdruckspsychologie. 5. Band*, Göttingen 1965.
- Kirkpatrick, Edwin A., »Individual Tests of School Children«, in: *Psychological Review* 7 (1900), 274–280.
- Kittler, Friedrich A., *Grammophon Film Typewriter*, Berlin 1986.
- , *Aufschreibesysteme 1800 . 1900, Dritte, vollständig überarbeitete Neuauflage*, Berlin 1995.
- , *Optische Medien. Berliner Vorlesung 1999*, Berlin 2002.
- Klages, Ludwig, *Prinzipien der Charakterologie*, Leipzig 1910.
- , *Die Probleme der Graphologie. Entwurf einer Psychodiagnostik*, Leipzig 1910.

- , *Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriss der graphologischen Technik. Zweite wesentlich erweiterte Auflage*, Leipzig 1920.
- Kleeberg, Bernhard/Suter, Robert, »Doing Truth«. Bausteine einer Praxeologie der Wahrheit«, in: *Zeitschrift für Kulturphilosophie* 8 (2014), 211–226.
- Klossowski, Erich, *Honoré Daumier*, München 1923.
- Kniefacz, Katharina, »Friedrich Weiss (später Frederick Wyatt)«, in: Gedenkbuch für die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Wien 1938, <https://gedenkbuch.univie.ac.at> (Letzter Zugriff: 25. März 2021).
- Knobloch, Hans, »Die graphologische Bewegung«, in: François Stoll (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts: XIII, Anwendungen im Berufsleben. Arbeits-, Wirtschafts- und Verkehrspsychologie*, Zürich 1981, 96–125.
- Knorr-Cetina, Karin, »Objectual Practice«, in: Massimo Mazzotti (Hrsg.), *Knowledge as Social Order: Rethinking the Sociology of Barry Barnes*, Aldershot 2008, 83–97.
- Koch, Manfred, »Die Begriffe Person, Persönlichkeit und Charakter«, in: Philipp Lersch/Hans Thomae (Hrsg.), *Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitstheorie*, Göttingen 1960, 3–29.
- Koerte, Inga Katharina/Muehlmann, Marc, »Diffusion Tensor Imaging«, in: Christoph Mulert/Martha E. Shenton (Hrsg.), *MRI in Psychiatry*, Berlin/Heidelberg 2014, 77–86.
- Koffka, Kurt, *Principles of Gestalt Psychology*, New York 1943.
- Köhne, Julia Barbara, *Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920)*, Husum 2009.
- Kolesch, Doris, »Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik«, in: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hrsg.), *Medien/Stimmen*, Köln 2003, 267–281.
- Konersmann, Ralf, »Person. Ein bedeutungsgeschichtliches Panorama«, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie* 2 (1993), 199–225.
- Korn, James H., *Illusions of Reality. A History of Deception in Social Psychology*, Albany (New York) 1997.
- Korte, Helmut/Faulstich, Werner, »Der Film zwischen 1895 und 1924: Ein Überblick«, in: Werner Faulstich/Helmut Korte (Hrsg.), *Fischer Filmgeschichte. Band 1: 1895–1924*, Frankfurt am Main 1994, 13–47.
- Köster, Rudolf, *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Handschriftproben*, Leipzig 1903.
- Kr., »Charakterkunde und Psychoanalyse«, in: *Nachrichtendienst für Charakterologie und verwandte Disciplinen* 3 (1926), 1.
- Krämer, Sybille, »Form als Vollzug oder: Was gewinnen wir mit Niklas Luhmanns Unterscheidung von Medium und Form?«, in: *Rechtshistorisches Journal* 17 (1998), 558–573.
- , (Hrsg.), *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt am Main 1998.
- , »Die ›Rehabilitierung der Stimme‹. Über die Oralität hinaus«, in: Doris Kolesch/Sybille Krämer (Hrsg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, Frankfurt am Main 2006, 269–295.
- , *Medien, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*, Frankfurt am Main 2008.
- Kraepelin, Emil, »Experimentelle Studien über Assoziationen«, in: *Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin* 40 (1883), 829–831.
- , »Experimentelle Studien über Associationen«, in: Ad. Claus (Hrsg.), *Amtlicher Bericht über die 56. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, welche zu Freiburg im Breisgau vom 18. bis 22. September 1883 tagte*, Freiburg im Breisgau 1884, 258–259.

- , »Der psychologische Versuch in der Psychiatrie«, in: *Psychologische Arbeiten* 1 (1895), 1–91.
- , *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Siebente, vielfach umgearbeitete Auflage, 1. Band. Allgemeine Psychiatrie*, Leipzig 1903.
- , *Psychiatrie. Ein Lehrbuch für Studierende und Ärzte, Achte, vollständig umgearbeitete Auflage, 1. Band*, Leipzig 1909.
- Kretschmer, Ernst, *Der sensitive Beziehungswahn. Ein Beitrag zur Paranoiafrage und zur psychiatrischen Charakterlehre*, Berlin 1918.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin 1921.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage*, Berlin 1922.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage*, Berlin 1925.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Fünfte und sechste unveränderte Auflage*, Berlin 1926.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Siebente und achte verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1929.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Elfte und zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1936.
- , *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Zwanzigste wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage*, Berlin 1951.
- Kreusch, Max von, »Das System der Graphologie. Allgemeinverständlicher Leitfaden der Handschriftdeutung für Unterricht und Selbstausbildung mit zahlreichen Schriftproben«, in: ders. (Hrsg.), *Bibliothek für praktische Menschenkenntnis* 1, Berlin 1921.
- , »Berichterstattung aus dem charakterologischen Gebiet«, in: *Zeitschrift für Menschenkunde. Blätter für Charakterologie und angewandte Psychologie* 1 (1925), 89–92.
- Krueger, Felix, »Beziehungen der experimentellen Phonetik zur Psychologie«, in: F. Schumann (Hrsg.), *Bericht über den II. Kongreß für experimentelle Psychologie in Würzburg vom 18. bis 21. April 1906*, Leipzig 1907, 58–122.
- Kulesa, Detlef, *Vision und Dokumentation. Sozial-dokumentarische Photographie der 30er in den USA: eine ikonologische Betrachtung*, Frankfurt am Main/Bern/New York/Paris 1989.
- Kutzer, Michael, »Temperament, I. Medizin«, in: Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, 981–986.
- Lagemann, Ellen Condliffe, *The Politics of Knowledge. The Carnegie Corporation, Philanthropy, and Public Policy*, Middletown (Connecticut) 1989.
- Laird, Donald A., »A Mental Hygiene and Vocational Test«, in: *Journal of Educational Psychology* 16 (1925), 419–422.
- , »Detecting Abnormal Behavior«, in: *Journal of Abnormal Psychology and Social Psychology* 20 (1925), 128–141.
- , *Personal Inventory*, Hamilton (New York) 1925.
- Laird, Donald A./Remmers, Herman, »A Study of Estimates of Intelligence from Photographs«, in: *Journal of Experimental Psychology* 7 (1924), 429–446.

- Lamiell, James T., *Beyond Individual and Group Differences: Human Individuality, Scientific Psychology, and William Stern's Critical Personalism*, Thousand Oaks (California) 2003.
- Landis, Carney, »Studies of Emotional Reactions. I. A Preliminary Study of Facial Expression«, in: *Journal of Experimental Psychology* 7 (1924), 325–341.
- , »The Varieties of Temperament. By W. H. Sheldon with the Collaboration of S. S. Stevens, New York: Harper, 1942.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 38 (1943), 111–113.
- Laplanche, J./Pontalis, J.-B., »Projektion«, in: dies., *Das Vokabular der Psychoanalyse, 12. Auflage*, Frankfurt am Main 1994, 399–408.
- Latour, Bruno/Woolgar, Steve, *Laboratory Life: The Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills 1979.
- Lavater, Johann Caspar, *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, Zweyter Versuch. Mit vielen Kupfertafeln*, Leipzig/Winterthur 1776.
- , *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Dritter Versuch. Mit vielen Kupfern*, Leipzig/Winterthur 1777.
- , *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Vierter Versuch. Mit vielen Kupfern*, Leipzig/Winterthur 1778.
- Leahey, Thomas Hardy/Leahey, Grace Evans, *Psychology's Occult Doubles. Psychology and the Problem of Pseudoscience*, Chicago 1983.
- Leary, David E., »William James on the Self and Personality: Clearing the Ground for Subsequent Theorists, Researchers, and Practitioners«, in: Michael G. Johnson/Tracy B. Henley (Hrsg.), *Reflections on The Principles of Psychology: William James After a Century*, Hillsdale (New Jersey) 1990, 101–137.
- Leigh Star, Susan/Griesemer, James R., »Institutional Ecology, ›Translations‹ and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–1939«, in: *Social Studies of Science* 19 (1989), 387–420.
- Lenk, Wolfgang, *Faktorenanalyse: Ein Mythos? Historische und Konzeptionelle Untersuchungen zur Faktorenanalyse und Intelligenzforschung*, Weinheim/Basel 1983.
- Leo, Per, »Ähnlichkeitsbewirtschaftung. Ludwig Klages' Grafologie als physiognomische Wissenschaft«, in: Florence Vienne/Christina Brandt (Hrsg.), *Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert*, Berlin 2008, 111–135.
- , *Der Wille zum Wesen. Weltanschauungskultur, charakterologisches Denken und Judenfeindschaft in Deutschland 1890–1940*, Berlin 2013.
- León, Ramón, »F. Oliver Brachfeld y Werner Wolff: dos figuras en los inicios de la Sociedad Interamericana de Psicología«, in: *Revista Interamericana de Psicología/Interamerican Journal of Psychology* 46 (2012), 35–42.
- Lerner, Eugene, »Wolff, W. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Journal of Social Psychology* 21 (1945), 245–251.
- Lersch, Philipp, »Die Bedeutung der mimischen Ausdruckserscheinungen für die Beurteilung der Persönlichkeit«, in: *Industrielle Psychotechnik* 5 (1928), 178–183.
- , *Gesicht und Seele. Grundlinien einer mimischen Diagnostik*, München 1932.
- , *Der Aufbau des Charakters*, Leipzig 1938.
- Libby, Walter, »The Imagination of Adolescents«, in: *The American Journal of Psychology* 19 (1908), 249–252.

- Lindee, Susan N./Radin, Joanna, »Patrons of the Human Experience: A History of the Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research, 1941–2016«, in: *Current Anthropology* 57, Supplement 14 (2014), 280–301.
- Linden, David, *Neuroimaging and Neurophysiology in Psychiatry*, Oxford 2016.
- Link, Jürgen, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen 1997.
- , »Kulturwissenschaft, Interdiskurs, Kulturrevolution«, in: *KultuRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 45/46 (2003), 10–23.
- Lippmann, Walter, *Public Opinion*, New York 1922.
- Löffler, Petra, *Affektbilder. Eine Mediengeschichte der Mimik*, Bielefeld 2004.
- Lombardo, Giovanni Pietro/Foschi, Renato, »The European Origins of ›Personality Psychology‹«, in: *European Psychologist* 7 (2002), 134–145.
- Lombroso, Cesare, *Handbuch der Graphologie, Autorisierte Übersetzung nach dem Italienischen der ersten Auflage mit neuen Zusätzen des Verfassers von Gustav Brendel*, Leipzig 1896.
- Lorenz-Lichterfelde, Otto, »Bedeutung der Psychoanalyse für die Graphologie«, in: *Nachrichtendienst für Charakterologie und verwandte Disciplinen* 1 (1924), 2–3.
- Lucas, DeWitt B., *Handwriting and Character*, Philadelphia 1923.
- Luckmann, Thomas, »Persönliche Identität, soziale Rolle und Rollendistanz«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 293–313.
- Ludwig, Emil, »Die Durchleuchtung der Seele«, in: *Berliner Illustrierte Zeitung* 35 Nr. 10 (1926), 299–306.
- Luhmann, Niklas, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1992.
- , *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1995.
- Lynch, Michael, *Scientific Practice and Ordinary Action: Ethnomethodology and Social Studies of Science*, New York/Cambridge 1993.
- Maas, Utz: »Bühler, Karl«, in: ders., *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945*, <https://zflprojekte.de/sprachforscher-im-exil/index.php/catalog/b/169-buehler-karl> (Letzter Zugriff: 28. März 2021).
- Macho, Thomas, »Lektüre der Hände«, in: ders., *Vorbilder*, München 2011, 38–53.
- Mailer, J. B., »The Effect of Signing One's Name«, in: *School and Society* 31 (1930), 882–884.
- Major, Clare Tree, *Your Personality and Your Speaking Voice*, New York 1921.
- Maller, Julius B., *Character Sketches*, New York 1932.
- , »Character and Personality Tests«, in: *Psychological Bulletin* 32 (1935), 500–523.
- Marquis, Donald G., »Research Planning at the Frontiers of Science«, in: *American Psychologist* 3 (1948), 430–438.
- Mattes, Peter, »Die Charakterologen: westdeutsche Psychologie nach 1945«, in: Walter H. Pehle/Peter Sillem (Hrsg.), *Wissenschaft im geteilten Deutschland: Restauration oder Neubeginn nach 1945?*, Frankfurt am Main 1992, 125–135.
- Maloney, Thomas J. (Hrsg.), *U.S. Camera – 1942*, New York 1941.
- Mayer, Andreas, »Lost Objects: From the Laboratories of Hypnosis to the Psychoanalytic Setting«, in: *Science in Context* 19 (2006), 37–64.
- Mayes, Rick/Horwitz, Allan V., »DSM-III and the Revolution in the Classification of Mental Illness«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 41 (2005), 249–267.
- Mazumdar, Pauline M.H., *Eugenics, Human Genetics and Human Failings. The Eugenics Society, its Sources and its Critics in Britain*, London 1992.

- McAdams, Dan P., »The Five-Factor Model in Personality: A Critical Appraisal«, in: *Journal of Personality* 60 (1992), 329–361.
- McDougall, William, *Outline of Psychology*, New York 1923.
- McFadden, John H./Dashiell, J. F., »Racial Differences as Measured by the Will-Temperature Test«, in: *Journal of Applied Psychology* 7 (1923), 30–53.
- McKinley, John C./Hathaway, Starke R., »A Multiphasic Personality Schedule (Minnesota). II. A Differential Study of Hypochondriasis«, in: *Journal of Psychology: Interdisciplinary and Applied* 10 (1940), 255–268.
- McNemar, Quinn, »Review of Multiple Factor Analysis«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 43 (1948), 244–245.
- McPherson, J.C., »Introduction«, in: Wallace J. Eckert, *Punched Card Methods in Scientific Computation* (New York, 1940; Charles Babbage Institute Reprint Series for the History of Computing Volume V), Cambridge (Massachusetts 1984), ix–xiv.
- Meltzer, H., »Werner Wolff. Diagrams of the Unconscious, Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis. New York: Grune and Stratton, 1948.«, in: *Journal of Educational Psychology* 42 (1951), 445–447.
- Menuhin, Yehudi/Davis, Curtis W., *The Music of Man*, London/Sydney 1979.
- Métraux, Alexandre, »Die angewandte Psychologie vor und nach 1933 in Deutschland«, in: Carl F. Graumann (Hrsg.), *Psychologie im Nationalsozialismus*, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1985, 221–262.
- Metzger, Wolfgang, »Gestalttheorie im Exil«, in: H. Balmer (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band 1, Die europäische Tradition*, Zürich 1976, 659–683.
- Meyer, Adolf, »Psychological Literature. Normal and Abnormal Association«, in: *Psychological Bulletin* 2 (1905), 242–250.
- Meyer, Georg, *Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie*, Jena 1901.
- Meyer-Kalkus, Reinhart, *Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001.
- MFA: Man on A Rope, in: *Museum of Fine Arts Boston*, <https://collections.mfa.org/objects/32865/man-on-a-rope> (Letzter Zugriff: 25. März 2021).
- Michon, Jean-Hippolyte, *Système de graphologie: L'art de connaître les hommes d'après leur écriture. Sixième édition*, Paris 1880.
- , *Système de graphologie: L'art de connaître les hommes d'après leur écriture. Sixième édition*, Paris 1880.
- Mierau, Caspar Clemens: »Matthias Hipp und das ›Hipp'sche Chronoskop««, Semesterarbeit, Bauhaus-Universität, Weimar 2002, http://www.medienkultur.org/sm1/gdg/ha/hippsches_chronoskop.pdf (Letzter Zugriff: 26. März 2021).
- Millard, Andre, *America on Record: A History of Recorded Sound, Second Edition*, Cambridge (Massachusetts) 2005.
- Millon, Theodore/Davis, Roger, »Conceptions of Personality Disorders: Historical Perspectives, the DSMs, and Future Directions«, in: W. John Livesley (Hrsg.), *The DSM-IV Personality Disorders*, New York/London 1995, 3–28.
- Möbius, Hanno, *Montage und Collage. Literatur, bildende Künste, Film, Fotografie, Musik, Theater bis 1933*, München 2000.
- Morawski, Jill G. (Hrsg.), *The Rise of Experimentation in American Psychology*, New Haven (Connecticut) 1988.
- Morgan, Christiana D./Murray, Henry A., »A Method for Investigating Fantasies«, in: *Archives of Neurology and Psychiatry* 34 (1935), 289–306.

- Morgan, Wesley G., »The 1943 Images: Their Origin and History«, in: Lon Gieser/Morris I. Stein (Hrsg.), *Evocative Images: The Thematic Apperception Test and the Art of Projection*, Washington, D.C. 1999, 65–83.
- , »Origin and History of the Earliest Thematic Apperception Test Pictures«, in: *Journal of Personality Assessment* 79 (2002), 422–445.
- , »Origin and History of the ›Series B‹ and ›Series C‹ TAT Pictures«, in: *Journal of Personality Assessment* 81 (2003), 133–148.
- Morgenthaler, Walter, »Der Kampf um das Erscheinen der ›Psychodiagnostik‹. Hermann Rorschach zum 70. Geburtstag (8. November 1954)«, in: Kenower W. Bash (Hrsg.), *Hermann Rorschach. Gesammelte Aufsätze*, Bern/Stuttgart 1965, 247–253, hier 251–253.
- Morris, Colin, *The Discovery of the Individual in Medieval Europe*, New York 1972.
- Morse Meyers, Harry, »Illustration«, in: *Collier's*, April 6 (1940), 19.
- Moses, Paul, »Experimental-phonetische Grundlagen einer Charakterologie der Stimme«, in: Paul Menzerath (Hrsg.), *Bericht über die 1. Tagung der Internationalen Gesellschaft für experimentelle Phonetik in Bonn, vom 10. bis 14. Juni 1930*, Bonn 1930, 77–79.
- Muck, Otto/Lorenz, Kuno, »Identität«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 4*, Basel/Stuttgart 1976, 144–148.
- Mulaik, Stanley A., *The Foundations of Factor Analysis*, New York 1972.
- Müller, Christian, »Hermann Rorschach und die Psychoanalyse«, in: ders., *Aufsätze zur Psychiatriegeschichte*, Hürtgenwald 2009, 130–151.
- , »Die Rezeption der Rorschachschen Psychodiagnostik in den ersten zehn Jahren (1922–1932)«, in: ders., *Aufsätze zur Psychiatriegeschichte*, Hürtgenwald 2009, 152–167.
- Müller Nielaba, Daniel, *Die Nerven lesen. Zur Leit-Funktion von Georg Büchners Schreiben*, Würzburg 2001.
- Müller-Tamm, Jutta, »Die Denkfigur als wissenschaftliche Kategorie«, in: Nicola Gess/Sandra Janßen (Hrsg.), *Wissens-Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*, Berlin 2014, 100–122.
- Münsterberg, Hugo, *Psychologie und Wirtschaftsleben. Ein Beitrag zur Angewandten Experimental-Psychologie*, Leipzig 1912.
- , *Psychology and Industrial Efficacy*, Boston 1913.
- , *Grundzüge der Psychotechnik*, Leipzig 1914.
- Murray, Henry A., »The Effect of Fear upon Estimates of the Maliciousness of other Personalities«, in: *The Journal of Social Psychology* 4 (1933), 310–329.
- , »Psychology and the University«, in: *Archives of Neurology & Psychiatry* 34 (1935), 803–815.
- , »Basic Concepts for a Psychology of Personality«, in: *Journal of General Psychology* 15 (1936), 241–268.
- , *Explorations in Personality. A Clinical and Experimental Study of Fifty Men of College Age by the Workers at the Harvard Psychological Clinic*, New York 1938.
- , »What Should Psychologists Do about Psychoanalysis?«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 35 (1940), 150–175.
- , »Henry A. Murray«, in: Edwin G. Boring/Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 5*, New York 1967, 283–310.
- Murray, Henry A./the Staff of the Harvard Psychological Clinic, *Thematic Apperception Test*, Cambridge (Massachusetts) 1943.

- , *Thematic Apperception Test MANUAL*, Cambridge (Massachusetts) 1943.
- Naccarati, Sante, *Morphologic Aspect of Intelligence*, New York 1921.
- Napoli, Donald S., *Architects of Adjustment. The History of the Psychological Profession in the United States*, Port Washington/London 1981.
- Neef, Sonja, *Abdruck und Spur. Handschrift im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit*, Berlin 2008.
- Newhall, S. M., »Sex Differences in Handwriting«, in: *Journal of Applied Psychology* 10 (1926), 151–161.
- Nicholson, Ian A. M., »Gordon Allport, Character, and the ›Culture of Personality,‹ 1897–1937«, in: *History of Psychology* 1 (1998), 52–68.
- , *Inventing Personality. Gordon W. Allport and the Science of Selfhood*, Washington, D.C. 2003.
- Nicolas, Serge/Andrieu, Bernard/Croizet, Jean-Claude/Sanitioso, Rasyid B./Burman, Jeremy Trevelyan, »Sick? Or Slow? On the Origins of Intelligence as a Psychological Object«, in: *Intelligence* 41 (2013), 699–711.
- N. N., »Graphology.«, in: *New York Times*, February 7 (1903), 20.
- , »Professor Murray Describes Department of Abnormal Psychology«, in: *Harvard Crimson*, January 12 (1929), 4, <https://www.thecrimson.com/article/1929/1/12/professor-murray-describes-department-of-abnormal/> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).
- , »Judging Mind by Body«, in: *Time*, July 15, 36 (1940), 55.
- , »Pegs that Fit«, in: *Time*, July 24, 40 (1942), 78–79.
- , »PERSONALITY. Psychology Seeks Clues in Faces, Manners, Bearing«, in: *Life*, January 18, 14 (1943), 98–100, 102, 104.
- , »Truth and Consequences«, in: *Time*, May 3 (1943), o. S.
- , »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. Harper and Brothers, New York and London.«, in: *The Quarterly Review of Biology* 19 (1944), 74–75.
- , »The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. 334 pages. Cloth. Harper and Brothers New York. 1943.«, in: *The Psychiatric Quarterly* 18 (1944), 527–528.
- , »Personality Tests. Ink Blots are Used to Learn How People’s Minds Work«, in: *Life*, October 7 (1946), 55–60.
- , »Test by Portraits. Pictures of Pathological Types Help Diagnosis of Mental Illness«, in: *Life*, March 22, 24 (1948), 67–69.
- , »Wolff, Werner. Diagrams of the Unconscious – Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 13 (1949), 148.
- , »What do these Doodles Mean?«, in: *Look* October 23 (1951), unbekannt.
- , »Werner Wolff, Educator, 53, dies«, in: *New York Times* May 19 (1957), 88.
- , »Kate Wolff . . . a Profile«, in: *Bard/St. Stephen’s Alumni Magazine* May 1962, 4, 7.
- , »Raymond Bernard Cattell«, in: Noel Sheehy/Antony J. Chapman/Wendy A. Conroy, *Biographical Dictionary of Psychology*, London/New York 1997, 104–106.
- Norton, John K., »Guidance Laboratory«, in: *Teachers College Record* 42 Number 2 (1940), 171–172, <http://www.tcrecord.org> ID Number: 9014, <http://www.tcrecord.org/content.asp?contentid=9014> (Letzter Zugriff: 21. März 2021).
- O’Connor, Liam, »How Your Shape Shapes Your Life«, in: *Popular Science*, May, 160 (1952), 116–119, 228, 230, 232.

- O'Donovan, Denis, »An Historical Review of the Lie-Scale – with Particular Reference to the Maudsley Personality Inventory«, in: *Papers in Psychology* 3 (1969), 13–19.
- Öffentliche Kunstsammlung Basel/Kunstmuseum, Bayrische Staatsgemäldesammlungen/Neue Pinakothek, München/Réunion des Musées Nationaux, Paris (Hrsg.), *Arnold Böcklin*, Heidelberg 2001.
- O'Neal, Hank (Hrsg.), *A Vision Shared: A Classic Portrait of America and Its People, 1935–1943*, New York 1976.
- Panchasi, Roxanne, »Graphology and the Science of individual Identity in Modern France«, in: *Configurations* 4.1 (1996), 1–31.
- Pannenberg, Wolfhart, »Person und Subjekt«, in: Odo Marquard/Karlheinz Stierle (Hrsg.), *Identität. Poetik und Hermeneutik, Band VIII*, München 1979, 407–422.
- Paris, Joel, *A concise Guide to Personality Disorders*, Washington, D.C. 2015.
- Parsons, Cicely J., »Children's Interpretations of Ink-Blots. (A Study in Some Characteristics of Children's Imagination)«, in: *British Journal of Psychology* 9 (1917), 74–92.
- Pascal, Gerald R., »Handwriting Pressure. Its Measurement and Significance«, in: *Journal of Personality* 11 (1943), 235–254.
- , »The Analysis of Handwriting«, in: *Journal of Personality* 12 (1943), 123–144.
- , »Diagrams of the Unconscious. By Werner Wolff. New York: Grune and Stratton, 1948.«, in: *The Journal of Abnormal and Social Psychology* 44 (1949), 428–429.
- Paterson, Donald G., »Proceedings of the Fortieth Annual Meeting of the American Psychological Association, Incorporated, Ithaca, New York, September 8, 9, 10, 1932«, in: *Psychological Bulletin* 29 (1932), 631.
- Patzel-Mattern, Katja, *Ökonomische Effizienz und gesellschaftlicher Ausgleich. Die industrielle Psychotechnik in der Weimarer Republik*, Stuttgart 2010.
- Pear, Th., *Voice and Personality*, London 1931.
- , »Stimme und Persönlichkeit«, in: *Charakter. Eine Vierteljahresschrift für psychodiagnostische Studien und verwandte Gebiete* 1 (1932), 40–64.
- Pearson, Karl, »Mathematical Contributions to the Theory of Evolution. III. Regression, Heredity and Panmixia«, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London* 187 (1896), 253–318.
- Pekrun, Reinhard, »Geschichte von Differentieller Psychologie und Persönlichkeitspsychologie«, in: Kurt Pawlik (Hrsg.), *Grundlagen und Methoden der Differentiellen Psychologie*, Göttingen/Bern/Toronto/Seattle 1996, 83–123.
- Person, Jutta, *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*, Würzburg 2005.
- Peterson, Joseph, *Early Conceptions and Tests of Intelligence*, Yonkers-on-Hudson (New York)/Chicago 1925.
- Petri, Stefan J., *Eignungsprüfung, Charakteranalyse, Soldatentum. Veränderung der Wissenschafts- und Methodenauffassung in der Militärpsychologie des Deutschen Reiches, Großbritanniens und der USA 1914 bis 1945*, Dortmund 2004.
- Pettit, Michael, *The Science of Deception. Psychology and Commerce in America*, Chicago/London 2013.
- Pickering, Andrew (Hrsg.), *Science as Practice and Culture*, Chicago 1992.
- Piderit, Theodor, *Mimik und Physiognomik, Zweite, neubearbeitete Auflage*, Detmold 1868.
- Pintner, Rudolf, »A Comparison of the Ayres and Thorndike Handwriting Scales«, in: *Journal of Educational Psychology* 5 (1914), 525–536.

- , »Intelligence as Estimated from Photographs«, in: *Psychological Review* 25 (1918), 286–296.
- Plakins Thornton, Tamara, *Handwriting in America. A Cultural History*, New Haven (New Jersey) 1996.
- Podoll, K./Lüning, J., »Geschichte des wissenschaftlichen Films in der Nervenheilkunde in Deutschland 1895–1929«, in: *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie* 66 (1998), 122–132.
- Porter, Roy (Hrsg.), *Rewriting the Self. Histories from the Renaissance to the Present*, London/New York 1997.
- Pratschke, Margarete, *Gestaltexperimente unterm Bilderhimmel. Das Psychologische Institut im Berliner Stadtschloss und die Avantgarde*, Paderborn 2016.
- Preyer, Wilhelm/Erlenmeyer, Albrecht, *Die Handschrift. Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie*, Hamburg/Leipzig 1895.
- , *Zur Psychologie des Schreibens*, Hamburg/Leipzig 1895.
- Prince, Morton, *The Dissociation of a Personality. A Biographical Study in Abnormal Psychology*, New York 1906.
- , »Hysteria from the Point of View of Dissociated Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology* 1 (1906), 170.
- , *The Unconscious: The Fundamentals of Human Personality, Normal and Abnormal*, New York 1914.
- Prince, Morton/Peterson, Frederick, »Experiments in Psycho-Galvanic Reactions from Co-Conscious (Subconscious) Ideas in a Case of Multiple Personality«, in: *The Journal of Abnormal Psychology* 3 (1908), 114.
- Priwitzer, Martin, *Ernst Kretschmer und das Wahnproblem*, Stuttgart 2007.
- Rabelhofer, Bettina, »Erzählen in der Psychoanalyse«, in: Alexandra Strohmaier (Hrsg.), *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*, Bielefeld 2013, 343–358.
- Rabin, A. I., »Projective Methods: An Historical Introduction«, in: ders. (Hrsg.), *Projective Techniques in Personality Assessment. A Modern Introduction*, New York 1968, 3–18.
- Rabinbach, Anson, *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, Wien 2001.
- Radcliffe, Phoebe, »Your Figure and Yourself«, in: *Woman's Home Companion*, September (1946), 31, 87.
- Rahn, Carl, »Downey, June E., The Will-Temperament and Its Testing. New York: World Book Co., 1923.«, in: *Psychological Bulletin* 21 (1924), 652–654.
- Rapaport, David, »The Szondi Test«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 5 (1941), 33–39.
- , »The Expression of Personality; Experimental Depth Psychology«, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 9 (1945), 206.
- Raubenheimer, Albert S., »An Experimental Study of Some Behaviour Traits of the Potentially Delinquent Boy«, in: *Psychology Monographs* 159 (1925).
- Ream, Jay, »June E. Downey, Ph.D. The Will-Temperament and Its Testing. World Book Co., Yonkers, New York.«, in: *Journal of Applied Psychology* 8 (1924), 147–148.
- Reckwitz, Andreas, *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist 2006.
- Reichert, Ramón, *Im Kino der Humanwissenschaften. Studien zur Medialisierung wissenschaftlichen Wissens*, Bielefeld 2007.

- Reichstein, Herbert (Hrsg.), *Zeitschrift für Menschenkenntnis und Menschenschicksal* 1 (1925/1926), 1–4.
- Réunion des Musées Nationaux, Paris/Musée des Beaux-Arts du Canada, Ottawa/The Phillips Collection, Washington (Hrsg.), *Daumier 1808–1879*, Paris 1999.
- Rheinberger, Hans-Jörg, *Experiment – Differenz – Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge*, Marburg 1992.
- , *Toward a History of Epistemic Things. Synthesizing Proteins in the Test Tube*, Stanford 1997.
- , *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007.
- , »Experimentalsysteme, In-vitro-Kulturen, Modellorganismen«, in: Birgit Griesecke/Marcus Krause/Nicolas Pethes/Katja Sabisch (Hrsg.), *Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2009, 394–404.
- Rheinfelder, Hans, *Das Wort »Persona«. Geschichte seiner Bedeutungen mit besonderer Berücksichtigung des französischen und italienischen Mittelalters*, Halle an der Saale 1928.
- Ribot, Théodule, *Les maladies de la mémoire*, Paris 1881.
- , *Les maladies de la volonté*, Paris 1883.
- , *Les maladies de la personnalité*, Paris 1885.
- Rice, Louise, *Character Reading from Handwriting*, New York 1927.
- Rice, Stuart A., »Stereotypes: A Source of Error in Judging Human Character«, in: *Journal of Personnel Research* 5 (1926), 267–276.
- Ricken, Norbert, »Zur Logik der Subjektivierung. Überlegung an den Rändern eines Konzepts«, in: Andreas Gelhard/Thomas Alkemeyer/Norbert Ricken (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 29–47.
- Riebold, Lars, »Temperament, III. Psychologie«, in: Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, 992–997.
- Rieffert, J. B., »Sprechtypen«, in: Gustav Kafka (Hrsg.), *Bericht über den 12. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie*, Jena 1932, 409–413.
- Rieger, Conrad, *Die Meßstange. Begrüßungsschrift der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie am 25. April 1918 in Würzburg*, Jena 1918.
- Rieger, Stefan, *Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen*, Frankfurt am Main 2000.
- Risse, Guenter B., »Vocational Guidance During the Depression: Phrenology versus Applied Psychology«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 12 (1976), 130–140.
- Roback, A. A., »Personality Tests – Whither?«, in: *Character and Personality* 1 (1933), 214–224.
- Robertson, James E., »The ORDVAC and the ILLIAC«, in: Nicolas C. Metropolis/J. Howlett/Gian-Carlo Rota (Hrsg.), *A History of Computing in the Twentieth Century*, New York 1980, 347–364.
- Robinson, Forrest G., *Love's Story Told. A Life of Henry A. Murray*, Cambridge (Massachusetts) 1992.
- Rodari, Florian/Georgel, Pierre/Sante, Luc/Prévost, Marie-Laure (Hrsg.), *Shadows of a Hand. The Drawings of Victor Hugo*, London 1992.
- Roosevelt, Theodore, »Character and Success«, in: *The Outlook* March 31 (1900), 725–727.

- Rorschach, Hermann, »Ein Beispiel von mißlungener Sublimierung und ein Fall von Namenvergessen«, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse* 2 (1912), 403–406.
- , »Über »Reflexhalluzinationen« und verwandte Erscheinungen«, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 13 (1912), 357–400.
- , »Reflexhalluzination und Symbolik«, in: *Zentralblatt für Psychoanalyse* 3 (1912), 121–128.
- , *Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments [Deutenlassen von Zufallsformen]*. Herausgegeben von Walter Morgenthaler, Bern 1921.
- , *Psychodiagnosics. A diagnostic Test based on Perception*, New York 1942.
- Rosanoff, Aaron J., *Manual of Psychiatry, 6th Edition*, New York 1927.
- Rose, Nikolas, *Inventing Our Selves. Psychology, Power, and Personhood*, Cambridge 1998.
- , »In Search of Certainty: Risk Management in a Biological Age«, in: *Journal of Public Mental Health* 4 (2005), 14–22.
- Rose, Nikolas/Abi-Rached, Joelle M., *Neuro. The New Brain Sciences and the Management of the Mind*, Princeton (New Jersey) 2013.
- Rosenbaum, Ron, »The Great Ivy League Nude Posture Photo Scandal«, in: *The New York Times Magazine*, January 15 (1995), 26–31, 40, 46, 55, 56.
- Rosenzweig, Saul, »A Suggestion for Making Verbal Personality Tests more Valid«, in: *Psychological Review* 41 (1934), 400–401.
- Royce, Joseph R., »The Development of Factor Analysis«, in: *The Journal of General Psychology* 58 (1958), 139–164.
- Rubin, Hy, »Illustration«, in: *Saturday Evening Post* June 7 (1941), 27.
- Ruch, G. M. /Manzo, M. C. Del, »The Downey Will-Temperament Group Test: A further Analysis of Its Reliability and Validity«, in: *Journal of Applied Psychology* 7 (1923), 65–76.
- Ruchatz, Jens, »Ignoriert und totgesagt. Koordinaten zur Geschichte der Photoprojektion in Deutschland«, in: Frank Kessler/Sabine Lenk/Martin Loiperdinger (Hrsg.), *KINtop 8: Film und Projektionskunst*, Frankfurt am Main/Basel 1999, 39–51.
- , *Licht und Wahrheit. Eine Mediumgeschichte der fotografischen Projektion*, München 2003.
- Rutz, Ottmar, *Vom Ausdruck. Lehrbuch der Physiognomik*, Celle 1925.
- Saar, Martin, »Analytik der Subjektivierung. Umriss eines Theorieprogramms«, in: Andreas Gelhard/Thomas Alkemeyer/Norbert Ricken (Hrsg.), *Techniken der Subjektivierung*, München 2013, 17–27.
- Samelson, Franz, »World War I Intelligence Testing and the Development of Psychology«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 13 (1977), 274–282.
- Sandkühler, Hans Jörg, »Wissenskulturen. Zum Status und zur Funktion eines epistemologischen Konzepts«, in: ders. (Hrsg.), *Wissen. Wissenskulturen und die Kontextualität des Wissens*, Frankfurt am Main 2014, 59–72.
- Sanford, Fillmore H., »Speech and Personality«, in: *Psychological Bulletin* 39 (1942), 811–845.
- Sanford, Nevitt, *Learning after College*, Orinda (California) 1980.
- Sansone, Randy A./Sansone, Lori A., »Personality Disorders. A Nation-Based Perspective on Prevalence«, in: *Innovations in Clinical Neuroscience* 8 (2011), 13–18.
- Sapir, Edward, »Speech as a Personality Trait«, in: *American Journal of Sociology* 32 (1927), 892–905.

- , »The Emergence of the Concept of Personality in a Study of Culture«, in: *Journal of Social Psychology* 5 (1934), 408–415.
- Sarasin, Philipp, »Was ist Wissensgeschichte?«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 36 (2011), 159–172.
- Saudek, Robert, *Experimentelle Graphologie*, Berlin 1929.
- Schäfer, Armin, »Lebendes Dispositiv: Hand beim Schreiben«, in: Armin Schäfer/Cornelius Borck (Hrsg.), *Psychographien*, Zürich 2005, 241–265.
- , »Spur und Symptom. Zur Erforschung der Handschrift in der Psychiatrie um 1900«, in: Barbara Wittmann (Hrsg.), *Spuren erzeugen. Zeichnen und Schreiben als Verfahren der Selbstaufzeichnung*, Zürich 2009, 21–38.
- Schmidgen, Henning, »Zur Genealogie der Reaktionsversuche in der experimentellen Psychologie«, in: Christoph Meinel (Hrsg.), *Instrument – Experiment. Historische Studien*, Berlin 2000, 168–179.
- , »Münsterberg's Photoplays: Instruments and Models in His Laboratories at Freiburg and Harvard (1891–1893)«, in: *The Virtual Laboratory* (2008), <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/references?id=art71> (Letzter Zugriff: 21. März 2021).
- Schmidt, Gunnar, *Das Gesicht. Eine Mediengeschichte*, München 2003.
- Schmieder, Falko, »Von der Methode der Aufklärung zum Mechanismus des Wahns: Zur Geschichte des Begriffs ›Projektion‹«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 47 (2005), 163–189.
- Schmölders, Claudia, »Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen ›Ganzen‹ im 18. Jahrhundert«, in: Hans-Jürgen Schings (Hrsg.), *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 1994, 242–259.
- , *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik. Zweite, durchgesehene Auflage*, Berlin 1997.
- Schneider, Birgit, *Textiles Prozessieren. Eine Mediengeschichte der Lochkartenweberei*, Zürich/Berlin 2007.
- Schöner, Erich/Herrlinger, Robert, »Das Viererschema in der antiken Humoralpathologie«, in: *Sudhoffs Archiv Beiheft* 4 (1964) 15–21.
- Schönpflug, Wolfgang, »Johann Baptist Rieffert. Gelehrter. Im Nationalsozialismus Erfolgsman. Selbst ein Opfer?«, in: Theo Herrmann/Włodek Zeidler (Hrsg.), *Psychologen in autoritären Systemen*, Bern/Brüssel/Frankfurt am Main/New York/Oxford 2012, 65–93.
- Schorr, Angela, *Die Verhaltenstherapie. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Weinheim/Basel 1984.
- Schott, Heinz/Tölle, Rainer, *Geschichte der Psychiatrie: Krankheitslehren, Irrwege, Behandlungsformen*, München 2006.
- Schrage, Dominik, *Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918–1932*, München 2001.
- Schulte, Hans, »Experimentelle Prüfung der Rutz-Sieversschen Typenlehre«, in: *Archiv für die Gesamte Psychologie* 70 (1929), 119–208.
- Schulte, Robert Werner, »Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften«, in: *Psychologie und Medizin* 1 (1925), 62–94.
- Schulz, Hans (Hrsg.) et al.: *Deutsches Fremdwörterbuch, Band 3, 2. Auflage*, Berlin/New York 1997, http://www.owid.de/artikel/405794?hi=Charakter#a_N10055 (Letzter Zugriff: 21. März 2021).

- Schulze, Lars/Dziobek, Isabel/Vater, Aline/Heekeren, Hauke R./Bajbouj, Malek/Renneberg, Babette/Heuser, Isabella/Roepke, Stefan, »Gray Matter Abnormalities in Patients with Narcissistic Personality Disorder«, in: *Journal of Psychiatric Research* 47 (2013), 1363–1369.
- Schulze, Lars/Roepke, Stefan, »Structural and Functional Brain Imaging in Borderline, Antisocial, and Narcissistic Personality Disorder«, in: Christoph Mulert/Martha E. Shenton (Hrsg.), *MRI in Psychiatry*, Berlin/Heidelberg 2014, 313–340.
- Schwartz, Luis A., »Social-Situation Pictures in the Psychiatric Interview«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 2 (1932), 124–133.
- Searls, Damion, *The Inkblots. Hermann Rorschach, his Iconic Test, and the Power of Seeing*, New York 2017.
- Sears, Robert R., »Survey of Objective Studies of Psychoanalytic Concepts«, in: *Social Science Research Council Bulletin* 51 (1943).
- Seidel, Christa, »Charakter, I.«, in: Joachim Ritter (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 1*, Basel 1971, 984–991.
- Sell, Annette, »Der Charakter bei Hegel und Kant – eine vergleichende Betrachtung«, in: *Hegel-Jahrbuch* 21 (2015), 161–166.
- Milton J. E. Senn/Lois Barclay Murphy/J. Roswell Gallagher/Lois Meek Stolz/Herbert R. Stolz, »Lawrence K. Frank«, in: *Child Development* 40 (1969), 347–353.
- Seton Sears, Julia, *Grapho-Psychology*, Boston/London 1907.
- Seymour, B. G., »Now! Doctors Examine Your Handwriting«, in: *This Week Magazine, Los Angeles Times*, November 16 (1952), 18, 32–33, 34.
- Shamdasani, Sonu, *Jung and the Making of Modern Psychology: The Dream of Science*, Cambridge 2003, 45–52.
- Sharp, Stella E., »Individual Psychology: A Study in Psychological Method«, in: *The American Journal of Psychology* 10 (1899), 329–391.
- Sheldon, William, »Social Traits and Morphologic Types«, in: *The Personnel Journal* 6 (1927), 47–55.
- , »Ability and Facial Measurements«, in: *The Personnel Journal* 6 (1927), 102–112.
- , »Morphologic Types and Mental Ability«, in: *Journal of Personnel Research* 5 (1927), 447–451.
- , *Early American Cents, 1793–1814. An Exercise in Descriptive Classification with Tables of Rarity and Value*, New York 1949.
- Sheldon, William H./with the Collaboration of Hartl, Emil M./McDermott, Eugene, *Varieties of Delinquent Youth. An Introduction to Constitutional Psychiatry*, New York 1949.
- Sheldon, William H./with the Collaboration of Dupertuis, C. Wesley/McDermott, Eugene, *Atlas of Men. A Guide for Somatotyping the Adult Male at all Ages*, New York 1954.
- Sheldon, William H./with the Collaboration of Stevens, S.S., *The Varieties of Temperament: A Psychology of constitutional Difference*, New York/London 1942.
- Sheldon, William H./with the Collaboration of Stevens, S.S./Tucker, W.B., *The Varieties of Human Physique. An Introduction to Constitutional Psychology*, New York/London 1940.
- Shen, Eugene, »Differences between Chinese and American Reactions to the Bernreuter Personality«, in: *Journal of Social Psychology* 7 (1936), 471–474.
- Shorter, Edward/Healy, David, *Shock Therapy. A History of Electroconvulsive Treatment in Mental Illness*, New Brunswick (New Jersey)/London 2007.

- Shuttleworth, Frank K., »The Expression of Personality; Experimental Depth Psychology. By Werner Wolff. New York: Harper and Brothers, 1943. 334p.«, in: *Mental Hygiene* 4 (1945), 314–316.
- Simón, José Javier, *La biblia de la grafología. El estudio más completo de los rasgos de la escritura y de la firma*, Madrid 2015.
- Simon, Théodore, *Documents relatifs à la corrélation entre le développement physique et la capacité intellectuelle*, Paris 1900.
- Simoneit, Max, »Zur charakterologischen Auswertung von Reaktionsprüfungen«, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 83 (1932), 357–384.
- , *Wehrpsychologie. Ein Abriss ihrer Probleme und praktischen Folgerungen*, Berlin 1933.
- , »Die Willensuntersuchung bei wehrmachtpsychologischen Eignungsuntersuchungen«, in: Oberregierungsrat Dr. Simoneit/Oberregierungsrat Dr. Kreipe/Regierungsrat Dr. Zilian/Oberregierungsrat Dr. Metz (Hrsg.), *Friedrich Mann's Pädagogisches Magazin Heft 1430, Wehrpsychologische Willensuntersuchungen (mit Anhang)*, Langensalza 1937, 5–13.
- Skuban, Tobias, »Probleme des Persönlichkeitsbegriffs im Rahmen der Behandlung von psychiatrischen Krankheitsbildern, insbesondere bei Persönlichkeitsstörungen«, in: Orsolya Friedrich/Michael Zichy (Hrsg.), *Persönlichkeit: Neurowissenschaftliche und neurophilosophische Grundlagen*, Münster 2014, 289–304.
- Slater, Eliot, »The Neurotic Constitution. A Statistical Study of Two Thousand Neurotic Soldiers«, in: *Journal of Neurology and Psychiatry* 6 (1943), 1–16.
- Smith, Alfred J., *Applied Graphology. A Textbook on Character Analysis from Handwriting*, New York/Chicago/Boston/San Francisco/London 1920.
- Smith Conklin, Edmund, *Study of Likes and Dislikes for E-I Interest Ratio*, Eugene (Oregon) 1926.
- Sokal, Michael M., »James McKeen Cattell and the Failure of Anthropometric Mental Testing, 1890–1901«, in: William R. Woodward/Mitchell G. Ash (Hrsg.), *The Problematic Science: Psychology in Nineteenth-Century Thought*, New York 1982, 322–345.
- , »James McKeen Cattell and Mental Anthropometry: Nineteenth-Century Science and Reform and the Origins of Psychological Testing«, in: ders., *Psychological Testing and American Society, 1890–1930*, New Brunswick (New Jersey) 1987, 21–45.
- Sokal, Michael M. (Hrsg.), *Psychological Testing and American Society, 1890–1930*, New Brunswick (New Jersey) 1987.
- Sommer, Robert, *Lehrbuch der psychopathologischen Untersuchungs-Methoden*, Berlin/Wien 1899.
- , »Vorwort«, in: Rudolf Köster, *Die Schrift bei Geisteskrankheiten. Ein Atlas mit 81 Handschriftproben*, Leipzig 1903, V–VIII.
- , *Die Ausstellung von experimental-psychologischen Apparaten und Methoden bei dem Kongreß für experimentelle Psychologie Gießen 18.–21. April 1904*, Leipzig 1904.
- Spearman, Charles, »Proof and Measurement of the Association of Two Things«, in: *American Journal of Psychology* 15 (1904), 72–101.
- , »General Intelligence. Objectively Determined and Measured«, in: *American Journal of Psychology* 15 (1904), 201–292.
- , *The Abilities of Man. Their Nature and Measurement*, London 1927.
- Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David, »Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung«, in: *Traverse* 1 (2012), 85–100.
- Spencer, Douglas, »The Frankness of Subjects on Personality Measures«, in: *Journal of Educational Psychology* 29 (1938), 26–35.

- Spencer, Frank, »Some Notes on the Attempt to Apply Photography to Anthropometry During the Second Half of the Nineteenth Century«, in: Elizabeth Edwards (Hrsg.), *Anthropology and Photography 1860–1920*, New Haven/London 1992, 99–107.
- Spitzer, Robert L./Williams, Janet B. W./Gibbon, Miriam/First, Michael B., *Structured Clinical Interview for DSM-III-R Personality Disorders (SCID – II)*, New York 1989.
- Spranger, Eduard, *Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit*, 6. Auflage, Halle an der Saale 1927.
- Städtke, Klaus, »Form«, in: Karlheinz Barck/Martin Fontius/Dieter Schlenstedt/Burkhardt Steinwachs/Friedrich Wolfzettel (Hrsg.), *Ästhetische Grundbegriffe, Band 2*, Stuttgart/Weimar 2001/2010, 462–494.
- Stadler, Joseph/Perlow, Meir, »Internalization and Externalization«, in: Joseph Sandler (Hrsg.), *Projection, Identification, Projective Identification*, London/New York 1988.
- Stagner, Ross, »Judgments of Voice and Personality«, in: *Journal of Educational Psychology* 27 (1936), 272–277.
- , *Psychology of Personality*, New York 1937.
- , »Wolff, W. The Expression of Personality: Experimental Depth Psychology. New York: Harper, 1943.«, in: *Journal of Social Psychology* 23 (1946), 243–246.
- Stein-Lewis, Thea, »An Introduction to the Graphology of Ludwig Klages«, in: *Personality* 6 (1938), 163–176.
- Stelmack, Robert M./Stalikas, Anastasios, »Galen and Humour Theory of Temperament«, in: *Personality and Individual Differences* 12 (1991), 255–263.
- Stephenson, W., »Tetrad-Differences for Verbal Subtests Relative to Non-Verbal Subtests«, in: *Journal of Educational Psychology* 22 (1931), 334–350.
- Sterling, Christopher H./Kittross, John Michael, *Stay Tuned: A History of American Broadcasting, Third Edition*, Mahwah (New Jersey)/London 2002.
- Stern, L. William, *Über Psychologie der individuellen Differenzen (Ideen zu einer »Differenziellen Psychologie«)*, Leipzig 1900.
- , »Angewandte Psychologie«, in: L. William Stern (Hrsg.), *Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung, Erste Folge*, Leipzig 1903, 4–45.
- , »Mitteilungen II. Die Zeitdauer der Assoziation als diagnostisches Hilfsmittel (Versuche von C. G. Jung)«, in: ders. (Hrsg.), *Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit besonderer Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie und Geschichtsforschung*, Leipzig 1905, 439–440.
- , *Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen*, Leipzig 1911.
- , *Die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung und deren Anwendung an Schulkindern*, Leipzig 1912.
- Stiegler, Bernd, *Montagen des Realen. Photographie als Reflexionsmedium und Kulturtechnik*, München 2009.
- , »Der montierte Mensch«, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 39 (2012), 209–226.
- Stigler, Stephen M., *The History of Statistics. The Measurement of Uncertainty Before 1900*, Cambridge (Massachusetts)/London 1986.
- , »Francis Galton's Account of the Invention of Correlation«, in: *Statistical Science* 4 (1989), 73–86.
- , *Statistics on the Table. The History of Statistical Concepts and Methods*, Cambridge (Massachusetts), London/England 1999.

- Stöber, Rudolf, *Mediengeschichte. Die Evolution »neuer« Medien von Gutenberg bis Gates. Eine Einführung. Band 2: Film – Rundfunk – Multimedia*, Wiesbaden 2003, 9–71.
- Stolzenberg, Jürgen, »Subjekt«, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 10*, Basel 1998, Sp. 373–399.
- Stout, Arthur, *Statistics in American Psychology: The Social Construction of Experimental and Correlational Psychology, 1900–1930*, Dissertation, University of Edinburgh, Edinburgh 1987.
- Stranksy, Erwin, *Über Sprachverwirrtheit. Beiträge zur Kenntnis derselben bei Geisteskranken und bei Geistesgesunden*, Halle 1905.
- Straub, Jürgen, »Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des Homo narrator«, in: Alexandra Strohmaier (Hrsg.), *Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften*, Bielefeld 2013, 75–144.
- Strehle, Hermann, »Analyse des Gebarens (Körperbewegung und -haltung)«, in: *Industrielle Psychotechnik* 11 (1934), 89–90.
- , *Analyse des Gebarens. Erforschung des Ausdrucks der Körperbewegung*, Berlin 1935.
- , »Die Ausdrucksdeutung als Mittel der praktischen Menschenkenntnis«, in: *Industrielle Psychotechnik* 12 (1935), 360–366.
- Strong, E. K., *Strong Vocational Interest Blank*, Palo Alto (California) 1927.
- Sturm, Thomas/Ash, Mitchell G., »Roles of Instruments in Psychological Research«, in: *History of Psychology* 8 (2005), 3–34.
- Sturma, Dieter, *Philosophie der Person. Die Selbstverhältnisse von Subjektivität und Moralität*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1997.
- Sundberg, Norman D., »The Practice of Psychological Testing in Clinical Services in the United States«, in: *American Psychologist* 16 (1961), 79–83.
- Super, Donald E., »The Bernreuter Personality Inventory: A Review of Research«, in: *Psychological Bulletin* 39 (1942), 94–125.
- Susman, Warren I., »Personality and the Making of Twentieth-Century Culture«, in: J. Higham/P. Conkin (Hrsg.), *New Directions in American Intellectual History*, Baltimore 1979, 212–226.
- Sutherland, Edwin H., »Critique of Sheldon's Varieties of Delinquent Youth«, in: *American Sociological Review* 16 (1951), 10–13.
- Swenson, Wendell M./Lindgren, Eugene, »The Use of Psychological Tests in Industry«, in: *Personnel Psychology* 5 (1952), 19–23.
- Sykes, Gerald, »Varieties of Delinquent Youth. By William H. Sheldon; with the Collaboration of Emil M. Hartl and Eugene McDermott. Harper and Brothers.«, in: *The Nation* 171 (1950), 318.
- Symonds, Percival M., »The Expression of Personality. By Werner Wolff. New York: Harper and Brothers, 1943.«, in: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 8 (1944), 125.
- Tagliaventini, Alessia, »Photography at MoMa: Four Landmark Exhibitions«, in: Alessandra Mauro (Hrsg.), *Photo Show. Landmark Exhibitions that Defined the History of Photography*, London 2014, 149–200.
- Taylor, Charles, *Sources of the Self. The Making of the Modern Identity*, Cambridge (Massachusetts) 1989.
- Taylor, H. C., »Social Agreements on Personality Traits as Judged from Speech«, in: *Journal of Social Psychology* 5 (1934), 244–248.

- Terman, Lewis M., »The Binet-Simon Scale for Measuring Intelligence: Impressions Gained by its Application«, in: *Psychological Clinic* 5 (1911), 199–206.
- , »A Report of the Buffalo Conference on the Binet-Simon Tests of Intelligence«, in: *The Pedagogical Seminary* 20 (1913), 549–554.
- , *The Measurement of Intelligence. An Explanation of and a complete Guide for the Use of the Stanford Revision and Extension of the Binet-Simon Intelligence Scale*, Boston/New York 1916.
- Theophrast, *Charaktere*, Griechisch und deutsch, übersetzt und herausgegeben von Dietrich Klose, Stuttgart 1996.
- The Psychological Corporation, *The Minnesota Multiphasic Personality Inventory*, New York 1943.
- Thompson, Charles E., »A Revision of the Murray TAT for Use With a Minority Group«, in: *American Psychologist* 3 (1948), 283.
- , *Manual for Thematic Apperception Test. Thompson Modification*, Cambridge (Massachusetts) 1949.
- Thomson, Godfrey H., »A Hierarchy without a General Factor«, in: *British Journal of Psychology* 8 (1916), 271–281.
- , »On the Cause of Hierarchical Order Among the Correlation Coefficients of a Number of Variates Taken in Pairs«, in: *Proceedings of the Royal Society of London. Series A* 95 (1919), 400–408.
- , »The Proof or Disproof of the Existence of General Ability«, in: *British Journal of Psychology* 9 (1919), 321–336.
- , »The General Factor Fallacy in Psychology«, in: *Journal of Psychology* 10 (1920), 319–326.
- Thorndike, Edward L., »The Measurement of Traits«, in: ders., *Educational Psychology*, New York 1903, 3–12.
- , »The Reliability of Measures«, in: ders., *An Introduction to the Theory of Mental and Social Measurements*, New York 1904, 136–146.
- Thornton, David Johnson, *Brain Culture. Neuroscience and Popular Media*, New Brunswick (New Jersey) 2011.
- Thumb, Norbert, *Wahrnehmung und Ausdruck im Lichte des Zuordnungsexperimentes von Körperbau und Stimme*, Dissertation, Universität Wien, Wien 1934.
- Thurstone, Louis L., »Multiple Factor Analysis«, in: *Psychological Review* 38 (1931) 406–427.
- , *The Vectors of Mind. Multiple-Factor Analysis for the Isolation of Primary Traits*, Chicago (Illinois) 1935.
- , »The Factorial Isolation of Primary Abilities«, in: *Psychometrika* 1 (1936), 175–182.
- , *Primary Mental Abilities. Psychometric Monographs* 1, Chicago 1938.
- , *Multiple-Factor Analysis*, Chicago 1947.
- , *Thurstone Temperament Schedule*, Chicago 1949.
- , »L. L. Thurstone«, in: Gardner Lindzey (Hrsg.), *A History of Psychology in Autobiography, Volume 6*, Englewood Cliffs (New Jersey) 1952, 294–321.
- Thurstone, Louis L./Thurstone, Thelma G., *Personality Schedule*, Chicago 1929.
- , »A Neurotic Inventory«, in: *The Journal of Social Psychology* 1 (1930), 3–30.
- Timmermann, Carsten, »Constitutional Medicine, Neoromanticism, and the Politics of Anti-Mechanism in Interwar Germany«, in: *Bulletin of the History of Medicine* 75 (2001), 717–739.

- Tracy, Sarah W., »An Evolving Science of Man: The Transformation and Demise of American Constitutional Medicine, 1920–1950«, in: Christopher Lawrence/George Weisz (Hrsg.), *Greater than the Parts. Holism in Biomedicine, 1920–1950*, New York/Oxford 1998, 161–188.
- Treves, Zaccaria/Safiotti, F. Umberto, *La »Scala Metrica dell’Intelligenza« di Binet e Simon*, Milano 1911.
- Triplet, Rodney G., *Henry A Murray and the Harvard Psychological Clinic, 1926–1938: A Struggle to Expand the Disciplinary Boundaries of Academic Psychology, Doctoral Dissertations 1407*, University of New Hampshire, Durham 1983, <https://scholars.unh.edu/dissertation/1407> (Letzter Zugriff: 22. März 2021).
- , »Henry A. Murray. The Making of a Psychologist?«, in: *American Psychologist* 47 (1992), 299–307.
- Tucker, William H., *The Cattell Controversy. Race, Science, and Ideology*, Urbana-Champaign (Illinois) 2009.
- Tucker, William B./Lessa, William A., »Man: A Constitutional Investigation«, in: *Quarterly Review of Biology* 15 (1940), 265–289, 411–455.
- Tursky, Helmut, *Zur Phänomenologie des Zuordnungsaktes zwischen Stimme und Bild des Sprechers*, Dissertation, Universität Wien, Wien 1932.
- Twine, Richard, »Physiognomy, Phrenology and the Temporality of the Body«, in: *Body and Society* 8 (2002), 67–88.
- Uhrbrock, Richard S., »June Etta Downey, July 13, 1875–October 11, 1932«, in: *Journal of General Psychology* 9 (1933), 351–364.
- Uttal, William R., *The New Phrenology. The Limits of Localizing Cognitive Processes in the Brain*, Cambridge (Massachusetts) 2001.
- Valentine, Elizabeth R., »The Founding of the Psychological Laboratory, University College London: »Dear Galton ... Yours Truly, J Sully.««, in: *History of Psychology* 2 (1999), 204–218.
- Vernon, Philipp E., »The Evaluation of the Matching Method«, in: *Journal of Educational Psychology* 27 (1936), 1–17.
- , »The Matching Method Applied to Investigations of Personality«, in: *Psychological Bulletin* 33 (1936), 149–177.
- Vertinsky, Patricia, »Embodying Normalcy: Anthropometry and the Long Arm of William Sheldon’s Somatotyping Project«, in: *Journal of Sport History* 29 (2002), 95–133.
- , »Physique as Destiny: William H. Sheldon, Barbara Honeyman Heath and the Struggle for Hegemony in the Science of Somatotyping«, in: *CBMH/BCHM* 24 (2007), 291–316.
- Verweyen, J. M., »Die Bedeutung des Biskyschen Apparates«, in: *Zeitschrift für Menschenkunde* 1 (1925/1926), 45–49.
- Victor, Frank, »Wolff, W. Diagrams of the Unconscious. New York: Grune & Stratton, 1948.«, in: *Journal of Social Psychology* 30 (1949), 315–324.
- Vidal, Fernando, »Brainhood, Anthropological Figure of Modernity«, in: *History of the Human Sciences* 22 (2009), 5–36.
- , *The Sciences of the Soul. The Early Modern Origins of Psychology*, Chicago 2011.
- Vidal, Fernando/Ortega, Francisco, »Are there Neural Correlates of Depression?«, in: Suparna Choudhury/Jan Slaby (Hrsg.), *Critical Neuroscience: A Handbook of the Social and Cultural Contexts of Neuroscience*, Chichester (West Sussex) 2012, 345–366.
- Vincent, Douglas F., »The Origin and Development of Factor Analysis«, in: *Journal of the Royal Statistical Society. Series C (Applied Statistics)* 2 (1953), 107–117.

- B. Visscher, Maurice, »John Charnley McKinley – 1891–1950«, in: *The Journal – Lancet* 70 (1950), 250–251.
- Vogl-Bienek, Ludwig Maria, »Projektionskunst«. Paradigma der visuellen Massenmedien des 19. Jahrhunderts«, in: Joachim-Felix Leonhard/Hans-Werner Ludwig/Dietrich Schwarze/Erich Straßner (Hrsg.), *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*, Berlin/New York 2001, 1043–1058.
- Volkenborn, O., »Die Sprechweise im Rahmen einer Persönlichkeitsanalyse«, in: *Soldatentum* 3 (1936), 187–189.
- Wagner, Monika, »Die *tabula rasa* als Denk-Bild. Zur Vorgeschichte bildloser Bilder«, in: Barbara Naumann/Edgar Pankow (Hrsg.), *Bilder-Denken. Bildlichkeit und Argumentation*, München 2004, 67–86.
- Wagoner, Lovisa C./Downey, June E., »Speech and Will-Temperament«, in: *Journal of Applied Psychology* 6 (1922), 291–297.
- , »Speech as an Indication of Temperamental Traits«, in: *Quarterly Journal of Speech* 3 (1925), 237–242.
- Wald, Berthold, »Aristoteles, Boethius und der Begriff der Person im Mittelalter«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 39 (1996), 161–179.
- Waldenfels, Bernhard, »Stimme am Leitfaden des Leibes«, in: Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz (Hrsg.), *Medien/Stimmen*, Köln 2003, 19–35.
- Waldvogel, Bruno, *Psychoanalyse und Gestaltpsychologie. Historische und theoretische Berührungspunkte*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1992.
- Walker, Helen M., *Studies in the History of Statistical Method*, Baltimore 1929.
- Walter, Fr. W., »Über die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften (»Diagnoskopie«) nach Bißky«, in: *Jahrbuch der Charakterologie* 4 (1927), 299–324.
- Ward, Lynd Kendall, *Madman's Drum. A Novel in Woodcuts*, London 1930.
- Watson, Goodwin B., »A Supplementary Review of Measures of Personality«, in: *Journal of Educational Psychology* 18 (1927), 73–87.
- , »Psychology in Germany and Austria«, in: *Psychological Bulletin* 31 (1934), 755–776.
- Watson, John B., *Psychology from the Standpoint of a Behaviorist*, Philadelphia/London 1919.
- Weber, Klaus, *Vom Aufbau des Herrenmenschen. Philipp Lersch. Eine Karriere als Militärpsychologe und Charakterologe*, Pfaffenweiler 1993.
- Wechsler, David A., *The Measurement and Appraisal of Adult Intelligence, 4th Edition*, Baltimore 1958.
- Weihe, Richard, *Die Paradoxie der Maske. Geschichte einer Form*, München 2004.
- Wertheimer, M., »Gestaltpsychologische Forschung«, in: Emil Saupé (Hrsg.), *Einführung in die neuere Psychologie*, Osterwieck am Harz 1927, 47–53.
- Weyand, Björn, »Abschied vom letzten Reservat des Individualismus. Der ärztliche Blick der Moderne in Ernst Kretschmers *Körperbau und Charakter* (1921)«, in: Moritz Baßler/Arne Klawitter (Hrsg.), *Der Mensch ist nicht gegeben. Zur Darstellung des Subjekts in der Moderne*, Rostock 2005, 145–163.
- Whipple, Guy M., *Manual of Mental and Physical Tests*, Baltimore 1910.
- , »Die Probleme der Graphologie, Entwurf einer Psychodiagnostik. By Dr. Ludwig Klages. Leipzig: Johann Barth, 1910.«, in: *Journal of the American Institute of Criminal Law and Criminology* 2 (1911), 468–470.
- Whyte, William H., *The Organization Man*, New York 1956.

- Widiger, Thomas A., »Future Directions of Personality Disorder«, in: ders., *The Oxford Handbook of Personality Disorders*, Oxford/New York 2012, <http://dx.doi.org/10.1093/oxfordhb/9780199735013.013.0038> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).
- Wilder, Kelley, *Photography and Science*, London 2009.
- Wile, »The Varieties of Temperament: A Psychology of Constitutional Differences. W. H. Sheldon, Ph.D., M.D., with Collaboration of S. S. Stevens, Ph.D. New York: Harper & Brothers. 1942.«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 12 (1942), 739–741.
- Willoughby, Raymond R., *Emotional Maturity Scale*, Palo Alto (California) 1931.
- Winston, Andrew S., »Robert S. Woodworth and the Creation of an Eclectic Psychology«, in: Donald A. Dewsbury/Ludy T. Benjamin, Jr./Max Wertheimer (Hrsg.), *Portraits of Pioneers in Psychology*, New York 2014, 51–68.
- Wissler, Clark, »The Correlation of Mental and Physical Tests«, in: *Psychological Review Monograph Supplements* 3 (1901), 1–63.
- Witmer, Lightner, »Clinical Psychology«, in: *Psychological Clinic* 1 (1907) 1–9.
- Wittman, Phyllis/Sheldon, William H./Katz, Charles J., »A Study of the Relationship Between Constitutional Variations and Fundamental Psychotic Behaviour Reactions«, in: *The Journal of Mental and Nervous Disease* 108 (1948), 470–476.
- Wolf, Theta H., »The Emergence of Binet's Conception and Measurement of Intelligence: A Case History of the Creative Process«, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 5 (1969), 113–134.
- , *Alfred Binet*, Chicago/London 1973.
- Wolff, Werner, »Der archaische Sprachorganismus«, in: *Zeitschrift für Psychologie* 110 (1929), 113–136.
- , »Die Psychologie in der Psychiatrie. Gestaltliche Faktoren in der Psychiatrie«, in: *Zeitschrift für Neurologie und Psychiatrie* 118 (1929), 733–751.
- , »Bemerkungen über die psychische Struktur des Kindes«, in: *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 30 (1929), 170–180.
- , »Gestaltidentität in der Charakterologie«, in: *Psychologie und Medizin* 4 (1929), 32–44.
- , »Über Faktoren der charakterologischen Urteilsbildung. Vorarbeiten zu einer experimentellen Charakterologie«, in: *Zeitschrift für angewandte Psychologie* 35 (1930), 385–446.
- , »Experimentelle Persönlichkeitsdiagnostik 1. Teil. Test und Fähigkeit. Abhängigkeit von dynamischen Faktoren, dargestellt am Gedächtnis«, in: *Zentralblatt für Psychotherapie* 4 (1931), 600–622.
- , »Experimentelle Persönlichkeitsdiagnostik (Fortsetzung)«, in: *Zentralblatt für Psychotherapie* 4 (1931), 659–685.
- , »Selbstbeurteilung und Fremdbeurteilung im wissentlichen und unwissentlichen Versuch«, in: *Psychologische Forschung* 16 (1932), 251–328.
- , »The Experimental Study of Forms of Expression«, in: *Character and Personality* 2 (1933), 168–177.
- , »Ein Forschungsbericht. Grundlegung einer experimentellen Tiefenpsychologie«, in: *Imago* 20 (1934), 104–122.
- , »Involuntary Self-Expression in Gait and Other Movements: An Experimental Study«, in: *Character and Personality* 3 (1935), 327–344.
- , *The Expression of Personality. Experimental Depth Psychology*, New York/London 1943.
- , *Unity of Personality*, 16-mm-Film, University Park (Pennsylvania) 1946.

- , *What is Psychology?*, New York 1947.
- , *Diagrams of the Unconscious. Handwriting and Personality in Measurement, Experiment and Analysis*, New York 1948.
- , *Island of Death. A New Key to Easter Island's Culture through an Ethno-Psychological Study*, New York 1948.
- , *Threshold of the Abnormal. A Basic Survey of Psychopathology*, New York 1950.
- Wolfe, Thomas, *Look Homeward, Angel: A Story of the Buried Life*, New York 1929.
- Wolf-Pommrich, Hedda, *Sekretärinnen-Handbuch. Handbuch für Sekretariatstechnik*, Wiesbaden 1958.
- Playsted Wood, James, *Magazines in the United States. Their Social and Economic Influence*, New York 1949.
- Woodworth, Robert S., *Personal Data Sheet*, Chicago 1920.
- , »Robert S. Woodworth«, in: Carl Murchison (Hrsg.), *History of Psychology in Autobiography, Volume 2*, Worcester (Massachusetts) 1932, 374–375.
- Woodworth, Robert S./Wells, Frederic Lyman, »Association Tests«, in: *The Psychological Monographs* 13.5 (1911).
- World Health Organization (Hrsg.), *Manual of the International Statistical Classification of Diseases, Injuries and Causes of Death (Based on the Recommendations of the Sixth Revision Conference)*, Genf 1948.
- , *The ICD-10 Classification of Mental and Behavioural Disorders. Clinical Descriptions and Diagnostic Guidelines*, o.O., 156, <http://www.who.int/classifications/icd/en/bluebook.pdf> (Letzter Zugriff: 29. März 2021).
- , *ICD-11 Beta Draft (Mortality and Morbidity Statistics)*, <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http://id.who.int/icd/entity/37291724> (Letzter Zugriff: 21. Februar 2021).
- Wright, Elizabeth G., »The National Council on Religion in Higher Education«, in: *The Christian Scholar* 37 (1954), 169–171.
- Wrigley, Charles, »Electronic Computers and Psychological Research«, in: *American Psychologist* 12 (1957), 501–508.
- Wrigley, Charles/Neuhaus, Jack O., »A Re-Factorization of the Burt-Pearson Matrix with the Ordvac Electronic Computer«, in: *British Journal of Statistical Psychology* 5 (1952), 105–108.
- , »The Use of an Electronic Computer in Principal Axes Factor Analysis«, in: *Journal of Educational Psychology* 46 (1955), 31–41.
- Wübber, Yvonne, *Verrückte Sprache. Psychiater und Dichter in der Anstalt des 19. Jahrhunderts*, Konstanz 2012.
- Wundt, Wilhelm, *Grundzüge der physiologischen Psychologie, 2. Band, zweite Auflage*, Leipzig 1880.
- Yerkes, Robert M., *A Point Scale for Measuring Mental Ability*, Baltimore 1915.
- , *Army Mental Tests*, New York 1920.
- Yosifon, David/Stearns, Peter N., »The Rise and Fall of American Posture«, in: *American Historical Review* 103 (1998), 1057–1095.
- Young, Jacy L., *When Psychologists were Naturalists: Questionnaires and Collecting Practices in Early American Psychology, 1880–1932*, Dissertation, York University, Toronto (Ontario) 2014.
- Zickar, Michael J., »Using Personality Inventories to Identify Thugs and Agitators: Applied Psychology's Contribution to the War Against Labor«, in: *Journal of Vocational Behavior* 59 (2001), 149–164.

Zurlo, Gina A., »The Social Gospel, Ecumenical Movement, and Christian Sociology: The Institute of Social and Religious Research«, in: *American Sociologist* 46 (2015), 177–193.

Personen- und Sachregister

- Adjustment Inventory 308, 316
Allport, Gordon W. 52–55, 67, 69–72, 77, 88, 95, 123–126, 128, 143–144, 302, 315, 376, 412
American Psychological Association 52, 91, 213, 293, 299, 356, 375
Anastasi, Anne 348
Anthropometrisches Labor 280–281
Apperzeption 168, 240
Aquarell 249
Aristoteles 25
Army Alpha-Test 293–294
Army Beta-Test 293
Arnheim, Rudolf 40–45, 47, 64–65, 151–152
Assoziationsexperiment 228–229, 231–232
Atlas 205–210, 238, 271
Ausdruck 6, 33–89, 93–95, 100–102, 103–104, 106–108, 110, 120, 122–125, 128–144, 146–147, 149–150, 152–153, 157–164, 166, 168, 170–173, 177–179, 214–217, 223, 239, 245, 254, 263, 317, 319, 326, 424–425
Aveling, Francis 371

Bachelard, Gaston 11
Baldwin, James Mark 284
Balken, Eva Ruth 267–268
Beall, Cecil Calvert 249–250
Bell, Hugh M. 308
Berliner Illustrierte 1
Bernfeld, Siegfried 51
Bernreuter, Robert G. 302–305, 308, 315
Bildgebende Verfahren 7–8, 408–409, 411–412, 414, 418, 420–421
Binet, Alfred 65, 117, 236, 286–289, 290–291
Binet-Simon-Test 288–292
Bišky, Zachar 1–3
Blackford, Katherine M. H. 174–176

Bleuler, Eugen 230, 232–233
Blochman, Lawrence G. 249
Boas, Franz 299
Böcklin, Arnold 247–248
Body Sway Test 367–368, 393
Boethius 22
Bonaventura, Maria 137–138
Boring, Edwin G. 226, 295
Boundary Object 13, 422
Brandon, O. Henry 83–84
Brittain, Horace L. 238–239
Büchner, Georg 16
Bühler, Karl 131, 134–136, 139–141, 143, 157
Burchfield, Charles Ephraim 249
Burt, Cyril 332, 336, 340–341, 346–348, 351, 372
Busse, Hans Heinrich 97, 111

Cantril, Hadley 126, 143–144
Capa, Cornell 262
Carey, N. 340
Cattell, James McKeen 279–280, 282–285
Cattell, Raymond B. 8, 323, 330, 371–407, 425
Centroid-Methode 343–344, 348, 391, 394
Charakterologie 48–50, 52–53, 111–112, 131–132, 157–158, 164, 179
Charcot, Jean-Martin 30–31
Children's Apperception Test 265
Christie, Agatha 249
Cleeton, Glen U. 178
Clinical Psychology 268, 356, 358
Collier's 244, 249–251
Comic 212, 239, 247, 262, 265
Computertomographie 411
Coughlan, Robert 212
Crépieux-Jamin, Jules 97, 117
Crick, Francis 410–411
Criterion Analysis 366–367, 385

- Danziger, Kurt 10
 Daumier, Honoré 244
 Dearborn, George 236–237
 Deceitful self 322
 Dewey, Thomas E. 379
 Diagnostik 1–3
 Diagnostic and Statistical Manual of
 Mental Disorders 324, 415, 416
 Diagramm 77, 83, 105, 186, 207–208, 210,
 306, 310, 320, 326, 383, 385–386, 421,
 423
 Diehl, August 106
 Differentielle Psychologie 154–155
 Diffusions-Tensor-Bildgebung 407
 Downey, June E. 95, 116, 118–120, 122–
 123, 125, 142
 Downey-Will Temperament Test 120–
 122, 142
 Dunlap, Knight 176–178

 Elektrizität 1, 8, 38, 56, 129, 147–148, 150,
 155, 161, 335, 370, 396
 Emotional Maturity Scale 308
 Empedokles 27
 Epistemisches Objekt 4–5, 8, 10, 153, 405,
 424
 Epistemisches Ding 9–10
 Erlenmeyer, Albrecht 99
 Estabrooks, George 414
 Eugenik 290, 374–375
 Experimentalpsychologie 65, 70, 89, 104,
 118, 226, 236, 330, 382
 Experimentalsystem 8–10, 66, 68, 105,
 119, 140, 143, 145–147, 149, 152, 216,
 311, 375, 395, 403, 411, 414, 418, 420,
 424
 Experimentelle Tiefenpsychologie 53, 70,
 87
 Externale Skalenkonstruktion 316–317,
 323, 325
 Extraversion 82, 151, 208, 304, 314, 337,
 354–356, 369–370, 407–409, 411
 Eysenck, Eduard 331
 Eysenck, Hans Jürgen 8, 315–316, 326,
 330–337, 341, 349–371, 374, 382, 385,
 387, 393, 401, 404–405, 425

 Fährmann, Rudolf 133–134, 141
 Faktorenanalyse 336–351, 354, 362, 366,
 377, 379, 382–383, 390, 394, 401, 404
 Farrand, Livingston 283
 Fay, Paul J. 144–148, 151
 Fenichel, Otto 50
 Ferenczi, Sándor 259
 Flanagan, John Clemans 349–350
 Fotografie 34–35, 38–40, 42, 45, 57–58,
 60–61, 63, 66, 73, 111, 137, 139–140,
 150, 164, 166, 170, 177, 179, 183–184,
 186–190, 194–195, 197, 205–206, 208,
 210–211, 215, 222, 242–243, 245–246,
 251, 262, 266, 281, 414, 419, 423
 Fragebogen 8, 12, 35, 136, 139, 145, 277,
 281, 298–299, 302, 308–310, 312–313,
 315, 326–327, 351, 353, 355, 364, 381,
 387, 390, 392–395, 399–401, 404–405,
 412, 416, 423
 Frank, Lawrence K. 219–220, 256
 Freud, Sigmund 257–260, 359, 375, 415
 Freytag, Gustav 42
 Fromm, Erich 50
 Furneaux, Desmond 368

 Garbo, Greta 164
 Galton, Francis 185, 228–229, 280–283,
 285, 297–298, 332, 338, 374
 Gang 35, 57, 60, 153
 Ganzheit 10, 31, 36, 45, 48, 54, 62, 65, 73,
 85, 87–88, 157, 160, 166, 184, 200, 215–
 216, 269, 284, 297, 424
 Gellius, Aulus 21
 Gesicht 93, 128, 152–153, 159–160, 162–
 164, 166, 172–173, 176–180, 184, 186,
 188–189, 192, 206, 244–245, 252
 Gestaltpsychologie 6, 36–37, 40–41, 45,
 50–51, 53, 55, 63, 65, 87
 Goddard, Henry H. 290–291
 Goldscheider, Alfred 104, 105
 Gombrich, Ernst 190
 Goodenough, Florence L. 68–70
 Goro, Fritz W. 33
 Grainger, Harold G. 245–246
 Gromyko, Andrei Andreevich 83
 Groß, Adolf 105–106
 Gundlach, Horst 11–12

- Hagen, Hugo von 113–114
 Handschrift 34–35, 42–43, 56, 72–74, 76, 79–80, 84, 86, 89, 94–128, 142, 180, 245, 266
 Hardt, Ernst 151
 Harris, Thomas 262
 Hartshorne, Hugh 314–315, 319
 Hathaway, Starke R. 272, 275–277, 308, 316–321, 323–324, 400
 Hattingberg, Hans von 112
 Heath Rail Walking Test 369
 Heerespsychologie 133, 153, 158
 Hemsath, Mary 307
 Hendrickson, Gordon 113
 Henri, Victor 236, 287
 Hens, Szymon 233–234
 Herzog, Herta 136
 Himmelweit, Hilde 333
 Hippokrates 27, 199
 Historische Epistemologie 4–5
 Historische Wissenschaftsforschung 5, 9
 Hollerith-Tabelliermaschine 405
 Hollingworth, Harry L. 177–178
 Hooton, Ernest 213
 Hull, Clark L. 117–119, 367
 Humm, Doncaster G. 305–308, 310
 Huxley, Aldous 212
 Hysterie 102, 107–109, 170, 271, 278, 300, 306, 333, 337, 354, 369, 392–393
- Ideengeschichte 5, 16–32, 93, 96, 295
 Identität 10, 16–21, 23, 50, 59–60, 67, 71, 73, 79, 96, 131, 187, 255, 401, 411
 ILLIAC 396–399, 405
 Individualität 5, 17, 20, 22, 24, 32, 98, 105, 154, 206, 216, 220, 360, 404, 420, 422
 Imagination 152, 236, 238–241, 249, 253, 264, 291, 393
 International Classification of Diseases (ICD) 415–417
 Interview 8, 12, 83, 203, 239, 299, 318, 416–418
 Introversion 23, 81, 148, 300, 302, 304, 337, 352–355, 361, 370
 Investigative Practices 11, 8
 Item Sheet 334
- Jannings, Emil 164
 Jastrow, Joseph 284
 John, Augustus Edwin 242
 Juhász, Andor 157
 Jung, Carl Gustav 192, 225, 227–228, 230–232, 240–241, 257, 259, 359
- Kampmann, Nils 112
 Kant, Immanuel 26, 28
 Katz, Charles 204
 Keaton, Buster 164
 Keilhacker, Martin 133, 141
 Kimura, Hisao E. 246
 Kinematographie 111, 159, 161, 170–171, 173, 215, 261, 423
 Kirkpatrick, Edwin 237–238
 Klages, Ludwig 97–98, 107–111, 116, 118
 Klein, Melanie 259
 Knight, F. B. 178
 Knorr-Cetina, Karin 9–10
 Köhler, Wolfgang 37
 Komplex 231
 Konstitutionspsychologie 182, 191, 205, 208–210, 212–213, 361
 Korrelationskoeffizient 282, 309, 338, 342, 377–378, 392
 Korrelationsmatrix 341–344, 378
 Köster, Rudolf 102–103
 Kraepelin, Emil 101, 104–107, 129–130, 229, 414–415
 Kretschmer, Ernst 42, 112, 132, 145, 181–193, 209, 361–362
 Kreuzsch, Max von 111
 Kroll, Leon 247
 Krueger, Felix 130
- La Bruyère, Jean de 26
 Ladies Home Journal 213
 Laird, Donald 300, 302
 Laterna magica 260–261
 Lavater, Johann Caspar 45–47, 62, 96
 Leg Persistence Test 369
 Lersch, Philipp 160–166, 168, 170, 172
 Levy, David M. 236
 Lewin, Kurt 37, 171, 228
 Lewis, Aubrey 330–334, 356
 Libby, Walter 239

- Life Magazine 35, 72, 76, 262
 Lindström, Carl 56
 Lippman, Walter 179
 Lochkarte 335, 395
 Lombroso, Cesare 99–102, 111
 Lucas, DeWitt B. 113, 125–127
 Ludwig, Emil 1

 MacFarlane, Jean W. 267
 Magnetresonanztomographie 407, 411
 Make A Picture Story-Test 265–266
 Manual 32, 186, 222–223, 235–237, 241–243, 245–247, 253–256, 266, 277, 304, 311–312, 319–320, 324, 326, 400, 415–416
 Manual Dexterity 368
 Marquis, Donald G. 356–357
 Maske 16, 21–23, 141, 162
 Masereel, Frans 247
 May, Mark A. 314–315
 McDougall, William 228, 351
 McKinley, John Charnley 275–325
 Medical Questionnaire 354–355
 Meehl, Paul 317–318
 Meisel, Ulric 243
 Meltzer, H. 86
 Mental Hygiene Test 300
 Mental Test 279
 Menuhin, Yehudi 243
 Meyer, Georg 97, 106
 Meyers, Harry Morse 249
 Michon, Jean Hippolyte 96–97
 Middleton, Warren C. 144–148, 151
 Minnesota Multiphasic Personality Inventory 274–279, 296, 316–327
 Mira, Emilio 52
 Montage 139–140, 172–173, 206
 Montgomery, Robert B. 117–119
 Morgan, Christiana D. 223, 225–226, 240–243, 245
 Morgenthaler, Walter 235
 Moses, Paul 132, 141
 Münsterberg, Hugo 155, 173–174, 332
 Murphy, Gardner 53
 Murray, Henry A. 7, 221, 223–228, 240–256

 Naccarati, Sante 191
 Narration 24, 102, 155, 245, 253–255, 291, 362
 NEO Personality Inventory 407, 418
 Neuhaus, Jack O. 396–397
 New York Times 72, 76, 113, 151, 379–380
 Neurose 51, 142, 201, 224, 231, 258, 332, 334, 354–355, 361, 415
 Neurotizismus 314, 363, 393, 408, 411

 Oberholzer, Emil 236
 Objective-Analytic Test Battery 400–403
 Objektivität 5, 65, 104, 159, 209–210, 305, 313, 322, 350, 389, 395, 405
 Objektive Verhaltenstests 365–367, 369–370, 401, 404–405
 O'Connor, Liam 212
 Odbert, Henry S. 376
 ORDVAC 396

 Paper Technology 312, 326, 423
 Papier-und-Bleistift-Test 7, 12, 325, 399, 405, 416, 418, 423
 Pappkarte 117, 197, 222, 263, 272, 274, 318, 325, 335, 343
 Paranoia 100, 181, 257–259, 278, 391
 Parlograph 38, 40, 66
 Pascal, Gerald P. 86–87
 Patientenakte 203–204
 Pear, Tom Heatherley 135, 143
 Pearson, Karl 282, 338
 Personal Data Sheet 300–301, 310
 Personality Sphere 376, 378, 387, 393, 395
 Persönlichkeitsstörung 8, 413–418, 421
 Petrie, Senath 333
 Phonographie 129–130, 140, 145, 147, 150, 215, 253, 423
 Phrenologie 3, 96, 112, 174, 177, 295, 421
 Physiognomie 6, 35, 37–38, 40–41, 45–48, 60, 62, 74, 78, 93, 96, 106–107, 123, 128, 135, 150, 152–153, 159, 162, 166, 172–174, 176–177, 188, 214–216, 243, 252, 295, 424
 Polygraph 323, 402

- Populärer Diskurs 190, 424
Porträt 34, 42–43, 45–46, 60–61, 83, 99,
139, 140, 162, 172, 176–177, 179, 186,
189, 240, 263
Post Wolcott, Marion 245–246, 266
Powers, Edward 124–126
Praxeologie 9, 17, 19, 71
Preyer, William T. 99, 111, 117
Prince, Morton 31, 224, 226, 396
Profil 3, 8, 37–39, 41, 45–47, 56–57, 59, 63,
64, 120, 122, 126, 137, 139, 186–189,
191–192, 271, 274, 306, 310, 317, 319–
323, 325–326, 407, 421, 423, 426
Projektion 64, 66, 219f., 239–240, 256–
263, 270, 344
Projektionskunst 45, 139–140, 260–261,
402
Projektiver Test 7, 219–270, 318, 367, 423,
425
Psychoanalyse 50–51, 69–70, 87, 208,
225–227, 231, 233, 255
Psychologisches Labor 4, 8, 12, 33–35,
52, 60, 62, 66, 76, 104, 119, 113, 134–
136, 143–144, 158, 164, 176, 200, 229,
237, 279–280, 282–286, 298, 329f.,
424–426
Psychometrie 268, 279f., 286, 324, 336,
353, 381, 385, 426
Psychose 51, 105, 183, 203, 224, 229, 253,
259, 306, 358, 361–364
Psychotechnik 3, 153–159, 274, 370, 379
Psychotizismus 361, 363–364, 370
Psychological Object 10, 11
Psychologisches Instrument 274
Psychograph 3

Quetelet 280–281

Ratgeberliteratur 32, 85, 89, 143
Reaktionszeitmessung 38, 229–231, 238,
280, 283
Reckwitz, Andreas 19, 31
Rees, Linford 333–334
Reichstein, Herbert 112
Rheinberger, Hans-Jörg 4, 9–10, 150, 418
Ribot, Théodule 30–31
Rice, Louise 114
Rice, Stuart A. 178–179
Rieffert, Johann Baptist 133–134, 158–
159
Roback, Abraham A. 296
Rockefeller Foundation 123, 205, 224–
225, 227, 314, 333, 341, 356
Roosevelt, Theodore 30
Roosevelt, Franklin D. 151, 379
Rorschach, Hermann 232–233, 235–236,
238, 262, 264, 269
Rosanoff, Aaron J. 232, 305
Rosenzweig Picture Association 262
Rubin, Hy 247, 249
Rundfunk 84, 114, 133–136, 143–148,
151–152
Rupp, Hans 37
Rybakoff 238

Sanford, Fillmore H. 150
Sapir, Edward 142, 148
Sargent, Helen 268
Saturday Evening Post 114, 249, 251
Saudek, Robert 53, 67, 111–112
Saunders, David 392
Schablone 62, 207, 312, 325
Schiller, Friedrich 42, 135
Schizophrenie 183–185, 188–189, 204,
208, 277–278, 358, 361–363
Schneidemühl, Georg T. 117
Schwartz, Luis A. 239
Science and Technology Studies 9, 11
Sears, Robert R. 259
Sharp, Stella E. 237, 284
Sheldon, William H. 181, 191–213
Silhouette 34, 42, 44–46
Simon, Théodore 286–291
Simoneit, Max 159–160
Sixteen Personality Questionnaire (16 PF)
399
Slater, Eliot 335
Somatotyping 193–194, 200, 212
Sommer, Robert 102, 104, 129
Spearman, Charles 332, 338–342, 346,
372
Speed of Decision Test 369
Speed Tapping Test 369
Spezialdiskurs 4, 29

- Spranger, Eduard 54, 145–146
 Stagner, Ross 68, 71, 143, 149
 Statistik 8, 12, 39, 60, 65, 69–71, 76, 85,
 117, 138–140, 148, 176, 178, 180, 183,
 191–192, 200–201, 204–205, 207–210,
 216, 220, 229, 275, 267, 278, 281–285,
 306, 308, 309–311, 316, 321, 323–324,
 326, 330, 332–333, 335–339, 341–342,
 344, 346–347, 349, 351–357, 359–363,
 366–367, 370–372, 374, 377, 382, 384–
 385, 387, 394–395, 399–405, 408, 413–
 415, 418–419, 421, 423–425
 Stephenson, William 340
 Stern, William 54, 112, 154–155, 231,
 264, 292
 Stevens, Stanley S. 200
 Stimme 21, 35, 37–40, 56, 63, 66–67, 94–
 95, 128–152, 180, 215, 367
 Stransky, Erwin 130
 Strehle, Hermann 164, 166, 168, 170, 172
 Structured Clinical Interview 416–417
 Struve, Kurt 264
 Subjekt 17–20, 26, 29, 31–32, 120, 156,
 259, 318–324, 420, 423, 425
 Subjektivität 5, 16, 18–19, 422
 Sturma, Dieter 20–21
 Symonds Picture Story Test 264

 Taubes, Frederic 247
 Täuschung 17, 314–318, 322–323, 326
 Temperament Schedule 302, 305, 307
 Terman, Lewis M. 291–292, 303, 313,
 380
 Tertullianus, Quintus Septimus 22
 Thal, Samuel 242–245
 Theophrast 25–26
 Thumb, Norbert 138–140
 Thurstone, Louis 300, 302, 308, 310, 336,
 341–349, 377–378, 391, 394
 Time Magazine 240, 307, 318
 Tintenklecks 232–238, 262, 264
 Titchener, Edward 284
 Thompson, Charles E. 266
 Thomson, Godfrey 341
 Tonband 35
 Track Tracer Test 369–370

 Trait 54–55, 69, 74, 122, 126, 142, 177–
 178, 304, 324, 352–353, 376, 382–386,
 388, 390–391, 394, 400–402, 410, 412,
 415
 Triple Tester 368
 Tursky, Helmut 136–138
 Tusche 38–39, 58–59, 264

 Unbewusstes 31, 33, 49, 52, 73, 77, 83, 87,
 89, 220, 223–224, 227, 230, 237, 240,
 254, 257, 263, 269, 318, 323
 Utiz, Emil 112

 Validität 65, 68, 126, 269, 306, 309, 317,
 319–321, 327
 Validitätsskalen 318–320, 323, 325
 Vernon, Philip E. 65, 69, 123–126, 330
 Victor, Frank 84, 86
 Volkenborn, O. 133–134, 141

 Wadsworth, Guy W. 305–308, 310
 Wagner, Richard 42
 Wagoner, Lovisa 142
 Ward, Lynd Kendall 247, 265
 Washburn Roberts, Cecilia 240–241
 Watson, Goodwin 91–93, 213–214, 313
 Wissler, Clark 285, 309
 Witmer, Lightner 356
 Wittman, Phyllis 203–204
 Weihe, Richard 21–23
 Weimarer Zeit 1, 35, 87, 95, 107, 113, 156,
 172, 180, 424
 Werner, Ruth 331
 Wertheimer, Max 37, 40–41, 48, 51, 53
 Whipple, Guy M. 118, 237, 291–292
 Willoughby, Raymond R. 308
 Wissenskultur 6–8, 14, 71, 128, 221, 267,
 404, 424–425
 Wissler, Clark 285, 309
 Wolff, Werner 6, 33–89, 93–94, 424–425
 Wolkenbilder-Test 264–265
 Woman's Home Companion 114, 213
 Woodworth, Robert S. 299–302, 310
 Works Progress Administration 277, 345
 Wrigley, Charles 396–399
 Wundt, Wilhelm 104, 130, 229, 280, 338

Yerkes, Robert M. 291, 293–294

Zeichnung 42, 45–46, 62, 69, 73, 76, 84,
100, 183, 187–188, 222, 241–245, 265,
293

zerebrales Subjekt 420

Zuordnungsverfahren 42, 63–65, 68, 80,
124–125, 138, 143

Historische Wissensforschung

herausgegeben von

Caroline Arni, Stephan Gregory, Bernhard Kleeberg,
Andreas Langenohl, Robert Suter † und Simon Teuscher

Die Reihe *Historische Wissensforschung* versammelt Forschungen zu kulturellen Konstellationen von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart, in denen Wissen selbst thematisch wird. Sie interessiert sich für Analysen der Entstehung und Stabilisierung, der Transformation und Dekonstruktion von Wissen in konkreten Praktiken; für Qualifikationen von Wissen wie Objektivität, Perspektivität oder Wahrheit; für Übersetzungen und Übergänge von Wissen, seine Normal- und Ausnahmezustände, kurz: für all das, was Wissen als Wissen kenntlich macht. Damit vertritt sie die Anliegen einer historischen Epistemologie wie auch praxeologisch ausgerichteter Ansätze der jüngeren Wissensforschung. Sie lenkt ihr Augenmerk insbesondere auf die Wissenschaftsgeschichte der Sozial-, Geistes- und Humanwissenschaften und präsentiert kritische und materialgesättigte Studien, die sich des theoretisch-methodischen Instrumentariums der Historiographie, Soziologie, Anthropologie, Medien- und Literaturwissenschaft reflektiert bedienen. In der Reihe erscheinen Monographien, Qualifikationschriften, vergessene oder schwer zugängliche Arbeiten der Wissenssoziologie und -geschichte, Sammelbände und Essays.

Die Reihe wird von den fünf Herausgebern gemeinsam verantwortet. Alle veröffentlichten Bände wurden eingehend begutachtet und einstimmig in die Reihe aufgenommen.

ISSN: 2199-3645

Zitiervorschlag: HWF

Alle lieferbaren Bände finden Sie unter www.mohrsiebeck.com/hwf



Mohr Siebeck
www.mohrsiebeck.com

